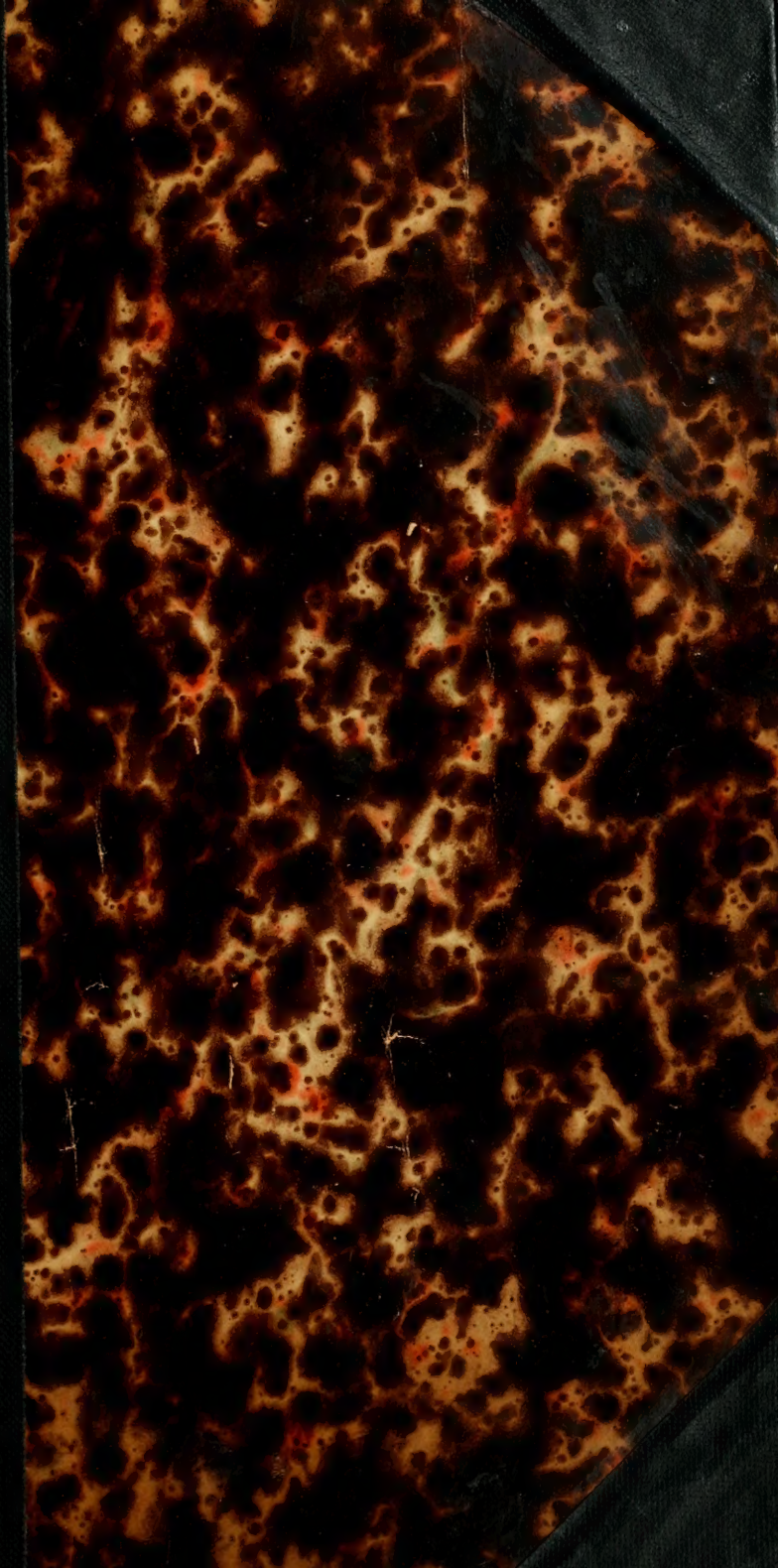


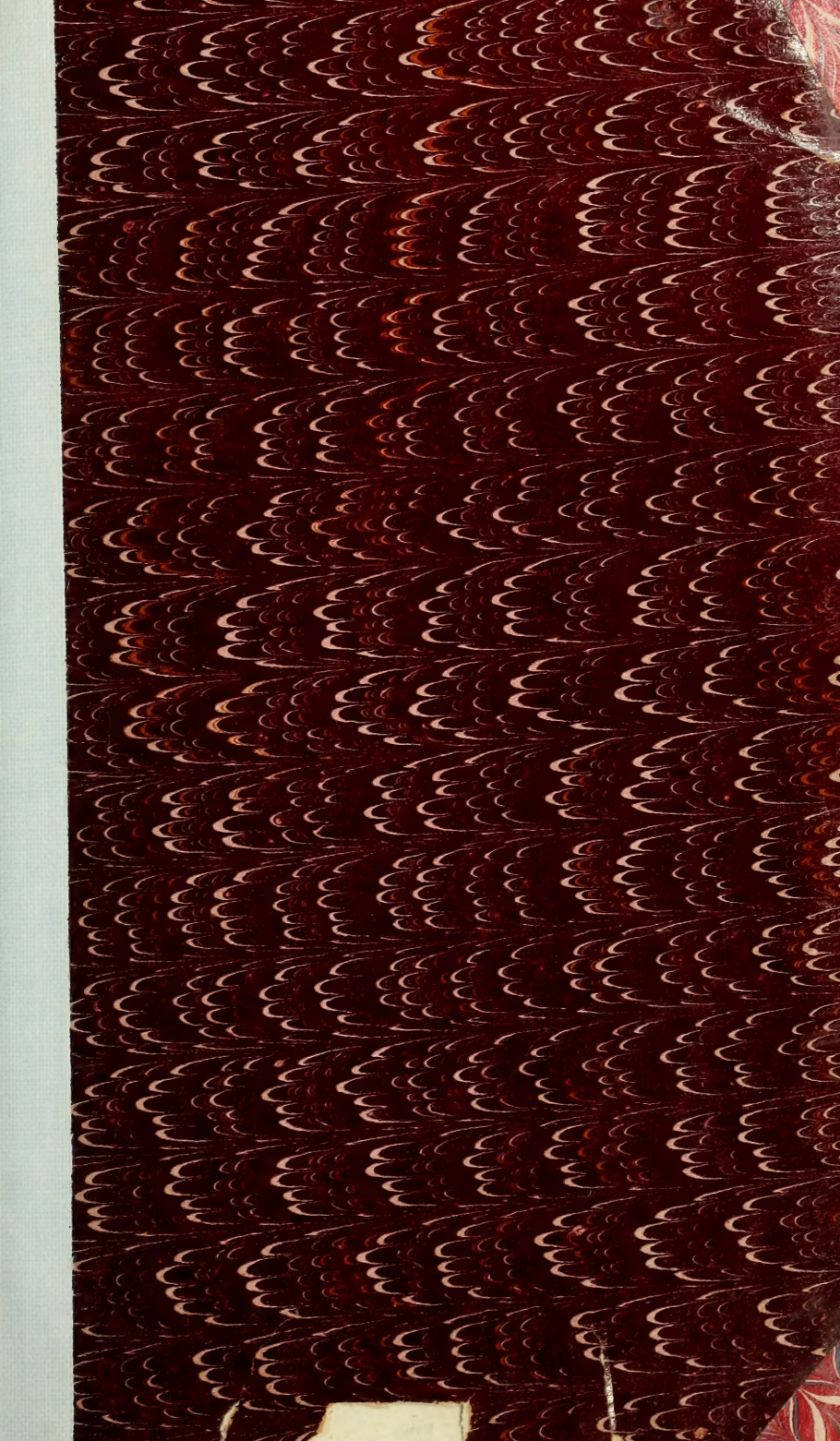



3 1761 08225923 5





FROM
THE LIBRARY OF
PROFESSOR W. H. CLAWSON
DEPARTMENT OF ENGLISH
UNIVERSITY COLLEGE





Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

a/

Die
Deutsche Geschichte

in
ihren wesentlichen Grundzügen

und
in einem übersichtlichen Zusammenhang.

Von
Dr. Heinrich Dittmar.

Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage.

Heidelberg,
Universitätsbuchhandlung von Karl Winter.
1863.

Concordiâ parvae res crescunt, discordiâ maximae dilabuntur.

Sall.

„Eintracht giebt Macht,
Zwietracht bringt Ohnmacht.“

DD

89

D57

1863



924034

Vorwort

zur fünften Auflage.

Die Freunde der vaterländischen Geschichte, welche sich des vorliegenden Handbuchs bisher bedient haben, erhalten hier dasselbe in einer ganz erneuerten Gestalt, bei welcher sowohl der Stand der neuern Forschungen, als auch das Bedürfniß derer berücksichtigt ist, die sich daraus belehren wollen. Bei dieser Doppelforderung war ich bestrebt, den Faden, an den sich alle Thatfachen, sie mögen nun der engern oder erweiterten Betrachtung angehören, in fortlaufender Wechselwirkung der Ursachen und Folgen an einander reihen, nie fallen zu lassen und dabei auch jene anschauliche Gruppierung und Anordnung beizubehalten, durch welche die Übersichtlichkeit des reichen Stoffes, welche dem Buche zum Theil seine bisherigen Freunde erworben hat, wesentlich erleichtert wird. Ein erfreulicher Aufschwung des vaterländischen Sinnes macht die Kenntniß der deutschen Geschichte in unseren Tagen zu einem immer allgemeiner und lebhafter empfundenen Bedürfniß, und wird daher auch der genaueren ausführlicheren Darstellung der wichtigsten Ereignisse, welche diese Ausgabe darbietet, so wie der Aufnahme einzelner bedeutungsvoller Charakterzüge und Schilderungen, welche das Interesse erhöhen und die Veranschaulichung erleichtern, zur genügenden Rechtfertigung dienen.

Für diejenigen, welche in den verschiedenen Perioden der deutsch-vaterländischen Geschichte noch nähere Ausführungen wünschen, diene der Hinweis auf die neueste Ausgabe meiner größern „Geschichte der Welt“*), so wie zur Veranschaulichung dieser Perioden der in der gleichen Verlagshandlung erschienene historische Atlas**) Hülfe leisten

*) Geschichte der Welt vor und nach Christus mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker. 6 Bände. 2. Aufl. Heidelberg, bei Karl Winter.

**) Historischer Atlas nach Angaben von Heinrich Dittmar, neu bearbeitet und ergänzt von Völter, 3. Aufl. in zwei Abth. Heidelb. b. demselben.

kann. Diejenigen, welche neben dieser ausführlichern Darstellung der deutschen Geschichte einen kurzen Leitfaden haben möchten, könnten dazu die in meinem Umriss der Weltgeschichte *) vorkommenden deutsch-geschichtlichen Abschnitte gebrauchen.

Ich habe für diese „Deutsche Geschichte“, welche von den bayrischen und preussischen Oberschulbehörden zur Benützung empfohlen worden ist, nur noch den Wunsch zu wiederholen, daß die in diesen geschichtlichen Erinnerungsblättern laut genug sprechenden Mahnungen zur wahren Vaterlandsliebe, welche über dem untern Vaterlande auch das obere nicht aus den Augen verliert, an vielen Herzen gesegnet sein und ihnen zu einem freudigen Aufschwung in eine bessere Zukunft unseres Volkes behülflich sein mögen. Er aber, der da ändert Zeit und Stunde, der zu nichts macht der Heiden Rath und wendet die Gedanken der Völker, der da giebt den Weisen ihre Weisheit und den Verständigen ihren Verstand, — er zeige auch unserem Volke, was ihm frommt, und leite es auf den Weg des rechten Friedens und der wahren Ehre, der allein zum Ziel untrüglicher Größe führt.

Zweibrücken, den 15. Sept. 1863.

H. D.

*) Die Weltgeschichte in einem leicht überschaulichen in sich zusammenhängenden Umriss. Achte Auflage. Ebendasselbst.

Die Verlagshandlung erlaubt sich darauf aufmerksam zu machen, daß als **Anhang** zu dieser deutschen Geschichte erschienen sind:

- H. Dittmar**, Abriss der **Bayrischen** Geschichte, gr. 8. 24 fr. od. 8 Mgr.
 „ Abriss der Geschichte des **preussischen** Staats. 18 fr. od. 6 Mgr.
 „ Abriss der Geschichte des **österreichischen** Kaiserstaats. 12 fr. od. 4 Mgr.

Inhalt.

Erster Zeitraum.

Vom ersten Auftreten der Deutschen bis zur Gründung germanischer Reiche auf den Trümmern des römischen.

	Seite.
Kap. 1. Ursprung der Deutschen und Verhältniß zu ihren Nachbarstämmen in Mitteleuropa	1
" 2. Die deutschen Stämme und ihre ersten Wohnsitze	4
" 3. Sitten der alten Deutschen	9
" 4. Kampf der Cimbern und Teutonen mit den Römern	20
" 5. Römische Herrschaft auf dem linken Rhein- und rechten Donauufer	25
" 6. Deutschlands Unterjochung durch die Römer	29
" 7. Deutschlands Befreiung vom Römerjoch	32 *
" 8. Die Gränzkriege zwischen den Römern und Deutschen	38
" 9. Angriffe der deutschen Völkervereine auf das römische Reich	41
" 10. Die Völkerwanderung	44
" 11. Das Hunnenreich	55
" 12. Untergang des weströmischen Reichs und Stiftung germanischer Reiche in Italien	59

Zweiter Zeitraum.

Von der Gründung des fränkischen Reichs bis zur Theilung desselben.

Kap. 13. Die Gründung des fränkischen Reichs	70
" 14. Innere Zustände der germanischen Völker während und nach der Völkerwanderung	76
" 15. Die Merowinger und die fränkischen Hausmayer	81
" 16. Die Karolinger in Frankreich	87
" 17. Innere Zustände der Deutschen im karolingischen Zeitalter	104

Dritter Zeitraum.

Von der Aufrichtung des deutschen Reichs bis zum Herabsteigen des Kaiserthums von seiner Machthöhe.

Kap. 18. Die Karolinger in Deutschland	109
" 19. Die Kaiser aus dem sächsischen Stamme	115
" 20. Innere Zustände Deutschlands in der sächsischen Periode	129
" 21. Die Kaiser aus dem salisch-fränkischen Stamme	131
" 22. Innere Zustände Deutschlands in diesem Zeitraume	171

Vierter Zeitraum.

Vom Kampf des Kaiserthums mit dem Papstthum bis zum Untergang
der Kaiserherrlichkeit.

	Seite.
Kap. 23. Die Kaiser aus dem hohenstaufischen Hause	176
" 24. Das Interregnum	204
" 25. Kurze Übersicht der Kreuzzüge	209
" 26. Innere Zustände Deutschlands unter den Hohenstaufen	222

Fünfter Zeitraum.

Vom beginnenden Verfall des deutschen Reichs bis zum Ausgang des
Mittelalters.

Kap. 27. Die Kaiser aus verschiedenen Häusern	232
" 28. Die luxemburgischen Kaiser	253
" 29. Befestigung der Kaiserwürde im habsburgischen Hause	278
" 30. Innere Zustände Deutschlands in den letzten Zeiten des Mittelalters	297

Sechster Zeitraum.

Vom Beginn der Reformation bis zum westfälischen Frieden.

Kap. 31. Anfang der Reformation	309
" 32. Fortgang der Reformation	331
" 33. Befestigung der habsburgischen Macht in Italien und der Reformation in Deutschland	340
" 34. Weitere Verbreitung der Reformation und vergebliche Vereinigungs- versuche	351
" 35. Der schmalkaldische Krieg und seine Folgen bis zum Religionsfrieden	363
" 36. Stellung der Parteien bis zum 30jährigen Kriege	385
" 37. Der dreißigjährige Krieg	397
" 38. Noch Einiges von den innern Verhältnissen Deutschlands von der Re- formation an bis zum westfälischen Frieden	427

Siebenter Zeitraum.

Von der Unmacht Deutschlands seit dem westfälischen Frieden bis zur
Auflösung des römisch-deutschen Reichs.

Kap. 39. Die Vertheidigungskriege am Rhein gegen Ludwig XIV	443
" 40. Minderung Habsburgs und Schwächung des deutschen Reichs	455
" 41. Innere Zustände Deutschlands im sog. Zeitalter Ludwigs XIV	466
" 42. Oesterreichs Erhaltungskampf und Preußens Emporsteigen	472
" 43. Das Zeitalter Friedrich's des Großen	492
" 44. Deutschland im Kampf mit der französischen Revolution	503
" 45. Frankreichs Übermacht und die Auflösung des römisch-deutschen Reichs	511

Achter Zeitraum.

Von Deutschlands tiefstem Fall bis zu seiner Wiedererstehung als
deutscher Staatenbund.

	Seite.
Kap. 46. Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung	518
„ 47. Deutschlands Befreiung vom Fremdjoch	529
„ 48. Die Stiftung des deutschen Bundes	551
„ 49. Zu den innern Zuständen Deutschlands seit der Mitte des 18. Jahrh.	554
„ 50. Deutschlands Wiederordnung seiner innern Angelegenheiten seit der Stiftung des deutschen Bundes bis zum Jahre 1840	561
„ 51. Deutschland vom Verheißungsjahre 1840 an bis zum Revolutionsjahre 1848.	568
„ 52. Blick auf die jüngste politische Lage Deutschlands	577
„ 53. Blick auf den Bildungsstand Deutschlands im letzten Vierteljahrhundert	588

Anhang.

I. Stamm- und Geschlechtsstafeln zur deutschen Geschichte :

1. Stammtafel der Merowinger	591
2. „ „ Karolinger	592
3. „ „ Welfen und Hohenstaufen	593
4. „ des preussischen Hauses	594
5. „ „ habsburgischen Hauses	595
6. „ „ habsburgischen Hauses. (Fortsetzung)	596
7. „ „ Hauses Wittelsbach in Bayern	597
8. „ „ Hauses Wittelsbach in Bayern. (Fortsetzung)	598

II. Zeittafel oder Zusammenstellung der Hauptbegebenheiten der deutschen Geschichte nach einer dreifachen Abtheilung	599
---	-----

Druckfehler,

welche man mit der Entfernung des Autors vom Druckort entschuldigen wolle.

Seite 7,	Seite 19 v. u.	anstatt Völer, lies Völker.
" 47,	" 12 v. u.	" wälzte die, lies wälzte sich die.
" 52,	" 23 v. u.	" Gohen, lies Gothen.
" 67,	" 2 v. u.	streiche die Worte: über die julischen Alpen.
" 69,	" 7 v. u.	anstatt gebrauchen lies gebrauchten.
" 76,	" 4 v. o.	" Ems, lies Ens.
" 85,	" 1 v. u.	" deutschen, lies deutschen.
" 92,	" 21 v. u.	" den Chalifen, lies dem Chalifen.
" 94,	" 5 v. o.	" 785, lies 788.
" 154,	" 18 v. o.	" eingegebenen, lies eingegebene.
" 158,	" 12 v. o.	" erreichen, lies erweichen.
" 165,	" 16 v. o.	" scharolickenden, lies scharfblickenden.
" 166,	" 21 v. o.	" er, lies der Kaiser.
" 180,	" 15 v. o.	" konnte, lies konnte.
" 197,	" 9 v. u.	" und durch, lies sowie durch.
" 203,	" 20 v. o.	" erklärte auch, lies erklärte ihn auch.
" 210,	" 17 v. u.	" unmuthig, lies ermuthigt.
" 222,	" 20 v. u.	" episcopas, lies episcopus.
" 268,	" 15 v. o.	" kirchliche, lies kirchlichen.
" 290,	" 5 v. u.	" ränkesüchtigen, lies ränkesüchtigen.
" 292,	" 10 v. u.	" 2, lies 3.
" 298,	" 21 v. u.	" Söldnern, lies Söldner.
" 302,	" 5 v. o.	" von welche, lies von welchen.
" 353,	" 5 v. o.	" folgende Jahrhunderten, l. folgende Jahrhunderte.
" 353,	" 17 v. u.	" religiones, lies religionis.
" 356,	" 6 v. o.	" um Mailand eroberte, l. um Mailand zu erobern.
" 384,	" 4 v. o.	" verrieth, lies gerieth.
" 386,	" 18 v. u.	" boten, lies bot.
" 404,	" 8 v. o.	" von Hesse, lies von Hessen.
" 412,	" 11 v. u.	" Stadt, lies Umgebung der Stadt.
" 447,	" 12 v. o.	" wurde, lies wurden.
" 455,	" 19 v. o.	" offgebare, lies offenbare.
" 465,	" 14 v. u.	" worden, lies werden.
" 472,	" 1 v. u.	" zum, lies zu.
" 480,	" 3 v. u.	" zu Frankfurt, lies als Franz I. zu Frankfurt.
" 491,	" 10 v. o.	" Verglio, lies Broglio.
" 500,	" 9 v. u.	" größte, lies größten.

Erster Zeitraum.

Vom ersten Auftreten der Deutschen bis zur Gründung germanischer Reiche auf den Trümmern des römischen.

113 v. Chr. bis 486 n. Chr.

Kap. 1. Ursprung der Deutschen und Verhältniß derselben zu ihren Nachbarstämmen in Mitteleuropa.

§. 1. Das christliche Europa verdankt seine Bestimmung, die „Bildungsstätte der Welt“ zu sein, zunächst dem Rathschlusse Gottes, zufolge dessen (Matth. 21, 23) das Reich Gottes von den Juden genommen und den Heiden gegeben werden und Japhet wohnen sollte in den Hütten Sem's (1. Mos. 9, 27); sodann vorzugsweise den germanischen Völkerstämmen, welchen von Gott die Aufgabe und Befähigung geworden ist, der absterbenden alten Welt „neue schöpferische Lebenskraft“ zuzuführen, um von ihr dafür nicht bloß die bildenden Formen des antiken Geistes, sondern auch, was mehr ist, „das Licht der ewigen Wahrheit einzutauschen“ und nach der Aneignung dieser Güter, in Folge der Befehrung der Germanen zum Gehorsam des Glaubens, durch das dadurch gewonnene geistige Übergewicht die Herrschaft christlicher Bildung und Gesittung in Europa zu wege zu bringen. Mit dem Abfall von dieser völkererhaltenden Lebensbedingung würde auch das deutsche Volk verfallen müssen, da es so wenig, wie einst das „Volk Gottes“, sich auf seine Stammesvorzüge, wie groß diese auch sind, zu berufen berechtigt ist.

Der Ursprung der Germanen verliert sich in das Dunkel der Vorgeschichte. Aus den überlieferten Sagen und mehr noch aus den Ergebnissen der Sprachvergleichung geht nur dies mit Klarheit hervor, daß sie (der kaukasischen Race angehörig) — aus dem Stamme Japhet's entsprossen und in der Bibel *Askenas* genannt — in unvordenklicher Zeit aus dem Innern Asiens, der Wiege der Menschheit, insbesondere aus den Gebirgsgegenden Indiens, durch das Land über dem schwarzen Meere, also auf der uralten Wanderstraße der aus Asien herfluthenden Völker, in Europa eingewandert sind und sich in der rauhen gebirgigen Mitte dieses Erdtheils nieder-

gelassen haben, weil die westlichen und südlichen Gegenden desselben schon besetzt waren.

Ehe das Licht der Geschichte in jenes Dunkel fiel, war nämlich Europa schon von pelasgischen, thrasischen, illyrischen, iberischen, keltischen, germanischen, slavischen, ästischen und finnischen Völkerstämmen bewohnt.

Die Pelasger hatten Griechenland und einige Theile von Italien besetzt, und waren mit dem aus ihnen emporgewachsenen Stamme der Hellenen durch Vermischung mit Colonisten von Kleinasien, Phönizien und Aegypten zum Volke der Griechen, hier (in Italien) mit andern Völkern zu einem Bestandtheil des späteren Volkes der Römer geworden. — Die Thrazier hatten die Länder von Macedonien bis Vorderasien und nördlich bis an die Donau inne. — Die Illyrier hatten damals Sitz theils am rechten Donauufer bis zum Plattensee, theils in den östlichen Umgebungen des adriatischen Meeres, vom jonischen Meer an bis zur Po-Mündung gefunden. — Die Iberer hatten sich im äußersten Süden Europa's auf der pyrenäischen Halbinsel verbreitet, die Finnen dagegen sich als ein armes Jäger- und Fischervolk am nördlichen Ocean, von Scandinavien an bis über den Ural hinaus, niedergelassen.

§. 2. **Die Kelten, Germanen, Slaven und Ästen** sind allein diejenigen Völker in Mitteleuropa, die mit den Indern nach den Zeugnissen der Sprache und Mythologie in nächster Verwandtschaft stehen, und aus dem Umstande, daß die letztern von den vier erstern in so weiter Ferne getrennt liegen, läßt sich „vielleicht für die dunkle Urzeit dieser fünf Brudervölker die Vermuthung wagen, daß sie einst an den vordern Abhängen Hochasiens sich zusammengefunden und dann sich seitwärts, und zwar die Inder an die südlichste Spitze Asiens, jene vier andern Bruderstämme aber bis an den äußersten Rand des Festlandes“ nach Nordwest gewendet haben, während „andere Glieder derselben Verwandtschaft, zuletzt vielleicht Perjer und Scythen, aus den Ebenen Hochasiens zwischen sie hindurch nach Westen zogen.“

Von diesen vier, dem indischen Sprachstamm angehörigen, in Lebensart sich ähnlichen mitteleuropäischen Stämmen haben die **Ästen** (Ästier), als der kleinste, ursprünglich das Bernsteinland oder die Seeländer von der Südküste des finnischen Meerbusens bis zum Pregel besetzt, wo sie der erste nordische Entdecker, der massilische Grieche Pytheas, um 320 v. Chr. schon vorgefunden haben soll, und wo sie sich durch alle Jahrhunderte hindurch als ein mit den Germanen und Slaven im Allgemeinen verwandter, aber im Besonderen wieder grundverschiedener Stamm, unter allen großen Veränderungen und Bewegungen, die um ihn herum vorgegangen sind, wenig über ihre ursprünglichen Sitze ausgebreitet haben. Ihre Sprache war eine selbständige und umfaßte die nun ausgestorbene altpreußische, die litthauische und die kurisch-lettische Mundart.

Die übrigen drei Stämme — Kelten, Germanen und Slaven — sind nicht bloß in Mitteleuropa, sondern in Europa überhaupt nach Menge und Ausbreitung die größten und wichtigsten Völker. Sie hatten unter sich zwar nicht nur gleiche Lebensweise, rücksichtlich welcher sie in dem Übergange vom Nomadenleben zur Cultur begriffene Völker waren, sondern auch gleiche Körperbildung, hinsichtlich welcher insbesondere die Kelten und Germanen durch starken, langgestreckten Körperbau

und röthliches (goldgelbes) Haar sich ganz nahe standen; dennoch aber sind alle drei Stämme in den wesentlichen Merkmalen der Volkseigenthümlichkeit, der Sprache und des Glaubens, wieder deutlich von einander unterschieden.

Im Westen von Mitteleuropa hatte sich der keltische Stamm, im Osten der slavische, in der Mitte zwischen beiden der germanische Stamm festgesetzt.

§. 3. **Der Kelten** weitverbreiteter Name gehörte ursprünglich nur einem Zweige dieses mitteleuropäischen Weststammes an, wurde aber nachher auf den ganzen Stamm mit allen seinen Zweigen übertragen.

Denn „aus dem ganzen großen Stamme wurden nur die großen Namen Gallier, Galater, Belgen, Britannen gehört, aber keine allgemeine Benennung.“ Diejenigen Kelten, welche nach ihrem Zuge über die Alpen dem Römer zuerst aufstießen, hieß er **Gallier**, und der Name Galli ist nichts anderes, als der durch die Griechen genauer gegebene Name Galatae (Keltae), und es scheint, „daß diejenigen von den Kelten sich diese Benennung gaben, welche auszogen, um neue Länder zu erobern.“ Die Römer aber nahmen den ihnen von beiden Seiten der Alpen her einmal bekannten Namen Galli nicht nur = Celtae, sondern brauchten ihn (in der Benennung ihrer Provincia Gallia) noch in weiterem Sinne. Dadurch, und daß die ausgewanderten Kelten Galater hießen, kam der Name Gallier, Galater in weitere Verbreitung, als der Name Kelten.

Kelten, die gleich den andern Indogermanen aus Asien stammen, haben lange unter diesem Namen in demjenigen Theile des jetzigen Frankreichs, der zwischen der Rhone, der Garonne, dem Ocean und der Gränze der alten Belgen liegt, eine selbständige Existenz gehabt. Die Stammkelten bestanden aus den Völkern zwischen der Seine und Loire, den Völkern zwischen der Loire und Garonne und den Völkern an der Rhone und ihren Umgebungen.

Unter ihnen sind die wichtigsten die **Sequäner**, westlich vom Arar (der Saone) bis zum Jura und den Vogesen, und die **Aduer**, nördlich von der Saone bis zur Loire. — „Dies ist der Herd jener Bewegungen, von dem aus jene zahlreichen Kelten-schaaren wie reißende Ströme in verschiedene Richtungen hin sich ergossen haben.“

Aus diesem ihrem Stammlande hinausdrängend, machten die **ausgewanderten Kelten** den Anfang zu den Bewegungen in Europa. Durch ihre Wanderzüge breiteten sich die Kelten von Westen nach Osten in andere Theile Europa's aus, so daß sie außerhalb ihres Stammlandes erscheinen als iberische Kelten (Celtiker, auf der Westküste Iberiens oder Spaniens, und Celtiberer, vorzüglich auf den Hochebenen dieses Landes); — als italische Kelten (nördlich und südlich vom Po, unter dem Namen cisalpinische Gallier); — als Alpenkelten (in den Alpen und deren Umgebungen, unter der besonderen Benennung Rhätier, Bindeliker, Noriker und Carner); — als Donaukelten, als illyrische Kelten, als macedonisch-thracische Kelten, sogar als kleinasiatische Kelten (in Galatia oder Gallogræcia).

Zum großen Keltenstamm gehörten ursprünglich auch die Belgen, die Britannen, die Kaledonier und die Jren.

Die **Belgen**, ein Zweigstamm mit siebenzehn Völkern keltischer Mundart, saßen zwischen der Marne, Seine, dem Ardennerwald, dem Meere und dem Niederrhein. Die mächtigsten unter ihnen waren die **Nervier** in Südbraabant bis an die Sambre. — Von den Kelten im Stammlande Gallien, die sich schon zu Cäsar's Zeit in der Tapferkeit nicht mehr mit den Germanen verglichen, unterschieden sich die Belgen durch größere Tapferkeit, Kriegslust und Freiheitsliebe. Denn schon frühe hatten sich germanische Völker bei ihnen niedergelassen, so daß Cäsar meinte, die Belgen seien größtentheils von der Ostseite des Rheins dahin eingewanderte Germanen, von welchen die früheren (keltischen) Bewohner entweder

verdrängt oder bewältigt worden seien. Demnach sind die Belgen aus der Zeit Cäsar's theils keltischen, theils germanischen Bluts, und selbst die ersten verachteten ihre weichlichen Stammgenossen in Gallien, die sich so leicht unter das römische Joch beugten, und wollten lieber alle von den tapfern Germanen abstammen.

Die **Britannen**, auf der aus dem Nordmeere sich erhebenden Hauptinsel, wo sie bis an die beiden Jirde reichten, waren, ihrer Sprache nach, verwandt mit den Kelten, da die von den alten als keltisch genannten Wörter sich in der britischen Zunge wieder finden und die Gallier ihre Religionsgeheimnisse bei den Britannen erlernten.

Die **Kaledonier**, die kriegerischen, starkgebauten, röthlichhaarigen Einwohner des über jene beiden britischen Jirden hinausliegenden freien Gebirgslandes Kaledonia, werden zwar von Tacitus für Germanen gehalten, waren aber nichts desto weniger, der Sprache und Religion nach, keltischer Abkunft. Diese Hochländer wurden später Pikten genannt und nennen sich jetzt noch selbst **Gäl** und ihre Sprache, deren Wurzeln keltisch sind, die gälische. — An sie schloßen sich die **Hibernier** oder **Iren** auf Irland, deren Sprache ebenfalls zur gälischen stimmt und, wie diese, Ursprache ist.

§. 4. Von den **Slaven**, welche unter dem Namen Wenden zuerst in die Geschichte traten und als der dritte große mitteleuropäische Hauptstamm in Betrachtung kommen, ist vorerst nur zu bemerken, daß sie, beim ersten Einfall des Lichts der Geschichte in Europa's nördliche Länder, im Rücken der Germanen noch unbedeutend und unentwickelt verborgen lagen und die Umgebungen der wolhonsischen Waldhöhen bewohnten. In dieser nördlichen Heimath saßen sie Jahrhunderte lang, bis in der Folge die vor ihnen liegenden germanischen Völker ihnen Raum machten, westwärts und südwärts vorzurücken und sich als „zahlreiche Massen über die weiten Gebiete auszugießen, die sie jetzt inne haben“. (S. §. 72.)

Kap. 2. Die deutschen Stämme und ihre ersten Wohnsitze.

§. 5. Der vorzüglichste und begabteste der drei mitteleuropäischen Hauptstämme ist der germanische, dessen uralte Wohnsitze sich vom Jura, den Vogesen und der Maas an bis zur Weichsel und von der Donau bis zur Nord- und Ostsee und über dieselbe hinaus über Skandinavien erstreckten.

Mitten durch Deutschland, das die Römer, vom Rhein an gerechnet, das freie Germanien, auch **Großgermanien** hießen, zog sich der nach Cäsar's Angabe 60 Tagereisen lange hercynische oder arfynische Waldgebirgszug, der südwestlich bei den Kelten mit den Cevennen anfieng und südöstlich bei den Scythen mit den Karpathen endete. Je mehr die einzelnen Glieder dieser langen Waldkette bekannt wurden, desto weiter in die Mitte zurückwich nachher die Benennung hercynisch und blieb als Gesamtbezeichnung den eigentlichen germanischen Waldhöhen, bis der Namen zuletzt sich in noch engeren Raum zusammenzog. Von diesem germanischen Walde sind die verschiedenen in Deutschland noch vorhandenen Waldgebirge die Überreste.

Den Gesamtnamen **Germanen**, der seit Cäsar bekannt wurde, haben wahrscheinlich die niederheinischen Kelten den Deutschen schon frühe beigelegt. Die Deutschen selbst nannten sich nicht Germanen; sie hatten überhaupt noch keine allgemeine Bezeichnung für alle ihre Stämme. Wie

jener Name aufgefunden und was er bedeute, darüber hat man verschiedene Erklärungen, deren jedoch keine gewiß ist.

Der römische Geschichtschreiber Tacitus sagt, der Namen sei in Belgien aufgefunden. Von dieser Mittheilung räth Jacob Grimm das festzuhalten, daß der Name von den am Niederrhein wohnenden Stämmen ausgegangen wäre und sich zu allen übrigen verbreitet hätte, indem die Deutschen im Verkehr mit den Römern sich diesen Namen gefallen ließen, wiewohl ihm neben seiner entscheidenden Allgemeinheit noch lange ein Bezug auf einzelne Stämme angehangen zu haben scheint. — Über die Bedeutung dieses Namens läßt sich ebenfalls nichts Bestimmtes angeben. Man kann nur annehmen, daß er weder von *guerre* (Krieg), noch von *Ger* (*Sper*) herkommt, auch nicht mit dem Worte *Wehr* zusammenhängt, weil in diesen drei Fällen die Wurzel anders als *ger* lauten müßte. (E. Zeuß bringt die Wurzel *ger* (mit der Abtheilung *m*) mit dem slavischen *gor* und mit dem sanskritischen *gir* in Verbindung, welches beides Berg bedeutet, und hält es für wahrscheinlich, daß der Namen von den Kelten aufgebracht wurde, welche damit ihre Nachbarn auf dem rechten Rheinufer als Waldgebirgsbewohner, d. i. als Anwohner des weit hinziehenden hercynischen Waldes bezeichnet hätten.)

Der Name **Deutsch** aber ist uralte, ursprünglich-einheimische Bezeichnung der Sprache des ganzen Stammes, die man althochdeutsch *diutisc* (gothisch *thiudisks*, altsächsisch *theodisc*), d. h. deutsche nannte, ein Namen, der vom Gothischen *thiuda* (althochdeutsch *diot*, angelsächsisch *theod*), d. i. Volk, kommt, so fern man darunter die große, in gemeindeutlicher Rede sich verstehende Volksgemeinde begreift; denn auch das Wort *diutan*, deuten oder sich durch Worte allgemein verständlich machen, hängt damit zusammen. In Urkunden aber kommt der Namen *deutsch* erst seit 813 n. Chr. vor und wurde allmählich Gesamtbezeichnung der Völker deutscher Zunge.

Für den größten Theil der germanischen Stämme (nicht für alle) findet sich in frühester Zeit der weitverbreitete Namen *Suevi* (besser *Suebi*), der die Germanen der unsteten, schwebenden, schweifenden Lebensweise bezeichnete. Dieser Namen umfaßt bei Cäsar jene in einem großen Bunde mit einander stehenden germanischen Völker im Westen der Elbe, bei Tacitus auch noch die östlichen Germanen, während die von der alten herumschweifenden Sitte abgewichenen germanischen Völker nicht mehr zu den Sueven gehörten, vielmehr von ihnen verfolgt wurden (wie z. B. die *Ubier* etc.). Nachher als die alte Stellung der deutschen Völker sich auflöste, haben einzelne Völker, wie z. B. in Südwest-Deutschland die *Schwaben*, die *Wariner* an der Elbe (als sog. *Nordschwaben*) u. a. jenen alten Gesamtnamen *Sueven* als besondere Bezeichnung behalten.

Die Sueven waren in einen großen Bund vereinigt und in 100 Gaue getheilt. Aus jedem Gau schickten sie jährlich 1000 Mann in den Krieg, während die Daheimbleibenden die Felder bestellten; im darauf folgenden Jahre zogen diese in den Krieg und jene blieben daheim. Auf diese Weise wurde weder Feldbau, noch Kriegsausübung unterbrochen. Sie hatten auch kein abgetheiltes Feldeigenthum, und kein Stamm durfte länger als ein Jahr an einem Orte bleiben, damit er nicht Lust bekäme, sich anzusiedeln und sich des Kriegslebens zu entwöhnen, auch damit Keiner durch Reichthum und Macht sich über den Andern erheben könnte. — Daß nächst an ihren Gränzen Alles weit und breit wüste lag, sollte beweisen, daß die Gränznachbarn ihrer Macht hätten weichen müssen.

§. 6. Ihre Abstammung leiteten die Deutschen selbst von einem Gotte *Tuisco* oder *Tuisto* (besser wohl: *Tiusco*, von *Tiu*, Gott, her, dessen

Sohn Man durch seine drei Söhne Ingo, Isko und Ermin oder Irmin der Stammvater der drei deutschen Hauptzweige auf dem Festlande wurde, zu denen aber (vielleicht durch Theilung eines jener drei Zweige) noch ein vierter, durch die See getrennter Zweig kommt, der als nordischer sich eigenthümlich ausgebildet hat. Die Namen dieser Hauptzweige sind:

I. Hermiones, genauer Herminones, die Herminen*), deren Stämme von den Mündungen des Rheins an über die Höhen des Oberlandes bis zu den Mündungen der Donau sich ausbreiteten;

II. Ingaevōnes, genauer Inguaevores, die Ingväven*), deren Stämme sich im Tieflande an den Küsten der Nord- und Ostsee ausbreiteten;

III. Istaevōnes, genauer Isdaevones, die Istäven*), deren Stämme (nicht, wie Plinius meint, am Rhein), sondern zwischen den beiden erstgenannten Zweigen von der Weichsel bis an die Elbe sich einsenkten;

IV. Hillaevōnes (von hella, Klippe, Fels), die Hilläven oder Felsländer, deren Stämme, von allen übrigen durch die See getrennt, über Skandinavien sich ausbreiteten. (S. den histor. Atlas, Tab. VII.)

Der den Herminen eigenthümliche oberdeutsche Sprachzweig enthielt als spätere Gliederungen das Hochdeutsche, das Altsächsishe und Altfränkische; aus dem den Ingväven eigenthümlichen niederdeutschen Sprachzweig entsprang später das Angelsächsishe und Altfriesische; der den Istäven eigenthümliche Sprachzweig hat in der gothischen Sprache sein ältestes Denkmal hinterlassen, als ein vom Oberdeutschen verschiedener Dialect; der den Hilläven eigenthümliche Sprachzweig entwickelte sich in den nordischen Mundarten.

§. 7. Abgleich obige Eintheilung keinen eigentlich historischen Grund hat, so läßt sich doch an sie geographisch die Verzweigung der germanischen Völker am leichtesten knüpfen. Von den vielen deutschen Völkerschaften seien dabei nur die wichtigsten erwähnt, wobei wir aber von den verschiedenen Zeiten, in denen uns theils Julius Cäsar, theils Tacitus ihre Namen überliefert, absehen, auch ihre Namensverwandtschaft unter einander, als kaum erweisbar, dahin gestellt sein lassen, sondern sie nur nach der Örtlichkeit aufführen, welche die gewöhnlichen Karten annehmen. — Zu den germanischen Völkern des Oberlandes (oder zu den Herminonen) gehörten:

1. die Völker am Niederrhein bis zur Ems:

die **Sigambren**, als deren Stammland die Landstrecken zu beiden Seiten der Ruhr ihrem ganzen Laufe nach anzusehen sind. Späterhin scheint sich die Hauptmasse derselben vom Rhein und aus der Römer Nachbarschaft östlich in die Waldhöhen zurückgezogen zu haben: ob sie dort den Namen Marser erhielten, oder ob dieser eine besondere Völkerschaft bezeichnet, ist ungewiß;

die **Ubier**, einst die südlichen Nachbarn der Sigambren bis in die Gegenden der Sieg. Nachher, als sie, wegen ihrer Geneigtheit zu fremden Sitten und Verbindungen, von den Sueven verfolgt wurden, nahmen sie ihre Sitzgelegenheit am linken Rheinufer, nur etwas mehr nördlich, wo Köln ihr Hauptort wurde:

die **Tenchtherer**, zwischen der Ruhr und der Lippe;

die **Uspier** oder Uspäter, von der Lippe bis zur Yffel;

*) Die Endung iones und ones ist die deutsche Endung en, z. B. Burgundiones = Burgunden, Gothones = Gothen, Teutones oder Nuithones = Teuten oder Jüten, Saxones = Sachsen u. s. w.

die **Bructerer**, zwischen der Lippe und Ems;
die **Chamäven**, an der Werra und obern Dunte;

2. die Völker im westsuevischen und mitteldeutschen Gebiete:

die **Chatten**, (Ratten oder nachmaligen Hessen) am äußern Waldbachhang im Wesergebiet, mit der Südwestspitze den Rhein um den Taunus berührend; ausgewanderte Chatten hatten sich über der Waal auf gallischem Boden (in der Ober- und Niederbetuwe) niedergelassen, und ihre Nachkommen auf jener Rheininsel führten den Namen **Batäver**;
die **Mattiäfer**, am Taunus, besonders um die heißen Quellen bei Wiesbaden;
die **Hermunduren**, ein starkes deutsches Volk, das sich vom Thal der Werra, die sie von den Ratten schied, östlich hin ausbreitete, und von der Werra, der Elbe, dem Harz und dem Franken- und dem Thüringer-Walde umschlossen war;

3. die Völker nördlich vom Harz bis zur Elbe:

die **Cherusker**, ein tapferes Volk, nördlich vom Harz und östlich über die Aller hinaus bis nahe gegen die Elbe hin zwischen ihnen und den Sueven herrschte Nationalhaß);
die **Angriwarier** (Engern), nordwestlich von den Cheruskern, zu beiden Seiten der Weser;
die **Lugobarden**, im Bardengau mit dem Hauptort Bardowick (Bardewick) bei Lüneburg, am Westufer der Elbe;

4. die Völker am Oberrhein, am Main und an der Mittel-
donau:

die **Markomannen** oder die in der Marka, d. i. im großen Gränzlande am Oberrhein kämpfenden, zur Fernhaltung fremder Völker aufgestellten Sueven; ihre Sitze scheinen am Mittel- und Obermain gewesen zu sein, von wo aus sie zwischen Rhein und Donau herumstreiften;
die **Mariser**, wahrscheinlich ein Theil der Markomannen, innerhalb des Fichtelgebirges und der fränkischen Höhen;
die **Quaden**, im Gebiete der March und der Taya, in der Länge von der Donau bis rückwärts an's Gebirg;

5. die Völker im obern Weichsel- und Oberland:

dahin gehören die vielverzweigten **Yggier**, zu denen vielleicht auch die **Vandalen** gehörten, die am Nordabhang des Riesengebirgs saßen;

6. die Völker an der Niederdonau:

u ihnen gehören die **Bastarnen**, deren Sitze sich am nördlichen Ufer der Niederdonau von der Ostseite der Karpathen bis zu den Donaumündungen erstreckten.

§. 8. Zu den Germanen des östlichen Flachlandes oder zu den Istäven gehörten die Völker, die sich zwischen der Ostsee und dem Oberlande, von Osten nach Westen her, bis zu der Elbe einjenkten und denen man auch den Gesamtnamen **Vindiler** gab. Darunter sind vorzüglich zu bemerken:

die **Semnonen**, an der schwarzen Elster und Neiße und längs der Spree bis zu ihren Mündungen. Sie sind das erste bedeutende Volk des Ostzweiges an seiner westlichen Gränze. Bei ihnen, als den Vätern der spätern Sueven, war das Heiligthum des Tuisto, wo die suevischen Völker zu bestimmten Zeiten „in grauser Feier (durch Menschenopfer) ihre Verbindung erneuerten“;
die **Wariner** (Nordschwaben), nördlich von den Semnonen und neben den Teutonien, von der Elbe an über das Havelland nach Osten hin;
die **Burgundionen**, deren Stammland an der Neze und Warta war: sie wohnten neben den Semnonen gegen Osten von der Ober bis zur Weichsel hin;
die **Guttonen** oder **Gothen**, eines der berühmtesten deutschen Völker, das Hauptvolk dieses germanischen Zweiges, dessen Sprache durch *Ulphilas* auf uns

gekommen ist: zunächst am frischen Haff, zwischen dem Pregel und der Weichsel, von wo sie sich späterhin gegen den Süden ausbreiteten und als mächtiges Volk am schwarzen Meere erschienen, um sich von da gegen die Römer zu wenden und den Ruhm ihrer Waffen durch Europa zu tragen. (Nach Andern gehören die Gothen nicht zu den Jstäven, sondern hatten eine eigenthümliche, gesonderte Stellung).

§. 9. Zu den Germanen des Tieflandes an der deutschen Seeküste oder den Jngäven gehörten:

1. die Völker an der Nordseeküste:

die **Friesen**, an den Rheinmündungen, um die Seen des östlichen Rheinarms sich ausbreitend;

die **Chauken** auf beiden Seiten der untern Weser, bis links zur Ems und rechts zur Elbe, und südwärts bis zur Hase und den Mündungen der Aller, — ein zahlreiches, starkes Volk, besonnen und mäßig.

2. die Völker auf und nächst an der cimbrischen Halbinsel:

die **Kimbern**, auf der Halbinsel;

die **Teutonen**, von denen vermuthet wird, daß sie mit den Nuthonen des Tacitus und den nachher so benannten Jüten Ein und dasselbe Volk gewesen seien, indem nach dem Auszuge der Kimbern und Teutonen die Halbinsel von den zurückgebliebenen Teuten oder Jüten den Namen Jütland bekam:

Ob die **Ambironen**, als stete Begleiter der Teutonen, ein helvetisches Volk waren, oder in den Norden gehören, und ihr Namen der ältere Name der, den Teutonen benachbarten, überelbischen Sachsen ist, bleibt fraglich;

die **Sachsen**, als Einzelvölkerschaft, den Chauken gegenüber, saßen auf dem Eingang der Halbinsel, zwischen der Trave und dem letzten Lauf der Elbe; aus ihnen giengen die späteren Eroberer von Britannien hervor;

die **Angeln**, südöstlich gegen die Oder hin;

3. die Völker an der Ostsee:

die **Heruler** von der Trave längs der Küste ostwärts gegen die Oder;

die **Rugier**, zu beiden Seiten der Odermündungen und auf der Insel Rügen;

die **Turcilinger** bis an die Weichsel hin;

die **Schyren**, das äußerste deutsche Volk, jenseits der Weichsel, Nachbarn der Jsten und Wenden, an der Ostseite der Gothen.

§. 10. Zu den Völkern des nordischen Stammzweiges der Germanen auf der skandinavischen Halbinsel oder zu den Hülläven gehören die **Swionen** oder **Schweden** (Sweans, Suethidi), Bewohner des östlichen Landes, auf der Westseite des Scovogebirgs; dann die **Gauten** oder **Gothen**, Bewohner des südwestlichen Landes oder Gothlands (wohl zu unterscheiden von den Gothen auf dem Festland) und die **Norweger** (Norvegr, Nordhvegr) im westlichen Küstenlande.

In späterer Zeit, und zwar im Anfang des 6. Jahrhunderts n. Chr., hat sich aus skandinavischem Ursprunge ein neues Volk unter dem Namen **Dänen** gebildet, die von den östlichen Inseln des Belt aus auf das deutsche Festland kamen und sich auf der cimbrischen Halbinsel verbreiteten, von wo aus sie dann ihre Raubzüge in den westlichen Gewässern machten. — Alle germanischen Völker skandinavischen Ursprungs (Norweger, Schweden, Dänen) faßte man unter der allgemeinen Benennung **Normannen** zusammen, bei welchen diejenigen unter ihnen das größte Ansehen hatten, die sich durch Seeraubzüge als Helden (Seekönige) hervorthaten.

§. 11. Schon ehe die Germanen in die Geschichte traten, hatte sich ein Theil von ihnen über den Rhein hinübergedrängt und sich auf dem Westufer des Mittelrheins, dem Lande innerhalb der Vogesen, festgesetzt; daher der Römer nachher diese Striche am linken Rheinufer **Kleingermanien** nannte.

In diesen Gegenden fand Cäsar folgende Völker vor:

- die **Rauraker** oder Rauracher, um die Biegung des Rheins südlich bis zu den Helvetiern und nördlich bis in die Gegend von Colmar mit dem nachher so benannten Hauptorte Augst (Augusta Rauracorum) bei Basel;
- die **Triböker** oder Tribocker, nördlich von den Raurakern, in den höhern Strichen und Hügeln um das vogesische Gebirgsland;
- die **Nemetes**, ostwärts von den Tribokern, in dem schmalen flachen Uferlande des Rheins, von den Raurakern an bis gegen die Neckarmündung hin, mit den Hauptorten Straßburg (Argentoratum) und Speyer (Augusta Nemetum);
- die **Wangionen**, um den Donnersberg nördlich und östlich bis hin an den Rhein (in der Gegend der Neckarmündung), mit dem Hauptorte Worms (Borbetomagus; später Wormatia).

Auf dem linken Rheinufer rühmten sich zwei Völker im Moselthal germanischer Abkunft, wiewohl aus demselben Grunde, wie die Belgen. Es sind dieß:

- die **Trevirer** (Trevörer), westliche Nachbarn der Wangionen, im untern Moselthal, östlich bis an den Rhein, nördlich bis an die Ardennen, ein mächtiges und tapferes Volk der alten kräftigen Lebensweise, mit dem Hauptorte Trier (Augusta Trevirorum); sodann
- die **Mediomatriser**, südlich über jenen, Bewohner des obern Mosellandes, dessen östliche Gränze die Vogesen waren, mit dem Hauptorte Metz (Metis).

In dem sogenannten belgischen Gallien wohnten auch die **Condruser** (nördlich von den Trevirern, südlich von der Maas); nördlich von ihnen die **Churonen** (auf beiden Ufern der Maas) und neben diesen die **Abduater** (zwischen der Schelde und Mosel), welche letztere nebst andern dortigen Völkern später zu den **Tungern** gerechnet wurden. Eben diese Völker im belgischen Gallien führten zuerst den Namen **Germanen**, und stammten, wie man annimmt, von den Cimbern und Teutonen her. Südlich vom Ausfluß des Rheins wohnten die **Menapier**, nördlich davon die **Batäver**; auf den Inseln die **Caninefater**.

Kap. 3. Die Sitten der alten Deutschen.

§. 12. Deutschland war, als der Römer es kennen lernte, noch zum größten Theil mit **Urwald** bedeckt, vor dessen Schrecknissen der weichliche Bewohner des Südens zurückbebt. Das Klima war sehr rauh und feucht; der Boden, nur theilweise fruchtbar, trug nur wenig Getreide (Gerste, Hafer), gewöhnliches Gemüse, Futterkräuter etc.; in seinem Innern fand sich hie und da Silber, Eisen, Kupfer, Salz. Während so der Ackerbau geringen, der Bergbau noch dürftigeren Ertrag bot, waren Viehzucht und Jagd desto ergiebiger. An **Hausthieren** hatte man Rindvieh, Pferde, Ziegen, Schaaf, Geflügel, Bienen; zu den **Jagdthieren** gehörten Bären, Hirsche, Eber, und von dem übrigen Wild, das in den deutschen Urwäldern hauste,

reizte die alten Deutschen besonders das schnelle, dichtfellige Elenn und der wilde Ur oder das Wiesant (dessen Hörner ihnen zu Trinkgefäßen dienten) zur Befriedigung ihrer Jagdlust. Schon frühe wurde daher die Jugend zu dieser Art von Leibesübung angehalten, da ihnen die Jagd für die beste Versschule zum Kriege galt. Obgleich von Natur zum Colonisten bestimmt und auch seit seinem Eintritt in die Geschichte bereits auf der Culturstufe des Ackerbau's und der damit verbundenen Viehzucht stehend, gab sich der freie Germane doch ungern und nur ausnahmsweise mit dem Ackerbau ab, da die Anlage dazu noch durch vorherrschende Kriegs- und Wanderlust zurückgedrängt war. Er überließ daher überhaupt die Sorge für Haus, Hof und Feld denjenigen Familiengliedern, die zum Waffentragen untauglich waren.

Der im alten Deutschen liegende Gegensatz eines entschiedenen Trieb's nach festem Besitz und nach der Fremde einigte sich bei vielen Stämmen (z. B. bei den Suevischen §. 5) in der ältesten Agrarverfassung, d. i. dem jährlichen Wechsel der Flur und jedesmaligen neuen Vertheilung derselben an die Einzelnen, — einer Verfassung, die dem Bodenertrag, wie der Bevölkerung des eigentlichen Germaniens nicht förderlich war: daher theils Nahrungsmangel, theils strichweise Uebervölkerung, theils Lust nach der Fremde die oft gleichmäßigen Gründe zur Auswanderung waren. — Die Lust am wandernden Ackerbau ließ auch die alten Deutschen nicht zum Bauen von Städten und Festen kommen; allem stillsitzenden und verweichlichenden Städteleben abgeneigt, lebten sie lieber in der Freiheit ihrer Wälder oder in den leicht zu vertauschenden Fluren ihrer ländlichen Dorfschaften.

§. 13. Den natürlichen Anlagen nach zeichneten sich die alten Deutschen vor allen andern Völkern vortheilhaft aus, und zwar körperlich: durch sehr weiße Haut, hochgelbe Haare, blaue, wild und feurig blickende Augen, ungewöhnliche Größe (meist von sieben Fuß), gewaltige Kraft, trozige Haltung; geistig durch unbändigen Muth, furchtlose Tapferkeit, unvertilgbaren Freiheitsinn, große Vaterlandsliebe, ernste Gottesfurcht, keusche Zucht, Achtung gegen die Frauen, Gastfreundschaft, Treue und Redlichkeit, — so daß, wie Tacitus sagt, bei ihnen gute Sitten mehr vermochten, als anderswo gute Gesetze. — „Groß sind ihre Körper,“ rühmte Agrippa von den Germanen, „aber größer noch ihre Seelen.“ — Besonders trat bei ihnen das Freiheitsgefühl so stark hervor, daß der römische Dichter Lucanus sagte: „die Freiheit ist ein deutsches Gut.“ Dieses Gefühl war mit einem männlichen Troß auf das eigene Recht verbunden und gab sich in seiner ganzen Fortentwicklung zugleich als tiefstes Ehr- und Rechtsgefühl kund.

Von diesem allgemeinen Bilde, das uns Griechen und Römer von ihnen entworfen haben, mögen sich indeß, bei der großen Mannigfaltigkeit der deutschen Stämme, im Einzelnen gar viele Abweichungen vorgestanden haben, welche in den verschiedenen besondern Stammesanlagen, so wie in den örtlichen Veränderungen, welche im Laufe der Zeit mit den germanischen Stämmen vor sich giengen, ihren natürlichen Grund haben.

§. 14. In Nahrung und Kleidung lebten die alten Deutschen einfach. Fleisch und Milch gehörte zu ihrer gewöhnlichen Speise; als Getränk liebten sie eine Art Bier aus Gerste und Hafer, und Meth aus Honig und Wasser. Waren sie vom Krieg oder von der Jagd ermüdet, so pflegten sie der Ruhe auf ihrer Bärenhaut oder wohnten Trinkgelagen bei, wobei der Bragabecher kreiste und ihre Sänger, (welche im Norden Skalden genannt wurden; der Name *Bar den* kommt nur bei den Kelten vor) die Thaten der im ehrlichen Kampfe gefallenen Helden im Liede priesen; denn das „Heldenthum der Tapferkeit“ erschien ihnen als das Höchste, und durch Lieder pflanzte sich das Gedächtniß der Vergangenheit fort.

Übrigens gehörten Trunkliebe und Spielsucht zu ihren schlimmen Neigungen. Selbst die wichtigsten Angelegenheiten besprachen sie bei Trinkgelagen, verschoben aber doch die Beschlußnahme auf den folgenden Tag: sie rathschlagten also, sagt Tacitus, wenn sie sich nicht vorstellen konnten, und faßten den Beschluß, wenn sie nicht irren konnten, d. h. wenn sie ruhiger Überlegung fähig waren. — Unter den Spielen trieben sie das Würfelspiel mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß Mancher auf den letzten Wurf die Freiheit seiner Person setzte, und wann er verlor, sein Wort haltend, sich in die Knechtschaft begab: „das nennen sie Treue!“ setzt Tacitus hinzu.

Ehe die Deutschen zu Erz und Eisen kamen, kleideten sie sich in die Felle wilder Thiere; doch hatten viele von ihnen bereits in sehr früher Zeit kunstvolle Rüstungen und Waffen von Eisen und Stahl. Die Waffen galten ihnen für geheiligt; sie bestanden gewöhnlich aus der Lanze (Framme genannt, zu Stoß und Wurf), dem Schwerte und einem bemalten langen Schilde aus Weidengeflecht oder Holz, mit Fell überzogen; außerdem kamen auch Streithämmer (Donnerkeile), Streitärte, Kolben, Bogen und Pfeile, Schleudern und Wurfspieße vor; ohne Waffen giengen sie nie aus; bei den Waffen schwuren sie ihre Eide. Die Waffen berühmter Helden erbten von Geschlecht zu Geschlecht. — Der Frauen Schmuck war ihr langes Haar und ihr selbstgewobenes, von einem Gürtel gehaltenes Linnengewand; auch ihren Gatten und Kindern verfertigten sie selbst die Gewänder. — Die an der See wohnenden Völker verwandten viel Fleiß auf Ausrüstung und Ausschmückung ihrer Schiffe, und manches nordischen Helden Reichthum stat in seinem Schiffe, auf dem er als sogenannter Seekönig ausfuhr, sich ein Reich zu erobern.

§. 15. Die im Innern wohnenden Deutschen kannten nur Tauschhandel; die an der Rheingränze wohnenden wurden von römischen Kaufleuten zum Handel mit Sklaven und Roherzeugnissen gelockt. Das Tauschmittel war römisches Geld, wofür sie sich Wein, gewebte Zeuge und Schmuckgeräthe kauften. Die Sueven ließen gar keine Kaufleute zu sich, außer wenn sie ihre Beute an dieselben verkaufen wollten. — Von Künsten kannten die alten Deutschen nur die Dichtkunst, die sie in Verbindung mit Gesang übten; ihre Lieder pflanzten sich durch mündliche Überlieferung fort. Selbst die beginnende Schlacht begrüßten sie mit Gesang, und dem schwächeren oder volleren Klange des Schlachtlies legten sie weissagende Bedeutung bei. Den Klang desselben verstärkten sie dadurch, daß sie den Schild vor den

Mund hielten: ein solcher Gesang hieß altnordisch *Barðhi* (*barditus*). Sie hatten Schriftzeichen, *Rune*n genannt, die sie entweder für den gewöhnlichen Gebrauch in Holzstäbe schnitten, oder für eine längere Dauer in Stein gruben. Es war eine heilige Schrift, die sie auch bei Aufstellung von Gesetzen anwandten. — Da sie nur Dörfer und Flecken bewohnten und ihre Häuser oder Hütten nur aus Holz oder Lehm, mit Stroh oder Rinsen gedeckt, waren, selbst auch keine Tempel bei ihnen gefunden wurden, so kann von Baudenkmälern keine Rede sein.

§. 16. Das Volk bestand aus Freien und Nichtfreien. — Die Freien waren entweder vollfrei oder nichtvollfrei. Vollfrei war derjenige, der ein Allod, d. i. ein festes Eigenthum besaß und bereits wehrhaft erklärt war; das Allod vererbte nur auf die männlichen Nachkommen; wer es erbte, mußte seine Geschwister und Verwandten davon ernähren. Nichtvollfrei war erstens der vollfreiegeborene Allodbesitzer, der noch nicht wehrhaft war und deshalb noch unter der Vormundschaft und dem Schutze eines Vollfreien stand; zweitens der vollfreiegeborene Wehrhafte, der kein Allod hatte, sondern untergeordnet daheim blieb, oder der sich freiwillig dem Dienste eines andern (mächtigern oder reichern) Herrn anschloß, oder von ihm ein Gut gegen eine Abgabe oder gegen gewisse Dienste, auf lateinisch *beneficium*. später (seit dem 12. Jahr hundert) *Feod* (*feudum*) genannt, zu Lehen trug und in den beiden letzteren Fällen zu dessen Gefolge oder Gesinde (*comitatus*) gehörte, ihm dinglich-hörig war.

Nichtfrei war, wer kein eigenes Recht hatte, sondern von der Gnade und dem Schutze eines Freien abhing und sich selbständig nicht vertheidigen konnte oder durfte. Unter den Nichtfreien gab es verschiedene Abstufungen. Vollkommen unfrei waren die persönlich-hörigen oder leibeigenen Knechte (wozu die Gefangenen gemacht wurden), die mit ihren Kindern, gleich einer Sache, zum Allod oder auch zum Feod gehörten und die Haus- und Felddienste verrichteten, es aber übrigens bei ihren Herren gut hatten. Gestand einem Unfreien sein Herr ein untergeordnetes Waffenrecht zu, so blieb er als Freigelassener dennoch seinem Herrn dienstpflichtig.

Bei den Sachsen hießen die Freigelassenen, oder die, welchen man bei der Eröberung einen Theil ihres Eigenthums gelassen hatte, *Wassi*; sie hatten politische Rechte. Bei den Franken hatten späterhin solche güterbesitzende Freigelassene keine politischen Rechte, sondern standen unter der Vormundschaft des Allodbesitzers und hießen Leute oder *Liti*. Davon sind diejenigen zu unterscheiden, denen gegen gewisse Dienstleistungen ein Feod gegeben wurde, und welche *Wassi*, *Wassallen* oder im Allgemeinen Leute, Dienstmannen hießen. Obgleich die Lage der Unfreien derjenigen der Sklaven bei andern Völkern in mancher Hinsicht ähnlich war und der Herr auch das Recht über Leben und Tod ausübte, so war sie doch weniger hart, als diejenige der Sklaven selbst bei Römern und Griechen, und ist eher der Stellung eines leibeigenen Bauern zu vergleichen.

§. 17. Das Band der Ehe wurde bei den alten Deutschen besonders heilig gehalten, und in der Ehre, die sie dem weiblichen Geschlechte erwiesen, kam kein Volk ihnen gleich. Sie sahen in den Frauen etwas Höheres, dem Göttlichen Verwandtes; ja die *Wolen*, d. i. diejenigen Frauen und Jung-

frauen, bei welchem sich eine Sehergabe fand, wurden für heilig gehalten und in wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt.

Vor dem zwanzigsten Jahre gieng in der Regel keine Jungfrau ein Verhältniß mit einem Manne ein, und dann nur mit Einwilligung des Vaters oder Vormundes, dem ein Freier für ein angemessenes Kaufgeld die Vormundschaft abkaufte. Vor der Hochzeit gab der Bräutigam dem Vormund ein gewisses Vermögen in die Hand, das nach dem Tode des Ehemannes zum Unterhalt der Wittve diente, nach dem Tode der Ehefrau aber wieder an die Verwandten des Mannes zurückfiel. Am ersten Morgen der Ehe gab der Ehemann die Morgengabe, die ihr Eigenthum blieb und nach ihrem Tode ihren Verwandten zufiel. Die Frau brachte in der ältern germanischen Zeit dem Manne kein Vermögen zu, in der spätern aber kam eine Mitgift auf, die vom Vater der Braut gegeben wurde und in Vieh, Geräthe, Waffen u. dgl. bestand. — Der Freie durfte nur eine Freie heirathen, wenn er nicht seinen Stand verlieren wollte. Ehebruch kam äußerst selten vor; Scheidung kannte man nicht, und die Treue der Weiber war so groß, daß sie sich nicht selten nach dem Tode der Männer selbst tödteten, um sich von ihnen auch im Tode nicht zu scheiden.

§. 18. Eine Familie hieß *Sippe* oder *Sippchaft*, auch *Magenschaft*, und theilte sich in *Schwertmagen*, männliche Verwandte, und in *Spillmagen* (von *Spille* = *Spindel*), weibliche Verwandte. Der Allod-besitzende Hausvater war der gesetzliche Vormund seiner ganzen Familie, deren Glieder in seinem *Bann* waren, d. h. ihm gehorchen mußten. Schwertmagen, die in fremde Dienste traten oder heiratheten, wurden frei von diesem Bann; Spillmagen blieben unter der Vormundschaft des Hausvaters, bis sie durch Heirath in die des Ehegatten übergiengen. Wer nicht heirathen mochte, blieb als Hagestolz im Gehäge oder Bann des Hausvaters.

Der Übergang aus der Familie in die *Gemeinde* war bei den Deutschen allenthalben schon vollzogen, ehe sie in die Geschichte traten. Die Gemeindeverbindung beruhte ursprünglich auf einer Vereinigung von 100 Hufen. Die Allode einer Gemeinde zusammengenommen bildeten die *Markung*. Was nicht Privatgut war, blieb (wie z. B. Wald und Weide) Gemeingut und hieß *Allmand* oder *Allmend*. Die freie Verbindung mehrerer Gemeinden zu gegenseitigem Schutz gab einen *Gau* (eine Gaugenossenschaft). Die einen Gau bewohnende Völkerschaft (*gens*) führte einen eigenen Namen, der entweder vom Gau hergenommen war oder auch von der Völkerschaft dem Gau sich mittheilte. So weit die Völkerschaft reichte, so weit reichte ihr Gau, der in späterer Zeit *pagus* genannt wurde. Ein solcher Gau zerfiel in *Hundertschaften*. Mit dem Begriffe *Gau* verbindet sich stets der Begriff einer gewissen volksthümlichen Unterscheidung innerhalb eines *Stammes*, dem er angehört.

Die alten Schriftsteller haben diese Begriffe oft nicht genau unterschieden. Sie benennen unbestimmt den größern oder kleinern —, den auf Stammesunterschied beruhenden, wie den bloß künstlich abgeordneten District mit dem Worte *pagus*. Tacitus scheint damit nur den kleinern Bezirk, die Unterabtheilung des Gau's — die Hundertschaft — bezeichnet zu haben; den höhern Begriff bezeichnet er mit

dem Worte civitas. Wo er vicus braucht, redet er von Dörfern oder gemeinschaftlichen Ansiedlungen einer Anzahl bei einander wohnender Allodbesitzer. Der vicus hat mit der Hundertschaft nichts gemein. In der Regel werden in einer Hundertschaft sich mehrere vicus oder Dörfer befunden haben, und jede Dorfgemeinde oder Marktgenossenschaft hatte natürlich auch Theil sowohl an der Hundertschaft, als auch an der größern Gaugemeinde, zu der sie gehörte.

Oft trat eine Anzahl Gaue oder Völkerschaften zu einem Bund oder einer Eidgenossenschaft zusammen: doch beruhte die Bundesverfassung immer auf der Selbstständigkeit der einzelnen Gaue. Die Deutschen haben es nie weiter als zu einem Bunde oder späterhin zu einem von einer Idee zusammengehaltenen Reiche gebracht. Ungeachtet ihrer Stammeseinheit bildeten sie nie einen Nationalstaat.

Außer diesen Verbindungen gab es noch besondere Bruderschaften, z. B. Waffenbruderschaften, Opferbruderschaften, Verbindungen der Säger oder Skalden, der Runenfundigen und Wahrsager, Gesellschaften zu gemeinschaftlicher Benutzung der Jagd, der Fischerei, des Berg- und Salzbaus u.

§. 19. Bei manchen germanischen Völkerschaften ragten durch die Macht des Gesindes und durch einen großen Anhang ärmerer gemein-freier Allodbesitzer (Frilinge) vornehme Geschlechter oder Dynastienfamilien hervor, und jedes Mitglied eines solchen Geschlechts hieß Edeling (Edilinc) oder auch Chuninc. Sie machten den eigentlichen Adel (Adal) aus. Die hervorragende Stellung des Adels gründete sich jedoch weder auf ausgedehnten Besitz, noch auf politische Vorrechte, sondern war mythischen Ursprungs, mag aber in vorgehichtlicher Zeit mit politischen Rechten verbunden gewesen sein. So wie er in der ältesten deutschen Geschichte erscheint, ist er ein Glied der Gemeinde- und Landesversammlung, und die Werthschätzung, in der er beim Volke stand, wurde ihm von demselben willig eingeräumt. Zum Weisen des Adels gehörte die Erbllichkeit; auf das Maas seiner Vorrechte und des Besitzes kam es nicht an.

Aus den edeln Geschlechtern wurden die Fürsten und Vorsteher des Volks durch Stimmenmehrheit gewählt, und zwar die Tapfersten zu Heerführern oder Herzögen, die Ältesten und dabei Erfahrensten zu Gaurichtern oder Grafen, denen Schöffen zur Seite standen, die Gottesfürchtigen zu Oberpriestern. So erschien also schon in der frühesten Zeit die Kriegs- und bürgerliche Gewalt zwischen Herzögen und Grafen getheilt. Selbst Könige, welche da, wo sie vorkamen, den edelsten Geschlechtern angehörten, hatten keine absolute monarchische Gewalt, sondern waren durch Volksfreiheiten mehr oder weniger beschränkt und entschieden mehr durch das Gewicht überzeugender Rede, als durch das Recht des Befehls. — War ein neuer König gewählt, so wurde er auf den Schild gehoben und in der Volksversammlung umhergetragen. Übrigens zeichneten sich die Könige in ihrer Tracht wenig aus und hatten noch keine Insignien. Dagegen hatten sie den Vorzug und vermehrten ihr Besitzthum durch Eroberung. Sie empfingen zwar keine Abgaben, aber Geschenke und einen größeren Antheil an der Kriegsbeute. Könige, welche richterliche und mili-

tärische Obergewalt in sich vereinigten, kamen erst später bei Gelegenheit der Eroberungszüge vor.

Während bei den Völkern, die in Germanien blieben, sich die bevorzugte Stellung der edlen Geschlechter erhielt, hat bei denjenigen, welche in die Völkerwanderung hineingezogen wurden, der alte Geburtsadel seine höhere politische Stellung verloren, und nur die königlichen Geschlechter haben sich über die Völkerwanderung hinüber gerettet. Nichtsdestoweniger bildete sich in den von Germanen geschaffenen Reichen sogleich wieder ein neuer Adel, als ein für nothwendig erkanntes Glied der neuen Staatenordnung.

Der Herzog wurde bei vielen deutschen Völkern, z. B. den Sachsen, nur für die Dauer des Krieges erwählt; nach dem Kriege legte er seine Würde wieder nieder. Oft war ein Volkshäuptling im Kampf mit der Gemeinde und unterlag dann entweder und räumte einem Andern den Platz, oder er obfielte und gründete sich auf diese Weise eine Fürstenherrschaft, die erblich wurde. Doch bedurfte ein erblicher Fürst entweder der Anerkennung und Bestätigung durch das Volk, oder das Volk wählte den Nachfolger aus den Gliedern des fürstlichen Geschlechts, und nur wenn das fürstliche Geschlecht ausgestorben war, übertrug das Volk einem ausgezeichneten Gemeinfreien das Fürstenamt.

Des Fürsten eigentliche Stellung war in der Gaugemeinde an der Spitze des Stammes, und als Stammfürst war er im Frieden Richter, im Krieg Führer der Hunderte, daher verschieden von dem Herzog, der an der Spitze der Landsgemeinde oder des gesammten Volksheeres stand. — Aus Allem, was wir von den ältesten Verfassungsverhältnissen der Germanen wissen, ist demnach wahrzunehmen, daß sich ihr öffentliches Leben in einer gewissen Verbindung von freier Gemeindevorfassung und von Fürsten- oder Königthum darstellte, wie sie sich denn auch durch alle Umwälzungen hindurch im Wesentlichen erhalten hat.

Einen eigentlichen Priesterstand mit vorwiegendem politischen Einfluß, wie bei den Galliern, gab es bei den alten Deutschen nicht: jeder Hausvater war zugleich Hauspriester, und bei manchen Völkerschaften verrichtete der Gauvorsteher selbst das Opfer für die Gemeinde.

§. 20. **W**ichtige Angelegenheiten des Ortes, des Gau's, des Landes wurden zuerst von den Vorstehern berathen und sodann der betreffenden Orts-, oder Gau-, oder Landesversammlung zur Entscheidung vorgelegt; bei den Volksversammlungen hatten nur alle Volkfreien das Recht und die Pflicht, zu erscheinen. Diese Zusammenkünfte wurden im Freien bei Tage, öfters auch zur Nachtzeit, in den heiligen Zeiten des Neu- und Vollmondes, an einem geweihten Orte (unter einer geweihten Eiche oder Linde, oder bei einem großen Steine) gehalten, welcher Malstatt oder Thing (Dingstatt) hieß, wo gedingt d. i. berathen oder verhandelt wurde. Ordnung und Stille bei der Berathung hielt der Oberpriester aufrecht. — Auf Kriegszügen freilich trat die Gauverfassung mit der Volksverfassung zurück, und der Kriegsfürst konnte deshalb seine Macht mehr befestigen; trat Niederlassung im eroberten Lande ein, so trat auch, bei den Gothen wenigstens, jene Volksverfassung wieder hervor.

Von der Volksversammlung giengen alle Gesetze aus. Die Gesetze ruhten auf Gewohnheitsrecht und Herkommen, und pflanzten sich münd-

lich in kurzen Sprüchen, oder auch durch die oberwähnte Runenschrift fort. — Die Strafen für Verletzungen an Leben, Leib, Gut, Ehre, Freiheit bestanden in Schadenersatz (an Geld, Vieh etc.), welcher *W ä h r g e l d* hieß und sich nach dem Geschlecht und Stand des Beschädigten sowohl, als des Beleidigers, theils nach dem Werth des beschädigten Gegenstandes richtete. Für die Beleidigung eines Weibes z. B. mußte das Doppelte und Dreifache des Werthes erlegt werden. Die Beschädigung eines Edelings wurde höher, als die eines Gemeinfreien, die eines Freien höher, als die eines Unfreien geschätzt; ein Weib wurde geringer, als ein Mann, ein Freier geringer, als ein Unfreier bestraft. Freiheit und Ehre galt höher, als Leben, Leib und Besiz. Öfters trat, wenn das Währgeld nicht gegeben oder nicht angenommen wurde, gemäß den rohern Sitten der Zeit (z. B. bei Ermordung eines nahen Verwandten) *Selbsthülfe* ein, welche sich zuweilen bis zu einer forterbenden *Blutrache* steigerte und unter den Betheiligten eine Art von geduldetem Kriegszustand, die *Fehde*, herbeiführte.

Wer nicht Währgeld geben konnte, mußte es ab dienen; doch Freiheit und Allod konnte ihm nicht abgesprochen werden, — wie denn überhaupt das *Hausrecht* unbedingt heilig war, dessen Verletzung höher gebüßt wurde, als die nämliche außer dem Hause zugefügte Beleidigung. In Ermangelung anderer Beweise galt ein feierlicher *Eid*; oft entschied das *Ordal* (Gottesurtheil), das entweder in der *Feuerprobe* oder *Wasserprobe*, oder im gerichtlichen *Zweikampf* bestand. Der letztere sollte zugleich der herrschend gewordenen *Blutrache* steuern, und bei seiner Anwendung durfte kein *Nidingswert* geübt werden, d. h. es mußte unter den Kämpfenden alles ehrlich zugehen; auch galt nach Beendigung des Kampfes keine weitere Rache. *Leibesstrafe* kam nicht vor, auch keine *Freiheitsstrafe*. *Todesstrafe* traf nur Feige, Verräther und Unzüchtige, und konnte nur von den Priestern im Namen des höchsten Gottes verhängt werden.

§. 21. Da nur der Freie vom zwanzigsten Jahre an wehrfähig und jeder Wehrfähige kriegspflichtig war, so wurde schon von früher Jugend an der freie Deutsche zu kriegerischer Thätigkeit abgehärtet. — Der Krieg wurde entweder aus Noth zur Vertheidigung, oder um des Unterhalts willen, oder aus Lust nach Beute und Ruhm geführt. Zu einem allgemeinen Kriege wurde der *Heerbann* (die Landwehr) aufgeboden.

Von einem Volkskriege verschieden ist das (bei Cäsar beschriebene) *Aufgebot Freiwilliger* zu einem Beutezug, der außerhalb des eigenen Landes meist zur Kriegsübung der jungen Mannschaft vorgenommen wurde. Dieses Aufgebot ist aber nicht zu verwechseln mit der (bei Tacitus vorkommenden Einrichtung des *Gefolges* (*Gasindi*, *comitatus*) d. i. der Waffengefährtschaft, die sich um einen Fürsten dadurch bildete, daß sich ihm kriegsbewährte und auserlesene Kämpfer in verschiedenen Rangstufen der Tapferkeit und Waffenkunst anschloßen und sich ihrem Gefolgsherrn auf Leben und Tod verpflichteten. In ein solches Gefolge, das im

Krieg wie im Frieden den Fürsten umgab, traten auch junge Söhne der Edeln oder verdienter Väter, um ihre Kriegsschule zu machen.

Im Frieden begründete ein zahlreiches tapferes Gefolge die Macht und das Ansehen eines Fürsten im In- und Auslande. In der Schlacht hatte es die Pflicht, an der Seite seines Gefolgsherrn (der ein Stammfürst, oder Herzog oder König sein konnte) nur für ihn und seinen Ruhm zu kämpfen; ihn zu verlassen oder auch nur zu überleben, war ein unausilgbarer Schimpf. Die Glieder des Gefolges erhielten von ihm Alles, was zur Kriegsrüstung gehört, und statt des Soldes Antheil an seinem Tisch und an der Kriegsbeute.

In der Heeresordnung bildete das Gefolge eine auserlesene Schaar; bei den Eroberungszügen der Völkerwanderung, bei welchen die Kriegshaufen eines Fürsten oft zu ganzen Völkerhaufen heranwuchsen, wurde der Gefolgsherr zu einem eigentlichen Heerkönig, dessen Gefolgsglieder als Zehentgraven (decani), Hundertgraven (centenarii) und Graven (comites) oder Herzoge (duces) den verschiedenen Heeresabtheilungen vorgelegt waren.

§. 22. Ihre Religion war nicht ein bloßer Naturdienst, sondern Verehrung von Göttern, und in ihrer Götterlehre treten entschieden sittliche Richtungen hervor, wie schon ihr Glaube an Unsterblichkeit beweist. In frühester Zeit verehrten sie Sonne, Mond und Sterne, sowie die Erde, das Feuer und andere Elementarkräfte; später persönliche Gottheiten. Nach der nordischen Götterlehre, die in der Edda (einer Sammlung altnordischer Sagenlieder) enthalten ist und zum Theil auch für das Festland gilt, stand über dem ganzen All der unsichtbare, sich selbst gleiche, ewige Schöpfer desselben, genannt Allfadir, d. i. Allvater, aus welchem ein von ihm abhängiges Göttergeschlecht sammt der Welt hervorgieng. An der Spitze dieser Götter stand **Wodan** (althochdeutsch Wuotan, altnordisch Odin), auf den der Beinamen Allfadir übergieng, und der mit seinem einzigen Auge auf das Thun der Menschen herabschaut und ihre Gesichte lenkt, insbesondere Sieg verleiht. — Ihm durften am jährlichen Bundesfeste der Sueven bei den Semnonen auch Menschen (Kriegsgefangene) als Opfer fallen; doch nur ihm allein, während bei den Kelten allen Göttern Menschenopfer gebracht wurden. Ihm war der Mittwoch geweiht. — Es unterstützten ihn noch zwölf andere Götter, Aesen genannt, in der Weltregierung.

Wodan's Gemahlin, die Göttermutter, hieß Frea oder Fria (altnordisch Frigg) die Göttin der Ehe und Ordnerin des Hauses. Wodan's zwei vornehmste Söhne hießen 1. **Tyr** (althochdeutsch Tiu oder Ziu), der Gott des Krieges oder Kriegsruhms, dessen Namen sich in Deutschland nur in Dienstag, Dienstag, dies Martis, erhalten hat; man dachte sich ihn ohne Gemahlin und ohne Söhne; 2. **Thorr** (statt Thour, althochdeutsch Donar oder Thunar), der Gott des Donners, dessen Andenken sich erhalten hat in Donnerstag. Von diesen drei Haupt- oder obersten Göttern nennt die nordische Lehre den Wodan den Hohen, den Tyr den Gleichhohen und den Thorr den Dritthohen. (Auch die Kelten und Slaven haben eine Götterdreieit) — Zur zweiten Göttergruppe gehören: Freyr oder Fren d. i. Herr (goth. Fraujo, althochdeutsch Frawo oder Fro) der freundliche Sonnengott, Gott des Friedens und der Fruchtbarkeit, dessen Hauptfest — Jol oder Juul — zur Zeit der Sommer Sonnenwende mit Eber-Opfern gefeiert wurde.

Seine Schwester war Freja, d. i. die Herrin (gothisch *Frauja*, Frau), die Göttin der Liebe, ihr war der Freitag gewidmet; zu ihrer Begleitung gehörten vornehmlich: Snotra, die Göttin der Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, und Gefiona, die Göttin der Unschuld und Jungfräulichkeit. — Wodan's übrige Söhne sind minder mächtig: unter ihnen aber stehen hervor Baldur oder Baldr d. i. Held oder Fürst, der schönste, beredteste, weiseste und sanfteste unter den Äsen, dessen Gemahlin Nanna war, die Mühne, Muthige; Bragi oder Bragi, der Gott der Dichtkunst und Wohlfredtheit mit seiner Gemahlin Idunna oder Idun, der Göttin der Jugend und Unsterblichkeit; Forsete, der Gott des Friedens und des Rechts, u. a. — Als der zwölfte dieser Äsen, von denen jeder zugleich einem Monat vorgelegt war, erscheint der hübsche, aber lug- und trugvolle Loki, der die Gestirne in ihrem Niedergang vorstellt und zum Gegner den Äsen Heimdallr hatte, unter welchem die Gestirne des Aufgangs standen.

Neben diesem Göttergeschlechte und im Wechselverhältniß mit ihnen erscheint das Geschlecht der Riesen und das Geschlecht der Zwerge. Während die Götter geistige Gewalten sind, sind die Riesen die verpersönlichten Elemente oder die großen Naturgewalten. Der Kampf mit dieser Riesenwelt ist die Aufgabe Thorr's, der als die personifizierte Kraft der Sommersonne (und der menschlichen Cultur) jene rohen Naturgewalten besiegt. Der Riesenheimath gehören auch die drei über die Menschen- und Götterwelt waltenden Schicksalsgöttinnen an, die Nornen, von welchen Urd die Vergangenheit, Verande die Gegenwart und Skuld die Zukunft darstellt. — Die Zwerge, kleine, kraftvolle, kluge Geister, sind die verpersönlichten kleinern Regungen der Natur, besonders die im Schooße der Erde wirkenden Naturkräfte: sie bewohnen das Innere der Erde, besonders der Berge, wo sie die Metalle hüten und sich als Kobolde den Menschen verführerisch erweisen. — Verwandt mit den Zwergen, aber doch unterschieden von ihnen, sind die Elfen, gute Naturgeister, in Freyr's Heimath, heller wie die Sonne, daher Lichtelfen, zum Unterschied von welchen die Zwerge Schwarzelphen heißen.

So dachte sich denn der alte Deutsche vier Reiche: das Reich der Götter, Asaheim; das Reich der Menschen, Mannenheim; das Reich der Riesen, Jötunheim, und das Reich der Zwerge, Alfheim. Mannenheim und Asaheim sind durch die Regenbogenbrücke verbunden, auf welcher die Götter zu den Menschen herabsteigen, die Seelen der Menschen aber in den Himmel gehen. — Zu diesen vier Reichen oder Heimen kam dann noch eine Außenregion im Süden, Muspellheim, das Reich des Surtur, wo Licht und Feuer —, und eine Außenregion im Norden, Niflheim, das Reich der Hela (Hölle), wo Kälte und Nebel herrscht. Ein heiliger Weltbaum, die heilige Esche, ragt (nach der nordischen Lehre), mit drei weitreichenden Wurzeln, von denen die eine über den unter ihr wohnenden Menschen hinweg nach Asaheim, eine zu den Riesen, eine nach Nibel- oder Niflheim reicht, über den Himmel empor und treibt ihre Äste über das Weltall. Die alten Sachsen aber stellten sich statt eines Baumes eine (vielleicht aus dem Stamm einer Esche gemachte) Säule vor, die sie Irminsul nannten, gleichsam die Weltstütze, die durch alle jene Heime läuft und das Weltall aufrecht erhält: beides, Baum wie Säule, ein Bild der das Weltall auch durch allen Zeitenwechsel hindurch aufrecht haltenden Lebenskraft der Natur.

Von der Edda oder Sammlung altnordischer Sagenlieder, in welcher diese Götterlehre sich findet, giebt es eine ältere und eine jüngere. Die ältere wurde um die Mitte des 12. Jahrhunderts auf Island von Sämund Sigfusson gesammelt und aus der Runenschrift in die lateinische Buchstabenschrift umgeschrieben: sie enthält 32 Götterlieder und 3 Lehrlieder. Die jüngere Edda ist größtentheils von dem Sagmann Snorre Sturleson, der 1291 starb, in ungebundener Rede verfaßt und enthält die Asalehre d. i. ein Lehrbuch der altnordischen Mythologie und eine Anweisung zur Dichtkunst, welche viele Befestigten aus verloren gegangenen Götter- und Heldenlieder enthält.

§. 23. Diesen ihren Göttern, von denen sich nur hie und da Bildnisse aus späterer Zeit fanden, dienten die alten Deutschen auf heiligen Bergen oder in heiligen Hainen, besonders unter Eichen, zum Theil auch an Seen, Flüssen und Quellen. So wurde (nach Tacitus) besonders auf der Insel Rügen das Bild der Erdmutter *Hertha* (*Jördha*; *Nerthus*) alljährlich auf einem mit Rühen bespannten Wagen an einen See gefahren und von Sklaven gewaschen, die nachher in die See geworfen wurden. Tempel kamen in spätern Zeiten und nur im hohen Norden vor.

Der heiligen Festzeiten waren drei große im Jahre, wobei Sühnopfer gebracht und mit dem Thieropferblute die Opferstätte und Opferversammlung besprengt wurde. Diese Feste waren 1. das *Jol-* oder *Juul-*fest zu Weihnachten, wo nach ihrer Vorstellung während der zwölf längsten und dunkelsten Nächte des Winterjonnensstillstands die ganze Götter- und Geisterwelt auf der Erde ein reges Wesen treibt; — 2. das *Osterfest* zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche — bei den Völkern des Nordens; dagegen bei den Völkern im Süden das Fest des Sommerjonnensstillstands am Johannisstag (wobei dort, wie hier, besonders auf Bergen, Feuer angezündet wurden, die nachmals sogenannten *Oster-* oder *Johannisfeuer*, welche ein Sinnbild der Sonne waren; — das *Herbstfest*, das dem Gotte *Thor* geheiligt zu sein schien (das nachmalige Kirchweihfest). — Sonstige heilige Gewohnheiten und Bräuche kamen noch bei unzähligen Gelegenheiten und Anlässen vor und viele derselben haben sich bis in die christliche Zeit hinein erhalten.

Ihre *Todten* begruben sie; nur die Leichname sehr vornehmer oder berühmter Personen wurden verbrannt. Um ihre Hingeshiedenen weinten sie nicht lange; desto länger behielten sie dieselben in lebendigem Andenken. Sie glaubten an ein *Jenseits*. In dem Götterhimmel, *Asgard* genannt, befindet sich die schöne Himmelsburg, *Walhalla*, in welcher die im Kampfe ehrlich Gefallenen aufgenommen wurden, um unter *Wodan* selbst alle Tage ihre Kämpfe fortzusetzen und darauf beim Trinfgelage sich am Gesang der Skalden zu ergözen; in die übrigen Himmelsräume kamen die Weiber und Kinder. Die nicht im Kampf Gefallenen, oder die beim Kampf Nidingswerk getrieben d. i. schlechte Kunstgriffe gebraucht hatten, und alle übrigen Chelosen wurden nach *Niflheim* in das traurige Reich der grimmen *Hela* gewiesen.

Eigenthümlich tritt in dem Glauben der alten Deutschen die Lehre von dem *Untergang* der jetzigen sichtbaren Welt hervor, welche (der *Edda* zufolge), wenn *Loki*, der böse Gott, von den übrigen Göttern unten in der Tiefe der Erde wird eingeschlossen sein, in Feuerflammen aufgehen wird, worauf dann *Allvater* einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen wird, in welcher kein Übel ist.

Das waren die Eigenschaften desjenigen europäischen Völkerstammes, den sich Gott, seit er sein Heil von seinem abgefallenen Bundesvolke weg den Heiden zuzuwenden für gut fand, vorzugsweise zum Werkzeuge seiner das

Wohl der Menschheit bezweckenden Absichten ausersehen hatte, um sich desselben theils zur Zerstörung des der ferneren Entwicklung seines Reiches auf Erden im Wege stehenden Verkehrten und Verderbten, theils zur Belebung des in der Abgetrenntheit von dem Mittelpunkte alles wahren Lebens Verkümmerten und Erstorbenen zu bedienen. Obgleich selbst diesem Mittelpunkte noch ferne stehend und gleich den andern Völkern von einer ursprünglich höhern Stufe herabgesunken, hatte es sich doch eine so innenkräftige Art bewahrt, daß es bald nach seinem Eintritt in die Geschichte wegen seiner ungeschwächteren Körper- und Willenskraft den äußern Kampf mit dem damals weltbeherrschenden Römervolke aufnehmen und späterhin wegen seiner größern Gemüthstiefe und Sitteneinfalt der Hauptvermittler einer neuen Bildung und Gesittung werden konnte, deren Seele das Christenthum ist. Bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. aber lag dies germanische Volk, den gebildeten Nationen der damaligen Zeit noch völlig unbekannt und unerforscht, hinter seinen dunkeln Wäldern und nebligen Bergen, aus denen es nun, als seine Zeit kam, hervorbrokehen und mit seinem Erscheinen den Anbruch einer neuen Zeit verkünden sollte.

Kap. 4. Der Kampf der Cimbern und Teutonen mit den Römern.

Histor. Atlas, Tab. VII.

§. 24. Rom's Herrichermacht hatte gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts vor Christo schon einen solchen Umfang erreicht, daß ihm keine andere Macht mehr widerstehen zu können schien. Von Italien aus, dessen verschiedenartige Völker in ununterbrochenen Kämpfen allmählich von ihm zu einem Ganzen vereinigt worden waren, hatte es schon sein Machtschwert über Sicilien gestreckt, Macedonien und Griechenland unter sein Joch gebeugt, Nordafrika unter seine Füße gelegt, die spanische Halbinsel in Fesseln geschlagen und einen Theil von Südgallien nebst den Alpenländern an der nördlichen, nordwestlichen und nordöstlichen Gränze Italiens seinem Besitze hinzugefügt.

Aber mit dem übermäßigen Wachsthum seiner äußern Größe sanken zusehends die innern sittlichen Stützen seines Machtbestandes dahin. Denn je mehr es durch die Unterjochung und Zertretung anderer Völker dem Gipfel seines Glücks zueilte, desto gewisser gelangte es an den Abgrund, welcher es sammt der, seit so vielen Jahrhunderten angehäuften, blutigen Siegesbeute allmählich verschlingen sollte. Je gewissenloser das Volk der Römer, insbesondere durch Vergendung der den Völkern abgepreßten Reichthümer, die Gier seiner sinnlichen Lüste zu befriedigen trachtete, so daß für Geld jede Tugend feil war, und je willkürlicher es die von ihm bezwungenen Völker behandelte, desto drohender nahte das Strafgericht der ewigen Gerechtigkeit, die es schwer zu verletzen fortfuhr.

Eben als die wenigen Edlen, die Rom noch besaß, beim fränkenden Anblick des Unrechts, das die Reichen und Vornehmen an den Armen und

Unterdrückten verübten, ihrem Versuche, den Staat zu verbessern und das gestörte Gleichgewicht der Rechte wieder herzustellen, blutig erlegen waren, und kurz darauf Rom's Feinde sich nicht scheuten, bei Gelegenheit der Unthaten eines der römischen Vasallen (des Jugurtha) der Welt das Beispiel der verworfensten Bestechlichkeit und dadurch das Zeugniß zu geben, wie reif die römische Welt schon damals dem Gerichte des Verderbens war: da hörte man plötzlich „das Rauichen des Völkerstroms“, dem von Gottes Vorsehung das Amt werden sollte, mit seinen rächenden Fluthen allmählich den verderbten römischen Erdkreis zu überströmen und eine neue Staaten-schöpfung vorzubereiten.

§. 25. Aus dem Norden von Deutschland kommend, erschienen ohne vorausgegangene Kunde plötzlich an der Nordostgränze Italiens im Jahre 113 die **Cimbern** und **Teutonen** mit den sie stets begleitenden **Ambronen**. Beide v. Chr. waren aus dem Norden Germaniens, wahrscheinlich zu verschiedenen Zeiten, ausgegangen, daher auch auf verschiedenen Wegen zusammengetroffen: die **Cimbern** nämlich von Osten gegen Westen längs der Donau her, die **Teutonen** und **Ambronen** von Norden gegen Südwesten ziehend, — hatten dann die keltischen Bojer und andere Völker zwischen der Donau, dem Kalenberg und dem Inn überwältigt und drangen weiter in die Alpen ein. Diese vereinigte Schaar germanischer Völker bestand aus 300,000 wehrhaften Männern, darunter 15,000 geharnischte Reiter, mit Weibern und Kindern und vieler Beute, die sie auf ihrem langen Wanderzuge sammengerafft hatten. Ihre ungemeine Leibesgröße, welche durch Büsche und schreckbare Thiergebilde auf den Helmen noch riesiger erschienen, ihr trotziger Blick, ihre ungewöhnliche Bekleidung, theils mit Wildfellen, theils mit Eisenpanzern, ihre eigenthümliche Bewaffnung mit Keulen, mannshohen Schildern und langen Schwertern — Alles an ihnen flößte dem römischen Heere, das sich in den Alpen unter dem Consul **Papirius Carbo** ihnen entgegenstellte, einen solchen Schrecken ein, daß es keinen offenen Kampf gegen sie wagte. Um aber ihren Durchzug und den Abfall der Alpenvölker zu verhindern, suchte Carbo sie durch falsche Wegweiser in einen Hinterhalt zu locken und überfiel sie in den steyrischen Gebirgen. Empört über den Verrath schlugen sie das ganze römische Heer bei **Noreja** so völlig, daß Carbo nur unter dem Schutze eines Gewitters entkam.

Hierauf zwischen der Donau und den Alpen hinziehend, wendete sich ihr Zug durch Helvetien, wo sich ihnen die **Tiguriner** (Züricher?) und **Tovgener** (Toggenburger oder Zuger) anschloßen, nach dem Rhein, von wo aus sie das Land der Gallier durchzogen, die ihnen allenthalben wichen, bis sie an die Gränze Belgiens kamen, dessen tapfere Einwohner ihnen glücklich widerstanden.

§. 26. Hierauf, die Teutonen im Kampfe mit den Belgen zurücklassend, wendeten sich die **Cimbern** nach dem gallischen Süden, und begehrten dort von den Römern, den Besitzern des transalpinischen Galliens, Wohnsitz, und da ihnen diese verweigert wurden, schlugen sie ein römisches Gränzheer unter

dem Consul **Silanus** in der Nähe von **Majilia** (Marseille) 109 v. Chr. und verwüsteten das römische Gallien entsetzlich.

Bald darnach wurde ein zweites römisches Heer, das über die Alpen gesandt worden war, von dem heldenmüthigen Führer der Helvetier, dem Tiguriner **Divio**, bei Genf, 107 v. Chr. so auf's Haupt geschlagen, daß der römische Consul **Cassius Longinus** fiel und sein Legat **C. Piso** mit dem Überreste des Heeres durch's Joch gehen mußte.

Eben wollte ein drittes römisches Heer einer Vereinigung der aus Belgien zurückkehrenden Teutonen mit den Cimbern zuvorkommen, als es von den letzteren 106 v. Chr. gleichfalls besiegt, sein Führer aber, der Legat **Scarus**, gefangen wurde. Späterhin wurde derselbe in einer Versammlung cimbrischer Häupter, die ihn über ihr Vorhaben, nach Italien zu ziehen, befragten, auf seine drohende Antwort, daß sie die Römer wenigstens in Italien nicht würden besiegen, von dem jungen Fürsten **Bojorich** im Zorn erschlagen.

Nach der Vereinigung der Cimbern und Teutonen stellten ihnen die Römer ein viertes großes Heer unter dem Proconul **Manlius** und dem Consul **Cäpio** in Südgallien entgegen. Da jedoch diese beiden Feldherrn sich gegenseitig haßten, so handelten sie nicht in Übereinstimmung. Während **Manlius** um der Gallier willen geneigt war, den Deutschen einen Frieden zu gewähren, um den sie anhielten, plünderte **Cäpio** diejenigen gallischen Städte, welche es mit den Cimbern hielten und behandelte besonders die Tectosagen auf's grausamste. Die Mißhandelten verbanden sich daher heimlich mit den Deutschen gegen ihn, und so ward **Cäpio** sammt dem zu spät herbeieilenden **Manlius** 105 v. Chr. von den Cimbern und Teutonen bei **Araujo** (Orange) an der Rhone bis zur gänzlichen Vernichtung des römischen Heeres geschlagen, so daß von 80,000 Kriegsmännern und 40,000 Troßknechten nur die beiden römischen Feldherrn mit 10 Mann entkommen sein sollen, um ihre eigene Schmach in Rom zu verkünden.

Da wurde die ganze Römervelt von einem Schrecken ergriffen, der mit der Bezeichnung „cimbrischer Schreck“ für alle Zeiten zum Sprichworte wurde.

§. 27. Um Rom von dem drohenden Untergang zu retten, bedurfte es nicht nur eines neuen Heeres, sondern auch eines erfahrenen Feldherrn, der sich unter den Patriziern nicht finden ließ. Daher bezwangen diese für diesmal ihre Eifersucht und stimmten selbst mit dem Volke für den **Lebejer Marius**, einen rauen, geld- und ehrgeizigen, aber tapfern und unermüdet thätigen Kriegsmann, der eben als Consul einen Krieg Rom's in Afrika durch die Besiegung des numidischen Königs **Jugurtha** glücklich beendet hatte. Derselbe wurde also (gegen das Geheiß, daß Keiner vor dem zehnten Jahr wieder gewählt werden dürfe) gleich für das folgende Jahr wieder zum Consul gewählt und zwar mit dictatorischer Gewalt.

Zum Glück für Rom wendeten sich die Cimbern wider Vermuthen nicht nach Italien, sondern über die Pyrenäen nach Spanien, während die Teutonen in Südgallien umherzogen. Die dadurch gegebene Frist benützte da-

her Marius und schuf in Eile aus Sklaven, Fremdlingen und andern zusammengelaufenen Leuten ein neues großes Heer, das er, mit dem eigenen Beispiel der Entbehrung und Anstrengung vorangehend, durch unermüdete Übungen an strenge Ordnung und Kriegszucht gewöhnte, woran es allen vorigen Heeren gemangelt hatte, nachdem der feste Mannessinn, der Rom in der alten Zeit ausgezeichnet hatte, längst dahin war.

Unterdeß hatten sich die im Jahre 102 v. Chr. aus Spanien zurückgetriebenen Cimbern mit den Teutonen wieder zu dem Entschlusse vereinigt, nach Italien zu ziehen: jene wollten durch die Tyroler Alpenpässe, diese von der Rhone her dort einbrechen. Den Cimbern wurde der Consul Catulus, den Teutonen der nun viermal nach einander zum Consul gewählte Marius entgegengestellt.

Marius mied eine offene Feldschlacht, um seine Römer im wohlverschänzten Lager (an der Rhonemündung) erst an den Anblick der furchtbaren Feinde zu gewöhnen. Vergeblich bestürmten die Teutonen und Ambronen sein Lager; vergeblich forderten sie ihn höhrend zum Kampfe heraus. Laut spottend über die vermeinte Feigheit der Römer zogen sie endlich in einem sechs Tage lang andauernden Zuge am römischen Lager vorüber, um geradezu nach Italien zu gehen. Marius aber rückte ihnen auf Seitenwegen rhoneaufwärts nach, und nicht lange, so erfolgte die Schlacht bei Aquä Sertii (dem heutigen Nir), die mit dem Untergang der Teutonen endete.

102
v. Chr.

Die Teutonen hatten sich in einem Thale gegen das Gebirg hin, die Ambronen zunächst an dem Flüsschen gelagert, welches das Thal durchfloß; Marius hatte eine Anhöhe besetzt, welche die Thal-Ebene beherrschte, und seinen durstigen Soldaten, um nicht vor vollendeter Befestigung seines Lagers in einen Kampf verwickelt zu werden, verboten, zu dem Fluß hinabzugehen. Deßungeachtet giengen einige römische Trostknechte hinunter, um Wasser zu holen und geriethen dabei mit einigen der im Fluße sich badenden Ambronen in Streit; daraus entspann sich durch die von beiden Seiten zu Hülfe Eilenden ein Treffen, in welchem die Ambronen in ihr Lager zurückgetrieben wurden. Die einbrechende Nacht war den Römern, und selbst dem kühnen Marius, durch das Kriegsgeheul schrecklich, das, aus dem Lager der Deutschen herüberschallend, einen nächtlichen Angriff auf das noch nicht ganz besetzte Lager befürchten ließ.

Da beschloß Marius für den kommenden Tag eine Schlacht. Noch in der Nacht entsandte er einen Hinterhalt von 3000 Auserlesenen, und am Morgen stellte er sein Heer in Schlachtordnung. Jetzt stürmten die Deutschen den Hügel herauf, aber athemlos und in Unordnung oben angekommen, wurden sie wieder hinuntergebrängt, und da ihnen zugleich jener Hinterhalt in den Rücken fiel, so fanden sie in dem Doppelangriff ihren Untergang: die Meisten wurden erschlagen; ihre Weiber, welche sich mit verzweifelter Tapferkeit auf ihren Karren gewehrt hatten, tödteten sich und ihre Kinder selbst; ihr riesiger Herzog Teutobod (Teutoboch) wurde gefangen, um späterhin den Triumphzug des Siegers zu schmücken. Eben als Marius das gewöhnliche Dankopfer für diesen Sieg brachte, erhielt er die Botchaft, daß er zum fünften Mal zum Consul erwählt worden.

§. 28. Indessen waren die Cimbern mit den Tigurinern durch die Tyroler Gebirge, in deren Pässen die Tiguriner als Wache zurückblieben, über den Brenner gezogen und, zum Theil auf ihren Schilden die Eisberge hinabfahrend, in die tridentinischen Thäler gedrungen. An der Etsch hatten die Römer ein festes, durch eine Brücke verbundenes Doppellager

unter dem Oberbefehl des Consuls Catulus. Dort angekommen, trieben die Cimbren oberhalb der römischen Verichanzungen Baumstammflöße, mit Felsstücken beschwert, den Fluß hinab gegen die Brücke, nach deren Zertrümmerung die Römer in den jenseitigen Schanzen ohne einen Schwertstreich flohen, so daß selbst Catulus Mühe hatte, die schimpfliche Flucht wenigstens in einen geordneten Rückzug zu verwandeln. Nur die Römer in den diesseitigen Schanzen vertheidigten sich, weil ihnen keine Flucht offen stand, so tapfer, daß ihnen die Deutschen freien Abzug gewährten.

Nach der Eroberung dieses Lagers verbreiteten sich die Cimbren unaufhaltsam über die herrlichen Gefilde Oberitaliens, in dessen Überflusse sie aber auch bis fast zur Verweichlichung schwelgten.

Dadurch ließen sie dem Marius Zeit, sich am Po, wohin er sein Heer von Aquä Sertia her geführt hatte, mit dem Catulus zu vereinigen und den Cimbren entgegen zu rücken. Diese schickten einstweilen Gesandte an Marius und verlangten Land für sich und ihre Brüder, die Teutonen, deren Untergang ihnen zwar gemeldet worden war, aber von ihnen nicht geglaubt wurde. Als ihnen Marius antwortete, die Teutonen hätten schon Land erhalten, worin sie für immer gut ruhten, und zur Erläuterung dieser Worte den gefesselten Teutobod nebst andern teutonischen Gefangenen vorführen ließ, da forderten des andern Tags die Cimbren mit verachtendem Grimm durch ihren Herzog Bojorich den Marius auf, Ort und Zeit zum Kampf zu bestimmen. Marius ließ sich dazu herbei, und so kam es nach drei Tagen zur **Schlacht auf der raudischen Ebene** (wahrscheinlich in der Gegend von **101** Vercellä, jetzt Vercelli), in welcher nun auch die Cimbren ihren **v. Chr.** Untergang fanden.

Nebel bedeckte die Gegend. Marius hatte mit 32,000 Mann die beiden Flügel, Catulus mit 23,000 M. die Mitte des römischen Heeres inne. Die Cimbren bildeten mit 150,000 M. zu Fuß ein großes, festes Viereck und deckten es mit 15,000 gepanzerten Reitern, die den Angriff machten und durch verstellte Flucht die verfolgenden Römer so weit heranzockten, daß das ganze deutsche Fußvolk ihnen in den Rücken fiel und schon der Sieg gewonnen schien.

Da gelobte Marius den Göttern Rom's große Opfer, und als plötzlich Sonne und Wind den Nebel zertheilten, rief Marius: „der Sieg ist mein!“ und mit erneuertem Muth stürzten die Römer in den Kampf. Den Cimbren aber war Sonne, Wind und Staub entgegen, und nichts half ihnen ihre gewohnte Tapferkeit, nichts, daß sich ihre vordern Reihen Mann für Mann mit Ketten aneinander gebunden hatten, um nicht zu weichen: sie wurden dadurch nur um so eher niedergestreckt. Bojorich fiel unter den Ersten; 90,000 erschlagene Cimbren bedeckten das Schlachtfeld; die Übrigen flohen in ihr Lager, wo durch die Verzweiflungswuth der in Trauergewänder gehüllten Weiber ein neuer Kampf entbrannte, in welchem die Cimbren vollends erlagen, und ihre Weiber, um der Knechtschaft der Römer zu entgehen, ihren eigenen Kindern und sich selber den Tod gaben. Ein Theil der Cimbren entkam in die Alpen. —

(Hinter Roveredo, in Trembelleno, Terraguolo und Ball Arsa am Leno wohnen noch heute, wie man glaubt, Abkömmlinge der Cimbren, welche bei dieser Schlacht in die benachbarten Tyrolerberge zurückgedrängt worden waren. „Ihre ruhe Lebensweise, ihre niedrige Bildungsstufe und ihre barbarische Sprache, verbunden mit ihrer kräftigen Geradheit, lassen mit Grund auf solche Abstammung schließen.“ — Bekannt ist noch die Bewohner der sieben und der dreizehn Gemeinden auf den venedischen Alpen als Nachkommen der Cimbren. So lange

Venedig die Hoheit über sie hatte, erhielt es diese Deutschen bei ihrer Sprache; seitdem aber verliert sich dieselbe unter ihnen.)

Durch diesen Sieg hat Rom nicht nur seinen Ruhm und sein Land, sondern auch seine Gesetze, Sitten, Künste und Wissenschaften, und was Bedeutendes von dieser Weltstadt auf uns gekommen ist, gerettet, und Marius wurde mit Recht von seinem Volke der dritte Stifter Rom's genannt. Denn noch nicht hatte Rom seine volle Sendung in der Geschichte erfüllt, und auch die germanische Welt, welcher jene Vorboten göttlicher Straßandrohung angehört hatten, war zum Austritt der ihr von der Vorsehung bestimmten Erbschaft der römischen geistigen und leiblichen Gütererrungenschaft noch nicht reif gewesen.

Nichts desto weniger konnte Rom ahnen, von wem und von wo aus ihm von nun an stets die schwerste Gefahr drohen werde.

Der Zug der Cimbern und Teutonen ist übrigens das erste Kennzeichen, daß vielen germanischen Völkerschaften ihre früher eingenommenen Sitze bereits zu eng geworden waren, und seit dieser Zeit zeigte sich ein beständiges Fortrücken germanischer Stämme nach dem Süden und Westen, so daß man annehmen kann, daß die sogenannte Völkerwanderung, deren Eintritt man in das 4. Jahrhundert n. Chr. zu setzen gewohnt ist, schon hundert Jahre v. Chr. ihren Anfang genommen hat und im 5. Jahrhundert n. Chr. nur zu ihrem Ziele gekommen ist.

Kap. 5. Römische Herrschaft am linken Rhein- und am rechten Donauufer.

Hist. Atlas, Tab. VII.

§. 29. In der darauf folgenden Zeit waren die Römer durch einen schrecklichen Bürgerkrieg, welchen der Ehrgeiz des Marius, der an der Spitze des gemeinen Volkes stand, und des Sylla, der die Rechte der alten Geschlechter vertheidigte, herbeigeführt hatte, zerpalten und mit sich selber beschäftigt, — also daß Rom der Schauplatz großer, aus Rache, Blutdurst und Habsucht begangener Verbrechen wurde, und im Verlaufe dieses Parteitampfes 33 gewesene Consuln, 200 Senatoren und viele andere Beamte, dazu 150,000 römische Bürger theils durch das Schlacht-, theils durch das Richtschwert umkamen. — Während jener Zeit war Ruhe an den Alpen, und von dem, was hinter den Alpen bei den Deutschen vorgieng, möchte es hinreichend sein, zu erwähnen, daß ein Theil der Ratten aus Deutschland nach den Inseln zwischen der Waal und der Maas zog, und ein Theil der Sueven glückliche Kriege gegen die Helvetier führte.

Nun aber trat ein Ereigniß ein, welches die Römer wieder in nähere Berührung mit den Deutschen brachte. Es zog nämlich Ariovist, ein Fürst der Sueven, anfangs mit 15,000 Mann über den Rhein in das gallische Gebiet, dessen Völkerschaften ebenfalls noch nicht in einem Gemeindeverbande, sondern gleich den spanischen in beständigen Fehden mit einander lebten. Er war von den Sequanern, einem mächtigen Volke in Gallien, das von der Saone bis zum Jura und den Vogesen wohnte, gegen die Aduer, die nördlich von der Saone bis zur Loire wohnten, zu Hülfe gerufen worden. Bald hatte sich die Zahl dieser Germanen auf 120,000 vermehrt, und

als er die Aduer besiegt hatte, ließ er sich wider den Willen der Sequaner in gallischen Gauen (dem nachmaligen Burgund) nieder. Schon wollte er den Sequanern auch das zweite Drittheil ihres Landes nehmen, als die Gallier in der Besorgniß, es möchten alle Germanen über den Rhein kommen und sie aus ihrem Lande verjagen, sich um Hülfe an den römischen Feldherrn **Julius Cäsar** wandten, der eben mit einem Heere an der Gränze zwischen Helvetien und Gallien stand.

Cäsar nämlich, der darauf ausging, sich in Rom mit Hülfe der Volksgunst die höchste Gewalt zu verschaffen, hatte sich, um allmählich zu diesem Ziele zu gelangen, mit dem Pompejus und Crassus zu dem sogenannten Triumvirate verbunden, und, um sich vorher Ruhm, ein Heer und Geld zu verschaffen, sich das cis- und transalpinische Gallien nebst Illyricum als Provinzen zur Verwaltung geben lassen, um, nach der Voraussagung Cato's, eine „Zwingburg der Republik“ daraus zu machen, während Pompejus in Rom blieb, um sich durch allerlei Künste im Herzen des römischen Volkes festzusetzen.

Gallien im Ganzen, soweit es damals von den Römern noch nicht bezwungen war, theilte sich in drei Theile: 1. in Aquitanien, von den Pyrenäen an bis zur Garonne, 2. in das eigentliche Gallia oder Stammland der Kelten, von der Garonne bis zur Seine; 3. in das Land der Belgen, von der Seine bis an den Niederrhein. Die vielen keltischen Völkerstämme dieses Landes lebten in keinem Gemeinverband, sondern in häufigen Fehden unter einander, wodurch es einem Feinde, der wie die Römer in der Kriegskunst so überlegen war, leicht wurde, mittels Unterdrückung eines Volksstammes durch den andern ihrer Herr zu werden. — Eben hatte Cäsar, ehe er Gallien betrat, die Helvetier, welche in Masse auf einem Auswanderungszuge nach Gallien begriffen waren, (wo sie sich, weil ihnen ihr Land zu klein und die Nachbarschaft der Deutschen zu gefährlich war, niederzulassen gedachten), bei Vibracte gänzlich geschlagen und wieder in ihre Heimath zurückzukehren gezwungen, weil er doch lieber die Helvetier, als die Deutschen zu Nachbarn des römischen Reiches haben wollte. — Voll Bewunderung über diesen Sieg Cäsar's kamen die Häupter fast aller gallischen Gauen in sein Lager und bateten ihn, sich ihrer gegen die übermüthige und harte Behandlung des Ariovist anzunehmen und sie von den eingedrungenen Deutschen zu befreien.

§. 30. **Cäsar**, dem diese Aufforderung ein willkommenener Anlaß war, sich in die Angelegenheiten der Gallier zu mischen und sich zu ihrem Herrn zu machen, ließ den Ariovist zu einer Unterredung einladen. Und als dieser ihm sagen ließ, er solle zu ihm kommen, was ihn denn dieses sein Gallien angehe? so forderte ihn Cäsar auf, sein Kriegsvolk mehr über den Rhein zu führen und die gallischen Geiseln frei zu geben.

Ariovist antwortete, er schreibe den Römern nichts vor, werde sich aber auch von ihnen nichts vorschreiben lassen; noch nie habe Jemand mit ihm, als nur zum eigenen Verderben, gestritten; lüste es Cäsar'n darnach, so solle er nur kommen, er werde erfahren, was die unüberwindlichen Deutschen vermöchten, die binnen vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen wären. Zugleich näherte sich Ariovist der reichen Hauptstadt der Sequaner **Vesontio** (Besançon).

Aber Cäsar kam ihm zuvor, besetzte diese Stadt und dachte auf eine entscheidende Schlacht. Da bemächtigte sich des römischen Heeres — durch gallische Berichte von der Furchtbarkeit und Unüberwindlichkeit der Germanen — eine solche Muthlosigkeit, daß es dem Cäsar nicht in die Schlacht

folgen wollte. Cäsar gewinnt aber durch Klugheit und Beredsamkeit das Ehrgefühl der Legionen wieder und führt sie gleich darauf gegen den Feind.

Die Deutschen waren nach der Ordnung ihrer Stämme aufgestellt, hinter ihnen die Wagen und Karren mit den Weibern und dem Gepäcke, um die Flucht zu erschweren. Vom ersten heftigen Ansturm giengen die Deutschen plötzlich in eine keilförmige Stellung über und brachten schon den linken Flügel zum Weichen, als die römische Reiterei das Treffen wiederherstellte und die deutschen Reihen sich auflösten und über den Rhein flohen. So ward bei dem heutigen Mömpelgard Ariovist von Cäsar besiegt ⁵⁸ seine beiden Frauen und die eine seiner Töchter kamen um's Leben, die andere ward gefangen; Ariovist selbst entkam auf einem Fahrzeug über den Rhein, — worauf man nie mehr etwas von ihm vernahm. v. Chr.

Nach diesem Siege verlegte Cäsar seine Legionen zu den Sequanern, um da zu überwintern, während er selbst nach Italien gieng. Da merkten die Gallier, daß auch die Römer es auf ihre Unterjochung abzihen, und vereinigten sich mit den Belgen zu einem Aufstand. Cäsar aber, durch die Remer (die Bewohner der Gegend des heutigen Rheims) davon benachrichtigt, kam mit zwei neuen Legionen und brachte durch rasche Überfälle ein Volk nach dem andern zur Unterwerfung. Nur die tapfern Nervier, die ihr Land durch Verhaue geschützt hatten, widerstanden kräftig, überfielen das römische Lager, trieben Cäsar's Reiterei in die Flucht und Alles war verloren, wenn Cäsar nicht sich in die vorderste Reihe gestellt und, wie ein gemeiner Krieger fechtend, den Andrang der Feinde so lange ausgehalten hätte, bis ihm neue Legionen unter dem Legaten Labienus zu Hülfe kamen und nun der Sieg auf die Seite der Römer sich neigte.

Obgleich die Nervier Alles verloren sahen, widerstanden sie doch bis fast auf den letzten Mann, so daß Cäsar ihre Tapferkeit durch Schonung der übrig gebliebenen Greise, Weiber und Kinder ehrte und sie ungekränkt in ihrem Lande ließ. — Dadurch wurde der Aufstand unterdrückt und ganz Gallien (mit Inbegriff von Belgien und Aquitanien) schien sich nun dem Willen des Überwinders zu beugen.

§. 31. Als hierauf im Jahre 55 v. Chr. zwei deutsche Völkerschaften, die Usipier (Usipäter) und Tenctherer, von den Sueven verfolgt, über den Rhein nach Gallien hinübergiengen, um sich dort (im heutigen Cleve und Geldern) neue Sitze zu suchen, so zog Cäsar unverweilt auch gegen sie, damit nicht die Gallier mit diesen Ankömmlingen gemeinschaftliche Sache gegen ihn machen möchten, und vernichtete beide Völkerstämme auf eine treulose Weise.

Diese Deutschen hatten ihm nämlich sagen lassen, sie wollten Freunde des römischen Volkes sein, wenn er ihnen verstatte, sich in Gallien niederzulassen; übrigens sei, außer den Sueven, Niemand auf Erden, den sie sich nicht zu überwinden getrauten. Darauf antwortete er ihren Gesandten, sie könnten im Lande der Abier Aufnahme finden und diese gegen die Sueven vertheidigen helfen.

Ungeachtet ihrer Bitten, er möchte nicht vorrücken, bis sie alles seinem Rathe gemäß in die Ordnung gebracht hätten, that er es doch; und als ein kleiner Haufe Deutscher mit seiner starken Reiterei zufällig handgemein wurde, so hielt er sich vollends zu rücksichtslosem Verfahren berechtigt. Und obgleich sämtliche Fürsten und Häupter der Deutschen persönlich in Cäsar's Lager kamen und erklärten, jener Vorfall sei ohne ihr Wissen geschehen, so ließ doch Cäsar die Arglosen gleich festnehmen, überfiel das führerlose Volk in der vollen Sicherheit des Friedens und vertilgte es im eigentlichen Sinne gänzlich, so daß von 430,000 Köpfen keiner entran! Als der Senat zu Rom wegen dieser That ein Dankfest beschloß, stimmte

der alte Cato (von Utica) dahin, „man solle den Cäsar den Barbaren ausliefern, um die Strafe des verletzten Völkerrechts von der Stadt Rom auf das Haupt des Frevelers zu wälzen.“

Nur ein Theil der Reiterei der Usipier und Tenctherer, der während jener Niederlage auf einem Streifzuge gewesen war, hatte über dem Rhein bei den Sigambern Aufnahme gefunden. Weil nun diese die Geflüchteten nicht ausliefern wollten, beschloß Cäsar, über den Rhein zu gehen und die Deutschen durch sein Erscheinen in ihrem eigenen Lande von ferneren Einfällen in Gallien abzuichrecken. Er schlug daher eine kunstreiche hölzerne Brücke bei Bonn über den Rhein und rückte über dieselbe in das Land der Sigambren; aber diese hatten sich alle mit Hab und Gut in die Waldgebirge (der Wetterau) zurückgezogen, in deren Schrecknisse ihnen Cäsar nicht zu folgen wagte. Nachdem er also achtzehn Tage am rechten Rheinufer verweilt hatte, gieng er wieder nach Gallien zurück und ließ die Brücke hinter sich abbrechen.

Da den Galliern auch von britannischen Völkerstämmen durch Zufuhr mehrfache Hülfe geleistet wurde, so wollte er auch diese durch einen Einfall in ihr Land schrecken. Seine zweimalige Landung in Britannien, dessen Südküste er eben so schnell eroberte als wieder aufgab, hatte indeß vor der Hand nur die Kenntniß dieses vorher noch unbekannten Landes zur Folge.

§. 32. Im folgenden Jahre entstand eine große Verschwörung der Belgen, die unter Ambiorix, in Cäsar's Abwesenheit von Gallien, alle römischen Lager zu gleicher Zeit überfielen. Als aber Cäsar, von vielen gallischen Völkerstämmen unterstützt, heranrückte, fielen viele vom Bunde ab und hielten sich friedlich. Damit sich nun die von den Belgen eingeladenen Deutschen nicht mit denselben vereinigen möchten, gieng Cäsar zum zweitenmal über den Rhein (im Vergleich mit der frühern Brücke weiter stromaufwärts), abermals in der Absicht, die Deutschen zu schrecken. Die Uhier, die es mit den Römern gegen ihre Landsleute hielten, zeigten ihm die Wege, die zu den Sueven führten. Weil er aber die Gegend wieder leer gelassen fand und es nicht wagte, den Deutschen in ihre Wälder zu folgen, kehrte er wieder über den Rhein zurück und ließ einen Theil der Brücke stehen, um ihn zu befestigen.

Hierauf wandte er sich wieder gegen die noch im Aufstand begriffenen Belgen überfiel den Ambiorix, der sich noch rettete, und gab das Land der Eburonen, die sich hinter ihre Sümpfe zerstreut hatten, den benachbarten Völkern zur Plünderung preis. — Von nun an dachte Cäsar, der die Tapferkeit der Deutschen hatte fürchten lernen, darauf, deutsche Söldner anzuwerben; und mit ihnen gelang es ihm, den letzten großen Aufstand, welchen gallische Völker unter dem klugen Arverner Vercingetorix zwischen Seine, Loire und Garonne machten, durch einen großen Sieg bei Alesia (unweit Dijon) niederzuzuschlagen und dadurch das ganze gallische Land vollends zu unterwerfen. (Hat er doch auch einige Jahre später vorzugsweise mit deutscher Reiterei in der pharsalischen Schlacht die Obmacht über seinen Gegner Pompejus errungen und sich dadurch die Alleinherrschaft im römischen Reich angebahnt.)

Von da an erscheint das **ganze linke Rheinufer römisch**, seit dem Jahre **50**^{v. Chr.} Alle auf dieser Seite, also in Kleingermanien, befindlichen deutschen Gränzvölker erhielten nun, besonders als nach Cäsar's Ermordung (44 v. Chr.) die römische Republik durch Augustus in eine Monarchie umgewandelt worden war, mit neu angelegten römischen Städten und Festungen auch römisches Recht und Gerichtswesen sammt andern römischen Einrichtungen, und erfuhren so in Sprache, Sitte und Verfassung allmählich eine völlige Veränderung. Die Deutschen in Großgermanien aber konnten nur mit Mühe an der Überschreitung des Rheins gehindert werden, so daß die Bewachung dieser Gränze stets die angestrengteste Thätigkeit der tapfersten Legionen erheischte, die in Mainz, Köln und Vetera (Xanten) ihre Hauptstandlager hatten.

Als Kaiser Augustus durch seine Stieföhne Tiberius und Drusus die Alpenvölker, welche beständig in Italien, Helvetien und Gallien einfielen, unterworfen, wenn auch nicht eigentlich besiegt hatte, so rückte er die italische Nordgränze bis an die Donau vor, so daß das **rechte Donauufer** seit **15**^{v. Chr.} nun ebenfalls **römische Provinz** wurde, deren Hauptheile Rhätien, Vindelicien und Noricum waren, die übrigens ebenfalls stets einer strengen Überwachung bedurften.

Das ganze linke Rheinufer wurde in vier Provinzen, und in eben so viele das rechte Donauufer eingetheilt, und aus den festen Standlagern, welche die Römer an beiden Gränzen hatten, um die Besiegten im Zaume zu halten, entstanden in der Folge wichtige Städte, deren heutige Namen zum Theil noch an ihren römischen Ursprung erinnern, wie z. B. am linken Rhein: Windisch an der Aar, Vindonissa; Avenche, Aventicum; Augst bei Basel, Augusta Rauracorum; (Rhein-) Zabern, Tabernae; Worms, Borbetomagus; Mainz, Moguntiacum; Coblenz, Confluentia; Bonn, Bonna; Köln, Colonia Agrippina; Xanten, Castra vetera; Jülich, Juliacum; Aachen, Aquae; Trier, Augusta Trevirorum; Soissons, Augusta Suessionum; Cambray (Kammerich), Cameracum u. s. w. — am rechten Donauufer: Bregenz (am Bodensee), Brigantium; Kempten, Campodunum; Regensburg, Regina Castra; Augsburg, Augusta Vindelicorum; Passau, Passavia; Salzburg, Juvavia; Linz, Lentia; Wien, Vindobona u. s. w.

Kap. 6. Versuche zur Unterjochung Deutschlands durch die Römer.

Hist. Atlas, Tab. VII.

§. 33. Von nun an war es ein natürliches Bestreben der Römer, das Innere von Deutschland selbst, dessen Völker sie am Rhein und an der Donau mit so angestrengter Mühe bewachen mußten, zu erobern. Nachdem daher Augustus, der selbst einige Zeit in Gallien sich aufgehalten und neue Colonieen gegründet hatte, wieder nach Rom zurückgekehrt war, überließ er die Leitung der Angelegenheiten in Gallien und am Rhein seinem tapfern und geliebten Stiefsohne Drusus. Dieser suchte vor Allem die Gallier, denen die römischen Einrichtungen noch ungewohnt waren, durch ein kluges Benehmen zu begütigen und gewann sie besonders dadurch, daß er die Einweihung des großen Denkmals, welches 60 gallische Völkerschaften dem

Augustus zu Ehren bei Lugdunum (j. Lyon) errichteten, persönlich übernahm und vornehme Gallier dabei zu Priestern bestellte. (Dieß von ihm gestiftete Fest wurde von da an alle Jahre gefeiert.) Als er sich so der Ruhe der Gallier versichert hatte, begann er seine klug bemessenen Unternehmungen gegen die Germanen, und zeigte zwischen den Jahren 12 — 9 in vier Feldzügen, die er in das Innere von Germanien machte, v. Chr. den Römern den Weg zur Unterjochung Deutschlands.

Im ersten Feldzuge verheerte er die Gaue der Usipier, Tenctherer, Mattiaker und Sigamben, zog sich aber, als sich die Bructerer und Chauken mit ihnen verbanden, zurück und machte nun einen Versuch zur See. Er ließ zur Verbindung des Rheins mit der Wesel, den noch heute sogenannten Drususkanal (Drusiana fossa) bauen und fuhr durch denselben mit einer auf dem Rhein gebauten Flotte durch den Flevus (jetzt Blic, da, wo nachmals der Zuidersee entstand) und von da in die Nordsee bis an die Mündung der Ems, besiegte dort die Bructerer, wendete sich dann zur See weiter bis zur Mündung der Weser, wo er wahrscheinlich durch die heutige Zahde bis in das Land der Chauken vordrang. Dort aber blieb die römische Flotte, von der Ebbe überrascht, auf dem Sand sitzen und wurde nur mit Beihülfe der seegewandten Friesen aus dieser Noth befreit, worauf der eintretende Winter die Rückkehr nach Batavien nöthig machte.

Im zweiten Feldzuge gieng Drusus bei Vetera (dem nachmaligen Xanten) über den Rhein und drang, nach Unterwerfung der Usipier, bis an die Weser vor, von deren Überschreitung ihn die Tapferkeit der Cherusker, der nahe Eintritt des Winters und ein Aufstand der Völker in seinem Rücken zurückhielt. Beim Rückzug erlitt er in einem Gebirgspasse einen Überfall von den oben genannten sechs Völkern und gerieth mit seinem Heere in die größte Gefahr, aus der ihn jedoch theils die Unvorsichtigkeit der heutigetägigen Deutschen, theils die Kriegszucht und Tapferkeit seiner Legionen rettete. Hierauf legte er am Zusammenfluß der Lise und Lippe die feste Burg Aliso an, welche der erste feste Punct der Römer in Großgermanien war. Für diese Thaten gewährte ihm Augustus die Ehre des kleinen Triumphs.

Im dritten Feldzuge besiegte er die Ratten und Sigamben, und um das Eroberte zu behaupten, ließ er einen limes d. i. eine Befestigungslinie ziehen, die von Dünstede an über Neuwied, Homburg, Bursbach bis an die Ohm lief, und sicherte den Rhein durch fünfzig Castelle, unter denen Mainz den Mittelpunkt seiner Unternehmungen bildete, so wie auch durch Befestigung der Höhen des Taunus. Unter diesen Castellen befanden sich das noch jetzt so geheißene „Castel“, das Mainz gegenüber liegt, desgleichen das noch gut erhaltene Castell von Rudesheim und das Castell Gesonia gegenüber von Bonn.

Im vierten Feldzuge durchzog Drusus verheerend das Gebiet der Ratten, die er bei Mattium (vielleicht das heutige Maden am Godesberg), jedoch nur nach großer Anstrengung, besiegte, wendete sich dann nordwärts über die Werra und drang durch die cheruskischen Wälder bis

an die Elbe vor. Dort aber soll er durch die unglückweissagende Warnung einer germanischen Wölfe oder Seherin vom weitem Vordringen abgeschreckt worden sein. „Wohin, Unerfättlicher!“ habe sie ihm vom jenseitigen Ufer zugerufen. „Nicht Alles zu sehen, ist dir vom Schicksal beschieden! Kehre um! denn schon bist du am Ziel deiner Thaten und Tage!“ Nach Errichtung eines Siegeszeichens an der Elbe beschleunigte Drusus mit seinem Heere seinen Rückweg nach dem Rhein, den zugleich der nahende Winter gebot. Kaum war er über die sächsische Saale gegangen, so stürzte er mit seinem Roß und starb an dem dadurch erhaltenen Schenkelbruch dreißig Tage darnach im nahen Sommerlager in den Armen seines Bruders Tiberius, der auf die Nachricht von dem Unfall des Drusus von Rom herbeigeeilt war. Sein Leichnam wurde nach Rom gebracht und auf dem Marsfelde verbrannt, die Asche aber im Mausoleum des Augustus beigesetzt.

In Mainz aber errichteten die römischen Legionen diesem von seinem Vater und Volke tief betraurten Helden ein Ehrendenkmal, das man dort heute noch in dem sogenannten Eichelstein zu erkennen glaubt. Seinem auf den Rhein und dessen Festungen gegründeten Kriegsplane verdankten seine Nachfolger die Erfolge ihrer Angriffe auf Deutschland.

§. 34. An des Drusus Stelle erhielt dessen Bruder **Tiberius** den Oberbefehl am Rhein, ein zwar gleichfalls tapferer Feldherr, der aber durch seine trogige, menschenverachtende Haltung und sein finsternes, verschlossenes Wesen Jedermann abschreckte. Er brachte die Sigambren und andere Völker des rechten Rheinufers durch Grausamkeit und List zur Unterwerfung, wurde aber von seinem Vater bald wieder abberufen. Nach ihm drang der römische Feldherr **Domitius Ahenobarbus** sogar über die Elbe bis an die Havelmündung vor und schloß Bündnisse mit überelbischen Völkern. Unter dem zweiten Nachfolger desselben erschien wieder Tiberius, als nunmehriger Adoptivsohn August's und außerordentlicher Oberbefehlshaber am Rhein, unternahm von der batavischen Insel aus einen großen Heereszug zu Wasser und zu Land bis an die untere Elbe hin, und vollendete durch einen Sieg über die Longobarden, Semnonen und Hermunduren **4** die **Eroberung von Nordwestdeutschland**, worin nun eine förmliche röm. Chr. mische Statthalterschaft zwischen Weiser und Rhein eingerichtet wurde.

Dadurch löste sich der große Suevenbund auf, wie denn auch kurz nachher in den Unterdonau-Gegenden das mächtige Getenreich durch eben jenen Tiberius zertrümmert wurde.

§. 35. Weil nun die oberdeutschen Sueven an der südlichen Gränze sich der Übermacht der Römer bloßgestellt sahen, so entstand unter den suevischen Gränzvölkern am Mittel- und Oberrhein, welche oben (§. 7) mit dem Namen **Markomannen** aufgeführt wurden, ein Gefühl der Unsicherheit, das **Marbod**, ein tapferer und kluger Edeling, benützte, um das Volk aus der unmittelbaren Nachbarschaft der Römer wegzuführen und sich mit ihm anderwärts ein Reich einzurichten. Er hatte in seiner Jugend, wie schon länger her viele andere vornehme junge Germanen, eine Zeit lang in Rom

gelebt, um sich römische Bildung und dadurch Ehre und Gunst zu erwerben. Dort von Augustus bevorzugt, hatte er die römische Kriegskunst gelernt, aber auch ihre Regierungskunst nur zu gut begriffen. Es war zwischen 4 und 6 n. Chr., als er die Markomannen aus der Nähe des Rheins hinweg nach Böhmen (Bohjemium) führte und die Bojer, die bisherigen Einwohner dieses Landes, vertrieb. Nachdem er sich auch noch andere Völker am Main und an der Saale unterworfen und seine Herrschaft bis zur Oder und Weichsel ausgedehnt hatte, richtete er sich in jenem rings durch Gebirge trefflich geschützten Lande, durch ein nach römischer Art gebildetes Heer von 70,000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferd, ein so starkes Reich ein, daß Rom besorgt wurde und gegen diesen ihm so gefährlichen Nachbar den Krieg beschloß. Schon war der rheinische Statthalter *Sentius Saturninus* von Westen her und *Tiberius* von Noricum aus gegen ihn im Anzug, als ein schwerer Aufstand der (illyrischen) Völker in Pannonien und Dalmatien den Tiberius mit seinen Legionen dorthin rief, und Marbod sich durch das Angebot eines vortheilhaften Friedens, den er annahm, von dieser Gefahr befreit sah.

Kap. 7. Deutschlands Befreiung vom Römerjoch.

Histor. Atlas, Tab. VII.

§. 36. Die Ruhe, mit der die Deutschen am Niederrhein und an der Weser sich die schonende Behandlung des genannten römischen Statthalters *Sentius Saturninus* gefallen ließen, so wie die längst gewohnte Lust vieler Deutschen am römischen Kriegsdienste schien den Römern den Besitz Deutschlands zu verbürgen. Denn nicht bloß bei den Friesen und Chaucen, deren Hülfe dem Drusus so nützlich war, sondern sogar bei den Cheruskern am Harz stellten sich viele Jünglinge und Männer unter die römischen Adler, und wußten, wann sie mit Beute beladen, oder mit dem römischen Bürgerrechte beschenkt, oder gar mit römischen Würden und Ehrenzeichen bekleidet heimkehrten, in argloser und treuherziger Anerkennung fremder Verdienste nicht genug die römische Herrlichkeit zu rühmen. Und hätten die Deutschen von Seiten der Römer stets nur freundliche und freigebige Behandlung erfahren, so würden sie allmählich sich, ohne es zu fühlen, dem Joch gefügt und am Ende Sitte, Sprache und Volkseigenthümlichkeit so gut eingebüßt haben, als ihre schwächeren Nachbarn, die Gallier.

Da fügte es sich, daß sie einen neuen Statthalter, den **Quintilius Varus**, bekamen, der zwar weder böse, noch hartherzig war, aber, weil er es auf seinem vorigen neunjährigen Statthalterposten in Syrien nur mit sclavisch Gefinnten zu thun gehabt hatte, bei der Geltendmachung seines Ansehens und bei der Befriedigung seiner Geldliebe wenig Umstände zu machen gewohnt war. Als derselbe daher schwere Abgaben forderte, an die Stelle der altheimischen Schiedsgerichte und der freien Gauverfassung die verwickelte römische Rechtspflege einführte, die prozeßführenden Parteien

vor römischen Richtern durch römische Sachwalter in römischer Sprache vertreten ließ, und über freie deutsche Männer die Strafe der Ruten und des Beils verhängte: — da fühlte das Volk seine Schmach, und am tiefsten Segimer's Sohn, **Armin**, ein Fürst der Cherusker, der sich früherhin, gleich Marbod, im römischen Kriegsdienste das römische Bürgerrecht und die römische Ritterwürde erworben, dabei aber auch die Unterdrückungskünste der Römer kennen und verachten gelernt hatte.

Erbittert über die Herrschaft fremden Rechts und fremder Sitte, schloß Armin mit andern cheruskischen Fürsten, so wie mit den Fürsten der Marier, Bructerer und Statten einen geheimen Bund gegen die Unterdrücker, und, eben so schnellkräftig zur That als erfinderisch im Rath, entwarf er einen auf das thörichte Selbstvertrauen und die Sorglosigkeit des Varus berechneten Aufstands- und Überfallsplan, den er mit der Verschlagenheit eines halbcultivirten Naturmenschen ausführte.

§. 37. Auf den Rath der Verschwornen vertauschte Varus seinen Aufenthalt am Rhein mit einem Standquartier an der Weser, damit er dort die römische Herrschaft befestige, und zum Schein erbaten sich viele cheruskische Orte und Gemeinden römische Gerichte und römische Besatzungen: dieß thaten sie in der Absicht, um die römische Militärmacht zu zertheilen, die ohnedies durch Varus in einen vernachlässigten Zustand gerathen war. Vergewissert warnte Armin's Oheim Segest, ein großer Römerfreund, welchem Armin seine Tochter entführt und wider dessen Willen geheirathet hatte, bei einem Gastmahle den verblendeten Statthalter vor der Gefahr: Varus aber glaubte ihm nicht, weil ihm dessen Haß gegen seinen Eidam bekannt war, und so schien ihm, wie Tacitus sagt, „eine höhere Macht den Sinn verblendet zu haben, damit Germanien frei ersünde.“

Hierauf lodte Armin durch die Nachricht von dem Aufstande eines entfernten Stammes den Varus noch tiefer in das von Wald und Sumpf bedeckte Land, wo ein furchtbarer Regensturm und dann der plötzliche und unvermuthete Überfall der Deutschen den Römern den Zug erschwerte. Nun giengen dem Varus die Augen auf, und als er unter schweren Kämpfen einen freien Platz zur nothdürftigen Nachrast erreicht hatte, ließ er einen großen Theil des Gepäcks verbrennen und versuchte es am andern Morgen, durch eine Wendung westwärts, das feste Aliso zu erreichen, wovon ihn jedoch noch die späterhin mit dem Namen Osning bezeichnete Bergkette mit der an ihrem Südwestabhang befindlichen sumpfigen Ebene trennte. Kaum hatten die sich eng aneinander schließenden Legionen den teutoburger Wald betreten, so wurden sie wieder angefallen, bis abermals freies Feld den ermüdeten Römern einige Ruhe im halbbefestigten Lager gestattete; aber kaum hatte der dritte Morgen sie wieder dem Walde zugeführt, als unter Sturm und Regen, der den Römern die Bogensehnen erschlaffte, die Angriffe der Deutschen sich erneuerten. Mit Mühe erreichten die Römer den Südwestabhang des Waldes, wo die Ebene beginnt. Hier an dem Passe, der am Teut und Falkenberg vorbeiführt (in der Richtung zur Lippe auf die Senne), zwischen Wald und Sümpfen, kam es mit der Hauptmacht

9
n. Chr.

der dort versammelten Deutschen zum letzten Kampf. Die Legionen wichen, ihre Reihen geriethen in Unordnung, ihre Adler wurden genommen. Da, als der schon verwundete Varus Alles verloren sah, stürzte er sich, um diese Schmach nicht zu überleben, selbst in das Schwert; die noch Übrigen erlagen dem Schwerte der Germanen und nur Wenige erreichten Aliso. Das war die **Freiheitschlacht auf dem Winnsfeld** oder die Schlacht im teutoburger Walde, welche nicht nur den Römern drei ihrer besten Legionen kostete, sondern auch die fernere Behauptung einer römischen Statthalterchaft in Deutschland unmöglich machte.

Unmittelbar nach der Schlacht sättigten die Deutschen an den Gefangenen ihren Zorn dadurch, daß sie viele der römischen Hauptleute an den Altären ihrer Götter schlachteten, die Sachwalter aus Rache unter grausamen Martern tödteten, alle Andern aber zu Leibeigenen machten, und mancher ehemalige Ritter oder Senator mußte als Hausknecht oder Viehhüter eines deutschen Bauern sein übriges Leben vertrauern. Den abgehauenen Kopf des Varus aber schickte Armin mit der Siegesnachricht an den Marbod zum stillen Vorwurf über die theilnahmlose Unthätigkeit, mit der er dem gemeinsamen Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes zugeesehen hatte. Hierauf vollendeten sie durch Zerstörung aller in deutschen Landen befindlichen Festungen die Befreiung des Vaterlandes von den Denkmälen römischer Knechtschaft.

In Rom aber war die größte Bestürzung: man sah im Geiste schon auch das linke Rheinufer, selbst Belgien und Gallien verloren, und Kaiser Augustus, der bei dieser Nachricht vor Schmerz sein Gewand zerriß und ausrief: Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder! that seinen Göttern große Gelübde für die Rettung des Reichs und entfernte aus Vorsicht alle im römischen Solde stehenden Deutschen aus Italien auf die Inseln. Aber die Deutschen dachten an keine Eroberungen, sondern kehrten ruhig wieder an ihren Herd zurück und erlösten so die Römer von ihrer großen Angst.

§. 38. Im fünften Jahre nach der teutoburger Schlacht starb Kaiser Augustus, und Tiberius folgte ihm auf dem Throne. Da machten die römischen Legionen am linken Niederrhein einen Versuch, den Neffen des gefürchteten Tiberius, den beim Heere allgemein geliebten Sohn des Drusus, **Germanicus**, der den Oberbefehl am Rhein hatte, zum Kaiser zu machen. Der pflichtgetreue junge Feldherr konnte die Ungefügigen nur dadurch von ihrem Vorhaben abbringen, daß er das Schwert zog und sich zu entleiben drohte, wenn sie nicht von ihrem Willen abtrünten. Um nun die unruhigen Legionen zu beschäftigen, beschloß er, sie über den Rhein gegen die Deutschen zu führen, welche gerade uneinig waren, indem die Anhänger Armin's und die Anhänger Segeſt's stets einander befeindeten. Und so machte **Germanicus** ebenfalls mehrere **Eroberungszüge in Deutschland**,

14-17 durch welche er, wie sein Vater, sich gleichen Ruhm erwarb, aber auch dem
n. Chr. Armin und seinen Bundesgenossen gleiche Gelegenheit gab, die deutsche Freiheit zu behaupten.

Im ersten Feldzug überfiel er von Vetera aus die Marſen und machte sie nieder, als sie eben nach einem Volksfeste sich dem Schlaf überlassen hatten. Als er aber erfuhr, daß die benachbarten Bructer er mit

einigen andern Völkerschaften gegen ihn im Anzug waren und die Wälder besetzt hatten, begab er sich eiligst auf den Rückzug.

Im zweiten Feldzug verwüstete er das Land der Matten, verbrannte deren Hauptstadt Mattium und zog dann in's Cherusische, wohin ihn Segest zu seiner Hülfe rief. Denn dieser, der unterdeß seine Tochter Thusnelda dem Armin wieder entrißen hatte, war eben in seiner Burg von seinem Eidam belagert. Germanicus entsetzte den Belagerten, der sich mit seiner Tochter und vielen seiner Verwandten und Anhänger den Römern ergab und nach Vetera gebracht wurde, um dort unter römischer Aufsicht zu leben. Hier gebar Armin's Gattin ihren Sohn Thumelicus, der nachher zu Ravenna in Italien erzogen wurde. Doch ist weder von seinem Schicksale, noch von dem seiner Mutter, welche Germanicus bei seinem Triumph aufführen wollte, eine weitere Kunde auf uns gekommen.

Auf die Nachricht von Segest's Übertritt und Thusnelden's Gefangenschaft durchslog Armin verzweifeln alle Gaue der Cherusker und der benachbarten Völker und rief sie zur Rache gegen den Landesverräther und gegen die Römer auf, die sich nicht geschämt hätten, Krieg gegen ein schwaches Weib zu führen. So gelang es ihm wieder, die getheilten Parteien zu einer großen Vereinigung zu bringen, und selbst sein Oheim Inguiomarus vergaß seine bisherige Eifersucht auf den Ruhm seines Neffen und stand zur gemeinsamen Sache.

Dieser Gefahr zuvorzukommen, schickte Germanicus bei diesem Feldzuge einen Theil seines Heeres unter Cäcinnä zu Land gegen die Bructerer an die Ems; er selbst fuhr mit einer Flotte durch die Nordsee in diesen Fluß und verwüstete mit dem vereinigten Heere die ganze Gegend zwischen der Ems und der Lippe, drang dann bis in den teutoburger Wald vor und gelangte auf die varianische Wahlstatt, wo er den Gebeinen der vor sechs Jahren dort gefallenen römischen Legionen durch ein Begräbniß die letzte Ehre erweisen und bei dieser Todtenfeier sein Heer sich zur Rache begeistern ließ.

Mit Entsetzen sah das römische Heer bei seiner Ankunft auf dieser Todtenstätte die gebleichten Gebeine der Erschlagenen theils einzeln, theils in Haufen liegen, je nachdem sie einzeln oder in Schaaren gefochten hatten, dazwischen zerbrochene Waffen, Pferdegerippe, an Bäumen angenagelte Schädel, an den Altären Überbleibsel der Geopferten. Einige, welche damals aus der Schlacht entkommen und jetzt zugegen waren, zeigten die Orte, wo die Legaten gefallen, wo die Adler gemicmen, wo Varus verwundet, wo die Gefangenen geschlachtet worden waren. — Trauer ergriff das ganze Heer, und Germanicus ließ zur Bestattung aller Gebeine ein großes Grab machen und legte nachher selbst den ersten Rasen auf den Erdhügel, der es deckte.

Er glaubte nun sein Heer zu desto sichererm Siege führen zu können; aber die Deutschen unter Armin's Führung wichen in die Wälder und machten von da aus einen Überfall auf die Römer. Kaum konnte sich Germanicus deselben erwehren und mußte sich zum Rückzug aus Deutschland entschließen. Während Cäcinnä seine Cohorten auf dem Landwege über die sogenannten pontes longi, d. i. über den langen Brückendamm (den einst ein Legat des Drusus durch die Moorgründe an der Nordseite der Lippe bis in die Gegend des heutigen Wesel hin gelegt hatte) zurückführte

und bei einem zweimaligen Überfall Armin's mit genauer Noth dem Schicksale des Varus entging, — hatte Germanicus mit der Flotte gegen ungewöhnlich hohe Fluth zu kämpfen und erreichte in ziemlich zerrüttetem Zustande das römische Standlager.

§. 39. Da der Ausgang dieses Feldzugs nicht sehr glänzend war, und Germanicus, auf dessen Günst beim Heere Tiberius eifersüchtig war, seiner baldigen Abberufung entgegen sah, so suchte er durch noch einen Hauptfeldzug seinen Ruhm zu sichern, und baute mit Hülfe der Bataver eine Flotte von tausend Fahrzeugen, um hauptsächlich von der Seeseite her in Germanien einzubringen.

In dem nun folgenden dritten Feldzuge landete er bei Amisia (Emsen) am linken Ufer der Emsmündung, rückte dann südwärts und erreichte die Weser, an deren rechtem Ufer Armin mit den Cheruskern ihn erwartete.

Hier hielt Armin mit seinem, auf dem andern Ufer im römischen Heere befindlichen, ganz verörmerten Bruder Flavius, der im Dienste der Römer viele Ehrenbelohnungen erhalten, aber ein Auge verloren hatte, eine Unterredung, in welcher Flavius durch Aufzählung aller möglichen Vortheile seinen Bruder für die Sache der Römer, dieser aber jenen durch Hinweisung auf die uralte Freiheit, auf die heimischen Götter und auf den Schmerz der Mutter für die Sache des Vaterlandes gewinnen wollte. Dabei erhitzten sich beide Brüder so sehr, daß Flavius schon Pferde und Waffen forderte, und es zwischen ihnen zum Zweikampfe gekommen wäre, wenn nicht ein römischer Befehlshaber den Flavius vom Übergange über den Fluß abgehalten hätte.

Als Germanicus die Weser überschritt, zogen sich die Deutschen zurück und boten den Römern auf dem ebenen Felde **Idistaviso** (campus Idistaviso) in der Gegend von Preußisch-Minden eine Schlacht an, in der sie jedoch durch ihre Hitze eine schwere Niederlage erlitten. (16. n. Chr.)

Nur die Cherusker hatten die Anhöhen des sogenannten Herkuleswaldes besetzt, um zur geeigneten Zeit hervorzubrechen und dem Siege den Ausschlag zu geben. Als das Römerheer zum Angriff in der Ebene schritt, brachen einzelne Cherusker in ihrer Kampfbegier zu früh aus jenem Waldverstecke hervor und ließen dadurch dem Germanicus ihren Schlachtplan errathen. Daher sandte dieser sogleich einen Theil seiner Reiterei den Cheruskern in den Rücken, während er vorzüglich durch sein Fußvolk die Germanen aus der Ebene nach jenem Walde zurückdrängte. Von der römischen Reiterei verfolgt, trafen die Cherusker mit den aus der Ebene Zurückweichenden zusammen: dadurch geriethen die Deutschen in Unordnung, Armin konnte der Flucht nicht Einhalt thun, und entkam selbst mit genauer Noth und verwundet nur durch die Schnelligkeit seines Rosses.

Noch aber war der Muth und die Kraft der Deutschen nicht gebrochen: erbittert durch den Anblick der römischen Siegeszeichen, erhob sich alles Volk: Hoch und Nieder, Alt und Jung, selbst Greise, griffen zu den Waffen, um den heimathlichen Boden bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Es kam noch einmal zu einer Schlacht, am Steinhuder See, worin die Deutschen verzweifelt fochten: Armin selbst war verwundet und nur die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Obgleich sich die Römer den Sieg zuschrieben, so meldet doch der römische Bericht von einer Flucht oder einem Rückzuge der Deutschen nichts; dagegen gab Germanicus seinen vorgehabten Zug an die Elbe auf und trat den Rückzug nach dem Rhein an, auf

welchem jedoch seine mit großer Beute beladene Flotte theils untergieng, theils an entlegene Küsten und Inseln verschlagen wurde. Um diesen erlittenen Unfall vergessen zu machen, verwüstete er schnell noch zu Lande das Gebiet der Ratten und Marser und hoffte schon, im folgenden Jahre die stolzen Cherusker doch noch zu demüthigen, als ihn plötzlich der Kaiser vom Oberbefehl abrief mit dem Beifügen, man habe genug gethan und gelitten: mit Klugheit richte man mehr aus als mit Gewalt, man solle die Deutschen lieber ihrer eigenen Zwietracht überlassen.

In Rom wurde dem Germanicus zwar ein Triumph zuerkannt, den er im Anfange des Jahres 17 n. Chr. feierte; weil sich aber bei demselben die Liebe der Römer zu dem jungen Helden allzudeutlich ausdrückte, so übertrug ihm Tiberius, um ihn so weit als möglich zu entfernen, den Oberbefehl im Orient. Dort wirkte ihm aber der Statthalter von Syrien, Calpurnius Piso, gestützt auf geheime Weisungen des Kaisers, auf alle mögliche Weise entgegen, und obgleich Germanicus den ungehorsamen Statthalter mit Entfernung bestrafte, so war es doch zu spät: denn kurz darauf erlag Germanicus den Wirkungen des Gifts, das wahrscheinlich jener ihm beigebracht hatte (19 n. Chr.). Sein Tod erfüllte das ganze römische Reich mit Trauer, zumal fortan der grausame Despotensinn des Tiberius noch offener hervortrat.

§. 40. Nach des Germanicus Abberufung regte sich sogleich die nachmals zu einem Erbübel gewordene Uneinigkeit der Deutschen in einem Bruderkriege. Denn Marbod, der die ganze Zeit her der deutschen Sache eigensüchtig abgewandt und nur darauf bedacht war, andern germanischen Völkern seine Herrschaft aufzudrängen, hatte auch die Longobarden und Semnonen schwer bedrängt, so daß diese sich um Hülfe an den Armin wandten. Dieser zog nun, nicht sowohl als Führer des niederdeutschen Völkerbundes (denn sein eifersüchtiger Oheim Inguiomar mit seinem Anhange blieb zurück), sondern bloß als Heerführer eines großen, ihm ergebenen Gefolges gegen Marbod aus, diesen „Trabanten des Kaisers“, wie er ihn nannte. Bald kam es zwischen Armin und Marbod zu einer Schlacht, die jedoch unentschieden blieb, weil auf beiden Seiten der rechte Flügel geschlagen wurde. Als aber Armin die Schlacht erneuern wollte, zog sich Marbod zurück, und weil ihn viele der Seinen verließen, kehrte er nach Böhmen zurück und suchte bei Tiberius um Hülfe nach. Dieser vermittelte zwar durch seinen Sohn Drusus einen Frieden zwischen den Markomannen und Cheruskern, stiftete aber heimlich einen, früherhin von Marbod vertriebenen gothischen Fürsten, Namens Catualda, auf, daß er in Marbod's Reich einfiel, sich im Einverständnisse mit mehreren Großen desselben der Hauptstadt und der königlichen Schätze bemächtigte und so den von Allen verlassenen Marbod nöthigte, über die Donau nach Italien zu fliehen, wo er zu Ravenna achtzehn Jahre lang von römischem Gnadensbrod lebte und in trauriger Ruhmlosigkeit endete, weil er (wie Tacitus sagt) zu viel Liebe zum Leben besaß. Das gleiche Schicksal traf bald auch seinen feindlichen Nachfolger Catualda, der durch die Macht der Hermunduren vertrieben wurde und ebenfalls zu den Römern entfloh, die ihn nach Gallien schickten.

Nachdem Armin in Deutschland von äußern und innern Feinden befreit hatte, wurde er ohngefähr im 37. Jahre seines Lebens und im 12. seiner Feldhauptmannschaft von der Hand des Meides und der Eifersucht ermordet.

21 n. Chr. Noch lange Zeit hindurch bekämpften sich die deutschen Stämme einander selbst in traurigem Zwist. Armin's aber gedachte sein Volk lange in seinen Heldenliedern, und von einer dauern Nachwelt wird er noch heute als der Befreier Deutschlands und als der Erhalter deutscher Sprache, Sitte und Art gepriesen.

Kap. 8. Die Gränzkriege zwischen den Römern und Westdeutschen.

Histor. Atlas, Tab. VII.

§. 41. Von nun an beschränkten sich die Römer auf die Vertheidigung ihrer Rhein- und Donaugränzen, zumal Tiberius absichtlich keine tüchtigen Feldherren mehr dahin sandte, und daher die Kriegszucht in den dortigen römischen Heeren erschlaffte. So kam es, daß im Jahre 28 n. Chr. zuerst die Friesen, welche bisher den Römern gehorcht hatten, aufstanden und sich glücklich und ungestraft ihre Freiheit errangen.

Im Jahre 50 n. Chr. kamen friesische Gesandte sogar nach Rom, um sich einen öden Landsitz zu erbitten. Als man sie im Theater nicht auf den vornehmsten Platz wies, setzten sie sich ungeheßen auf denselben und erklärten, daß den Germanen, als dem tapfersten und treuesten Volke unter der Sonne, der Vorrang gebühre.

Die Gränzfehden, die unter den beiden folgenden Kaisern (Caligula und Claudius) am Rhein Statt hatten, waren unbedeutend und jenseits der Donau, in den Gegenden, wo einst Marbod geherrscht hatte, erleichterte nur die Uneinigkeit der Deutschen den Römern die Gränzhut. — Unter Kaiser Nero's Regierung versuchten es viele deutsche Völker, an der Ostseite des Rheins, oberhalb des Drususgrabens, sich festzusetzen, während sich im Innern Deutschlands die Hermunduren und Matten, welche nunmehr die mächtigsten deutschen Völker waren, um den Besitz eines saftreichen Flusses (der fränkischen Saale) stritten.

§. 42. Einige Zeit nachher, als August's Geschlecht ausgestorben und Rom schon ein Wahlreich geworden war, und eben Otho und Galba, dann Vitellius und Vespasianus sich um den Kaiserthron stritten, verursachte 69 n. Chr. der Aufstand der Bataver, eines von den Matten abstammenden Volkes, dem sich die Friesen und Canninefater angeschlossen, eine gewaltige, weitgreifende Bewegung am Rhein. Der Leiter dieses Aufstandes war Claudius Civilis, aus einem altköniglichen Geschlechte, den die Römer an Geist und Gewandtheit mit dem Hannibal verglichen, zumal er wie dieser nur noch ein Auge hatte. Er war seiner Freiheitsgefinnungen wegen vom nieder-rheinischen Statthalter gefangen nach Rom geschickt, dort aber nach Nero's Sturz vom Galba wieder freigegeben worden. Heimgekehrt, fand er seinen

Bruder getödtet, daher er in der Erbitterung sich an die Spitze seiner Landleute stellte, die eben für die Truppen des neuen Imperators Vitellius gepreßt werden sollten. Nach einigen Siegen über die römischen Heere und Besatzungen suchte er auch Gallien zum Aufstand zu bringen und zog Verstärkungen aus Deutschland, besonders Bructerer und Ratten, an sich, durch die er besonders die römisch gesinnten Ubier und Trevirer hart mitnehmen ließ.

So lange in Rom der Thronstreit zwischen Vitellius und Vespasian dauerte, gab Civilis vor, für den letztern zu kämpfen; als aber Vespasian den Thron gewann, erklärte er sich unumwunden für völlige Freiheit vom römischen Joch, und auch die Gallier erhoben sich nun unter einem gewissen Julius Sabinus, tödteten die römischen Befehlshaber am Rhein, ließen deren Legionen zu Mainz und Köln Treue dem „gallischen Reiche“ schwören und halfen dem Civilis das lange belagerte Vetera erobern, das nach der Plünderung verbrannt wurde. Nun war der ganze Rhein frei, mit Ausnahme von Mainz und Bonna (Windisch in der Schweiz) und Köln sollte die neue Bundesstadt werden. Die Anmuthung des Sabinus aber, daß sich die Bataver dem gallischen Reiche einverleiben lassen sollten, wies Civilis mit Entschiedenheit zurück, weil er Batavien als ein wesentliches Glied Deutschlands betrachtete.

Bei allen seinen Unternehmungen setzte Civilis das größte Vertrauen in die Rathschläge der Seherin **Bellæda**, die im Bructererlande in einem einsamen Thurm an der Spitze wohnte. Sie trug durch ihre Aussprüche und Siegesweisagungen viel zur gemeinsamen Vereinigung der niederrheinischen Stämme in diesem Freiheitskriege bei.

Als aber bald darauf Sabinus, der sich sogar zum Kaiser ausrufen ließ, von den Sequanern geschlagen wurde, erkaltete unter den Galliern der Freiheitseifer, zumal Kaiser Vespasian große Rüstungen machte, den gefährlichen Aufstand zu dämpfen. Gegenseitige Eifersucht der Stämme hinderte an nachdrücklicher Fortsetzung des Kriegs, und als der römische Feldherr Cerealis mit den römischen Legionen über die Alpen an den Rhein kam und die Trevirer bei Bingen schlug, kehrten fast alle Gallier wieder in den alten Gehorsam zurück.

Noch widerstand aber Civilis mit den Batavern und andern germanischen und gallischen Völkerschaften auf's kräftigste; als er jedoch bei Trier eine Hauptschlacht, worin er fast schon den Sieg in Händen hatte, durch die unzeitige Plünderungslust der Gallier und Bataver verlor, war er genöthigt, sich nach Vetera — und, nach noch einem Verluste, auf die batavische Insel zurückzuziehen (70 n. Chr.). Dort ließ er, um die Römer abzuhalten, den starken Damm, den Drusus zur Abwehr der Überschwemmungen hatte bauen lassen, niederreißen, so daß von jener Zeit an der linke Rheinarm versandete. Dennoch eroberte Cerealis den obern Theil der Insel, und bot beim Eintritt der schlimmen Jahreszeit dem Civilis den Frieden an, den dieser, weil viele unter den Batavern des Krieges müde waren und die Hoffnung auf endliches Gelingen aufgaben, gegen das Zugeständniß tributfreier Bundesgenossenschaft annahm.

Claudius Civilis lebt noch unter dem Namen Claas im Munde des Volks,

und spätere batavische Geschichtschreiber führen auf ihn die niederländische Freiheit zurück. Von seinem Ende schweigt die Geschichte.

§. 43. Obgleich auf diese Weise der batavische Freiheitskrieg mißlang, so hatte er doch von nun an ein festeres Zusammenhalten der germanischen Stämme zur Folge, und daher versuchten auch die folgenden römischen Imperatoren nur selten, und zwar mit Schimpf, das Kriegsglück gegen die Deutschen, wie denn Kaiser Domitian sogar erdichtete Triumphe über die Katten feierte, und dabei deutlich gekleidete und blond gefärbte Sklaven als gefangene Germanen figuriren ließ.

Als er auch die Markomannen und Quaden angriff, wurde er von ihnen geschlagen. Unter ihm aber vollendete C. Jul. Agricola die von Jul. Cäsar angebahnte, vom Kaiser Claudius begonnene und unter Nero und Vespasian fortgesetzte Eroberung Britanniens, welches nun sammt dem südlichen Kaledonien (Schottland) eine dauernde Besizung der Römer wurde.

Unter dem Kaiser Trajan, diesem würdigsten unter Cäsar's Erben, wurden nicht nur die Katten wirklich gedemüthigt, sondern auch die Gegenden zwischen der Donauquelle und dem Oberrhein, welche herrenlos waren, weil sich dort die Deutschen vor den römischen Festungen in das Innere ihres Landes zurückgezogen hatten, zum römischen Reiche geschlagen, und daseibst (namentlich auf beiden Seiten des Oden- und Schwarzwaldes) agri decumates (Gränzer-Colonien) eingerichtet, d. i. der Kaiser vertheilte einen Theil dieser Gränzlandschaften an gallische und germanische Ansiedler als eine Art Soldatenlehen gegen die Verpflichtung der Gränzhut; ob auch gegen Abgabe eines jährlichen Zehnten, ist ungewiß. Diese ganze Eroberung schützten die Römer gegen die Einfälle der übrigen Germanen durch mehrere Befestigungslinien, den *limes romanus* oder sogenannten Pfahlgraben oder die Pfahlhecke, bestehend aus Thürmen und Burgen, die durch einen Wall verbunden waren.

Die Hauptlinie dieses römischen Gränzwalles, der jenes Zehntland und die durch dasselbe über die Berge weglauenden römischen Militärstraßen sicherte, schloß sich an diejenige Befestigungslinie an, welche seit Drusus bis zur Zeit Domitians von Wesel an, an der Lippe hin, über Neuwied und Ems, vor dem Taunus vorbei nach dem Vogelsberg zu, über die Wasserscheide des Speßarts bis an den Main lief. Von Aschaffenburg an gieng sie dann weiter über den Main in gerader Linie über die Jart und über den Kocher nach Ohringen, und von da gerade über Lorch noch dem Hohenstaufen, und dann in einigen Krümmungen nach Hechingen zu; während eine zweite Linie, auch von Aschaffenburg aus, über den Main und über den Neckar bis Heidelberg, und noch eine dritte (eine Zweiglinie der ersten) von Lorch aus östlich in mehreren Krümmungen nach Gurrzenhausen über die Altmühl und von da gegen die Donau lief und sechs Stunden oberhalb Regensburg ihren Ausgang nahm. Noch sind da und dort von diesem Wall Erdaufwürfe, Gräben und Grundmauern runder Thürme übrig. In dem Zehntlande selbst bezeugen Reste von Bädern, Tempeln, Begräbnißplätzen und Heerstraßen das ehemalige Dasein römischer Cultur. — Jene Gränze behaupteten die Römer bis ins dritte Jahrhundert. — Trajan war es auch, der im Jahre 102 n. Chr. über die untere Donau eine steinerne Brücke baute und Dacien (d. i. die heutige Moldau und Walachei) zur römischen Provinz machte, der einzigen, welche Rom im Norden der Donau hatte. Von Trajan's Sieg über die Dacier zeugt noch heute die Trajanssäule in Rom, woran seine dacischen Kriegsthaten im Relief dargestellt sind.

Kap. 9. Die Angriffe deutscher Völkervereine auf das römische Reich.

Histor. Atlas, Tab. VII.

§. 44. Während des 54jährigen Friedens, den das römische Reich in Europa, Asien und Afrika unter Hadrian und Antoninus Pius genoss, war es auch an den deutschen Gränzen ruhig: denn die jährlichen Geschenke, welche Hadrian den barbarischen Gränzvölkern, folglich auch den Deutschen bewilligte, verbunden mit der Achtung, welche die unermüdete Regentensorgfalt jener bessern Kaiser dem römischen Namen zu verschaffen wußte, hielten die Deutschen von namhaften Angriffen ab, zumal sie nach alter schlimmer Gewohnheit untereinander öfters uneinig waren.

Aber im zweiten Jahre der Regierung des Kaisers Marcus Aurelius Antoninus (Philosophus) wurde die römische Welt durch heftige Stürme aus dem Schlummer geweckt, und die Merkmale des Verderbens, das unter dem schimmernden Glanze äußerer Größe und Herrlichkeit verborgen lag, traten immer mehr zu Tage. Während im Morgenlande die Parther sich erhoben, überichritten die Deutschen, welche ihrer Kampfbegier und Beutelust nicht länger mehr Einhalt thun wollten, im Westen und Südwesten theils den (§. 43 bezeichneten) römischen Gränzwall, theils selbst den Rhein, über den sie mit Mühe wieder zurückgetrieben wurden; im Süden aber, von der illyrischen Gränze an bis nach Gallien hin, stürmten sie über die Donau, wo nicht bloß einzelne Völker, sondern eine große Völkervereinigung, an deren Spitze die Markomannen mit ihrem Könige Markomar standen, durch den **markomannischen Krieg 166-180** dem römischen Reiche den Einsturz drohte.

Theils die Überzahl junger Mannschaft, für welche Deutschland in seinen anbauungsfähigen Theilen zu klein wurde, theils das mehr und mehr erwachende Bewußtsein einer durch gemeinsames Zusammenstehen verstärkten Kraft gab dieser germanischen Bewegung eine solche Ausdehnung und Dauer. — Der Krieg begann mit einem Einfall in Pannonien; aber erst nach Beendigung des parthischen Krieges konnten die Römer dem Feinde an den julischen Alpen kräftig entgegentreten, worauf die Deutschen einen Frieden machten und Marc Aurel mit seinem Sohne Commodus einen Triumph feierte. Weil aber die römischen Heere zu früh über die Alpen zurückkehrten, brachen die verbündeten Deutschen abermals los und verheerten die Länder zwischen der Donau und den Alpen so furchtbar, daß man in Italien, wo noch dazu die Pest herrschte, schon den Untergang des Reichs voraussah.

Im Gefühle künftiger Ohnmacht suchte man das Vordringen der Deutschen dadurch abzuhalten, daß man auf den Rath eines ägyptischen Wahrsagers zwei Löwen über die Donau trieb, um durch deren Anblick die Deutschen zu erschrecken! Diese aber schlugen die Löwen, die sie für Hunde hielten, mit Prügeln todt, und in einer gleich darauf folgenden Schlacht tödteten sie 20,000 Römer.

Nur mit der äußersten Anstrengung, wobei der Kaiser sogar seine Kleindien und Kunstschätze veräußerte, um Heere zu werben und die niederdeutschen Völker gegen die Markomannen zu erkauften, gelang es ihm endlich, die schon bis Aquileja vorgedrungenen Deutschen wieder zurück und über die Donau zu drängen, wo sogar auf dem gefrorenen Strom eine blutige Schlacht geschlagen ward. Nach der Vertreibung der Markomannen überfiel der Kaiser die Quaden in ihrem eigenen Lande jenseits der Donau,

und zwang sie durch einen vollkommenen Sieg, ernstlich um Frieden zu bitten, den der Kaiser nachher durch einen Triumph feierte.

Diesen Sieg erhielt Marc Aurel auf folgende wunderbare Weise. Er stand mit seinem Heere diesseits des Gran's in einer wasserlosen Gegend vom Feinde eingeschlossen und war mit den Seinen am Verschmachten. Da erschloß plötzlich — nach christlichen Berichten auf das Gebet der meist aus Christen bestehenden zwölften Legion (nach römischen Berichten auf das Gebet des Kaisers) ein Gewitterregen die Erschöpften und stärkte ihren Muth so, daß der Feind ihnen nicht widerstehen konnte. Daher der Name *legio fulminatrix*, und auf der Denksäule, welche Marc Aurel wegen seiner Siege im Markomannenkriege zu Rom errichten ließ, ist unter den darauf angebrachten Abbildungen gewonnener Schlachten das Bild des regnenden Jovitors noch zu erkennen.

Zwar erneuerten die Quaden und Markomannen ihre Einbrüche, aber Marc Aurel setzte ihnen die Verstärkung und Ergänzung der von Hadrian begonnenen, längs der Donau fortlaufenden Festungskette entgegen, und hätte, wenn er länger gelebt hätte (er starb zu Vindobona 180 n. Chr.), den Krieg wenigstens ehrenhafter beendet, als sein unwürdiger Sohn und Nachfolger Commodus, der von jenen Donauvölkern einen schimpflichen Frieden erkaufte, welcher den Germanen nur das Recht auf künftige Wiedereinfälle zu geben schien.

§. 45. Durch solche Erfolge ermuntert, traten die Deutschen immer häufiger in größere Bündnisse zusammen, theils zum Schutze ihrer Freiheit, theils zum Zwecke größerer Unternehmungen. Daher erschienen seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts die einzelnen Theile des vielfach verzweigten germanischen Stammes in größere, mit neuen Namen bezeichnete Massen vereinigt, und „bewegten sich großentheils durch Änderung ihrer frühern Sitze, in erweitertem Streben nach Außen in neuen Stellungen fort“, bis nach und nach (vier große und mächtige Völkerbündnisse) 200-300 mit den Namen **Alemannen, Franken, Sachsen u. Gothen** hervortraten.

1. Die Vereinigung der **Alemannen** (Mamannen). Diese, anfangs hinter dem römischen Gränzwall in der Südweststrecke des Landes von Mainz an, den Main aufwärts reichend, bestund zunächst aus den Tenthierern und Usipiern und andern kleinen Völkern im Norden des Odenwaldes, die alle von dieser ihrer ersten Heimath aus zuerst über den Gränzwall, dann über den Rhein in Gallien, auch über die Donau und über die Alpen ins römische Gebiet einfielen. Nur dem Kaiser Probus gelang es, sie wieder über den Neckar und die Alb zurückzudrängen. — Bald aber eroberten sie sich bleibende Sitze innerhalb des Gränzwalls, wo sie ihre zweite Heimath nahmen, so daß hier der Rhein wieder die deutsche Gränze wurde, und Alemannia sich nun von der Rheinbrücke bei Mainz bis zur Donaubrücke bei Günzburg in Oberbayern erstreckte. Von da drangen sie bis an den Bodensee vor, weil um diese Zeit sie, zuerst von den Gepiden, dann von den Gothen verdrängten, aus Südost kommenden Burgunden sich des alemannischen Oberlandes (östlich vom Gränzwall) bemächtigten und sich über das ganze obere Gebiet des Mains ausbreiteten, so daß alsdann Alemannia vom untern Main den Rhein aufwärts bis an den Bodensee reichte. — Das war die zweite Fortbewegung der Alemannen.

In der Mitte des dritten Jahrhunderts war außer den Burgunden noch ein anderes hebeutendes Volk an die Seite der Alemannen gekommen, die Juthungen, Abstömmlinge der Juten oder Jüten (Teuten? s. S. 11), welche ihre nördlichen

Sitze verlassen und sich an die Donau gezogen hatten, dann sich hinter der schwäbischen Alb festsetzten und später (seit 430) unter dem Namen Sueven oder Schwaben erschienen und mit den Alemannen so enge sich verbanden, daß von da an der Namen Alemannen mit dem Namen Schwaben gleichbedeutend wurde.

Eine dritte Fortbewegung der Alemannen nach Aufhebung der untern Maingegenden — im Anfange des fünften Jahrhunderts — gieng über den Bodensee hinüber bis an die Alpen in die heutige Schweiz, und über den Rhein ins Elsaß, also in diejenigen Landstriche, über welche noch heute die alemannisch-schwäbische Mundart ausgebreitet ist, — vom Lech bis zum Jura und den Vogesen, von Hagenau und Cannstadt bis in die Schweizeralpen.

2. Die Vereinigung der **Franken**. Das Stammvolf derselben sind die Sigambern, die ursprünglich an der Ruhr gewohnt, dann östlich davon in den Waldböhen, (wahrscheinlich unter dem Namen Marßen) gelebt hatten, alsdann wieder an das Ostufer des Rheins bis an die Yssel (Zsala, Sale) gezogen waren, von der sie den Namen Salier bekamen, worauf sie dann in Verbindung mit den Chamaven und den Chattuariern unter dem neuen Namen Franken oder Freie auftraten. Diese Franken nun wohnten abwärts von den Alemannen in langer Reihe an den Ufern des Niederrheins von der Lippe an bis zu der Rheinmündung, und machten sich den Römern zu Land und zur See furchtbar. Unter Kaiser Maximianus besetzten diese Niederfranken die ganze batavische Insel und das Land über der Schelde; Kaiser Constantinus aber, der das abgefallene Britannien überwältigte, trieb sie wieder zurück und versetzte einen Theil ins gallische Gebiet.

Ein halb Jahrhundert darnach, von den Sachsen vorwärts gedrängt, hatten sie wieder Batavia (die Betuwe) und sogar die Gegenden im Westen der Maas inne, und selbst der Kaiser Julian mußte sie zuerst in ihren Sitzen lassen.

Im dritten Jahrhundert breitete sich der Name Franken auch über die Ratten und Ampsivarier aus, die dann den Uferstrich von Mainz bis Köln verheerten, Gallien durchplünderten, sogar in Spanien eindringen, und von dort zur See ihre Züge fortsetzten, aber von Julian zurückgedrängt wurden. — Gegen das Ende des vierten Jahrhunderts nahmen die keltischen Franken oder Oberfranken das Land vom Thal der Sieg und Diemel bis an die Murg und Enz, durch den Lauf des Kochers, der Jagt, der Tauber und des Mains bis in seine obern Thäler an der Mündung der Rednitz und Werra ein.

Im fünften Jahrhundert verbreiteten sich die ampsivarischen Franken um Köln den Rhein aufwärts, und setzten sich dann auf beiden Seiten des Rheins fest, von den Ardennen abwärts auf dem östlichen Ufer bis über die Ruhr, und auf dem westlichen bis zur Maas, und diese Rheinfranken erhielten von den Römern den Namen Riparii oder Ripvarii (Ripuarier, Uferfranken).

3. Die Vereinigung der **Sachsen**. Mit diesem Namen erschienen im dritten Jahrhundert, im Rücken der Franken, die stets in ihrem Lande gebliebenen Cherusker, Angrivarier und ein großer Theil der Chauken nebst noch einigen kleinern Völkern, und richteten zu Wasser und zu Land große Verheerungen im römischen Gebiete an. Das Hauptvolf dieser Völkervereinigung waren die Cherusker am Harz, die schon im Alterthum an Macht und Ansehen hochstanden und deren Namen noch im vierten Jahrhundert vorkommt: sie sind dieselben, die im achten Jahrhundert als Ostfalen auftreten. — Die Chauken sind die nachmaligen Westfalen, die Angrivarier aber die, zwischen jenen beiden an den Ufern der Weser wohnenden, nachmaligen Engern.

Zu diesen Sachsen kamen nachher noch die Nordalbingen, d. i. die überelbischen Sachsen, von der Elbe bis in die Eidergegenden und in der Osthälfte der dänischen Halbinsel, und diese Sachsen machten sich besonders durch Seeräuberien den Römern furchtbar. Als die Sachsen sich mehr westwärts ausbreiteten, erschienen auch Sachsen als Bewohner der gallischen West- und Nordküste, von welcher letzteren aus sie Eroberungszüge ins Innere Galliens unternahmen.

4. Die Vereinigung der **gothischen Völker**. Als die **Gothen** (§. 10) in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ihre nördlichen Stammstätze verlassen hatten, schlugen sie ihre Stätze an dem untersten Laufe der Donau und am schwarzen Meere auf, in welchen Gegenden ihr Namen im Anfange des 3. Jahrhunderts gleichzeitig mit dem Namen **Alamannen** im Westen erscheint. Von dieser Stellung aus machten sie furchtbare Einfälle in das römische Gebiet, eroberten die Länder, welche früher die **Geten** und **Scythen** inne hatten (daher sie mit diesen oft schon verwechselt wurden) und zwangen manchen römischen Kaiser zum Tribut.

Nicht lange darauf, so erhoben die **Gothen** hier jene verheerenden Stürme, welche alle germanischen Stämme in den letzten Zeiten des Heidenthums, „durch den kriegerischen Geist ihrer Götterlehre angefeuert, gegen ihre Umgebungen losgelassen haben.“ Nach ihrem glücklichen Kampfe gegen Kaiser **Decius**, der 251 in den Sümpfen der Donau seinen Tod fand, machten sie mit andern deutschen Völkern (**Herulern**, **Pencinern**, **Bastarnern** 2c.), so wie auch mit **sarmatischen** Horden verwüstende Züge zu Land und zu Wasser, setzten über das schwarze Meer, eroberten **Trapezunt**, zogen gegen **Byzanz**, plünderten **Kleinasien**, verheerten ganz **Griechenland**, durchbeuteten die **illyrische Halbinsel**, zogen auf ihrem vierten Zuge (unter Kaiser **Clodius**) gegen die griechischen Inseln und Küstenländer und wären damals, schon in der Mitte des römischen Reichs, fast Herren des Landes geblieben, wenn nicht **Aurelian** sie wieder über die Donau getrieben hätte, wo er ihnen aber **Dacien** (**Moldau** und **Walachei**) lassen mußte. Noch einmal erhoben sie sich zu einem großen Plünderungszug, wurden aber von **Constantin dem Großen** gleichfalls im Zaume gehalten.

So lange sie über dem **Pontus** von dem **Don** bis an die **Donaumündung** und von da bis in die südlichen Gegenden der **Karpathen** (bis gegen **Mähren** und **Schlesien** herauf) wohnten, hießen die in den sandigen Steppen des **Ostlandes** wohnenden **Gothen** **Greutungen** oder **Ostrogothen** (**Ostgothen**); die in den waldreichen Westgegenden wohnenden aber **Terwinger** oder **Wisigothen** (**Westgothen**), und der **Dniester** war die Gränze zwischen diesen beiden Hauptstämmen, denen dann späterhin, als sie diese Gegenden verließen, bloß der Namen **Ostgothen** und **Westgothen** blieb.

Unter diesen deutschen Völkerstämmen waren die **Gothen** die für tiefere Bildung empfänglichsten, und darum fand auch das **Christenthum** bei ihnen so frühen Eingang, indem es ihnen schon in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts durch christliche Kriegsgefangene aus **Kleinasien** zugebracht wurde (§. §. 47.). Übrigens war das **Christenthum** noch früher durch den römischen Weltverkehr und insbesondere durch die Züge der römischen Legionen über die **Alpen** an den **Rhein** und an die **Donau** gebracht worden, so daß sich schon in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts in den **Rheinlanden** die Anfänge christlicher, aus römischen, gallischen und deutschen Gliedern bestehenden Gemeinden vorfinden, und auch in den **Donauländern** gegen das Ende des dritten Jahrhunderts die Anfänge von **Bischofssitzen** nachzuweisen sind.

Kap. 10. Die Völkerwanderung.

§. 46. **U**nterdessen waren die sittlichen Stützen des römischen Staates längst gebrochen; das Heidenthum, obgleich durch viele blutige Verfolgungen gegen das aufstrebende Christenthum kämpfend, fühlte immer mehr seine Ohnmacht und legte täglich offener das innere Verderben des Römerreichs bloß, das sich schon daraus erkennen läßt, daß von 36 Imperatoren, welche

zwischen den Jahren 180—300, also in 120 Jahren herrschten, 27 ermordet wurden, nur 6 eines natürlichen Todes starben und 3 im Kriege fielen. Die Schwäche, welche das einst weltgebietende Rom seit dem zweiten Jahrhundert in der Abwehr der Anfälle jener wilden Völker an den Tag legte, nahm mehr und mehr zu.

Zwar schien das römische Reich dadurch wieder emporzukommen, daß **Constantin der Große** nach dem Siege über seinen Gegner Maxentius **312** anfieng, die christliche Religion zur herrschenden zu machen, und daß er, zur leichtern Einführung des Christenthums sowohl, als einer neuen Hof- und Reichsverfassung, die Residenz der römischen Kaiser von Rom hinweg nach Byzanz verlegte, welches (anfangs Neu-Rom, später Constantinopel genannt) zugleich zu einem mächtigen Trug- und Schutzwall gegen den beständigen Ansturm der größten Reichsfeinde, der Gothen und Neuperser, dienen sollte. Dennoch half das Alles nicht auf die Dauer, denn immer heftiger wurden die Stöße, welche das alte Reich im Westen und Osten trafen.

Nach Constantin's Tode (337) theilten sich seine drei Söhne Constans, Constantin und Constantius in das Reich, bis nach dem Tode der beiden ersten Constantius Alleinherr der Reichs wurde. Unter ihm gieng beinahe Gallien an die Deutschen verloren und mit Mühe stellte sein Neffe Julian durch einen Sieg über die Alemannen (bei Straßburg) und über die Franken (bei Lutich) die Rheingränze wieder her. Vergebens suchte Julian, als er Kaiser wurde, durch Wiedereinführung des heidnischen Cultus (weßhalb er den Namen Apostata, der Abtrünnige, bekam) dem Reiche einen neuen Aufschwung zu geben. Nach Julian's Fall im Kampfe gegen die Neuperser führte sein Nachfolger Jovian das Christenthum wieder zurück, ließ aber dem Heidenthum noch gleiche Freiheit. Sein ungebildeter Nachfolger Valentinian I, der die Rheingränze gegen die Alemannen, Burgunden und Franken, die Nordküste Galliens gegen die Sachsen, Italien gegen die Quaden und Jazygen zu vertheidigen hatte, verhielt sich im Abendlande gleichgültig gegen das Christenthum, während sein Bruder und Mitregent Valens im Osten dasselbe zwar vorherrschend begünstigte, aber in der arianischen Form, indem er theils aus Unwissenheit, theils aus Habucht die Anhänger der allgemeinen (rechtgläubigen) Kirche mit kopfloser Unduldsamkeit verfolgte und dadurch die innere Verwirrung steigerte, bei welcher das Reich den äußern Feinden um so weniger widerstehen konnte.

§. 47. Seit Constantin dem Großen waren nämlich die **Gothen** durch einen Heervertrag befriedigt und dadurch zu einer Art Vormauer gegen den Andrang der Sarmaten gemacht worden. Insbesondere war die Größe und Tapferkeit des ostgothischen Stammes und seiner Könige aus dem Amaler-Geschlechte so bedeutend, daß sich der Ostgothenkönig Armarich oder Hermanrich nicht nur auch alle Westgothen, sondern selbst noch andere benachbarte Völker unterwarf und seine Herrschaft sich vom schwarzen Meere bis an die Ostsee erstreckte. Doch verstattete er den Westgothen

unter ihrem Könige Athanarich eine größere Unabhängigkeit, als den andern, weil sie seine Südgrenze zu schützen hatten.

Schon unter Constantin dem Großen hatte das Christenthum unter den Gothen solche Fortschritte gemacht, daß auf der von demselben gehaltenen Kirchenversammlung von Nicäa ein gothischer Bischoff, Namens Theophilus, das nicänische Glaubensbekenntniß mit unterschrieb und gothische Geistliche sich von dem berühmten Kirchenlehrer Hieronymus Aufschlüsse über Stellen der heiligen Schrift erbaten. Bald aber fand unter ihnen auch der Arianismus Eingang, und zwar durch den Vorgang des gothischen Bischofs Ulphilas, der durch seine Uebersetzung der Evangelien in die gothische Sprache ein Werkzeug der Förderung des Christenthums unter den Gothen wurde.

Ulphilas (Wulfila, Wulfilin) Abkömmling einer aus Cappadocien stammenden kriegsgefangenen Familie in Dacien, wurde von Constantin d. Gr. 348 zum Bischoff und Nachfolger des obenerwähnten Theophilus ernannt. Von heidnischen Landsleuten verfolgt, flüchtete er sich mit seiner Gemeinde auf das rechte Donauufer und fand dort vom Kaiser Constantius Aufnahme. Im Jahr 360 unterschrieb er auf einer Kirchenversammlung zu Constantinopel das arianische Bekenntniß, worauf auch ein Theil der Gothen sich für dasselbe entschied. Als im J. 376 ein Theil der Westgothen unter Fridigern, vor den Hunnen weichend, im griechischen Reich aufgenommen wurde, befand er sich auch unter ihnen. Er erwarb sich große Verdienste, sowohl um die Ausbreitung des Christenthums, als auch um die Literatur durch Ausbildung der deutlichen Buchstabenschrift, und starb 388 zu Constantinopel bei einer Kirchenversammlung, von den Seinen, wie von Fremden, ja selbst von dem Kaiser als ein „zweiter Moses“ geehrt. — Die in der Bibliothek zu Upsala unter dem Namen des codex argenteus, der silbernen Handschrift, befindliche alte gothische Evangelienübersetzung ist wahrscheinlich die — nur später nach Sprache und Text umgearbeitete ulphilanische Uebersetzung.

Eine Zeit lang bestanden unter den übrigens größtentheils noch heidnischen Gothen beide christliche Bekenntnisse neben einander, bis Kaiser Valens nach einem Machezug gegen die Westgothen, welche einem seiner Feldherrn (Procopius) zu einer Empörung Beistand geleistet hatten, der arianischen Lehre dadurch das Übergewicht unter den Gothen verschaffte, daß er eine Partei der Westgothen, die unter dem Herzog Fridigern gegen den noch heidnischen König Athanarich aufkam, unterstützte und den Arianismus unter ihnen verbreiten ließ. Für solche Politik sollte ihm zunächst von den Westgothen die Strafe kommen, wie es denn nun überhaupt sich offenbarte, daß die alte Welt zur Auflösung reif war und ein ganz Neues sich gestalten sollte, um die Absichten Gottes zum Heile der Menschheit zu fördern.

Denn plötzlich veranlaßte der Einbruch der Hunnen, eines mittelasiatischen Nomadenvolks, aus den scythischen Steppen in den Osten von Europa
375 die Völkerwanderung, jenes weltgerichtliche Ereigniß, das mit den Stößen eines lang fortbrausenden Sturmwindes den Fall des römischen Staats-

baues herbeiführen sollte, dessen scheinbarer Felsgrund zu Sand verwittert war. (Off. 9.)

Das bis dahin ungekannte Volk der Hunnen ist nach Amad. Thierry finnisch-mongolischen, nach Rückert tartarischen Ursprungs; nach Zeuß gehört es dem großen Nomadengeschlechte der Türken an, obwohl als ein minder edler Zweig, der von den nordwestlichen Gebirgen Hochasiens in die (scythischen) Steppentländer am kaspischen und schwarzen Meere hervorbrach und, alles vor sich niederwerfend, „die Bahn öffnete durch die weiten Striche, über welche sich seitdem die Völker dieses Stammes ausgoßen.“ — Ähnlich den heutigen Kalmücken, hatten sie untersehten Körperbau, dicken Kopf, breite Schultern, häßliches braungelbes Gesicht mit tiefliegenden blizenden Augen, vorstehende Backenknochen, tiefen Narben an Kinn und Wangen, welche von Einschnitten herrühren, die sie sich in der Kindheit machten, um den Bartwuchs zu unterdrücken; sie waren mit Kitteln aus Linnen oder Mausfellen, Hosen von Bockshäuten und Zottelmützen bekleidet. Von Jugend auf an Ertragung von Kälte und Hitze, Hunger und Durst gewöhnt, lebten sie von Wurzeln und rohem Fleische, das sie ohne Feuer zubereiteten, indem sie es unter ihre Sättel legten und mürbe ritten. Beständig zu Pferd oder auf Karren weiterziehend, wußten sie nichts von Ackerbau und festen Sitten und den daraus entstehenden Gesetzen und Sitten. Ohne Religion, ohne Treue gegen Andere, ohne einen Begriff von Recht und Unrecht, waren sie nur thierischen Begierden hingegeben, jähzornig, veränderlich, wankelmüthig, raubhüchtig. Mit furchtbarem Geheul und blitzesschnell den Feind angreifend, schoßen sie zuerst aus der Ferne ihre spitznöchigen Pfeile auf ihn ab, griffen dann in der Nähe zum Säbel, und wenn der Feind ihren Hieben auswich, warfen sie ihm Schlingen um den Hals und schleppten ihn mit sich fort. Eben so rasch zogen sie sich schnell wieder zurück, um immer durch neuen Angriff den Feind zu ermüden.

So wild und schrecklich von Sitten und Aussehen, daß der gleichzeitige römische Schriftsteller Ammian sie zweibeinige Bestien nennt, drängten diese Barbaren zuerst auf die am Don wohnenden Alanen (ein scythisches, dem persisch-medischen Stamme verwandtes Volk, dessen Heimath am nördlichen Abhang des Kaukasus ist, und von welchem einzelne Stämme schon früher nach Westen gezogen waren und unter den Völkern des Markomannenkriegs gegen die Römer gestritten hatten). In Verbindung mit ihnen warfen sie sich sodann auf die Ostgothen, deren 110 Jahre alter König Hermanrich, der gerade an einer Wunde von Rächerhand darniederlag, vor Schrecken darüber sich durch Aufreizung des Verbandes selber den Tod gab, um die Schmach der Unterjochung nicht zu erleben.

Nachdem auch sein Nachfolger Witimir nach tapferem Widerstande gefallen war und ein Theil der Ostgothen sich in die Karpathen geflüchtet hatte, wälzte die Hauptmasse der Ostgothen über den Dnjepr auf die Westgothen, die unter Athanarich durch eine vom Pruth bis an die Donau gezogene Mauer vergebens zu widerstehen versuchten. Auch sie müssen weichen; der nördliche, noch heidnisch gebliebene Theil zieht sich unter Athanarich in die Gebirge zurück; der südliche, dem Christenthum mehr zugeneigte Theil der Westgothen weicht unter dem Herzog Fridigern über die Donau und erhält vom Kaiser Valens (der gerade in Asien gegen die Perser rüstete) gegen das Versprechen des Heerdienstes und der Annahme des arianisch-christlichen Bekenntnisses Aufnahme in Thrazien, wo ihnen die nöthigen Lebensmittel gegen mäßige Bezahlung verabreicht werden sollten. Beim Übergang über die Donau wurden alle genau verzeichnet und ihre 200,000 Streiter aufgefördert, ihre Waffen vorher ab-

zulegen; aber sie bestachen die habgütigen römischen Aufseher und behielten größtentheils ihre Waffen.

§. 48. **W**eil sie aber da von den römischen Statthaltern treulos behandelt wurden, indem man ihnen schlechte Nahrung (sogar Hundefleisch) gegen theure Bezahlung, ja oft gegen Hergabe ihrer Söhne und Töchter verabreichte, so drohten sie mit den Waffen; und als man sie, um sie besser im Zaum halten zu können, über das ganze Land vertheilte und dabei die Donaugränze entblöste, so zog sich auch ein Theil der Ostgothen herüber und mehrte die Furcht der Statthalter. Daher nahmen diese zur List ihre Zuflucht und gedachten sich der gothischen Anführer Fridigern und Alaviv zu bemächtigen, in der Hoffnung, das Volk dann desto leichter unterdrücken zu können. Von dem Statthalter *Lupicinus* zu einem Gastmahle nach Marcianopel geladen, erschienen sie mit einem großen Gefolge, von dem aber der größte Theil vor dem Thore der Stadt bleiben mußte, indeß die beiden Herzoge mit einer kleinen Schaar in die Stadt einritten und beim Statthalter abstiegen. Während des Mahles entspann sich vor den Thoren zwischen Gothen und Römern ein Gefecht. Als *Lupicinus* hörte, daß die Gothen aus Besorgniß für ihre Führer in die Stadt dringen wollten, ließ er das mit den Herzogen bei ihm abgestiegene kleine Gefolge tödten. Durch den dabei entstandenen Lärm aufmerksam gemacht, sprangen die Herzoge vom Mahle auf und stürzten mit gezogenen Schwertern unaufgehalten durch die Menge der Römer hinab, schwangen sich auf ihre Pferde und jagten zur Stadt hinaus, wo sie mit Freudengeschrei von den übrigen empfangen wurden, und nun der Macheruf durchs Land erscholl. Sogleich erhoben sich alle Westgothen, besiegten den Statthalter, durchtobten das Land und schlugen ein neues Römerheer bei den Weiden (unweit Tomi). Dann brachen sie, von neuen Gothenwärmen verstärkt, durch die *Hämuspässe* und brachten dem aus dem Orient herbeigeeilten Kaiser Valens **378** in der **Entscheidungsschlacht bei Adrianopel** eine so große Niederlage bei, daß er selbst auf der Flucht seinen Tod fand.

Als nämlich die römische Reiterei vor der gothischen und alanischen Flucht und das verlassene Fußvolk umringt wurde, wollte der Kaiser noch helfen und gerieth bei der schon eingebrochenen Dunkelheit mitten in das Getümmel: eben als ihn einige der Seinen herauszuhauen wollten, traf ihn ein Pfeil. Verwundet wurde er in eine Feldhütte getragen, diese aber bald vom Feinde umringt und sammt dem Kaiser und seinem Gefolge verbrannt. — Schon war vom Westen her sein Mitregent Gratian (älterer Sohn Valentinian's I) im Anzuge, um dem bedrängten Osten zu Hülfe zu kommen; aber erschreckt durch die Kunde von jener Niederlage, kehrte er wieder um, um wenigstens den Westen zu schützen.

Hierauf zogen die Westgothen unaufhaltsam vor Constantinopel: sie konnten es zwar nicht erobern, blieben aber Herren in dem Lande, das sie als ihre Eroberung ansahen und es bis zu den julischen Alpen durchstreiften. In solcher Noth ernannte Kaiser Gratian einen seiner Feldherren, den tapfern Spanier **Theodosius**, zum Mitregenten und übertrug ihm die Verwaltung des Orients. Dieser verfuhr mit der größten Vorsicht und Klugheit, konnte aber weder im Feld, noch durch Unterhandlungen etwas ausrichten,

so lange Fridigern lebte, dem die Gothen und Alanen unbedingt gehorchten. Erst nach dessen Tode wurde es ihm leicht, die Gothen durch Gothen zu besiegen. Als aber auch König Athanarich mit den ihm anhängigen Stämmen aus seinen bisherigen Gebirgsitzen über die Donau herüberkam und die getheilten Gothen wieder einigte, so schien der Kampf wieder von vorne zu beginnen.

Zum Glück erkannte der alte Gothenkönig, daß fortgesetzter Kampf nicht zum ruhigen Genuße des Landes führen würde, und ließ sich zu Friedensunterhandlungen herbei. Während derselben wurde er in Constantinopel krank und starb. Weil ihn nun der kluge Kaiser mit den höchsten Ehren bestatten ließ, so blieben die meisten der gothischen Edlen gleich beim Kaiser, der sie reichlich beschenkte und in seine Dienste nahm. Dadurch gelockt, beeilten sich nun auch die übrigen Führer der Gothen, mit ihm Frieden zu machen, in welchem er sämtliche Westgothen zu „Verbündeten“ annahm und ihnen Wohnsitze in Dacien, Mösien und Thrazien anwies mit dem Zugeständnisse, keine Abgaben zu zahlen und unter ihren eigenen Gesetzen und Häuptern leben zu dürfen, aber auch mit der Verpflichtung, die Oberhoheit des Kaisers anzuerkennen und ein beständiges Heer von 40,000 Mann, jedoch gegen Jahrgeld, für den römischen Kriegsdienst zu stellen.

Von nun an gehörten gothische (im Westen bereits auch fränkische) Fürsten zu den Großen des römischen Reichs, und unter dem Namen der Bundesgenossen stiegen die deutschen Barbaren an, die Römer zu beherrschen. Die Ostgothen hatten abziehen müssen und blieben in den Sizen an der Donau abhängig von den Hunnen.

§. 49. Nachdem Theodosius der Große theils durch das strengste Verbot des heidnischen Cultus, theils durch die entschiedenste Zurückweisung der arianischen Lehre (381) den Sieg der allgemeinen christlichen Kirche vervollständigt, und somit durch Beendigung der religiösen Parteikämpfe dem Reiche den innern Frieden verschafft hatte, so stellte er nun auch im Westen des Reichs die dort durch Thron-Misurpatoren gestörte Ruhe wieder her. Vorzüglich durch gothische Kraft errang er über den Empörer Maximus, gegen welchen Gratian auf der Flucht sein Leben und dessen Bruder und Nachfolger Valentinian II das Reich verloren hatte, den Sieg in der Schlacht bei Bettau an der Save (388), und setzte den letztern wieder in seinen Reichstheil ein; und als Valentinian von dem Franken Arbogast, seinem Reiterführer, ermordet wurde, besiegte Theodosius auch diesen in der Schlacht bei Aquileja (394) und erhielt dadurch die Alleinherrschaft über das ganze wiedervereinigte römische Reich.

Doch schon 4 Monate darauf starb er, nachdem er in seinem letzten Willen die Theilung des Reichs in das morgenländische und abendländische 395 angeordnet, und jenes, das oströmische, seinem 18jährigen Sohne Arcadius, dieses, das weströmische, seinem 11jährigen Sohne Honorius gegeben hatte. Wiewohl er freilich dadurch eine eigentliche Trennung des Reichs nicht beabsichtigte, so legte er doch den Grund dazu, und die Folge war, daß sich einerseits der byzantinische Hof durch stärkere Ausprägung des orientali-

ischen Wesens und durch Erhebung der griechischen Sprache zur amtlichen dem westeuropäischen Wesen gänzlich entfremdete, anderseits das abendländische Römerthum seinen frühern Untergang fand.

Wegen der Jugend und Schwäche der beiden Regenten hatte im oströmischen Reiche für den Arcadius der Gallier Rufinus —, im weströmischen Reiche für den Honorius der kräftige und kluge Vandal **Stilicho** die Reichsverwaltung. Weil Stilicho behauptete, vom Theodosius zum Hauptvornund eingesetzt worden zu sein, öffnete Rufinus aus Lücke den Westgothen die Pässe nach Griechenland, so daß diese, unter ihrem kühnen, aus dem edeln Geschlechte der Balten entsprossenen König Alarich, Thessalien und Macedonien zerstörend und plündernd durchzogen. Als Stilicho sie bekämpfen wollte, wurde er von Rufinus aus Eifersucht daran gehindert und bekam nach des letztern Ermordung an dem Stellvertreter desselben, dem Eunuchen Eutropius, einen noch ärgeren Feind. Denn als Alarich mit den Westgothen fortfuhr, auch Mittelgriechenland und den Peloponnes mit Feuer und Schwert zu verwüsten, dann sich aber, von Stilicho zurückgedrängt, nach Illyrien zurückzog, so machte Eutropius den Alarich zum Statthalter von Illyrien und reizte ihn sogar zu einem Einfall in Italien. Doch der tapfere Stilicho schlug denselben in Ligurien bei Pollentia und nach einem erneuten Versuche bei Verona zurück (404). Dadurch, sowie daß er auch im Jahre 406 den Rhadagais, der im vorangegangenen Jahre von Norden her mit einem ungeheuern Schwarm deutscher, besonders ostgothischer Völker in Italien eingefallen war, bei Fajula (jetzt Fiesole, im Florentinischen) schlug, rettete er für damals Italien vom Untergang.

Dagegen konnte Stilicho nicht verhindern, daß nun die Trümmer dieses vernichteten Völkersturms, darunter vorzüglich Vandalen, Sueven und Alanen, in Gallien eindrangen und zugleich die obern Rheinländer zu einer neuen Stellung veranlaßten. Es wurden nämlich daselbst die Alemannen und Burgunden mit in die Bewegung gerissen, indem jene nun auch im Elsaß Fuß faßten (§. 45, 1.), diese aber bis Mainz vorrückten und auf beiden Seiten den Grund zu dem nachher so mächtigen **Reich der Burgunden** (mit der Hauptstadt Worms) legten, das sich in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts bis hinab zum Mittelmeere und bis an die Cevennen und Vogesen ausdehnte.

Nachdem jene oben genannten Völker drei Jahre lang in Gallien verwüstend umhergezogen waren, brachen sie über die Pyrenäen in Spanien ein, wo sie sich nach heftigen Kämpfen in die westlichen und südlichen Theile des Landes durch das Loos theilten.

Dabei nahmen die Vandalen (dieselben, welche ursprünglich am Nordabhange des Riesengebirges gewohnt und sich im Laufe der Zeit nach Dacien und von da nach Pannonien gezogen hatten), ihre Sitze in Galicien und in Bätica, und noch heute führt die spanische Provinz Andalusien den Namen von ihnen; die Sueven (dieselben, die in der Urzeit als Semnonen ihr Stammland an der Elster, Neiße und Spree gehabt hatten, §. 8) ließen sich gleichfalls in Galicien nieder; die Alanen aber bekamen in Lusitanien ihre Sitze.

§. 50. Die Noth des weströmischen Reiches stieg noch höher, als sich in dem von Truppen entblöhten Britannien ein gemeiner Soldat, Namens Constantinus, von seinen Kameraden zum Kaiser ausrufen ließ, ganz Britannien, Gallien und Spanien zum Abfall brachte und schon Italien angreifen wollte. Da suchte Stilicho den Marich durch große Versprechungen in den weströmischen Dienst zu ziehen, um mit seiner Hülfe die Gefahr abzutreiben, und schon rückte Marich in Noricum ein, als Kaiser Honorius den Stilicho, auf die Anklage seiner Rieider am Hofe, daß er für seinen Sohn nach dem Throne strebe, hinrichten ließ und sich so des einzigen Mannes beraubte, der das am Einsturz stehende Reich noch hätte retten können. Stilicho's Gegner am Hofe waren der Senator Olympius und der Feldherr Sarus. Da sie es nicht wagten, den gefürchteten Mann offen anzugreifen, so stifteten sie einen Theil seines Heeres in Pavia zum Aufstand gegen ihn an, wobei die meisten seiner Getreuen ermordet wurden. Erbittert darüber forderte der andere, in Bononia (Bologna) eingelagerte Heerestheil den Stilicho auf, sie gegen den Kaiser zu führen. Er aber wollte einen Bürgerkrieg vermeiden, und als deshalb ein Hauptmann Stilicho's Zelt angriff, flüchtete er sich nach Ravenna an die Stufen eines Altars. Man mußte ihn aber aus seiner Zufluchtsstätte hervorzulocken und legte ihm einen kaiserlichen Befehl vor, nach welchem er sogleich verhaftet und hingerichtet wurde (408). Er starb mit Würde und Muth. Auch sein Sohn wurde dem Myl entrißen und getödtet.

Da man auch alle noch übrigen Freunde Stilicho's und selbst die Weiber und Kinder derselben, welche Stilicho zu ihrer Sicherheit in den Festungen untergebracht hatte, an Einem Tage tödten und ihr Vermögen einziehen ließ, so begaben sich 30,000 verfolgte Bundesgenossen Stilicho's zum Marich, der nun durch sie verstärkt, sogleich an die Gränze heranrückte und auf die Weigerung des Senats, ihm die versprochenen Hülfs Gelder zu geben, mit den Westgothen in Italien einfiel. Ohne sich von Honorius lange aufhalten zu lassen, zog er sogleich vor die Stadt Rom, die, obgleich sie über eine Million Einwohner zählte, in ihrer Angst lieber unterhandelte und sich um einen ungeheuren Schatzungspreis die Gnade des Siegers erkaufte. 409

Als die römische Gesandtschaft anfangs den Marich dadurch zurückschrecken zu können glaubte, daß sie mit der Menge ihrer Kriegsmannschaft prahlte, soll Marich lachend gesagt haben: „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen!“ Und als sie seine Bedingungen zu hoch fanden und fragten, was er ihnen denn übrig lassen wolle, antwortete er: „die Seelen!“ — Endlich kam man überein, daß die Stadt 5000 Pfund Goldes, 30000 Pf. Silbers, 4000 Seidenkleider, 3000 rothe Cassianfelle, 3000 Stück feinen Purpur und 30000 Pf. Pfeffer geben, überdieß alle Barbarenclaven frei lassen sollte. Da so viel Gold nicht aufzutreiben war, geschah es, daß man sogar die goldne Bildsäule der Virtus (oder Mannhaftigkeit) einschmelzen mußte, und es war, als ob damit auch der letzte Rest alter römischer Tapferkeit eingeschmolzen worden wäre!

Nachdem ein Theil dieser Schatzung sogleich geleistet und für den Rest Geiseln gestellt waren, zog Marich nach Etrurien ab. Weil aber der Kaiser diesen Vertrag nicht bestätigte, zog Marich abermals vor die zitternde

Stadt, nöthigte sie zur Übergabe und ließ durch den fügamen Senat den Stadtpräfecten Attalus zum Kaiser einsetzen und sich zum Oberfeldherrn ernennen. Weil aber Attalus mehrere seiner Maßregeln hintertrieb, setzt er ihn wieder ab, schlägt ein unter dem Feldherrn Sarus gegen ihn gesandtes römisches Heer und erscheint zum dritten Mal vor den Thoren der Stadt. Nach kurzer ruhmloser Vertheidigung wird in einem nächtlichen Sturm

410 Rom von Marich erobert, und die ehemalige Weltherrscherin, die sich rühmte, seit 800 Jahren keinen Feind in ihren Mauern gesehen zu haben, hatte es nur dem durch das Christenthum bereits gemilderten Sinne der Gothen zu danken, daß es ihr nicht so unbarmherzig ergieng, wie sie es ihren Feinden zu thun gewohnt gewesen. Die Stadt wurde mit Feuer gänzlich verschont, und selbst die dreitägige Plünderung löste sich in eine feierliche Prozession auf, in der die Gothen die Kirchengefäße, die sie in der Wohnung einer Wittve, wohin sie von den Römern geflüchtet worden waren, gefunden hatten, auf Marichs Geheiß in die Kirche des h. Petrus zurücktrugen.

Hierauf wendete sich Marich mit Beute beladen nach Unteritalien und gedachte von dort aus Sicilien und Afrika zu erobern, weil er wohl einsah, daß er sich ohne den Besitz dieser Länder in Italien nicht würde halten können. Aber mitten unter den Zurüstungen dazu ereilte den Gothenhelden bei Consentia (jetzt Cosenza) der Tod und seine Gothen gaben ihm das Flußbett des Buiento zum Grab. — Marich hauptächlich war es, der sowohl in Griechenland, als auch in Italien durch die Zerstörung von Tempeln und Götterbildern die Reste des Heidenthums vollends vernichtet hat.

Von den Gohen auf den Schild erhoben, trat nun **Atthaulf** (Adolf), Marich's junger und tapferer Verwandter, als König an die Spitze des Volks. Den Plan Marich's aufgebend, kehrte er nach Rom zurück und knüpfte Unterhandlungen mit dem Kaiser Honorius an. Da aber diese nicht zum Abschluß kamen, wendete er sich nach Gallien und gründete dort um das Jahr **412 das westgothijche Reich**, das sein Nachfolger Wallia mit Bewilligung der Römer vollends befestigte, worauf nach dessen Tode (419) der folgende gothijche König Theodorich II es selbst über die Pyrenäen hinüber ausdehnte.

Atthaulf hatte nämlich die Schwester des Kaisers Honorius, Placidia, welche bei der zweiten Einnahme Roms in gothijche Gefangenschaft gerathen war, zur Gattin gewollt. So lange der obengenannte Usurpator Constantinus noch zu bekämpfen war, hielt man den Gothenkönig mit trügerischer Hoffnung hin, obgleich Honorius jene seine Schwester schon dem römijchen Oberfeldherren Constantius versprochen hatte. Als man nach der Besiegung des Usurpators wenig Rücksicht mehr auf die Gothen nahm, brach Atthaulf, der Unterhandlungen müde, nach Gallien auf und wendete sich dort gegen den schon genannten Sarus, der (eigentlich von Geburt ein Gothe, aber ein Todfeind des Valtengeschlechts) inzwischen vom Honorius abgefallen und zu einem in Mainz sich erhebenden Gegenkaiser Jovinus übergegangen war. Atthaulf besiegte ihn und ließ ihn grausam umbringen. Hierauf schlug er auch den Jovinus und sandte den Kopf desselben dem Honorius zu. Zwar begannen jetzt die Unterhandlungen wegen Placidia wieder; da sich aber Atthaulf aufs Neue hingehalten und ohne Unterstützung gelassen sah, so erstürmte er Narbonne, Tolosa und Burdigala. Jetzt erst erhielt er vom Honorius die verlangte Einwilligung zu seiner Vermählung mit

Placidia, die Aethaulf in Narbonne aufs glänzendste feierte. Als aber nun des Honorius Feldherr Constantius darüber aufgebracht, daß man ihm die früher ihm versprochene Placidia vorenthalten hatte, gegen Narbonne vorrückte, zog Aethaulf 414 über die Pyrenäen nach Spanien, eroberte Barcellona und war eben im Begriff, Catalonien zu erobern, als er in Barcellona von einem treulosen Diener, einem ehemaligen Gefährten des getödteten Sarus, den er rächen wollte, im Pferdegestalle meuchlings ermordet wurde. Sterbend befahl Aethaulf seinem Bruder, den er für seinen Nachfolger hielt, die Placidia dem Honorius zurückzuschicken und Frieden mit den Römern zu halten. Zwar bemächtigte sich gleich der Bruder des Sarus der Königswürde, und ließ, um sie zu behaupten, Aethaulfs und Placidia's Kinder tödten, wurde aber schon nach sieben Tagen von den Gothen erschlagen, die nun den tapfern Wallia wählten. Dieser gewann durch die Herausgabe Placidia's die Gunst des Honorius, der ihm dann dafür, daß er ihm Spanien wieder unterwarf, den südwestlichen Theil Galliens oder das sogenannte Aquitania secunda einräumte, das nun den Namen Septimania oder Gothia erhielt und worin Tolosa (Toulouse) die Hauptstadt wurde. Hier an den Ufern der Garonne lernten die Westgothen Ackerbau, Gewerbe und Künste treiben und übertrafen in in der Folge ihre römischen Lehrmeister an Bildung. Nach Wallia's Tod 419 dehnten dessen Nachfolger, von Theodorich II an, das westgothische Reich (mit Zustimmung des weströmischen Kaisers Avitus) über die Pyrenäen bis Lusitanien aus und in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts erreichte es unter Eurich (dem Bruder und Nachfolger Theodorich's II) seinen höchsten Glanz (466–484), indem er es in Gallien bis an die Loire und Rhone über die südliche Provence und über einen großen Theil Spaniens (mit Ausnahme des im Nordwesten noch bestehenden Suevenreiches) ausdehnte.

§. 51. Am römischen Hofe erhob Honorius seinen Oberfeldherrn Constantius, den nunmehrigen Gatten der zurückgegebenen Placidia, zum Mitregenten, behandelte ihn aber mit solcher Eheelsucht, daß derselbe bald vor Verdruß starb und die zum zweitenmal verwittwete Placidia vor der Laune ihres Bruders sich mit ihren beiden Kindern nach Constantinopel flüchtete, wo sie freundlich aufgenommen wurde.

Nach dem Tode des Honorius (423) gieng das weströmische Reich mit Riesenschritten seiner Auflösung entgegen. Anfangs warf sich sein Geheimschreiber zum Kaiser auf, wurde aber mit Hülfe des oströmischen Hofes durch Waffengewalt gestürzt, worauf Placidia's Sohn, der 6jährige Valentinian III auf den Thron berufen wurde, für den nun seine Mutter die vormundschaftliche Regierung führte. Da Valentinian durch weiche Erziehung auch nach erlangter Mündigkeit zur Selbstregierung unfähig war, so behielt Placidia die Regentenschaft 25 Jahre hindurch bis an ihren Tod.

Während dieser Zeit herrschte sowohl in den äußern Provinzen, als auch in Italien große Verwirrung. Schon nach dem Abzug der Westgothen aus Spanien nach Septimannien, waren die Vandalen aus ihren Gebirgsverstecken in Galicien wieder hervorgebrochen und hatten sich unter ihrem Könige Gundarich in den Besitz des größten Theils von Spanien gesetzt, während sich die Sueven im Nordwesten dieses Landes noch fortwährend behaupteten. — Am Rheinufer hatten sich abwärts bis zum Meere hin die Franken, aufwärts die Alemannen bis an die Vogesen, vom Mittelrhein die Burgunden unter König Gundikar bis an den Jura hin ausgedehnt.

Zum Unglück für das Reich bestand unter den beiden tüchtigsten Staatsmännern, auf die sich der weströmische Hof verließ, nämlich zwischen dem Oberfeldherrn **Aëtius** (dem Sohne eines erschlagenen Gothenführers) und **Bonifacius**, dem Statthalter der Provinz Afrika, eine verderbliche Eifersucht, indem beide um den größten Einfluß am Hofe buhlten. Als **Bonifacius** von dem **Aëtius** bei der Regentin **Placidia** verläumdete und von seiner Statthaltererschaft abberufen wurde, geberchte er nicht und erklärte dadurch seinen Abfall. Weil er sich aber auf die Einwohner seiner Provinz nicht verlassen konnte, rief er, um sich zu halten, die kräftigen **Vandalen** aus Spanien

429 nach Afrika herüber. Diese, ohnehin durch die Ausbreitung der Westgothen in Spanien nach dem Süden gedrängt, kamen unter ihrem Könige **Geiseric** (**Genserich**) und traten sogleich verheerend auf, zerstörten in ihrer Wildheit Städte und Dörfer, tödteten in ihrem arianischen Fanatismus die katholischen Einwohner, zertrümmerten Kirchen und Paläste und verübten die unmenlichlichsten Grausamkeiten.

Zu spät berante **Bonifacius** seine Übereilung und bot Alles auf, sich wieder mit **Placidia** zu versöhnen, wobei ihn selbst der h. **Augustinus** (Bischoff von Hippo) unterstützte. Es gelang, und nun wollte er die Vandalen zur Rückkehr nach Spanien vermögen: sie aber blieben und zwangen den **Bonifacius** nach mehrfachen Niederlagen aus Afrika nach Italien zu fliehen, wo er einige Zeit darauf in einem zwischen ihm und **Aëtius** ausbrechenden Kriege das Leben verlor. Unterstützt von den Mauretaniern bemächtigten sich die Vandalen nach und nach des ganzen Landes und errichteten durch die Eroberung **Karthago's** im Jahre

439 das **vandalische Reich**, das **Geiseric** von dieser Hauptstadt aus beherrschte. **Aëtius**, der nunmehr allein im Reiche waltete, mußte in einem Endvertrag den Vandalen die Provinz Afrika förmlich abtreten, um nur die beiden Mauretanien und Numidien als Provinzen dem Reiche zu erhalten.

§. 52. Schon im Anfange des gleichen (fünften) Jahrhunderts wurden die nordgallischen Gewässer durch die Räubereien der östlichen Sachsen oder der Nordalbinger unsicher gemacht und besonders die Küsten **Britanniens** schwer heimgesucht, welches bereits von den Römern aufgegeben und den innern Kämpfen seiner eigenen Bewohner überlassen war. Der südliche, von den Briten bewohnte Theil hatte besonders viel von den beständigen Einfällen der kriegerischen **Picten** und **Scoten** zu leiden, die das kaledonische Hochland bewohnten und stets auch den Römern viel zu schaffen gemacht hatten. Um sich zunächst gegen sie zu schützen, rief der britische König **Vortigern** die Sachsen auf der deutschen Nordküste um Beistand an.

Da landeten auf anfangs nur drei langen Schiffen sechzehnhundert

449 **Angeln, Sachsen** und **Jüten** unter ihren Führern **Hengist** und **Horsa**, zweien Brüdern, am östlichen Gestade **Britanniens**, schlugen die **Picten** und **Scoten** bei **Stamford** und setzten sich, von stets neuankommenden Abenteurerhaufen aus der cimbriischen Heimath verstärkt, allmählich selbst als

Herren im Lande fest. Ein Theil der Briten zog sich vor den Angelsachsen in die Gebirge von Wales zurück und blieb unabhängig; ein anderer Theil flüchtete sich nach Nordgallien und setzte sich in *Armorica* fest, das von da an den Namen *Bretagne* bekam. In dem süd-östlichen Flachlande *Britanniens* aber stifteten die Eroberer im Laufe von 130 Jahren die sieben angelsächsischen Königreiche, von denen das von *Hengist* gegründete *Kent* das erste war. (Die andern sechs hießen: *Sussex*, *Wessex*, *Essex*, *Northumberland*, *Ostangeln* und *Mercia*.)

So entstand aus der Vereinigung der im Lande gebliebenen keltischen Ureinwohner mit diesen germanischen Ostseevölkern (unter welchen die Angeln überwogen) der mächtigste Stamm der Insel, der seine Herrschaft nach und nach über das ganze Eiland und „durch seine angestammte Vertrautheit mit dem Meere“ sich in der Folgezeit bis in die fernsten Enden der Erde weltherrschend verbreitet hat.

Kap. 11. Das Hunnenreich.

§. 53. Auch das oströmische oder griechische Reich befand sich bis zum Tode des *Arcadius* und noch anfangs unter seinem erst fünfjährigen Sohne *Theodosius II* durch äußere Feinde und innere Mißstände in einem traurigen Zustande, bis sein Feldherr *Anthemius*, ein als Staatsmann und Christ ausgezeichnete Mann, die Regentschaft übernahm und vor Allem die nördliche Reichsgränze gegen die Einfälle der Hunnen durch eine Donauflotte sicherte.

Als sodann die Schwester des Kaisers, die talentvolle **Pulcheria** mündig geworden war, übernahm sie die Vormundschaft und führte für ihren, auch nach dem Eintritt seiner Mündigkeit stets schwach bleibenden Bruder die Regierung. Sie lenkte mit Kraft und Weisheit die Geschicke des Reichs und hatte dabei den Tact, ihrem Bruder den Ruhm der Regierung zu überlassen, deren Seele sie allein war. Unter ihrer starken und milden Verwaltung kam es nie zu einem Aufstand. So stand sie 40 Jahre hindurch ihrem Bruder stützend zur Seite, bis sie zuletzt durch Hofränke sein Vertrauen verlor, und sich, so lange er noch lebte, vom Hofe zurückzog.

Nach *Pulcheria's* Rücktritt gerieth das Reich, dem es überhaupt an den wahren volksthümlichen und sittlichen Grundlagen fehlte, in Unordnung. Im Innern ließ die Frömmerei, Ränkesucht und Prachtliebe des Hofes und der auf den Provinzen lastende Beamten- und Steuerdruck keine Völkerwohlfahrt aufkommen, und von Außen hatte das Reich besonders von den Einfällen der Hunnen schwer zu leiden.

Nachdem diese, seit ihrem ersten Erscheinen, an 50 Jahre lang in den *Sarmaten-Ebenen* zwischen der *Volga* und *Niederdonau* nomadisch gelebt und öfters verheerend die benachbarten Völker überfallen, theils auch manchmal den Römern Heeresdienste geleistet hatten, warf sich der Hunnenkönig **Attila** 444 (in den Sagen besonders im *Nibelungenliede* *Etzel* genannt) durch Ermordung

seines Bruders Bleda zum Oberhaupt aller Hunnenstämme auf und machte sich auch viele deutsche Völker dienstbar, — darunter die Ostgothen in Thracien und Aegypten; die Longobarden, welche längst von der Elbe weg gegen Osten nach dem Pontus hingezogen waren; die Gepiden, die damals in den Gebirgen nordwestlich von dem ehemaligen Westgothenlande wohnten. So beherrschte er als ein König über Könige ein Reich, das von der Wolga bis in's Innere von Deutschland (Thüringen) reichte. Als Nachbar des oströmischen Reiches, von dem er zuletzt, nach Eroberung des südlichen Donauufers (445), nur durch das Hämusgebirge geschieden war, erzwang er sich von dem schwachen Theodosius II, durch Kriegsdrohungen und Einfälle was er wollte, und sein furchtbarer Plünderungszug durch die oströmischen Provinzen bis nach Griechenland machte selbst Constantinopel erzittern. Er schien zu einer Zuchtrube für alle Völker geboren zu sein, wie er sich denn selbst Godegisil, d. i. Gottes-Geißel, nannte.

Der Kaiser mußte sich damals den Frieden durch Abtretung eines 15 Tage-reisen großen Gebietes an der Donau, durch Erhöhung des jährlichen Tributs von 700 Pfd. Goldes bis auf 2100 Pfd. und noch durch eine Kriegsschädigung von 6000 Pfd. erkaufen. Byzantinischer Stolz nannte zwar diesen Tribut „Gold“ und den Hunnenkönig „Feldherren des Reichs“, aber Attila spottete darob, indem er sagte: „Des Kaisers Reichsfeldherren sind Sklaven, aber Attila's Feldherren sind Kaiser!“ — Attila war von gedrungener Gestalt und hunniſchem Gesichtsausdrucke, hatte aber viel Verstand und zeigte in seiner ganzen Haltung den gebornen Herrscher. Im Kriege schrecklich gegen Feinde, war er gnädig gegen Hilfesuchende und gütig gegen Schützlinge. Den unterworfenen Völkern ließ er Sprache, Sitten und Gesetze; doch mußten sie Heeresfolge leisten und Tribut zahlen. Im Krieg führte er selber an, im Frieden saß er selbst oft zu Gericht und hielt streng auf unparteiisches Recht. Er liebte die Pracht in seiner Umgebung, lebte aber selbst sehr einfach. Sein Palast, in einem von Pfahlwerk umgebenen Orte an der Theiß, in der Nähe des heutigen Tokaj, war zwar nur von Holz, aber mit orientalischem Luxus ausgestattet. In seinem Hofe wurde außer der hunniſchen auch die gothiſche Sprache gesprochen, und stets wimmelte es dort von fürstlichen Vasallen, fremden Gesandten, vornehmen Geiseln und andern Fremden, selbst Künstlern aus Griechenland und Italien. Die fernsten Völker, selbst die Neuperſer und Chinesen suchten seine Freundschaft.

Bis daher hatte ihn Aëtius durch freundliche Unterhandlung dahin zu bringen gewußt, daß er seine Einfälle mehr gegen das ost-, als gegen das weströmische Reich richtete. Als nach dem Tode des Theodosius der byzantinische Hof sich eine neue Demüthigung durch Attila zugezogen hatte, trat Pulcheria wieder aus ihrer klösterlichen Zurückgezogenheit hervor und gab ihre Hand (jedoch unter dem Vorbehalt ehelicher Getrenntheit) dem 60jährigen, aber staats- und kriegserfahrenen Senator Marcianus und dadurch dem Reiche wieder eine kräftige Stütze. Derselbe setzte die Gränzfestungen wieder in besseren Kriegsstand und kündigte dem Attila den Tribut auf. Dieser hätte es gewiß an einem neuen Strafeinfalle nicht fehlen lassen, wenn er nicht schon eine andere Unternehmung hätte vorbereitet gehabt.

Denn auf einmal wendete sich der gefürchtete Attila mit seinen Völkerschaaren gegen den europäischen Westen, wohin ihn der schlaue Vandalenkönig Geiserich einlud, der dadurch einen Angriff der gegen ihn verbündeten Weströmer und Westgothen auf sein neu gestiftetes Reich abzuwenden hoffte.

Attila forderte von dem Kaiser Valentinian III. dessen Schwester Honoria zur Gemahlin und einen Theil des römischen Reichs zur Mitgift, und da man ihm diese Forderung verweigerte, brach er 451 mit 700,000 auserlesenen Streitern aus allen ihm unterworfenen hunnischen und germanischen Völkern von Pannonien (Ungarn) auf, durchzog Alles vor sich niederwerfend, Noricum und Bndelicien (das heutige Österreich und Bayern), wo sich ein Theil der Alemannen seinem Zuge anschließen mußte, und gelangte an den Rhein. Hier warfen sich ihm die Burgunden unter Gundofar (dem König Gunther der Nibelungen) kühn entgegen; aber er besiegte sie im Wormsgau und rottete nachher treulos ihr ganzes Königsgelecht aus. Nachdem er am Ober- und Mittelrhein viele Städte (darunter Augusta Rauracorum, Trier, Metz etc.) verwüstet hatte, gieng er über den Niederrhein, wo sich ihm ein Theil der dort wohnenden ripuarischen Franken (Rheinfranken) anschloß, und rückte darauf in das Innere von Gallien.

§. 54. Aber der römische Feldherr Aëtius hatte in seiner Borausicht bereits alle deutschen Völker des römischen Westreichs, welche wenigstens dem Namen nach noch die Hoheit der römischen Imperatoren anerkannten, — also die Westgothen unter ihrem Könige Theodorich, die Alanen unter ihrem Herzog Sangipan, einen Theil der Burgunden, der ripuarischen Franken, der Niederfranken unter Merowig, und einen Theil der Sachsen — zu dem Zweck gemeinsamer Bertheidigung vereinigt, und rückte gegen Attila an, der eben Genabum (Orleans) erstürmt hatte und auf die Nachricht vom Anzuge der Verbündeten, rasch die Seine und Marne überschreitend, seine Stellung auf einer weiten Ebene bei Catalaunum (dem heutigen Chalons an der Marne) nahm.

Da auf den catalaunischen Feldern wurde die große **Hunnenschlacht 451** geschlagen, in welcher Attila eine völlige Niederlage erlitt und die Sache der Bildung über hunnische Barbarei den Sieg davon trug.

Auf der Seite der Verbündeten führte König Theodorich den rechten Flügel, Aëtius den linken, den Alanen Sangipan stellte man in der Mitte, um sich seiner Treue zu versichern. Bei den Hunnen befehligte den einen Flügel der Gepide Harderich, den andern die drei ostgothischen Königsbrüder Theudomir, Widimir und Walamir, die Mitte Attila, und alle seine Führer harreten stumm und ängstlich auf seine Befehle. Hierauf ermahnte Attila die Seinen, sich vorzüglich auf die Westgothen zu werfen, in denen die Kraft des Feindes liege, und schloß mit den Worten: „Müht ihr sterben, so werdet ihr sterben, auch wenn ihr flieht! richtet eure Augen auf mich! ich schreite voran; wer mir nicht folgt, ist des Todes!“ — Und nun begann die furchtbarste Schlacht, deren die Geschichte gedenkt. Der Hauptkampf entbrannte um einen Hügel, den beide Theile zu gewinnen suchten. Schon hatte Attila das römische Mitteltreffen durchbrochen und die Römer zur Flucht gezwungen; schon war auch Theodorich, nachdem er die Seinen befeuert hatte, im Getümmel gefallen, als eben dieser Fall ihres Heldenkönigs die Westgothen zur Wuth entflammete, so daß sie unter der Führung seines jungen Sohnes Thorismund die Hunnen zurückdrängten und Attila nach einer völligen Niederlage genöthigt war, sich in seine Wagenburg zurückzuziehen und Vorsichtsmaßregeln gegen einen nächtlichen Angriff zu treffen. Er ließ sogar aus Sätteln und hölzernen Schilden einen Scheiterhaufen aufstürmen, um sich im Fall des Unterliegens mit seinen Schätzen zu verbrennen.

In der einbrechenden Nacht wollten die Westgothen den Attila in seiner Wagenburg angreifen; aber Aëtius gab es nicht zu, weil er, wie man glaubte, besorgte, daß nach Vernichtung der Hunnen das Westgothenreich den Römern noch gefährlicher werden könnte. So bekam Attila Zeit, unbehindert über den Rhein nach Pannonien zurückzukehren und neue Rüstungen zu machen.

Von der Furchtbarkeit der Hunnenschlacht zeugt nicht nur die Angabe, daß über 150,000 Getödtete die Ufer der Marne bedeckt, sondern auch die alte Sage, daß in der Nacht darauf sich auf dem catalaunischen Feldern die Geister der Erschlagenen erhoben und den Kampf drei Tage lang in den Lüften fortgesetzt hätten.

§. 55. Im folgenden Jahre fiel Attila durch die julischen Pässe in Italien ein, zerstörte die feste Gränzstadt Aquileja von Grund aus und verwüstete die angesehensten Städte Oberitaliens durch Raub, Mord und Brand. (Bei der allgemeinen Flucht vor Attila floh ein Theil der Venediger auf die Lagunen des adriatischen Meeres, und legte dort den Grund zu der in der Folge so mächtigen Republik Venedig.) Darauf zog er vor Rom; aber des greisen Bischofs Leo I des Großen fromme Vorstellungen bewogen ihn, die Stadt zu verschonen und Italien wieder zu verlassen, vielleicht auch, weil der Boden dieses Landes wegen der vielen Flüsse und Kanäle für die Ausbreitung seiner Reiterischwärme sehr ungünstig war, und auch Krankheiten in seinem Heere einzureißen begannen.

Es ist bemerzenswerth, daß nach den christlichen Chroniken jener Zeit der Raub- und Eroberungszug dieser Gottesgeißel nicht nur durch Leo von Rom abgehalten wurde, sondern daß schon auf seinem frühern Zug durch Gallien auch andere fromme Bischöffe ihre Städte durch Gebete und Fürbitten vor seiner Zerstörungswuth gerettet haben.

Nach einem gleichfalls vergeblichen Versuche, durch die südwestliche Schweiz in Gallien einzudringen, starb in der Nacht seiner letzten Vermählung
454 Attila eines jähen Todes.

Bei seiner Leichenfeier ritten die Hunnen mit vor Trauer abgeschnittenen Haaren und zerfetzten Gesichtern mehrmals um den in einem Prachtgezel ausgestellten Leichnam ihres großen Königs in weitem Kreise herum und priesen dabei in Liedern seine Thaten. Dann ward er in einem dreifachen Sarge mit seinen Lieblingsgeräthen und andern Kostbarkeiten begraben. Die das Grab gemacht hatten, wurden getödtet, damit die Ruhestätte des Hunnenhelden nicht verrathen werde.

Sein Reich fiel bald auseinander, indem selbst sein tüchtigster Sohn Ellak es nicht mehr zusammen zu halten vermochte. Denn nun erhoben sich alle unterjochten deutschen Völker, vor allen die Gepiden und Ostgothen, gegen Attila's Söhne und erkämpften ihre Freiheit. Als Ellak im Kampfe gefallen war, wurden die Hunnen unter dessen beiden jüngern Brüdern an den Pontus zurückgeworfen, wo sie späterhin unter anderem Namen dem oströmischen Reiche furchtbar wurden. Darauf haben die Gepiden das Land innerhalb der Theiß, der Donau und der Karpathen, die Ostgothen aber Pannonien und nachher Mösien (das heutige Serbien und Bulgarien) besetzt und von diesen Ländern aus den Römern unaufhörlich zu schaffern gemacht.

Obgleich nun das hunnische Reich so rasch wieder zerfallen als entstanden war, so hatte doch die durch dasselbe veranlaßte große Völkerbewegung

durch ganz Europa bleibende Folgen zurückgelassen. War auch das weströmische Reich dadurch seinem Ende nahe gekommen und vieles Alte und Verjährte wie im Sturme von der Erde verschwunden, so hatte das Einbringen junger germanischer Völker in die alte abgestandene Welt bis nach Spanien und Afrika hinüber eine Verjüngung der Nationen zur Folge, aus welcher alsbald eine Reihe neuer Staaten und Reiche hervorgieng, wie das der Vandalen in Afrika, der Westgothen in Spanien, der Burgunden und Franken am Rhein, der Angelsachsen in Britannien, der Ostgothen in Italien u. A. — Dabei hatten die Völker gelernt, in der gemeinsamen Noth sich aneinander anzuschließen und zum gegenseitigen Schutz in größeren Vereinen zusammenzutreten; — die Kriegskunst wurde mächtig entwickelt und erhöht; die mannichfaltig begabten Stämme vermisch und in gegenseitige Beziehung gebracht und junge frische Keime der Entwicklung allenthalben ausgestreut. — Endlich war auch durch den schrecklichen Völkersturm eine heilsame Furcht in vielen Herzen erweckt worden, welche ganze Völkerstämme dazu bewog, gegen die teuflische Gewalt der Hunnen, deren Religion noch in Fetischdienst und Zauberei bestand, bei dem Gott der Christen Schutz zu suchen und den christlichen Glauben anzunehmen, — wie denn der Geschichtschreiber Socrates berichtet, daß die Burgunden, von den Hunnen bedrängt, nach gemeinsamem Beschlusse sich auf den christlichen Glauben taufen ließen, weil sie wahrnahmen, daß „der Gott der Römer denjenigen, welche ihn anbeten, die gewisste Hülfe gewähre.“ — So hatte dieser furchtbare Sturm in der Hand Desjenigen, der da stillt das Brausen des Meeres und das Toben der Völker, dazu gedient, die Macht der überkommenen heidnischen Formen zu brechen und einem neuen Leben unter dem Einflusse des christlichen Geistes offenen Weg und freie Bahn zu machen.

Kap. 12. Der Untergang des weströmischen Reichs und die Stiftung germanischer Reiche in Italien.

Histor. Atlas, Tab. VIII.

§. 56. Durch alle diese furchtbaren Stöße gieng das abendländische Römerreich immer rascher seiner Auflösung entgegen. Diese beschleunigte zunächst der schwache, von Günstlingen geleitete Valentinian III dadurch, daß er den bei ihm verläumdeten Aëtius, den Sieger bei Chalons, mit eigener Hand tödtete und sich der Hauptstütze seines Reiches beraubte. Dafür wurde er von den Freunden desselben auf Anstiften seines Leibwächter-Obersten Petronius Maximus ermordet, der sich dann selbst zum Kaiser aufwarf und, um sein Ansehen zu befestigen, die Wittve des Ermordeten, Eudoxia, zwang, sich mit ihm ehelich zu verbinden. Aus Rache soll diese dann heimlich den Vandalenkönig Geiserich herbeigerufen haben, der sich bereits auch zum Herrn von Sicilien, Sardinien und Corsika gemacht hatte. Schon längst nach Roms Schätzen lüstern, landete er mit einer Flotte, und nun wurde Rom von den Vandalen eingenommen 455

und zehn Tage und Nächte lang so schrecklich ausgeplündert, daß selbst die ehernen Thore und die goldenen Dächer der Tempel hinweggeschleppt wurden. Dabei konnte diese Stadt einigermaßen fühlen, wie es 600 Jahre zuvor ihrer, von ihr zertretenen Feindin Karthago zu Muth gewesen, auf deren Trümmern damals Scipio die Ahnung einer künftigen Wiedervergeltung hatte. Maximus, der fliehen wollte, wurde von den Römern selbst gesteinigt; Rom's Schätze aber, die der Vandal mit fortführte, und unter denen sich auch die heiligen Gefäße aus dem von Titus zerstörten Tempel von Jerusalem befanden, verlaufen zum Theil mit den Schiffen ins Meer, zum größern Theil jedoch hielten sie von nun an den Glanz Karthago's mehrten, bis sie sammt demselben auf immer verschwanden. Auch Eudoria mit ihren beiden Töchtern und einer Menge edler Frauen und Kinder wurden gefangen mit fortgeführt, um reiches Lösegeld zu erpressen. Mit der Eroberung Rom's durch die Vandalen erlosch daselbst der letzte Strahl des alten Glanzes.

Aber nicht nur in den verheerenden Beutezügen, wie sie ein Alarich, Rhadagais, Geiserich nach Italien gemacht hatten, zeigte sich die im römischen Westreich gewonnene Übermacht germanischer Völker, sondern auch darin, daß das römische Kriegsheer, in Folge der Entvölkerung Italiens und der physischen und sittlichen Entartung der Römer, fast ganz aus angeworbenen Deutschen bestand, deren Befehlshaber, dem Senat und Kaiser gegenüber, ein immer gewaltigeres und endlich allein entscheidendes Ansehen erlangte. Dies zeigte sich noch deutlicher nach Geiserich's Abzug von Rom, wo in der Ungewißheit der Thronfolge nach des Maximus Tode zwar der tapfere und gebildete Arverner Avitus von den Legionen zum Kaiser erhoben, aber schon nach 18 Monaten, in Folge der Ansprüche des griechischen Hof's, von dem Befehlshaber der Kriegsmacht, dem Sueven Ricimer (Richmar), zur Entsagung gezwungen wurde, welcher in seiner Doppelleigenschaft eines Patricius und Kriegsherrn als ein Vorläufer der spätern deutschen Herrkönige, welche Italien beherrschten, zu betrachten ist. Denn er übte eine so große, fast dictatorische Gewalt über den Thron und Senat aus, daß er viermal nach einander den Thron nach Gefallen vergab.

Er gab den Thron zuerst an den tapfern Majorianus, der die Vandalen zum Frieden nöthigte; dann an Libius Severus, darauf, nach dem Vorschlag des griechischen Kaisers Leo, an den reichen Anthemius, Schwiegersohn des Kaisers Marcian und später Ricimer's Schwiegervater, der in Verbindung mit Leo einen unglücklichen Seezug gegen Geiserich unternahm, so daß letzterer nun seine Macht nur noch weiter ausdehnte und auch die Ostgothen, desgleichen die Westgothen zu erneuerten Angriffen auf das weströmische Reich antrieb. Der letzte, den Ricimer zum Kaiser erhob, war Olybrius, der nur sechs Monate regierte und 472 an der Pest starb.

Ricimer stammte aus der Königsfamilie der Sueven in Spanien, war von mütterlicher Seite der Enkel des westgothischen Königs Wallia und verschwägert mit dem Burgundenkönig Gundioch, dem Vater des Gundebald. — Gleichwie Ricimer, waren schon seit langer Zeit Edle aus den deutschen Provinzen des Reichs wegen ihrer Kriegstüchtigkeit zu den höhern Kriegsstellen und durch das ihnen verliehene Patriciat selbst in den Senat gelangt. So trat an die Seite der alten römischen Aristokratie ein germanischer Kriegsadel, dessen fremdartige Bewaffnung und

Kleidung sogar bei Hofe zur Mode wurde, so daß schon Honorius ein Verbot für die Römer erließ, in der Stadt gothische Kleidung nachzuahmen, ohne jedoch den Lauf der Zeiten dadurch aufhalten zu können. Denn nachdem es einmal dahin gekommen war, daß fast das ganze Heer aus germanischen Kriegern bestand, so überstrahlte der neue kriegerische Adel die römischen Geschlechter in den Augen des Volks so weit, daß der deutsche Schafpelz in höhern Ehren stand, als die römische Rüstung, wie denn auch in jenen unruhigen Zeiten die kriegerischen Verdienste mehr Glanz verliehen, als die bürgerlichen Ämter. So ist es begreiflich, daß Ricimer, der unter Honorius eine tüchtige Kriegsschule durchgemacht, und in mehreren Kriegen hohe Auszeichnung erlangt hatte, an der Spitze des ihm stammverwandten Heeres und von einem gleichgesinnten kriegerischen Adel umgeben, in Zeiten der Verwirrung die Macht der Entscheidung in Händen hielt und eine Stufe des Einflusses erreichte, der über den des Senats und selbst des Kaisers noch hinausging, aber auch seine eigene Befähigung häufig überstieg.

Nach Ricimers Tode (472) trat an seine Stelle sein Neffe Gundebald, welcher sein königliches Erbe in Burgund an seine Brüder verloren hatte und nun an der Spitze des römischen Heeres stand. Dieser ließ den Leibwacht-Obersten Glycerius zum Kaiser erheben; der oströmische Hof aber ernannte den Patricius Julius Nepos dazu. Letzterer nöthigte zwar mit byzantinischen Hülfsstruppen den Glycerius zur Abdankung, mußte aber schon nach einem Jahre dem Drestes (einem ehemaligen Geheimschreiber des Attila und nunmehrigen Befehlshaber des Heeres, dessen Gunst er zu gewinnen gewußt hatte) weichen und nach Dalmatien fliehen, wo er dann zu Salona residirte.

Drestes nahm übrigens den Purpur nicht selbst, sondern bewog das Heer, seinen Sohn damit zu bekleiden, den schönen 15jährigen Romulus Augustus, den die Griechen Momyllus, die Römer Augustulus nannten. Zur Belohnung für die dabei geleisteten Dienste verlangte das deutsche Söldnerheer den dritten Theil der Ländereien in Italien. Da Drestes sich nicht dazu verstehen wollte, so empörte sich das Heer und erwählte 476 den Odoaker, einen beliebten Hauptmann der Leibwache, einen Deutschen, arianischen Glaubens, zum Anführer. Verstärkt durch einen Zug von Herulern, Rugiern, Schyren u. a. belagerte er den Drestes in Ticinum (Pavia) und ließ ihn nach der Eroberung hinrichten. Den Sohn desselben, den erwähnten Romulus Augustulus, setzte er aus Mitleid mit seiner Jugend, ab und verwies ihn auf ein campanisches Landhaus. Hierauf regierte Odoaker anfangs im Namen des noch zu Salona residirenden Julius Nepos, nach dem Tode desselben aber (480) allein und unabhängig, ohne einen andern Imperator zu ernennen, und gebot als römischer Patricius und deutscher Heerkönig über Italien und über die Süddonaulande.

So ruhmlos endete die Herrschaft der einst weltberühmten Roma im 1229sten Jahre nach ihrer Erbauung! und fortan waren es Germanen, die auf den Trümmern der römischen Welt eine neue, auf Germanenthum und Christenthum gegründete Welt zu bauen unternahmen.

Bei der Gründung Roms hatte Romulus nach der Sage zwölf Geier über seinem Haupte hinschweben sehen, welche von den Römern auf zwölf Jahrhunderte der Macht gedeutet worden waren; deßhalb sang der Dichter Claudianus (im Anfang des 5. Jahrh. n. Chr.): „der zwölfte Geier hat den Flug vollendet, o Rom,

bedenke Dein Geschick!“ — Es wird erzählt, daß Odoaker, als er aus Noricum nach Italien aufbrach, um dort Kriegsdienste zu nehmen in der Gegend von Zuvavium (dem heutigen Salzburg) bei dem h. Severin (s. unten §. 70.) einkehrte, um sich von ihm segnen zu lassen. Bei diesem Anlaß habe ihm Severin seine einstige Erhebung geweissagt.

Odoaker hielt sich in seiner Herrschaft dadurch, daß er ein Drittheil des Landes seinen deutschen Kriegern anstatt des Soldes überließ, den Westgothen das narbonnensische Gallien abtrat und zu Gunsten der Vandalen auf Sicilien verzichtete; dergleichen, daß er die alten römischen Einrichtungen und Gebräuche, auch die Hofordnung in Ravenna beibehielt und die rechtgläubige Kirche unangestastet ließ. Durch solche verständige Mäßigung gewährte er dem erschöpften Lande die langentbehrte wohlthätige Ruhe.

§. 57. Nach einer zwölfjährigen, ziemlich milden Regierung aber mußte Odoaker einem Mächtigeren weichen. In Pannonien nämlich waren seit dem Untergange der Hunnen die Ostgothen unter ihren Amalerfürsten gesessen, und hatten einerseits mit den Gepiden und andern deutschen und slavischen Nachbarn in häufigen Kriegen gelebt, anderseits die schwachen Byzantiner durch beständige Einfälle und Tributerpressungen heimgesucht. Als ihnen ein neuer Kaiser, Leo I, den Tribut verweigerte, erzwang sich der Ostgothenfürst Theodemir durch einen Einfall in Illyrien einen noch höhern Tribut, mußte aber beim Friedensschluß seinen siebenjährigen Sohn Theodorich als Geißel nach Constantinopel schicken, wo derselbe bis in sein 18. Jahr am Hofe mit der ehrenlichsten Rücksicht behandelt und bei einer sorgfältigen Erziehung wenigstens mit einer hohen Achtung vor der griechischen Bildung und Wissenschaft erfüllt wurde.

Heimgekehrt an das Hoflager seines Vaters errang der thatkräftige feurige Jüngling durch mehrere Siege über räuberische Slaven die Bewunderung und Liebe aller Ostgothen in dem Grade, daß sie ihn auf den Vorschlag seines sterbenden Vaters 475 zu ihrem Herzog annahmen. Weil daher Leo's Nachfolger, der Kaiser Zeno, von den Gothen unter solcher Führung noch größere Befürchtungen hegte, so suchte er den ehemaligen kaiserlichen Pflégling durch Geschenke und Ehrenverleihungen, so wie dessen Volk durch Einräumung eines Theiles von Mösien zu bestimmen, sich feindlicher Angriffe auf das byzantinische Gebiet zu enthalten. Theodorich zeigte den besten Willen, aber seine noch nicht an Ackerbau und friedlichen Erwerb gewöhnten Ostgothen ließen sich nicht abhalten, sondern fielen nach, wie vor, bald da, bald dort ein. Daher ließ Kaiser Zeno, theils um sich die ihm so lästigen Nachbarn vom Halse zu schaffen, theils um den unabhängig schaltenden Odoaker zu demüthigen, dem Theodorich den Vorschlag machen, sich in Italien niederzulassen, über das er ihm das übrigens längst verwirkte Hoheitsrecht abzutreten sich erbot. Diesen Rath befolgend brach Theodorich mit der gesamten Ostgothenvolke von Mösien und Pannonien nach Italien auf, um sich dort eine neue Heimath und Herrschaft zu gründen.

Nachdem er auf seinem langen Wanderzuge die Gepiden an der Donau und die Rugier in den julischen Alpen besiegt hatte, schlug er den Odoaker zuerst bei Aquileja, dann bei Verona (daher sein Name „Dietrich von Bern“ in Sagen und Liedern), zuletzt an der Adda, und schloß ihn in Ravenna ein, das stark befestigt und durch das Meer geschützt war. Hierauf nahm er, zum Theil mit Hülfe der Westgothen, ganz Italien um so leichter in Besitz, weil viele Städte ihm, als einem von byzantinischen Hofe anerkannten Herrn, willig die Thore öffneten; zuletzt brachte er auch den Odoaker, der sich drei Jahre lang tapfer vertheidigt und vergebens auf burgundische Hülfe gewartet hatte, zur Unterwerfung und vollendete mit der durch einen Vertrag gewonnenen Einnahme der wichtigen Stadt Ravenna **die Gründung des ostgothischen Reichs** im Jahre 493, welches Italien und Sicilien, Illyrien und Dalmatien, das Alpenland von Rhätien und Noricum und einen Theil von Panonien (in der Folge auch die Provence) umfaßte, — ein Gebiet, das er in der Doppelhegenenschaft als römischer Patricius und deutscher Heerkönig mit großer Weisheit beherrschte.

Odoaker hatte sich bei der Übergabe Ravenna's die Erhaltung seines Lebens bedungen; er wurde aber, angeblich wegen eines Versuches zu seiner Wiedererhebung, bei einem Gastmahl ermordet.

Theodorich vertheilte den dritten Theil des Landes unter seine Gothen und sicherte seine Gränzen durch Aufstellung einer starken Gränzhut und durch Bündnisse mit den Nachbarvölkern. In Italien selbst behielt er die römische Verfassung und für die Römer auch die römischen Gesetze bei, und behandelte die Römer und Gothen mit gleicher Gerechtigkeit und kluger Berücksichtigung ihrer verschiedenen Volkseigenthümlichkeiten und Glaubensrichtungen; im Übrigen aber suchte er beide getrennt zu halten, — die Gothen durch beständige Waffenübungen in 14 eigenen Lagerbezirken, die Römer durch Beschränkung auf bürgerliche Gewerbe. Er belebte Ackerbau, Handel und Gewerbe, achtete Kenntnisse und Gelehrsamkeit (obwohl er selbst nicht schreiben konnte), und verschaffte so als ein weiser Regent dem unglücklichen Lande die lange vermißte Wohlthat der Ruhe. Die gebildetsten Römer waren seine Rätke und unter diesen Cassiodorus sein erster Rath und nachheriger Geschichtschreiber.

Den Römern gegenüber war Theodorich unbeschränkter Selbstherrscher, den Gothen gegenüber beschränkter Wahlfürst und Heerkönig. — Die gesammte Landesvertheidigung vertraute er nur seinen Gothen an. Während er Italien und die Abendländer durch ein 100,000 M. starkes Landheer schirmte, deckte er die Küsten durch eine Seemacht von 1000 Schnellseglern. — Außer dem Ackerbau und den Gewerben, wofür seine Gothen keine Neigung hatten, überließ er den Römern auch den Handel, daher auch nur die Römer Steuern und Zölle zu entrichten hatten. Da nun bei der Landvertheilung an die gothischen Krieger die Anbauer mitbegriffen waren, so kam es, daß allmählich auch der Boden wieder in den Besitz der letztern überging. — Die Hofeinrichtung mit Titeln und Ämtern beließ er, um die Eitelkeit der Römer zu schonen; er selbst lebte ohne Prunk. Bei der Wahl der Beamten, wozu er meist nur Römer nahm, weil es seinen Gothen noch an Bildung dazu gebrach, sah er nur auf Tüchtigkeit. Seine Liebe zur Bildung bewies er auch dadurch, daß er für Erhaltung und Herstellung von Kirchen, Palästen und Monumenten des Alterthums möglichste Sorge trug.

Zu den germanischen Fürsten des Auslandes stand er im besten Vernehmen: er hatte vier deutsche Könige zu Schwieger söhnen und wurde mit allgemeiner Ehrfurcht von seinem ganzen Zeitalter als ein wahrer Völkerhirte betrachtet, von dessen edler Gesinnung die Briefe und Aussprüche Zeugniß geben, die man noch von ihm hat. Sein großer Plan aber, alle christlich-deutschen Völker in einen Bund des Friedens zu vereinigen, scheiterte an der Eroberungssucht des Frankenkönigs Chlodwig, gegen den er sogar die Rechte seines unmündigen Enkels, des Westgothenkönigs Alarich mit den Waffen schützen mußte. (S. §. 63.) — Sein väterliches Verhältniß zu den germanischen Fürsten erhellt aus folgender Stelle in einem seiner Briefe: „Ihr alle habt Beweise meines Wohlwollens; Ihr seid junge Helden, mir geziemt es, Euch zu rathen. Eure Unordnungen betrüben mich. Es ist mir nicht gleichgültig, daß Ihr Euch von Leidenschaften beherrschen laßt: denn Neid und Leidenschaften der Könige sind das Verderben der Völker; dagegen sind ihre Freundschaft und Einigkeit gleichsam die Adern, durch welche die Wünsche der Völker zu einander hinüberfließen.“

In seinem Verhältnisse zu dem byzantinischen Hofe beobachtete Theodorich anfangs die erwartete Rücksicht, indem er die Oberhoheit desselben anerkannte und in einem Schreiben an den Kaiser Anastasius sich sogar so ausdrückte: „Unser Königthum ist nur eine Nachahmung des Deinigen, welches eigentlich allein das Reich ist; unser Ruhm ist es, Dir zu folgen, Du bist der Ruhm des Reichs und der Beschützer der Welt.“ Allein die Verschiedenheit der Politik und des Glaubens ließ es zu keinem dauernden Einverständniß kommen, und seit Theodorich sich in dem Gatten seiner Tochter, dem Gothen Gutharich, einen Nachfolger erkor, ohne den byzantinischen Hof darum zu befragen, stieg der Mißwille des Kaisers Justin I gegen die arianische Ostgothenherrschaft so, daß derselbe ein Edict gegen die Arianer in seinem Reiche erließ, in Folge dessen sich eine Verfolgung gegen dieselbe erhob, welche auch die römischen Unterthanen Theodorichs zur Billigung und Nachahmung reizte. Um den Kaiser zur Rücknahme des Edicts zu bewegen, ordnete er eine Gesandtschaft mit dem römischen Bischoff Johannes nach Constantinopel ab. Weil nun seine Verweigerung abgewiesen, der genannte Bischoff aber vom griechischen Hofe mit den größten Ehren überhäuft wurde, so faßte Theodorich Mißtrauen gegen den Bischoff und ließ ihn nach seiner Rückkehr aus Verdacht der Verrätherei gefangen setzen. Mit diesem Schritt verlor Theodorich den Boden der Besonnenheit, und die frühere Bewunderung der Römer gegen den großen König verwandelte sich in Haß, der ihn anderseits zu argwöhnischer Härte trieb. Auf unerwiesene Anzeige von einem verrätherischen Einverständniß römischer Großen mit dem byzantinischen Hofe, ließ er die angesehensten Senatoren verhaften und foltern, und sogar aus falschem Argwohn den tugendhaften und gelehrten Boëthius und dessen eben so schuldlosen Schwiegervater, den greisen Symmachus, hinrichten.

Ein Jahr darauf erwachte Theodorich's Gewissen plötzlich, (man sagte, beim Anblick eines auf die Tafel gebrachten, das Maul aufsperrenden großen Fisches, der ihm das Bild des getödteten Symmachus in die Erinnerung gebracht habe) so daß der König, vom Schmerz der Reue ergriffen, erkrankte und drei Tage darauf starb (526), nachdem er seinen unmündigen Enkel Athalarich (dessen Vater Gutharich gestorben war) als Nachfolger

bezeichnet und seiner Tochter *Amalajuntha* (*Amalawintha*) die Reichsverwesung übertragen hatte.

§. 58. **N**ach der 33jährigen Regierung Theodorich's des Großen erhielt sich das ostgothische Reich unter seiner edlen und hochbegabten Tochter *Amalajuntha*, die als Vormünderin ihres damals zehnjährigen Sohnes *Athalarich* regierte, noch eine Zeit lang in Ansehen. Weil sie aber römische Sitte und Bildung vorwiegend begünstigte und den griechischen Schiffen die sicilischen Häfen öffnete, wurden die Gothen, besonders nach *Athalarich's* frühem Tode, schwierig. Um sich zu halten, gab sie ihre Hand ihrem Verwandten *Theodat* und erhob ihn zum Mitregenten. Dieser aber suchte sie zu verdrängen, und als sie am byzantinischen Hofe eine Stütze suchte, ließ er sie im Bade erdrosseln (535). Diese Unthat gab dem damaligen Kaiser *Justinian* den Vorwand zum Krieg gegen die Ostgothen. Die Führung desselben übergab er seinem großen Feldherrn *Belisar*, der auf sein Geheiß schon ein Jahr zuvor das vandalische Reich in Afrika zerstört 534 hatte.

Nach *Geiserich's* Tode (477) nämlich war die Macht der Vandalen in Abnahme gerathen; und unter seinem Sohne, dem grausamen *Hunnerich*, und dessen beiden Nachfolgern waren die Vandalen durch Schwelgerei und Üppigkeit kraftlos geworden, obgleich sie das nicht hinderte, die Katholiken in ihrem Lande schrecklich zu verfolgen; und als der milde *Hilderich* der Verfolgung Einhalt that, stieß ihn sein Vetter *Gelimer* vom Throne und setzte die Verfolgung fort. Aus diesem Grunde übertrug *Justinian* dem *Belisar* den Krieg gegen die Vandalen. *Belisar* landete mit 5000 Mann in Afrika, schlug den *Gelimer* und nahm *Karthago* ein, das ihn freiwillig den Hafen und die Thore öffnete. Da *Gelimer* inzwischen noch ein Heer gesammelt hatte, zog *Belisar* gegen ihn aus und schlug ihn abermals. Doch behauptete sich *Gelimer* auf einem numidischen Bergschlosse noch eine Zeit lang. Aufgefordert sich zu ergeben, that er es zwar nicht, bat aber um drei Dinge: um ein Stück Brod, einen Schwamm und eine Harfe — das Brod, um seinen Hunger zu stillen, den Schwamm, um seine von Thränen kranken Augen zu befeuchten; die Harfe, um seinen und seines Volkes Untergang zu beklagen. Die Bitte ward ihm gewährt. Zuletzt mußte er sich ergeben, und als er vor den *Belisar* geführt wurde, brach er vor Verzweiflung in ein Gelächter aus. — Nachdem *Belisar* den Arianismus abgeschafft, allenthalben griechische Verwaltung eingeführt und so das Vandalenreich in ein griechisches Exarchat umgewandelt hatte, kehrte er mit den vandalischen Schätzen nach Konstantinopel zurück, wo ihm der Kaiser den kleinen Triumph gewährte. Bei diesem wurde *Gelimer* mit aufgeführt, erfuhr aber nachher eine milde Behandlung.

So endete das gefürchtete Vandalenreich nach 95jährigem Bestande und mit ihm ein einst kräftiges, gleichfalls mit guten Anlagen begabtes germanisches Stammvolk, weil es, von Raubjucht getrieben, die seiner nordischen Natur gesteckten Gränzen überschritten und theils aus arianischem Fanatismus, theils aus zügelloser Genußjucht jeder Zucht christlicher Ordnung Hohn gesprochen hatte.

Den Krieg gegen die Gothen eröffnete hierauf *Belisar* mit der Eroberung Siciliens, und als er in Unteritalien landete und Neapel einnahm, tödteten die Gothen im Zorn den unfähigen *Theodat* und gaben sich den tapfern *Vitiges* zum König. Dehungeachtet zog *Belisar* in Rom ein und vertheidigte es gegen *Vitiges* mit großer Tapferkeit und Um-

sicht. Als aber der mißtrauische Justinian den Eunuchen **Narses** als zweiten Feldherrn mit noch einem Heere nach Italien sandte, und dieser anstatt, den Belisar zu unterstützen, seinen besonderen Weg gieng und Eroberungen in Oberitalien machte, geschah es, daß bei diesem Mangel an Zusammenwirken das von Narses eroberte **Milano** wieder an Vitiges und an die mit ihm verbundenen Burgunden verloren gieng und schrecklich verwüstet wurde. Da rief Justinian den Narses zurück und überließ dem Belisar wieder den alleinigen Oberbefehl.

Inzwischen hatte Vitiges die Neuperfer zu einem Angriff auf das oströmische Reich angestiftet und dann durch unmittelbare Unterhandlung mit Justinian einen günstigen Vertrag für sich erwirkt, und eben als Belisar **Ravenna** belagerte, erhielt dieser den Befehl vom Kaiser, dem Vitiges das nördliche Po-Land gegen die Verzichtleistung auf das übrige Italien zu belassen. Allein Belisar, der seinem Ziele so nahe war, verheimlichte den Befehl und bedrängte **Ravenna** so, daß die Gothen, um ihre Herrschaft zu retten, ihm die Krone Italiens anboten. Belisar stellte sich, als wolle er darauf eingehen, und öffnete sich durch diese scheinbare Untreue gegen den Kaiser die Thore der fast unbezwinglichen Stadt.

„Als ich, erzählt Belisar's Geheimschreiber Procopius, das römische Heer in die Stadt einziehen sah, dachte ich lebhaft bei mir, daß nicht Kraft, nicht Menschenmenge über die Begebenheiten entscheide, sondern ein höherer Lenker die Ausgänge herbeiführe. Denn die Gothen waren an Zahl, Kraft und Leibesgröße ihren Überwindern weit überlegen: darum spien ihnen ihre eigenen Weiber ins Gesicht, damit anzuzeigen, welchen unkräftigen Siegern sie sich ergeben hätten“.

Belisar nahm hierauf den Vitiges gefangen und würde schon jetzt dem Gothenreich ein Ende gemacht haben, wenn er nicht mitten in seinem Siegeslaufe von dem auf seinen Ruhm eifersüchtigen Kaiser abberufen worden wäre. Er kehrte mit dem gefangenen Vitiges nach Byzanz zurück und legte (540) den Schatz Theodorichs des Großen seinem kaiserlichen Gebieter zu Füßen.

Der Druck byzantinischer Statthalter, welche Justinian nun über Italien setzte, erbitterte die Gothen so, daß sie sich im alten Nationalgefühl wieder erhoben und unter dem tapfern **Totilas** noch einmal fast ganz Italien eroberten (546). Da sandte der Kaiser den Belisar zum zweitenmal, der aber, weil ihn sein Herr ohne Unterstützung ließ, diesmal wenig ausrichtete und daher bald um seine Abberufung bat. Er erhielt sie und Rom fiel wieder in Totilas' Hände. Hierauf sandte der Kaiser wieder den **Narses**, der mit einem Heere deutscher, besonders lombardischer, Söldner in Oberitalien einfiel und auf Rom losrückte. In Etrurien jedoch kam es zur Entscheidungsschlacht bei **Tagena**, aus welcher Totilas nach einem schweren Kampfe tödtlich verwundet unter dem Schirm der Nacht ins Gebirg entkam, wo er in den Armen einiger Getreuen starb, die ihn dann in Capua bestatteten.

Noch einmal richteten sich die Gothen unter **Tejas** auf, aber auch er fiel im letzten Verzweiflungskampfe am **Besuv**, und die Seinen erhielten freien Abzug.

Tejas stritt mit solcher Anstrengung, daß er fast allein mehrere Stunden lang die Wurfspieere, die ihm sein Waffendiener reichte, abschleuderte und die feindlichen aufstieß, bis er endlich, als er eben seinen Schild, in welchem zwölf Wurfspieere stecken, wechseln wollte, von einem feindlichen Geißboß in die Brust getroffen, todt niederstürzte. Deßungeachtet setzten die Seinen, um ihn zu rächen, an diesem und am folgenden Tage den Kampf noch fort, und erst als die Tapfersten gefallen waren, sandten die Ubriggebliebenen Friedensboten an den Marjes und ließen ihm sagen: Gott streite wider das Volk der Gothen; doch wollten sie eher sterben, als sich gefangen geben; wenn man ihnen aber freien Abzug gewähren und ihnen gestatten wolle, unter oströmischer Hoheit nach ihren eigenen Gesetzen zu leben, so wollten sie die Waffen niederlegen. Marjes, ihre Tapferkeit ehrend, sagte ihnen Gewährung zu. Von den bereits gefangenen Gothen aber schickte er die Männer nach Konstantinopel, die Weiber und Kinder in die Sklaverei.

Zwar riefen die noch am Po befindlichen Gothen zwei alemannische Fürsten, Leutharis und Bucelin, zu Hülfe und diese brachen mit 70,000 beutegierigen Abenteurern verheerend in Italien ein; aber Marjes vernichtete sie und nöthigte, nach der Eroberung der Festung Conza, auch den letzten Rest der Gothen zur Unterwerfung oder zur Flucht in die rhätischen und norischen Alpen unter andere Völkerstämme, also daß 555 das Ostgothenreich untergieng und der so edle und kräftige Ostgothenstamm in der übrigen Bevölkerung verschwand. Italien wurde oströmische Provinz, Ravenna der Sitz des italienischen Exarchats und Marjes der erste Exarch. Byzantinische Mißverwaltung aber ließ das Land nicht mehr zu dem Flor kommen, den es früherhin unter gothischer Herrschaft genossen hatte.

§. 59. Nachdem Marjes vierzehn Jahre lang als Statthalter des oströmischen Kaisers die Provinz Italien verwaltet hatte, wurde auch er, gleich Belisar, mit Undank belohnt und in Folge eines Zwistes mit der damals am byzantinischen Hofe allmächtigen Kaiserin Sophia, Gemahlin Justin's II, mit Hohn abberufen. Um sich dafür zu rächen, soll er den König der Longobarden, die in Pannonien saßen, eingeladen haben, sich Italiens zu bemächtigen, nach welchem Lande sie schon seit ihrer Theilnahme am Gothenkriege lüsterne Blicke geworfen hatten.

Die Longobarden hatten nämlich in den nördlichen Theil-Ebenen, wo sie eine Zeit lang ihre Sitze gehabt, das arianische Christenthum angenommen, waren dann von den Römern, denen sie dort zu gefährlich waren, unter ihrem König Audoin nach Pannonien an die Seite der Gepiden gelockt worden und mit diesen bald in eine heftige Feindschaft gerathen, die sich unter dessen Sohn und Nachfolger Alboin nur mit der Vernichtung der Gepiden endigte (556). Den König Kunimund erschlug Alboin selbst in der Schlacht und ließ sich den Schädel desselben zum Trinkgefäß machen. Hierauf überließen die Longobarden ihre bisherigen Sitze in Pannonien den Awaren (§. 79), welche ihnen geholfen hatten, und folgten der Einladung des Marjes.

Weit und breit gerühmt und gefürchtet wegen der Besiegung der Gepiden und begünstigt durch die innern Nothstände des byzantinischen Reichs, derentwegen Italien ohne Schutz gelassen wurde, zog über die julischen Alpen 568 Alboin mit dem ganzen Volke der Longobarden, an die sich auch slavische und sächsische Haufen angeschlossen, über die julischen Alpen und rückte in Oberitalien ein, wo er Brescia, Mantua, Verona und andere Städte ohne Mühe, Mai-

Land durch Sturm, P a v i a nach dreijähriger Belagerung durch Hunger einnahm und das **longobardische Reich** in Oberitalien stiftete, das sich unter seinem Nachfolger auch über Unteritalien erstreckte. Mittelitalien aber, mit dem Exarchate Ravenna (das sich über Bologna, die Romagna, Urbino, die Mare Ancona und das Herzogthum Rom erstreckte) erhielt sich in den Händen des byzantinischen Hofes, wodurch die Vereinigung von Italien in Ein ungetheiltes Reich zwar verhindert, dagegen die Einheit der abendländischen Kirche ermöglicht wurde. Denn auch die Longobarden waren, gleich den Gothen, arianische Christen, und als solche weder vom römischen Bischöffe, noch vom oströmischen Kaiser anerkannt und unterstützt.

§. 60. Nachdem Alboin das von ihm eroberte Oberitalien, welches fortan den Namen L o m b a r d e i erhielt, in kleine Herzogthümer (Ducate) getheilt und sie den Tapfersten seines Gefolges zu Lehen gegeben hatte, wollte er seine Eroberungen weiter ausdehnen; aber auf Anstiften seiner Gemahlin Rosimund, der Tochter des von ihm erschlagenen Gepidenkönigs Runicund, die der wildgefinnte Mann dadurch, daß er sie bei einem Siegesmahle zu Verona aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken zwingen wollte, zur 573 Blutrache gereizt hatte, wurde König Alboin ermordet.

Sie wollte zwar mit dem Genossen ihrer That, dem Schildträger Helmichis, dem sie deßhalb ihre Hand versprochen hatte, die Herrschaft behaupten; die Lombarden ertrugen sie aber nicht und Beide flohen nach Ravenna, wohin sie Alboin's Schatz mitnahmen. Begierig nach demselben, trug sich der Exarch Longinus Rosimunden zum Gatten an, wenn erst Helmichis aus dem Wege geräumt wäre. Voll Ehrgeiz, wieder zu einer Herrschaft zu gelangen, reichte sie diesem Gift, und als er davon den Tod spürte, zwang er sie mit gegen ihre Brust gestücktem Schwerte, den Rest zu trinken, so daß beide ihren verdienten Sündenlohn empfiengen.

Da auch Alboin's Nachfolger, K l e p h, der Gründer des Herzogthums Benevent, ermordet wurde, lebten die Longobarden zehn Jahre lang ohne König, bloß unter Herzögen, deren es dreißig waren. Als aber deßhalb große Unordnungen einrißen und die Ostfranken das Reich bedrohten, stellten diese Herzöge selbst die Einheit dadurch wieder her, daß sie im Jahre 584 den Autharis, K l e p h's Sohn, zu ihrem Könige wählten, der sodann die Tochter Garibald's, des Herzogs der zwischen der Donau und den Alpen wohnenden Bajuwaren oder Bayern, Namens Theodelinde, zur Gemahlin nahm und, gestützt auf diese Verbindung, nicht nur die Einfälle der Franken mit Erfolg zurückwies, sondern auch den griechischen Exarchen bedrängte, dessen Gebiet damals, als „legtes Asyl der Römer“ den Namen R o m a g n a erhielt.

Die Bayern sind echt germanischen Stammes, Nachkommen der ehemals in dem Duell-Land der Elbe, dem alten Bojohemum oder Beheim geseßenen Markomannen, denen Gothen beigemischt waren. Sie erschienen in der Folge unter dem Vereinsnamen der Thüringer, ließen sich nach ihrem Zug über die Donau an der Ostseite der Schwaben nieder und traten da seit 508 mit dem neuen Einzelnamen Bojoarii oder Bajuvarii auf. (S. unten §. 65.) — Bei der Werbung um Theodelindens Hand war Au th a r i s selbst verkleidet an der Spitze der Gesandtschaft, und als ihn auf seinen Wunsch Theodelinde selbst den Willkommbecher reichte, drückte er beim Zurückgeben desselben mit dem Finger die Hand der Braut, ohne sich zu er

kennen zu geben. Auf der Rückkehr, an der Gränze seines Landes, bis wohin ihm die Bayern das Ehrengeliege gegeben hatten, schwang er seine Streitart und warf sie in einen fernen Baum mit solcher Kraft, daß sie tief darin stecken blieb, wobei er die Worte sagte: „Solche Hiebe thut nur Autharis, der Lombardenkönig!“ Die Vermählung wurde nachher in Verona gefeiert.

Autharis starb schon 590, in der Blüthe seiner Jahre, und das Reich wäre wieder der vorigen Unordnung anheimgefallen, wenn nicht Theodelinde wegen ihrer Schönheit, Bildung und Frömmigkeit die Gunst der Longobarden in so hohem Grade besessen hätte, daß sie demjenigen zu gehorchen versprachen, dem sie unter ihnen ihre Hand geben würde. Sie wählte den Herzog Agilulf von Turin, der, nach seiner Krönung zu Mailand, den Krieg gegen das Exarchat fortsetzte. Seine Versuche aber, Rom zu unterwerfen, scheiterten an der Klugheit des Papstes Gregor I, der selbst unter den Longobarden diejenigen auf seiner Seite hatte, welche nach dem Vorgange Theodelindens sich vom Arianismus zum Katholicismus befehrt hatten.

Nach ihrer zweiten Vermählung ließ Theodelinde zu Monza eine dem Täufer Johannes geweihte und reich ausgestattete Basilica bauen, in deren Schatz sie eine goldene Krone mit der Umschrift niederlegte: „Agilulf, von Gottes Gnaden König von ganz Italien etc.“ (Die Formel „von Gottes Gnaden“ tritt hierbei zum erstenmal in der Geschichte auf). Es war die berühmte eiserne Krone, womit die nachfolgenden lombardischen Könige gekrönt wurden. Eisen hieß diese goldne Krone, weil sie innen durch einen eisernen Ring zusammengehalten war, der aus einer Reliquie, nämlich einem angeblich bei der Kreuzigung Christi gebrauchten Nagel, verfertigt war.

Agilulf's Nachfolger, unter denen Grimoald den katholischen Glauben zur Staatsreligion erhob und Rotharis das Gesetzbuch der Longobarden sammelte, versuchten mit abwechselndem Erfolge, das Exarchat und Rom an ihr Reich zu bringen. Ubrigens erhielt sich das longobardische Reich länger als 200 Jahre in Selbstständigkeit, verlor aber dann, in Folge des obgenannten religiös-politischen Gegensatzes, seine Selbstständigkeit (§. 77).

Zweiter Zeitraum.

Von der Gründung des fränkischen Reiches bis zur
Theilung desselben.

486—843.

Kap. 13. Die Gründung des fränkischen Reiches.

(Histor. Atlas, Tab. VIII.)

§. 61. **U**nterdessen war auch Gallien für die römische Herrschaft verloren gegangen. Der südliche Theil dieses Landes befand sich längst in den Händen der Westgothen, welche unter ihrem König Eurich durch die Eroberung von Marseille ihr Reich von der Loire bis zum Mittelmeer und von der Rhone bis zu den Pyrenäen erweitert hatten. Eben so hatten auch die Burgunden und Franken ihre Gränzen in Gallien weiter ausgedehnt und sich in gleichem Maße von Rom unabhängig gemacht, bis zuletzt den Römern in Gallien nur noch nördlich die Umgebung von Augusta Sueffionum (Soissons) geblieben war. Und auch dieser letzte Rest der gallo-römischen Herrschaft hatte kurz vor dem Einbruche der Ostgothen in Italien durch einen andern germanischen Eroberer sein Ende genommen.

Es hatten sich nämlich einige Zeit zuvor die salisch-merowingischen Franken (d. i. die Franken aus dem Saal- oder Märgau und aus der Meruwe oder dem Meergau, §. 45) unter Chlodio, Faramund's Sohne, von seinem Regierungssitze Dispargum (dem heutigen Duisborch?) aus — dann unter seinem älteren Sohne Merwig (Meroväus) und dessen Sohne Childerich I über das nachmalige Südrabant und Lüttichsche längs der Maas und Sambre bis zur Somme verbreitet. Dieser Childerich herrschte so willkürlich, daß die Salier ihn vertrieben und sich dem gallo-römischen Statthalter Agidius untergaben (458). Nach seiner Vertreibung lebte Childerich bei dem König Basinus in Thüringen, bis ihn nach acht Jahren die Salier wieder in sein Reich zurückriefen (466), weil sie des römischen Steuerdrucks überdrüssig waren. Dahin folgte ihm Basina, die untreue Gattin des thüringischen Königs, und gebahr ihm zu Tornik (Tournay) — den **Chlodwig** (Clodovechus, franz. Chlovis, deutsch Ludwig).

Dieser war erst 15 Jahre alt, als er seinem Vater in der Regierung folgte. In dem fecken, thatenmuthigen Jüngling war eine Mischung von wilder Bar-

barenkraft mit listiger Verstellungskunst, die ihn ebenso geschickt machte, seine rohen Kriegsmänner mit der Streitart zu bändigen, als Zwietracht unter seinen Nebenbuhlern zu stiften, um aus ihrem Verderben seinen Vortheil zu ziehen.

Einzig auf Erweiterung seiner Herrschaft bedacht, verband er sich in seinem 20. Jahre sammt zwei andern fränkischen Fürsten, seinen Vettern, mit den ripuarischen Franken, überfiel unvermuthet den römischen Statthalter Syagrius in Gallien (des Agidius Sohn), der seinen Sitz zu Paris und seit dem Falle Westroms sich unabhängig gemacht hatte, und brachte ihm bei Soissons eine völlige Niederlage bei. Syagrius floh zu dem westgothischen König Alarich II. ward aber von demselben aus Furcht ausgeliefert und von Chlodwig in der Stille enthauptet.

Da schon längst in diesem Reste des gallo-römischen Gebietes viele Frauen wohnten, die ihm gleich zusielen, so war es ihm ein Leichtes, rasch das ganze Land bis an die mittlere und untere Loire einzunehmen. So gründete **Chlodwig das fränkische Reich**, dessen Erweiterung dann das Ziel seines ganzen übrigen Lebens war. 486

Bei der Einnahme der gallischen Städte durch die Franken zeigte sich das unter der römischen Herrschaft eingerissene Sittenverderbniß im höchsten Grade, indem z. B. die Einwohner von Trier, Mainz, Köln bei dem herannahenden Untergange noch dem Trunke und der Uppigkeit fröhnten, und kaum die Erstürmung der Stadt den Bacchanalien ein Ende machte; ja mitten im Graus der Verwüstung durch Feuer und Schwert riefen die Vornehmen noch nach circensischen Spielen! — Nur die Städte in Armorica (der nachmaligen Bretagne) erhielten sich anfangs noch frei.

§. 62. Nachdem Chlodwig alle Städte des eroberten Landes vollends zur Unterwerfung gebracht hatte, erschien ihm doch die neue Besizung noch sehr unsicher weil sie rings von den Westgothen, Burgunden, Alemannen und Armorikern umschlossen war. Daher trat ihm der Gedanke an weitere Ausdehnung seiner Eroberung nahe. Zu diesem Zwecke vermählte er sich mit **Klothilde**, der Nichte des zu Lyon herrschenden burgundischen Königs Gundobald, die, weil dieser ihrem Vater, dem zu Genf herrschenden Burgundenkönige Chilperich, Reich und Leben genommen hatte, ihrem Gatten nun die vermeintliche Pflicht der Blutrache und dadurch seiner Eroberungssucht neue Nahrung zubrachte, obwohl sie zugleich alles aufbot, ihren noch heidnischen Gatten zum Christenthum zu bekehren.

Das Reich der Burgunden umfaßte seit 463 den ganzen Südosten Galliens und fiel nach König Gundeuch's Tod 470 durch Erbtheilung an seine vier Söhne, von denen Gundobald in Lyon, Godegisel in Bisanz (Besançon), Chilperich in Genf und Gundomar in Bienne regierte. Ihre Uneinigkeit führte zu einem Bruderkriege, in welchem Gundobald die beiden letztern gefangen nahm; Gundomar tödtete sich selbst und Chilperich wurde sammt seinen zwei Söhnen enthauptet, seine Gemahlin wurde in der Rhone ertränkt und seine Tochter Klothilde mit ihres Vaters Schätzen von Gundobald nach Lyon gebracht. Nur die Furcht vor Chlodwig bewog ihn, sie und jene Schätze demselben zu überlassen. Das Gebiet von Genf überließ er seinem Bruder Godegisel.

Klothilde folgte mit Freuden den Brautwerbern, weil sie hoffte, an ihrem Oheim durch Chlodwig Blutrache nehmen und den bis dahin noch heidnischen Frankenkönig zur Annahme des Christenthums bewegen zu können, dem sie nach dem

katholischen Bekenntnisse zugethan war, während ihr Eheim Arianer war. Wie es aber selbst noch um Klothildens Christenthum stand, erkennt man daraus, daß sie gleich auf dem Weg nach ihrer neuen Heimath ihre fränkischen Begleiter bat, sie durch Niederbrennung der burgundischen Orte, durch die sie kam, an ihrem tyrannischen Eheim zu rächen, und daß sie, als dies geschah, mit Dank gegen Gott auf die brennende Landschaft zurücksah. — Lange waren ihre Veruche, den wilden Chlodwig zu bekehren, vergeblich, zumal er den Tod des ersten Sohnes, den sie ihm gebar, der Taufe desselben zuwies, die er auf Klothilde's Bitten zugelassen hatte. Dennoch ließ er nachher auch seinen zweiten Sohn taufen und gab sich sogar zum ersten Unterricht im Christenthum her, den ihm ein vom Metropolit Remigius in Rheims zum Bischof gewählter Priester erteilte. Zum Übertritt selbst aber konnte er sich noch nicht entschließen.

496 Ehe Chlodwig einen Angriff auf Burgund, wozu ihn Klothilde beständig antrieb, unternehmen konnte, mußte er dem ripuarischen Frankenkönige Sigbert in Köln gegen die Alemannen zu Hülfe ziehen, welche, seit sie die verlassenen Rheinsüde der nach der Rhone gezogenen Burgunden besetzt hatten, sich immer weiter rheinabwärts in das Gebiet der Rheinfranken eindrängten und auch für Chlodwig gefährliche Nachbarn wurden. Bald kam's zur **Schlacht bei Zülpich** (Tolbiacum, zwischen Bonn und Aachen am Ursprung der Roer), in welcher Chlodwig einen entscheidenden Sieg über die Alemannen davon trug, nachdem er im Gedränge des heißen Kampfes gelobt hatte, Christ zu werden.

Nach dem Beginn der Schlacht neigte sich der Sieg auf die Seite der Alemannen: da rief Chlodwig zum Gott seiner Gemahlin: „Hilf mir, Jesus Christus, den sie Gottes Sohn nennen, denn meine Götter verlassen mich: wenn du mir in dieser Noth beistehst, will ich an dich glauben!“ Der Kampf erneuerte sich: der Alemannenherzog fiel, sein Volk floh und Chlodwig zog als Sieger durch die schönen alemannischen Gauen am Mittelrhein und Main, welche nun Landeigenthum des fränkischen Königs wurden und nach der Flucht der meisten alemannischen Einwohner sich mit neuen Ansiedlern füllten, die den Namen Oberfranken führten.

Nach beendigtem Feldzuge eilte Klothilde in Begleitung des h. Remigius dem siegreichen Gemahl bis in die Champagne entgegen, um ihn an die Erfüllung seines Gelübdes zu erinnern. Erstreut grüßte Chlodwig seine Gemahlin mit den Worten: „Chlodwig hat die Alemannen und du hast Chlodwig überwunden!“ und Klothilde entgegnete: „Dem Herrn der Heerschaaren gebührt die Ehre des zweifachen Sieges!“

Bevor Chlodwig aber sein Gelübde löste, erforchte er flüchtig erst die Gesinnung seiner Franken, und als sie in einer Versammlung erklärten, daß sie ihre sterblichen Götter verlassen und dem unsterblichen Gotte folgen wollten, den Remigius predigte und der den Franken so wunderbar den Sieg verliehen habe, so zog Chlodwig noch in demselben Jahre (496) am Weihnachtsfeste mit dreitausend seiner Edlen, alle mit weißen Kleidern angethan, durch die festlich geschmückten Straßen von Rheims in die Kathedrale und empfing mit seinem Gefolge von dem Bischof Remigius auf das athanasianische Bekenntniß die heilige Taufe.

Beim Eintreten in die hell erleuchtete, von Weihrauch duftende Kirche, fragte er den ihn führenden Bischof ganz treuherzig: „Mein Vater, ist dieß das Reich, welches Ihr mir versprochen habt?“ — „Nein! antwortete Remigius, sondern nur der Weg, der in dasselbe führt!“ (Einen ähnlich lebhaften Eindruck auf seine noch sinnlich kindische Vorstellung hatte die Leidensgeschichte Jesu gemacht, bei deren Anhörung er, von kriegeriſchem Feuer ergriffen, ausrief: „Wär ich doch mit meinen Franken dabei gewesen, so wäre solche Schmach nicht ungerächt geblieben!“) Als darauf das Taufbecken mit Wasser gefüllt und der Balsam ausgegossen wurde und

die wohlriechenden Wachskerzen flammten, so daß die Franken meinten, „Luft des Paradieses“ zu athmen, sprach der Bischoff zu dem herantretenden Könige: „Beuge nun, stolzer Sigambrer, demüthig Deinen Nacken! Bete an, was Du sonst verbrannt, und verbrenne, was Du sonst angebetet hast!“ — Darauf legte der König das Bekenntniß des Glaubens an den dreieinigen Gott ab, ward getauft, mit dem h. Öle gesalbt und dem Zeichen des Kreuzes gesegnet. Auch eine seiner Schwestern, Andofleda, die noch eine Heidin war und in der Folge Theodorich den Großen heirathete, wurde mitgetauft.

Weil an den andern germanischen Königen der Arianismus seine Hauptstütze hatte und selbst der griechische Kaiser Anastasius damals in der arianischen Häresie stand, Chlodwig also dazumal der einzige recht gläubige König in der Christenheit war, so erhielt er den Beinamen „der Allerchristlichste“, den nachher alle Nachfolger Chlodwigs auf fränkischem Throne trugen.

Obgleich das Christenthum auf sein mildes Gemüth keinen mildernden Einfluß gewann, so war doch sein Eintritt gerade in die altrechtgläubige Kirche für die allmähliche Bekehrung der Franken und ihre künftige Herrschaft in Gallien von den wichtigsten Folgen, wie denn gleich nach seiner Taufe alle gallischen Bischöffe und durch sie deren Untergebene größeres Vertrauen zu ihm faßten und bald auch die freien Städte Armorika's ihn als ihren Oberherrn erkannten.

§. 63. Nachdem er sich die Alemannen zwischen Rhein und Mosel, und von der Lahn an herauf bis an den Neckar unterworfen hatte, wendete er sich nun gegen die Verwandten Klothildens und besiegte die Burgunden 501 bei Dijon, konnte sie jedoch nur auf kurze Zeit zur Zinspflicht bringen, da ihr König Gundobald sich noch bei Chlodwig's Lebzeiten wieder unabhängig machte, und sich durch Bezwingung seines noch übrigen Bruders zum Alleinherrn des ganzen burgundischen Reiches machte, um das er sich durch ein eigenes Gesetzbuch verdient machte. Da derselbe auf den Schutz des Ostgothenkönigs rechnen konnte, so wagte es Chlodwig nicht weiter, ihn anzugreifen, und so erhielt sich Gundobald bis an seinen Tod (516) frei von fränkischer Herrschaft.

Hierauf rüstete sich Chlodwig gegen die Westgothen, die den Burgunden beigestanden waren. Zwar brachte der Ostgothenkönig Theodorich, der Schwiegervater des westgothischen Königs Alarich II., zwischen beiden Theilen einen Vergleich zu Stande; allein die häufigen Klagen der katholischen Einwohner Südgalliens, welche viel von der arianischen Gothenherrschaft zu leiden hatten, waren dem Chlodwig ein willkommenener Anlaß zum Bruch. Er begann den Krieg, schlug die Westgothen 507 bei Vouglé (Cloué, oberhalb Poitiers), eroberte ihr Land bis an die Garonne und hatte sie ganz über die Pyrenäen gedrängt, wenn nicht Theodorich von Italien her bewaffnet dazwischen getreten wäre (508).

Theodorich nahm für seinen Enkel Amalrich, dessen Vater Alarich II., Eurich's Sohn, in jener Schlacht gegen Chlodwig gefallen war, den noch übrigen Theil des Westgothenreichs in Beschlag. Davon behandelte er die Provence d. h. den südlichen Theil der alten römischen Provincia mit besonderer Schonung und Milde. Nach Theodorich's Tode theilten die Enkel Amalrich und Athalarich, das westgothische Erbe, so daß dann die Provence förmlich an das Ostgo-

thenreich kam. Da nun Toulouse in Chlodwig's Hände gefallen war, so wurde Narbonne die Hauptstadt des verkleinerten Westgothenreichs.

Hierauf ließ sich Chlodwig vom byzantinischen Hofe das Patriciat über Gallien verleihen, um desto leichter von den römischen Einwohnern Galliens anerkannt zu werden.

In der Basilica von Tours, umgeben von Priestern und Kriegen, bekleidete sich der „langhaariae“ Frankenkönig (denn nur die Könige der Franken hatten in ihrem Volke das Ehrenvorrecht, lange Haare zu tragen) mit der purpurnen Toga und der Chlamis und setzte sich selbst die Krone auf's Haupt. So geschmückt trat er aus der Kirche unter das staunende Volk, bestieg ein Prunkroß und warf Goldmünzen unter die jauchzende Menge. Denn von nun an erdient er seinen gallorömischen Unterthanen als ihr rechtmäßiger, weil vom Kaiser beliebener Herr, und auch seinen Franken, ungeachtet der veränderten Tracht, im Lichte höherer Weihe.

Er regierte von Paris aus bereits ein Reich, das im Süden von der Garonne und den Cevennen, im Norden von der Bretagne und im Osten von der Maas und dem Neckar begrenzt wurde.

Um endlich auch die noch übrigen Frankenstämme unter seiner Herrschaft zu vereinigen, räumte er die noch übrigen mit ihm verwandten fränkischen Fürsten durch hinterlistige Gewaltthat aus dem Wege, ja zwei unter ihnen erschlug er mit eigener Hand, und vollendete auf diese Weise die Gründung des Frankenreichs.

Den Sohn des ripuariischen Königs Sigbert von Köln, Namens Chloderich, stiftete er an, diesen seinen alten Vater zu ermorden. Als die That geschehen war, und Chloderich zu desto größerer Sicherung seiner Herrschaft den Chlodwig einlud, sich nach Belieben von seinen Schätzen zu nehmen, ließ ihm Chlodwig sagen, er solle sie behalten und sie bloß seinem Gesandten zeigen. Dieß that Chloderich selbst. Wie er sich aber beim Öffnen einer mit Gold gefüllten Truhe bückt, erschlug ihn einer der dazu beauftragten Gesandten mit der Streitart. Sogleich eilte Chlodwig herbei und brachte durch die Bezeugung seiner Unschuld an dem Doppelmord die ripuariischen Franken dahin, daß sie ihn als ihren Herrn anerkannten. — Den merovingischen König Marnachar in Cambrai bekriegte er unter nichtigem Vorwand und ließ ihn nebst seinem Bruder Richar gefesselt vor sich führen. Mit dem erheuchelten Vorwurf: „Wie magst Du Deinen Stand so schänden und diese Fesseln dulden?“ —, schlug er ihn eigenhändig mit der Streitart nieder; darauf, zu dessen Bruder gewendet, that er ihm mit den Worten: — „Hättest Du Deinem Bruder besser geholfen, so würde er jetzt keine Ketten tragen!“ den gleichen Tod an.

Nachdem er auf ähnliche Weise seine ganze Sippschaft ausgerottet hatte, stellte er sich betrübt, daß er keine Verwandten mehr habe, in der Absicht, dadurch noch etwa einen oder den andern Vetter aus der Verborgenheit hervorzulocken und ihn dann eben so grausam zu vertilgen.

511 Doch sollte er nicht lange die Frucht seines Trevels, die unumchränkte Alleinherrschaft, genießen: denn kurz darauf, in seinem 45ten Lebensjahre, starb Chlodwig nachdem er sein mit so viel Blut und Unrecht aufgebautes Reich unter seine vier Söhne getheilt hatte.

§. 64. So hatten denn im Strome der Völkermigration viele germanische Völkerstämme im Süden und Westen Europa's neue Sitze gefunden, und in die von den Deutschen aufgegebenen Osländer waren unterdeß die **Slaven** (§. 6) gezogen.

Diese hatten sich zunächst in den Ländern, wo einst die Ost- und Westgothen (§. 45) gewohnt hatten, an der Donau und dem schwarzen Meere, westlich als Slawenen, östlich als Anten ausgebreitet, von wo aus sie dann, neben den schon genannten Bulgaren (§. 55), das oströmische Reich seit Justinian gleichfalls durch unaufhörliche Anfälle bedrohten. In der letzten Hälfte des sechsten und zu Anfang des 7. Jahrhunderts entstanden sodann im ganzen wendischen oder slavischen Stamme weitreichende Bewegungen, und ferne aus seinen bis dahin eingenommenen Sizen hinausdrängend, verbreitete er sich in einem neuen Völkergewimmel, von den Quellen der Wolga, den Flächen des Dnjepers und den Donaumündungen an bis zum Südrande der Nissee und zur Elbemündung. Slavische Völker überschritten sogar die Elbe in ihrem oberen Laufe, Slaven rückten gegen Griechenland und den Peloponnes vor, Slaven setzten sich am Südrhange der Alpen bis zum adriatischen Meere und an den Nordabhängen der thracischen Gebirge herab zur Donau bis zu ihrer Mündung. Nun erst traten die einzelnen slavischen Völkerstämme allenthalben unter ihren besonderen Namen auf, und von ihnen haben die in das östliche Deutschland eingedrungenen Stämme der Mähren, Krainer, Tschechen (in Böhmen), Sorben, Lausitzer, Heveller, Ufern, Obotriten, Pommeren u. a. in der Folgezeit deutsche Sprache, Sitten und Bildung angenommen.

§. 65. In ihren alten deutschen Wohnsizen dagegen sind folgende germanische Völker und Völkervereine (§. 45) geblieben:

1. die **Alamannen** (Alamannen), welche um diese Zeit im Norden bis an die ostfränkische Gränze über die Murg, Enz, den Neckar bis an die obere Altmühl, im Osten bis an den Lech und jenseit der Donau bis an die Werz, im Süden bis an die Alpen in der Schweiz, im Westen von den Alpen über den Jura zu den südöstlichen Vogesen, im Nordwesten an die Vogesen reichten;

2. die **Ostfranken** an den Ufern des Niederrheins und des Mains;

3. die **Sachsen**, die als Ostfalen, Engern, Westfalen, Dithmarsen, Altsachsen (nachmalige Holsteiner), Angeln zc. von den Sizen der Franken und Friesen an bis zur Elbe und Nordsee reichten;

4. die **Friesen**, deren Grundstamm hinter den Franken und Sachsen auf dem äußersten Rande des Landes unverändert zwischen der Ems und der Ems saß und sich nach dem Abzuge der Römer ungehindert über den westlichen Theil der batavischen Insel und über die wasserreichen Gebiete der südlicheren Rheinmündungen, zum Theil auch an den Ufern der Waas (unter ihrer Vereinigung mit der Waal) ausbreitete.

Zu diesen Westfriesen war nachher noch unter dem Namen Ostfriesen der von der Ems bis zur Wesermündung wohnende Theil der Chauken gekommen, welcher sich von der Verbindung mit den Sachsen frei erhalten hatte. (Den Namen Nordfriesen bekam später ein von der Eider bis nach Tondern hin wohnender Rest der Altsachsen.)

5. die **Thüringer**, eine Völkervereinigung, welche seit ihrem ersten Vorkommen im 5. Jahrhundert nicht bloß über die alten, einst so mächtigen Hermunduren von der Werra bis zur Elbe, sondern nach der Zertrümmerung des Hunnenreichs sich auch südöstlich bis zur Donau ausdehnte, wo früher die Marisker und Markomannen genannt wurden.

Ihr erster König war eben jener §. 61 genannte Basinus, dessen Gemahlin ihn verließ und den Frankenkönig Childerich heirathete und so die Mutter Chlodwig's wurde. Sein Sohn und Nachfolger Hermanfried verbündete

sich, um sich gegen Chlodwig zu halten, mit dem Ostgothenkönig Theodorich und nahm dessen Nichte zur Gemahlin.

6. die **Biojoarier** und **Bajuvaren**, d. i. Bayern, in dem Lande zwischen dem Lech und der Enns und zwischen der Donau und den Alpen.

Über den Ursprung dieses echt deutschen Stammes und seines Namens siehe oben §. 60. Der oben §. 60 erwähnte, seit dem Jahre 554 in den Vordergrund der Geschichte tretende Herzog der Bayern Garibald I., aus dem Geschlechte der Agilolfinger, herrschte noch unabhängig; aber schon sein Sohn Thassilo I. mußte 596 die fränkische Oberhoheit bis auf einen gewissen Grad anerkennen, von der sich aber die Bayern öfters wieder losmachten.

Alle diese hier aufgeführten, in Deutschland zurückgebliebenen germanischen Völkerstämme haben ihre ursprüngliche Volkseigen thümlichkeit und Sprache unvermischt beibehalten, während aus der Vermischung der ausgewanderten deutschen Völkerstämme mit den besiegten Völkern römischer Bildung in Italien, Spanien, Gallien und Britannien in der Folge die sogenannten romanischen Völker entstanden, deren verschiedene Sprachen in einem Gemenge von ureinheimischen, römischen und germanischen Elementen bestehen.

Kap. 14. Innere Zustände der germanischen Völker während und nach der Völkerwanderung.

§. 66. **Die bürgerliche Verfassung.** Die in Deutschland gebliebenen Germanen lebten bis daher bei ihren, wesentlich sich gleich gebliebenen, einfachen, freien Einrichtungen meist unter Herzögen; nur die Thüringer standen unter Königen; die Sachsen aber und die Friesen hatten ganz ihre altgermanische Gewerfassung unter Grafen und dazu auch das Leibenthum beibehalten.

Bei den germanischen Völkern in den eroberten Ländern kamen zu dem alten germanischen Grundwesen noch zwei neue Bestandtheile hinzu: das Römische, welches dem aus den kriegerischen Herzögen hervorgegangenen Königthume mehr Gewalt verlieh, und die alten Gesetze und Rechte theils änderte, theils erweiterte; sodann das Christliche, das die Sitte und Gesinnung umwandelte und auch auf die Gesetze Einfluß hatte. — Die Thronfolge ordnete sich durch das Herkommen in der Art, daß immer der nächste Verwandte gewählt, die germanischen Reiche also erbliche Wahlreiche waren.

§. 67. **Die Rechtspflege.** Während die germanischen Völker in Deutschland in Bezug auf Rechtspflege und Gesetzgebung noch aus dem Herkommen ihre Entscheidungen schöpften, entstanden bei den Völkern, welche neue Reiche stifteten, allmählich geschriebene Gesetzgebungen, von denen die der Westgothen (aus dem 5. Jahrhundert), die der salischen Franken (die lex salica), die der ripuarischen Franken, die der Thüringer, der Alemannen, der Bajuvarier, der Burgunden, der Ostgothen, der Angelsachsen und der Longobarden, so wie die später hinzugekommenen der Thüringer, Sachsen und Friesen, noch vorhanden sind. Sie sind alle, mit Ausnahme der angelsächsischen, in lateinischer Sprache geschrieben.

Das salische Gesetz beginnt nach einer Handschrift aus dem 9. Jahrhundert mit den Worten: „Ehre sei der berühmten Nation der Franken, gegründet durch den Willen Gottes, tapfer im Krieg, treu im Frieden und Vertrag, weise im Rath, edel von Gestalt, kühn, geschickt und stark im Kampf, zum katholischen Glauben bekehrt und rein von Rekerei. Es lebe Christus, welcher die Franken liebt! Er bewahre ihr Reich, er erfülle ihre Häupter mit dem Licht seiner Gnade, er beschütze ihr Heer und zeige ihnen seine Wunder &c. Denn sie sind die Nation, welche das harte Joch der Römer muthig und gewaltig vom Halbe schüttelte“ &c. Dann folgen die Gesetze in etwa 400 Bestimmungen, wodurch das Währgeld für die verschiede-

nen Vergehen und Verbrechen festgesetzt wird, aber diejenigen gegen Franken immer um das Doppelte höher als diejenigen gegen Römer gestraft werden, so daß z. B. der Mord eines Römers mit 100, der eines Franken aber um 200 Solidi gestraft wird.

Nach deutschem Rechte stand fortwährend noch (§. 23) auf jedes Vergehen und Verbrechen Geldbuße (Wärgeld), und nur auf das Verbrechen der Freigelt und Landesverrätherie der Tod. Auch die Blutrache, so wie die Folter, gehörten germanisch-deutschem Rechte an; im Ubrigen kamen Leibes-, Lebens- und Freiheitsstrafen aus dem römischen Rechte hinzu. — Bei mangelndem Beweise wurde in peinlichen Sachen auf den Eid erkannt, den man oft durch sogenannte Eideshelfer zu verstärken pflegte; in schwerverwickelten Fällen ließ man die Entscheidung auf ein Gottesurtheil oder Ordal ankommen, z. B. auf den Zweikampf, die Feuerprobe (wobei man ein glühendes Eisen mit der bloßen Hand anfassen oder mit den bloßen Füßen betreten mußte), die Wasserprobe (wobei man aus siedendem Wasser einen Kieselstein zc. mit entbloßten Arme herausholen mußte, oder ins kalte Wasser untergetaucht wurde), die Kreuzprobe (wobei man lange Zeit unbeweglich mit aufgehobenen Händen an einem Kreuze stehen mußte) zc.

§. 68. **Das Lehnswesen.** Die gemeinsame Eroberung fremder Länder durch deutsche Völker brachte namentlich in den Reichen der Franken, Ostgothen und Longobarden das Feudal- oder Lehnswesen zur Ausbildung.

War nämlich ein Land erobert, so behielt davon gewöhnlich der erobernde König für sich einen Theil, zusamt den Privatgütern und Rechten, die sonst dem römischen Kaiser in diesem Lande zugestanden hatten; einen Theil gab er seinen Edlen, den dritten Theil, der meist aus Städten bestand, durften die Besiegten gegen Zinsabgabe behalten.

Der Theil der Edlen wurde unter diesen selbst durchs Loos vertheilt, und was jeder bekam, war sein Allod (Loos, Antheil) als freies erbliches Eigenthum; doch mußte er dafür bei allgemeinen Kriegsaufgeboten dem Heerbanne folgen. Einen Theil ihres Allods gaben die Edlen wieder an die Männer ihres Gefolges ab, wodurch diese auch ein freies Erbgut bekamen. Der Antheil der Letztern war nach Größe, Anlage und Werth verschieden, und begründete gleich in den ersten Zeiten eine große Ungleichheit unter den Siegern, wenn Einzelne durch Thätigkeit und Einsicht den Ertrag ihres Besitzthums mehrten.

Weil nun die Edlen durch ihren freien Grundbesitz weniger abhängig vom Könige wurden, so suchte dieser sie dadurch wieder an sich zu fesseln, daß er ihnen von seinem Eigenthume einen Theil zu zeitweisem, oder auch lebenslänglichem Genuße als eine Art Besoldung überließ. Ein solcher Theil hieß *beneficium*, später Feod oder Lehnsgut (feudum, bewegliches, d. i. auf Widerruf verliehenes Gut): der es gab, hieß Lehnsherr; der es empfing, Lehnsmann oder Vasall. Dafür mußte dieser seinen Lehnsherrn mit Leib und Leben, Ehre und Gut vertheidigen, und ihm sowohl in jedem Kriege, als auch zu Hofe dienen, gehörte daher zu den Getreuen oder Leuten (Leuten oder Dienstmannen) seines Herrn. Versäumte der Vasall seine Pflicht, so konnte der Lehnsherr das Lehen wieder einziehen. Ein ähnliches Verhältnis bildete sich zwischen diesen königlichen Vasallen und deren Gefolge. Das war die Grundlage des Feudalwesens, das erst im Laufe der nächsten Jahrhunderte zur weitem Ausbildung gelangte.

Denn bald ergab sich's, daß sich durch dieses Lehnsverhältnis einerseits des Königs Macht und Würde erhöhte, anderseits die Vasallen dadurch zu einem höhern Ansehen und zu größerem Wohlstande stiegen, als die andern Freien durch ihr bloßes Allod besaßen. Die bedeutenden Vortheile, die ein Vasall bei Hofe hatte, bewogen daher manchen Freien, sein Allod oder freies Eigenthum dem Könige freiwillig zurückzugeben, und es als Feod oder Lehnsgut (feudum oblatum) von ihm zurückzunehmen.

Das Gleiche thaten späterhin andere Freie, entweder aus Überdruß am häufigen Heerbann, den sie von ihrem freien Gute bestreiten mußten, oder

aus Armuth und Noth, wenn sie, besonders in unruhigen Zeiten, ihr Allod nicht im Stande zu erhalten oder nicht zu schützen wußten.

Man konnte auch der Vasall eines andern Vasallen weltlichen oder geistlichen Standes werden, und hieß dann *Astervasall*. — Daß man auch der Lehnsmann eines geistlichen Lehnsherrn sein, oder, wie man zu sagen pflegte, bei der Kirche zu Lehen gehen konnte, kam so: — Es waren nämlich diejenigen Landeigenthümer, welche eine geistliche Würde bekleideten, von Seiten ihrer weltlichen Herrschaftsrechte zu dem Könige in dasselbe Verhältniß getreten, wie die andern Vasallen, und mußten zu Hof —, und durch ihre Bögte auch im Heere dienen; ja allmählich kamen alle Bisthümer und Abteien an Familien des Gefolgadels, in den auch viele der vornehmeren römischen Geschlechter übergetreten waren. Wer nun bei einem Bischoffe oder Abte zu Lehen gieng, der war Vasall der Kirche, aber in Bezug auf den Lehnsherrn des Bischoffs oder Abts war er *Astervasall*.

Manche Freie aber, die einen großen Grundbesitz hatten, verschmähten es, Vasallen zu werden, und bildeten den Stand der Freiherren. Über diesen hatten die großen Vasallen, d. i. diejenigen reichen Freien, die außer ihrem freien Grundbesitze noch Lehnsgüter vom Könige hatten, als hoher Adel ihre Stellung. Nach den Freiherren erst kamen, der Stellung nach, die kleinen Vasallen, d. i. diejenigen Freien, die außer ihrem Allod noch Lehnsgüter von dem hohen Adel oder von der hohen Geistlichkeit hatten, als niederer Adel.

Während bei den Franken, Ostgothen und Lombarden das Lehnswesen überwiegend war, erhielten sich die Sachsen, Friesen und Alemannen am längsten bei ihrer alten freien Gemeindeverfassung.

Das Lehnswesen in seinem ursprünglichen Bestande wurde übrigens durch die aufopfernde Treue veredelt, die zwischen dem Oberherrn und seinen Dienstmannen bestand, eine Treue, durch welche in jener Zeit die überströmende Lebenskraft und das leicht übergreifende Freiheitsgefühl der Deutschen sich freiwillig beschränkte.

Das Lehnswesen hielt sich so lange in seiner Bedeutung, als die Kriegsverfassung bestand, auf der es beruhte. Mit der Einführung der stehenden Heere fieng es an, sich aufzulösen, um nach und nach freieren Einrichtungen Platz zu machen.

§. 69. Die Ständeeinrichtung. Auch das Ständewesen, das sich bei den sächsischen Völkerschaften in seiner alten Einrichtung forterhielt, bekam insbesondere durch die Franken eine neue Gestalt. Zu dem uralten, zahlreichsten Stande der freien Bauern kamen in den neugebildeten Reichen zwei neue Stände hinzu: der Stand der Geistlichkeit und der Stand der Bürger in den altrömischen Städten. So lange aber in den Volksversammlungen nur der einzelne Freie, weß Standes er sein mochte, vertreten wurde, und in rein bürgerlichen Angelegenheiten jeder Freie ohne Ausnahme unter der Gerichtsbarkeit der Grafen und Herzoge stand, hatten jene beiden neuen Stände, als solche, noch keinen Einfluß auf die Verfassung des Reichs. — Die römischen Colonen oder Landbauern wurden in den eroberten Ländern dem Stand der Hörigen beigezählt und hatten den Nachtheil, daß sie, die vorher unter dem Schutze des Staates und der Geseze gestanden waren, nunmehr aus Staatschülklingen Unterthanen ihrer neuen Eigenthümer wurden, und zur gewöhnlichen Kopfsteuer noch indirecte Steuern zahlen mußten. Die vorgefundenen römischen Slaven traten dagegen in den Stand der Hörigen hinauf. Die römischen Edlen behielten theils ihr Besitzthum, theils, wenn sie es verloren, traten sie in den Dienst der Kirche oder in das Gefolge des Eroberers, und wußten sich ihm durch ihre höhere Bildung unentbehrlich zu machen. — Was die eroberten Städte betrifft, so verloren sie alle ihr Gemeindevermögen.

§. 70. Das Christenthum. Das Evangelium, das bereits wie eine leuchtende und wärmende Sonne die kalte Nacht des Heidenthums in den meisten Ländern des römischen Reichs besiegt hatte, stand auch mitten im Sturme der Völkerwanderung wie ein milder Friedensbogen über den empörten Wogen wilder Leidenschaften, indem es mit der allbezwingenden Macht seiner heiligen

Liebe die rohen Gemüther besänftigte, und allmählich die kriegerischen Waffen in friedliche Pflugschaaren verwandelte. Zugleich sollte es, weil es in dem sittlich entkräfteten Römerstaate nicht genug Lebensjaft mehr fand, in der kräftigen unverbildeten Natur der germanischen Völkerstämme einen noch unausgekauften Boden zum bessern Gedeihen finden: das deutsche Volk sollte vorzugsweise der Träger christlicher Bildung werden.

Wie das Christenthum, obwohl nach dem arianischen Bekenntnisse, schon vor dem Beginne der Völkerwanderung zu den Gothen kam, ist schon oben (§. 47) erwähnt worden. Nach den Gothen nahmen es die Vandalen und die Sueven gleichfalls nach dem arianischen Bekenntnisse an: und obwohl die Kirchen am Rhein und an der Donau durch den Einbruch der Hunnen Vieles zu leiden hatten, so giengen sie doch nicht unter, sondern breiteten sich auch in dieser Bedrängniß immer mehr aus.

An der Donau geschah dieß im 5. Jahrhundert besonders durch den nachhaltigen Einfluß des **S. Severinus**, welcher um das Jahr 451 von Osten her als armer Pilger in die Provinz Noricum kam. Damals war diese Provinz durch zahlreiche Durchzüge wilder Horden schrecklich verwüßt: Dörfer und Höfe waren verbrannt, die Ändte vernichtet, das Vieh geraubt und die Landbewohner in die wenigen besetzten Städte geflohen, welche sich aber kaum in viel besserer Lage befanden, weil die römische Besatzung und Obrigkeit sich meistens nach Italien zurückgezogen hatte. Da trat in einigen Städten an der Donau (Nsturia, Comagene, Faviana, Passavia) Severinus mit der Predigt des Evangeliums auf, schilderte die Einfälle der Barbaren als Straferichte Gottes über die entartete Christenheit und ermahnte zur Buße und Barmherzigkeit mit solchem Ernst, daß sich allmählich die besser Gesinnten um ihn sammelten und es ihm mit ihrer Hülfe gelang, nicht nur für die vielen Nothleidenden zu sorgen, sondern auch zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten und zum Schutze nach Außen eine neue Obrigkeit einzusetzen und auf diese Weise die Provinz, obgleich sie von alemannischen, suevischen und rugischen Völkern fast ganz umgeben war, noch 30 Jahre d. h. so lange er lebte, dem römischen Reiche zu erhalten. Denn auch bei diesen Völkern stand er durch sein heiliges Leben in so hoher Verehrung, daß sie sich seiner bald als Vermittler und Friedensstifter, bald als Rathgeber und Lehrer häufig bedienten und nicht leicht gegen seinen Rath etwas zu unternehmen wagten. Dabei blieb er stets seiner armen strengen Lebensweise treu, begnügte sich mit der geringsten Kost und zog sich aus den Städten wieder in seine einsame Klausur zurück, obwohl er auch hier von vielen Leidenden um Trost und Hülfe von nah und fern aufgesucht wurde. Auch sammelte er heilsbegierige Schüler um sich, mit welchem er nach und nach mehrere Klöster gründete, woraus später ohne Zweifel das Bisthum Passau hervorgieng. Bei seinem Tode im Jahre 482 war die Anhänglichkeit des Volkes so groß, daß man ihn nicht begrub, sondern in der Kirche beisezte und als später die römische Bevölkerung durch den Andrang der Barbaren genöthigt wurde, nach Italien auszuwandern, diese die Leiche mitführte, welche dann eine Zeit lang in der Kirche zu Feltre ausgestellt, endlich aber in Lucullanum begraben wurde, wo zu seinem Andenken eine Kirche und ein Kloster entstand.

Es ist auffallend, daß Alle, die dem Arianismus huldigten, zu Grunde giengen. Zwar waren die Burgunden, Westgothen und Lombarden anfänglich auch Arianer, wendeten sich aber allmählich zum Glauben der allgemeinen Kirche, den die Franken von Anfang an bekannnten und sich dadurch eine so einflußreiche Stellung zur abendländischen Kirche verschafften.

Weil die heidnischen Angelsachsen bei der Eroberung England's das Christenthum, das sie bereits dort voranden, wieder ausgerottet hatten, so sandte der weise Papst Gregor der Große zu Ende des 6. Jahrhunderts Missionare oder Glaubensboten nach England, welche die Einwohner wieder sammt den Angelsachsen für das Christenthum gewannen, das nun zunächst auch in Schottland und Irland weitem Eingang fand.

Von diesem britischen Inselreiche nun giengen in dem folgenden Zeitraume die treuen Befenner aus, welche das Evangelium auch andern Ländern, und besonders nach Deutschland brachten. (S. §. 87.)

§. 71. Die Kirchenverfassung. So wie schon in der frühesten Zeit unter den Vorstehern jeder christlichen Gemeinde, Einer war, um den sich die übrigen Glieder (sowohl die zum Klerus, als die zu den Laien gehörten) wie um einen Mittelpunkt anschloßen, der als Episcopus (Bischof) die übrigen Kleriker oder Geistlichen seiner Gemeinde überwachte: so ragten bald auch die Bischöfe derjenigen Gemeinden, welche in den wichtigsten Städten des römischen Reiches, und zwar besonders von Aposteln selbst gestiftet oder auch nur geordnet worden waren, über die Bischöfe der übrigen Gemeinden hervor, und waren in ihrem Sprengel die Leiter der Synoden oder Kirchenversammlungen, auf welchen die Angelegenheiten der Kirche besprochen und Kirchengesetze gegeben wurden. Als solche angesehenen Bischöfe erschienen sehr frühe, namentlich die von Jerusalem, Antiochia, Rom, Ephesus, Corinth, Alexandria.

Aber ebenfalls frühe schon erhielt unter diesen größeren Gemeinden die Gemeinde zu **Rom** und ihr Bischof das größte Ansehen, und zwar darum, weil damals Rom noch die Hauptstadt des ganzen Römerreichs und die dortige Gemeinde die einzige im Abendlande war, die ein Apostel geordnet hatte; weil folglich ihre Verbindungen mit den übrigen Gemeinden des Reichs die einflussreichsten waren, und weil sie dadurch, daß sie eben wegen dieses Verkehrs so leicht von allen Seiten her beobachtet werden konnte, die allgemeine christliche Lehre am treuesten bewahrte.

So kam es, daß schon frühe unter den Völkern des Abendlandes ein geistiger Zug nach Rom hin zu spüren war, der die Gemüther verband, und insbesondere die mit Rom verbundenen Geistlichen anderer Gemeinden in einen körperschaftlichen Zusammenhang brachte, ohne daß jedoch die andern Bischöfe zu dem Bischofe von Rom in dem Verhältnisse der Unterwerfung gestanden hätten.

Die angegebenen Umstände sah der römische Klerus als eine höhere Fügung an, in der sich ihm bald die vollste Rechtsanweisung darstellte: die römische Kirche behauptete fortan, auf den sogenannten Primat des Apostels Petrus sich stützend, einen Vorrang vor den übrigen Kirchen, und der römische Bischof erließ seine Entscheidungen nun nicht mehr als Erster unter Gleichen in der Form von Gutachten, sondern als Bischof der Bischöfe in der Form von Befehlen.

Was der römische Klerus für abweichend von der christlichen Lehre und christlichen Ordnung erklärte, wurde von ihm verworfen und ausgeschlossen, und aus seinen Anordnungen entwickelte sich allmählich jener festgegliederte Bau der römisch-katholischen Kirche, der allerdings im Stande war, in den zunächst darauf folgenden Jahrhunderten der heftigsten Bestürmungen und Angriffe römischer und germanischer Heidenwelt auf sie den Bestand einer christlichen Kirche überhaupt zu sichern.

Dieses Ansehen des römischen Bischofs und Klerus begründete sich hauptsächlich bei folgender Gelegenheit noch mehr. Als die Lehre des Bischofs Arius, welcher die Gottheit Christi leugnete, länderzerrüttende Streitigkeiten verursachte, berief zu deren Beilegung der Kaiser Constantin die **Kirchenversammlung zu Nicäa** (325), welche größtentheils aus griechischen Bischöfen, mit absichtlicher Vernachlässigung der lateinischen, bestand. Zwar wurde von dieser Synode bei der erneuerten Feststellung des Glaubensbekenntnisses der Arianismus verworfen, die Verwerfung dann aber nicht entschieden geltend gemacht, so daß der Arianismus fortfuhr, seine Widersprüche zu erheben. Deshalb wurde eine neue allgemeine Kirchenversammlung zu Sardica (344) ausgeschrieben, auf der aber die griechischen Bischöfe nicht erschienen. Dagegen erkannten auf diesem Concilium die allein versammelten lateinischen Bischöfe den Primat des römischen Bischofs an, indem sie ihm die Oberaufsicht und oberkirchliche Gewalt einräumten.

Erst als der Kaiser Theodosius die zweite allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel 381 wirklich zu Stande brachte, da waren es vorzüglich die römisch-katholischen Bischöfe, welche durch ihre Stimmen die Schriftlehre gegen den Arianismus so kräftig stützten, daß das nicänische Glaubensbekenntniß nun auch für den Orient entschieden angenommen, der Arianismus also dadurch völlig unterdrückt wurde und mit dem Ende des 4. Jahrhunderts

aus der Kirche verschwand. (Daß sich derselbe zwar nun desto mehr unter den germanischen Völkern ausbreitete, daß aber die arianischen Reiche der Ostgothen, der Westgothen, der Vandalen alle ihren Untergang fanden, ist in §. 50 schon angedeutet worden.)

Weil aber die Synode von Constantinopel zugleich dem Bischöffe oder Patriarchen dieser (von Constantin zum Hauptstze des Reiches erhobenen) Stadt dem nächsten Rang nach dem römischen Bischöffe anwies, so bekam letzterer an jenem einen gefährlichen Nebenbuhler. Denn als nach dem Sturze des ostgothischen Reiches Italien dem byzantinischen Reiche einverleibt wurde, so hätte der römische Bischoff sich vielleicht doch am Ende dem Bischöffe zu Constantinopel unterordnen müssen, wenn nicht der Einbruch der Lombarden den Einfluß des byzantinischen Hofes wieder gebrochen hätte, zumal diese Arianer bald zum Theil, späterhin ganz, zur römisch-katholischen Kirche übergiengen.

Dieß, so wie daß in den ersten Jahrhunderten mehrere durch persönliche Vorzüge höchst ausgezeichnete Bischöffe in der Leitung der römischen Kirche sich folgten; ferner daß Chlodwig mit seinen Franken das Bekenntniß der römisch-katholischen Kirche annahm, und daß auch die angelsächsische Kirche in das engste Verhältniß mit ihr trat, — alle diese Umstände verschafften im Abendlande dem römischen Bischöffe (Gregor I. dem Großen, der seit 607 den Titel *Papst* — von *Pápas*, Pápa, Vater — den vorher jeder Bischoff geführt hatte, sich ausschließlich zueignete) vollends jenes große Ansehen, das sich in dem folgenden Zeitraume durch die Begünstigung der fränkischen Könige nur noch mehr befestigte. Diese Befestigung hatte die wichtige Bestimmung, in den Zeiten der rohesten Gewalt Fürsten und Völker an christliche Sitte und Ordnung zu gewöhnen; — aber es lag auch ein Abweg nahe, dessen allmähliche Betretung späterhin zu andern großen Gefahren führte.

Kap. 15. Die Merovinger und die fränkischen Hausmayer.

Hist. Atlas, Tab. VII. und IX.

§. 72. Unter allen deutschen Stämmen war ohne Zweifel der Stamm der Franken der gewandteste und unternehmendste. Durch seine gewonnene Stellung zwischen den andern deutschen Stämmen konnte er die Getrennten um so leichter einzeln überwältigen und so allmählich über Alle auf weit hinaus die Übermacht gewinnen. Diese Übermacht der Franken wurde zugleich durch ihren Anschluß an die katholische Kirche, der alle ihre römischen Unterthanen angehörten, bedeutend verstärkt, während die ihnen gegenüber stehenden andern Stämme entweder noch dem Heidenthum oder dem Arianismus angehörten, also nicht bloß in örtlicher, sondern auch in der höchsten geistigen Beziehung unter einander getrennt und getheilt waren. So war es also schon den Nachkommen Chlodwigs nicht schwer, das von ihm gestiftete Reich weiter auszudehnen und mit ihm viele der andern deutschen Stämme auf dem Weg der Eroberung zu vereinigen.

Nach Chlodwig's Tode bekam durch die von ihm angeordnete Theilung des fränkischen Reiches sein ältester Sohn Dietrich (Theodorich) das rheinländische Nistfranken, mit der Hauptstadt Metz, das späterhin den Namen **Austrasien** (im weitern Sinn) bekam; seine drei jüngern Söhne theilten sich in die Herrschaft von **Neustrien** (im weitern Sinn) oder Westfranken, mit den Hauptstädten Orleans, Paris und Soissons. Nichts desto weniger blieben alle vier Reichstheile durch die Volksversammlung und durch die Gesetze unter sich verbunden.

Austrasien im weitem Sinne umfaßte 1. die alten salischen Erbsitze, 2. das ripuarische Frankenland, 3. die den Alemannen abgenommenen Lande am Rhein, Main und Neckar, 4. einen Theil der angrenzenden Champagne. — Die drei Theile Neustriens sind: 1. ein Landgebiet an der Loire mit Orleans, das Chlodomir bekam; 2. die Isle de France und die Normandie unter dem Namen Neustrien im engeren Sinne, mit Paris, wo Childebert regierte; 3. die Picardie mit einem Theile der Champagne nebst Soissons, das der Regierungssitz Chlothar's I. war.

Die **Neustrier**, unter den drei jüngern Königsbrüdern, welche von ihrer Mutter Klothilde unablässig gegen ihre burgundischen Verwandten angetrieben wurden, überfielen Burgund, wo nach Gundebald's Tode (516) dessen Sohn Sigmund, des Ostgothenkönigs Theodorich's Schwiegersohn, regierte. Dieser wurde gefangen und zu Orleans auf Chlodomir's Befehl mit seiner Gemahlin in einen Brunnen gestürzt. Zwar stellte sich nun sein Oheim Gundomar, der zu Vienne regierte, an die Spitze der Burgunden und schlug die Franken bei Vienne, wobei Chlodomir fiel. Hierauf hatte Gundomar eine Zeit lang Ruhe. Als er aber von den beiden übrigen Brüdern aufs Neue angegriffen wurde, verlor er Schlacht und Leben, worauf

534 Burgund dem fränkischen Reiche einverleibt wurde, aber seine Rechte und Freiheiten behielt.

Die **Austrasier** überfielen anderseits das Reich der Thüringer, wo Hermanfried sich durch Ermordung seiner beiden Brüder mit fränkischer Hülfe zum Alleinherrn gemacht hatte, und nahmen dabei die Sachsen zu Hülfe. Zu diesem Einfall hatte sich nämlich im Jahr 527 Dietrich (von Metz) mit seinem Bruder Chlothar (von Soissons) verbunden, und während letzterer vom Niederrhein her einen Theil der Thüringer an der Raab schlug, drang Dietrich vom Norden her durch den Thüringer Wald ein und schlug den Hermanfried an der Unstrut. Darauf unterhandelte dieser und ließ sich nach Züllich locken, wo er, im Gespräch mit Dietrich begriffen, von einem wahrscheinlich dazu bestellten Franken meuchlings die Mauer hinabgestürzt wurde. Darauf vereinigten die Austrasier den südlichen Theil Thüringens mit dem Frankenreich, während die Sachsen den nördlichen Theil (zwischen der Elbe, Saale und Bode mit der Stadt Magdeburg) an sich nahmen. — Als darnach die Ostgothen den Franken, um ihren Beistand gegen die Byzantiner zu gewinnen, die Provence, Alemannien (von den Vogesen bis an den Lech) und einen Theil von Venetien überließen, und auch die Bayern (noch unter dem fränkischen Theodorich) Vasallen der Franken wurden, so erstreckte sich nun das fränkische Reich seit 558 vom atlantischen Meer und den Pyrenäen bis zum Mittelmeere, von der Unstrut bis zum Fuße der Alpen. Die Vereinigung aller dieser deutschen Lande mit dem fränkischen Reiche bahnte in der Folge dem Christenthum den Weg.

§. 73. Aber auf dem Geschlechte Chlodwig's, der selbst durch List und Mord seine Macht gegründet, ruhte, weil es durch ähnliche Gräueltathe die Macht erweiterte, der Fluch des Verderbens. Nach dem Tode der beiden ältesten Söhne Chlodwig's brachten die beiden jüngsten das Erbe jener durch

Verwandtenmord an sich. Chlodwig's jüngster Sohn **Chlothar I.**, der alle seine Brüder überlebte und seit 588 das ganze Frankenreich beherrscht hatte, hinterließ gleichfalls vier Söhne, die sich in das Reich theilten, aber so entartet waren, daß sich in ihren Familien Frevel auf Frevel häuften und überhaupt eine lange Reihe von Jahren hindurch das fränkische Reich unter diesen Merowingern durch Haß und Zwist, Bruder- und Verwandtenmord, Bruder- und Bürgerkriege das traurigste Bild menschlicher Verworfenheit darbietet.

Die Hauptanstifterinnen aller dieser Gräuelpotenzen waren zwei sich tödtlich hassende Königsweiber. König Sigbert von Austrasien und König Chilperich von Neustrien hatten nämlich zu Gattinnen zwei Schwestern, Töchter eines westgothischen Königs. Chilperich, in wissenschaftlicher Bildung erzogen, Erfinder von vier neuen Buchstaben zum Alphabet, eifriger Theolog und Verfasser lateinischer Verse und Hymnen, dabei aber ein launischer, grausamer Despot, hatte neben seiner Gemahlin Galeswintha eine Fräulein, Namens **Fredegunde**, zum Nebenweibe. Eines Morgens fand man die Königin ermordet im Bette, und da Chilperich bald darauf Fredegunden zur Gemahlin und Königin erhob, so gab man ihr den Tod ihrer Vorgängerin Schuld, deren Schwester **Brunhilde**, Sigberts Gemahlin, fortan einen Todhaß auf Fredegunden warf. Eine Zeit lang hielt ein Sühnvergleich die Schwerter noch in der Scheide. Als aber Chilperich in Sigberts Abwesenheit (er war auf einem Zug gegen die Avaren begriffen) dessen Gebiet schmälerte, begann Sigbert nach seiner Rückkehr einen Krieg gegen seinen Bruder, besiegte ihn und ließ sich von den neustrischen Großen (575) huldigen. Aber noch während der Krönungsfeierlichkeiten ließ ihn Fredegunde meuchlings tödten, verfolgte dessen Wittve Brunhild mit unversöhnlichem Haß und tödtete Viele, die sich derselben annahmen, darunter ihren eigenen Stiefsohn Merowig, zumal er ihren eigenen Kindern im Wege stand.

Einige Zeit darnach ward auch Chilperich, als er von einer Jagd zurückkehrte ermordet, wahrscheinlich auf Anstiften Fredegunden's, der seine Vorwürfe über ihre Lebensweise lästig waren. Von da an führte das herrschsüchtige Weib als Vormünderin ihres vier Monat alten Sohnes Chlothar's II die unbeschränkte Regierung in Neustrien. Beide Königswittwen giengen nun mit der ganzen Kraft eines von der Herrschgewalt unterstützten Hasses darauf aus, einander zu verderben. Zweimal sandte Fredegunde je zwei Mörder (noch dazu Geistliche) mit Gift und Dolch gegen Brunhilde und deren Sohn Childebert aus, beidemal aber wurde der Anschlag vereitelt. Eben so trachtete sie dem König Guntram von Burgund nach dem Leben, wiewohl auch vergeblich. Nicht minder wüthete sie in ihrem eigenen Reich und Hause, wie eine Furie, ließ alle, die ihr im Wege standen, martern, blenden und hinrichten, ja wollte sogar ihre eigene Stieftochter Rigunthis, mit der sie im beständigen Streit lebte, dadurch tödten, daß sie ihr den Deckel einer Truhe, aus der sie ihr etwas herauszunehmen befohl, auf den Kopf fallen ließ; nur zu Hülf eilendes Gefinde vereitelte das volle Gelingen der bösen That.

Unterdeß führte Brunhilde in Austrasien die Zügel der Regierung mit männlichem Sinn, und als der mildere Guntram von Burgund starb, gelang es ihm, Burgund an Austrasien zu bringen. Der Tod ihres 25jährigen Sohnes Childebert aber, der zwei Söhne hinterließ, führte 596 eine Theilung seines Reiches herbei, indem der ältere Sohn Theodebert II Austrasien, wo Brunhild, als seine Großmutter, die Regierung für ihn führte, und der jüngere Sohn Dietrich II Orleans und Burgund erhielt. Davon nun nahm Fredegunde Veranlassung zum Kriege gegen Brunhild. Zwar siegte Fredegunden's Heer, sie selbst aber starb schon im folgenden Jahre 597, ohne für ihre Frevelthaten gebüßt zu haben.

Inzwischen hatte Brunhild sich den Haß der austrasischen Großen zugezogen, so daß sie sich genöthigt sah, ihre Zuflucht zu ihrem Enkel Dietrich II in Burgund zu nehmen, den sie dann sogleich gegen seinen Bruder Theodebert II au-

trieb, um ihre Rache an den Austrasiern zu fühlen. In dem nun zwischen beiden Brüdern ausbrechenden Kriege wurde Theodebert geschlagen, gefangen und sammt seinen zwei Söhnen auf Betrieb seiner Großmutter getödtet (612.)

Schon dachte Brunhilde darauf, auch Fredegundens Geschlecht auszurotten, als ihr Enkel Dietrich II starb und nun die 80jährige Brunhild mit Dietrichs vier unmündigen Söhnen (ihren Urenkeln), allein dastand, entschlossen, abermals die Zügel vormundschafter Regierung zu ergreifen. Allein die fränkischen Großen, überdrüssig der Regierung eines Weibes und unmündiger Kinder, trugen dem König Chlothar II von Neustrien die Herrschaft an. Dieser zog mit Unterstützung austrasischer und burgundischer Großen aus und siegte in einer großen Schlacht (613). Brunhilde wollte entfliehen, wurde aber gefangen und sah sich nun der ganzen Rache des Fredegundensohnes preisgegeben. Zwei ihrer Urenkel wurden durch Chlothar's eigene Hand getödtet, der dritte jedoch, weil er ihn aus der Taufe gehoben, verschont; der vierte verkam auf der Flucht.

Nachdem in einer Versammlung der Franken über Brunhild das Todesurtheil gesprochen war, ließ Chlothar II die greise Königin drei Tage lang foltern, dann auf einem Rameel zur Schau im Lager herumführen und sie zuletzt, mit Einem Arm und Einem Bein an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, zu Tode schleifen und den Leichnam verbrennen. — (Vergleiche sie 10 Könige und Königsprossen ihrem Haffe geopfert hatte, so war sie doch nicht so verrucht, als Fredegunde, und manche Geschichtschreiber vermuthen, daß man Brunhildens Unthaten übertrieben habe, um die unmenschliche Behandlung, die sie vom Chlothar II erfuhr, zu rechtfertigen.) Unter diesem Urenkel Chlodwig erfolgte die zweite Wiedervereinigung des gesammten Frankenreichs (613) und eine fünfzehnjährige Friedensruhe.

Das Ergebnis dieses wilden Kampfes der merowingischen Könige war die Ausscheidung eines westfränkischen Reichs (Neustrien) und eines ostfränkischen Reichs (Austrasien): von jenem machten die salischen, von diesem die ripuarien Frankenstämme den Grundstock aus. So lange die Salier sich von der Vermischung mit den Gallorömern fern hielten, waren sie kräftiger als die Austrasier. Als aber die Salier anfiengen, Gallorömer in ihre Heere und in die königlichen Ämter aufzunehmen, und so das entnervende römische Wesen in die Sprache, Sitte und Gesetzgebung der salischen Franken eindrang, erschienen die daraus hervorgegangenen Neustrier durch sittliche Entartung schwächer, als ihre austrasischen Stammgenossen, die zugleich fortwährend durch germanischen Zufluß sich erneuerten und kräftig erhielten. Aus diesem sittlichen Gegensatz entwickelte sich auch ihr politischer mit steigender Schärfe. Während in Neustrien Sitte und Sprache in's romanische Element übergieng, blieb in Austrasien das germanische vorherrschend. — Das südwestliche Frankreich (von der Loire an) war mit Germanischem wenig gemischt, während im romanischen Südosten das Burgundische vorherrschend war.

§. 74. Chlothar's II Nachkommen waren träge, weiche Menschen, ohne alle sittliche und leibliche Kraft, und so konnten die Großen des Reichs, wie sie es schon bisher gethan, immer mehr Vorrechte an sich reißen. Die große Schwäche der fränkischen Könige, die sich in allen diesen Verwicklungen offenbarte, gab daher auch Veranlassung zur Erhebung der Macht des königlichen **Hausmayer's** (Major domus) d. h. desjenigen Beamten, welchem die Verwaltung der königlichen Privatgüter (Krongüter, Domänen) und die Sorge für das königliche Dienstaufolge übergeben war, und der ursprünglich mit der

Regierung des Landes nichts zu thun hatte, aber allmählich dabei zu Rathe gezogen, ja selbst zuweilen über das Heer gesetzt, am Ende mit der obersten Leitung der Regierung selbst betraut wurde.

Bei der Eroberung von Gallien waren die fränkischen Könige in alle Rechte der römischen Kaiser eingetreten und besonders die großen Staatsgüter, wie die eben so werthvollen kaiserlichen Privatbesitzungen fielen ihnen zu. Dieser weit verzweigte unermessliche Grundbesitz, welcher noch durch häufige Consecrationen, durch Heimfalle, durch die Stammgüter vertriebener einheimischer Fürstenfamilien und durch Eroberungen beständig vermehrt wurde, wurde nun als Domaine der Verwaltung eines Major domus anvertraut und verschaffte ihm bald einen um so größern Einfluß am Hofe und im Staate, als es in seiner Hand lag, solche königliche Güter an diejenigen Personen gegen Verpflichtung zum Kriegsdienst zu Lehen zu geben, welche ihm anhiengen, wie es in den Kriegzeiten immer häufiger geschah. Dieser Lehenverband verbreitete sich daher bald nicht nur im Frankenlande, sondern auch im größten Theile von Deutschland; und zwar trat ein Lehensmann nicht nur für seine Person in denselben ein, sondern zugleich für die ihm auf ähnliche Weise zum Dienst verpflichtete wehrfähige Mannschaft; und je zahlreicher diese war, desto angenehmer war er und desto größer war sein Antheil bei einer neuen Vertheilung von Lehen. Endlich kam es so weit, daß nicht nur alle königlichen Beamten, welche meistens durch Anweisung auf Güter oder deren Ertrag besoldet waren, sondern auch die Inhaber von Kirchengütern, welche von königlichen Schenkungen herrührten oder selbst nur unter königlichem Schutze standen, auch als solche Lehenleute angesehen wurden. — Dadurch wurde der Majordomus, welcher nicht nur als k. oberster Verwalter der Einkünfte auch die Verfügung über die Lehen in der Hand hatte, sondern auch an Statt des Königs als Befehlshaber über die Lehenleute (Vasallen) zugleich eine oberherrliche Stellung über dieselben einnahm, ohne Vergleich der mächtigste Mann im Reiche, so lange er nur die Lehenleute auf seiner Seite hatte, und erhielt endlich — nachdem schon 615 in einer großen Versammlung der Vasallen seine Würde für lebenslanglich erklärt war — durch Pippin von Heristal ein vollständiges Übergewicht.

Schon unter Chlothar II findet sich an jedem der drei fränkischen Höfe (dem austraischen zu Metz, dem neustrischen zu Soissons und dem burgundischen zu Orleans) ein Hausmayer, und unter seinem ältesten Sohne Dagobert I, der noch auf eine Zeitlang das ganze Reich allein regierte, war Pippin von Landen (aus dem Lüttichischen) auch alleiniger Major domus, doch nur auf kurze Zeit, weil das Reich nach Dagobert's Tode 638 sich bald wieder theilte. Darnach aber brachte **Pippin von Heristal, 687** der tapfere und kluge Enkel Pippin's von Landen, ein Herzog in Franken, durch seinen über den neustrischen Majordomus erfochtenen Sieg bei Testri (unweit St. Quentin an der Somme) das Majorat von Austrasien, Neustrien und Burgund an sich, und nannte sich Herzog und Fürst der Franken. Ja er machte diese Hausmayer- oder Großhofmeisterwürde, die er unter vier einander folgenden Königen bekleidete, in seiner Familie erblich, und übte so im ganzen Frankenreich die Königsgewalt aus, während die Merovinger nur den Königsnamen führten. Mit großer Kraft und gerechter Strenge stellte er die gesunkene Ordnung im Reiche her, führte die Märzfelder ein (§. 89) und legte durch Unterstützung der angelsächsischen Glaubensboten (§. 87), welche das Christenthum unter den heidnischen Germanenstämmen des östlichen Frankenreichs verbreiteten, den Keim zur eigentlichen Nationalität des deutschen Volks.

§. 75. In der gleichen Würde und Macht behauptete sich, wiewohl unter vielen Kämpfen gegen seine herrschsüchtige Stiefmutter Plectrude, (aus Bayern),
 614 **Karl Martel**, Pippin's natürlicher Sohn, indem er durch den Sieg bei Soissons (719) alle seine Gegner demüthigte, die beständig einfallenden Friesen und Sachsen zurückschlug und die Politik seines Vaters in Befestigung der heidnischen Deutschen fortsetzte. Seinen Ruhm aber erhöhte er für immer dadurch, daß er die Christenheit in Europa aus der Gefahr des Untergangs befreite, mit dem sie durch die Araber oder Mauren bedroht war, welche wenige Jahr zuvor Spanien erobert und dort auf den Trümmern des Westgothenreichs eine Herrschaft gegründet hatten.

Es hätte nämlich die Macht des Islams, jener seit 622 im Volke der Araber aufgetretenen falschen Lehre Muhammed's, von Osten nach Westen dringend, bereits die, nach dem Sturze des Vandalenreichs wieder byzantinisch gewordenen Länder Nordafrika's erfüllt. Unter Moawijah, dem ersten Chalifen der zu Damaskus herrschenden Omajjaden-dynastie hatte Akhsa, sein kühner Feldherr, die arabische Herrschaft bis zum atlantischen Ocean ausgedehnt und von 672 an mehrfache, obwohl vergebliche Versuche gemacht, in Spanien einzudringen. Ein Verrath brachte die Araber (unter dem Chalifat Abdel Malek's) endlich zum Ziele.

Das Westgothenreich in Spanien hatte um die Mitte des 6. Jahrhunderts die Südküste an die Byzantiner verloren; dafür eroberte König Löwigild 585 das Suedenreich und entriß auch den Byzantinern wieder einen Theil des Verlorenen. Im J. 587 nahm Recared mit den Westgothen die katholische Religion an, wodurch eine größere Annäherung der Landeseingebornen mit den Westgothen zu Stande kam, die dann auch durch ein gemeinsames Gesetzbuch gefördert wurde. Nach der völligen Vertreibung der Byzantiner (624) suchten die Könige sich mehr zu befestigen. Allein das Reich war durch die Unbestimmtheit der Thronfolge, durch das Übergewicht und die todtte Orthodoxie des Klerus, durch die Ohnmacht der Könige, durch die Eifersucht der weltlichen und geistlichen Großen und durch die aus allen diesen Uebeln hervorgegangenen steten Thronumwälzungen und Bürgerkriege längst in innerer Auflösung begriffen.

Vergeblich suchte der vorletzte König Witiza durch ernste Reformversuche zu helfen: er wurde vom Adel und der Geistlichkeit verjagt und der Thron 710 dem schmiegsamen Roderich überlassen. Gegen diesen bildete sich nun durch die beiden Söhne des gestürzten Königs eine Verschwörung, an der auch der, von Roderich schwer beleidigte Graf Julian, der bis dahin treue und heldenmüthige Vertheidiger der den Westgothen gehörigen afrikanischen Festung Ceuta, Theil nahm: er übergab diesen Schlüssel Spaniens dem arabischen Oberbefehlshaber Musa und machte dadurch die Araber zu Herren der Meerenge. Diese landeten nun unter Musa's Unterfeldherrn Tarif am Vorgebirg Calpe (das von ihm den Namen Dschebel al Tarif, Berg des Tarif, bekam, woraus der Namen Gibraltar entstand), schlugen in einer sieben-tägigen Schlacht bei Xeres de la Frontera den König Roderich so aufs Haupt, daß er auf der Flucht umkam, und machten durch die Einnahme der Hauptstadt Toledo dem westgothischen Reiche ein Ende. Eine Menge Gothen wurden in die Sklaverei nach Afrika geschleppt; der Rest derselben flüchtete in die Gebirge von Galicien, Asturien und Biscaya.

711
 Aber selbst die Pyrenäen schienen den siegenden Arabern keine Gränzen setzen zu können: schon waren sie durch die baskischen Pässe in Aquitanien eingefallen und nach der Besiegung des aquitanischen Herzogs in's Herz von Frankreich bis an die Loire vorgedrungen, um Alles dem Islam zu unterwerfen: da stellte sich ihnen die fränkische Macht entgegen, und an der Spitze seiner hochstämmigen Austrasier, so wie der Thüringer, Alemann-

nen und Bayern schlug **Karl Martel die Araber zwischen Tours und Poitiers 732** so auf das Haupt, daß sie sogleich einen Theil Frankreichs räumten, ihre übrigen Eroberungen in Südfrankreich aber erst nach noch einigen Kämpfen aufgaben und nach Spanien zurückwichen. Zwar fielen sie zwei Jahre darauf bei Gelegenheit eines Aufstandes der Burgunden wieder in Frankreich ein, wurden aber von Karl Martel durch einen Sieg bei Narbonne abermals zurückgetrieben; doch behielten sie noch einen Theil von Südfrankreich, bis sie endlich wieder ganz hinter die Pyrenäen wichen, in denen Karl den Rest der Westgothen zur Gränzwache bestellte.

Im Jahre 756 bildete sich in Spanien durch den Omayyadenpröfbling **Abder-Rahman**, der sich allein aus dem völligen Untergange seines Geschlechtes in Damaskus 750 gerettet und hierher geflüchtet hatte, das maurische **Emirat Cordoba**, gegen welches die spanischen und französischen Christen viele Jahrhunderte lang in schweren Kämpfen lagen, bis es nach und nach den in der Halbinsel wieder neu sich gründenden christlichen Reichen wich und der letzte Rest desselben erst im Jahre 1492 vollends vernichtet wurde.

Nachdem Karl Martel die vier letzten Jahre seines Lebens sogar ohne König regiert und 734 noch Friesland völlig unterworfen hatte, theilte er seine Macht unter seine beiden Söhne, Karlmann und Pippin, von welchen jener Austrasien, dieser Neustrien bekam. Da aber ihr Stiefbruder Grippio auch Ansprüche machte und die auf der rechten Seite des Rheins liegenden deutschen Länder (insbesondere Bayern nach Herzog Odilo's Tode 748) vom Frankenreich losreißen wollte, erhoben die beiden Brüder wieder einen Merovinger, **Childerich III.**, auf den Thron und unterwarfen die empörten Völker. Karlmann aber, der Kriege müde, zog sich in ein von ihm erbautes Kloster unweit Rom (dem nachmals so berühmten Benedictinerkloster **Monte-Cassino**) zurück und überließ die Reichsverwaltung seinem thatkräftigeren Bruder Pippin, welcher den Beinamen der **Kleine oder Kurze** führte und der Stifter einer neuen Dynastie zu werden bestimmt war.

Kap. 16. Die Karolinger im Frankenreich.

Histor. Atlas, Tab. IX.

§. 76. Das merovingische Königshaus war nämlich in seinen letzten Gliedern so schwach und kraftlos geworden, daß dem fränkischen Könige (nach Einhard's Bemerkung) nichts übrig geblieben war, als daß er, zufrieden mit dem nuglosen Königsnamen, sich mit seinem langen Haupthaar und ungeschornen Barte (dem Ehrenzeichen der fränkischen Könige) bei Audienzen auf den Thron setzte, um die Herrscherfigur zu spielen; während das pippinische Geschlecht an der Spitze des fränkischen Adels mit unumschränkter Königsgewalt gebot. Daher wurde es Pippin dem Kleinen nach Befiegung der Sachsen, Bayern und Alemannen ein Leichtes, seinem Hause auch den königlichen Namen zu verschaffen. Den Einfluß der Geistlichkeit auf das Volk benützend, ließ er durch den Abt **Fulrad** von St. Denys bei dem Papste **Zacharias** anfragen, ob der, welcher als König sorglos daheim sitze oder der, welcher die Last der Regierung trage, **König heißen** solle, die römisch-

apostolische Antwort ertheilte, daß nur, wer den Staat lenke, diesen Namen verdiene, so berief Pippin eine Reichsversammlung zu Soissons, in welcher der letzte Merovinger, der schwache Childerich III, des Thrones entsetzt und mit dessen Sohn ins Kloster gewiesen, dagegen einstimmig zu Soissons **752 Pippin der Kleine zum König der Franken** gewählt und nach alter Sitte auf den Schild erhoben und in der Versammlung herumgetragen wurde. Bei der Krönung verrichtete (nicht der h. Bonifacius, s. unten §. 87, sondern) eine Anzahl fränkischer Bischöffe die Königsweihe, und Pippin nannte sich von da an „König von Gottes Gnaden“. (Daß Bonifacius an dem Sturze der Merovinger keinen Theil hatte, ist erwiesen.)

Diese Bereitwilligkeit des römischen Stuhls kam von der bedrängten Stellung her, in welcher derselbe sich zwischen dem oströmischen Exarchen von Ravenna und den lombardischen Königen befand. Dem Rom (das sich aus Veranlassung des Bilderstreits unter Gregor II dem oströmischen Reiche entzogen hatte) mußte sich, um sich gegen den Exarchen zu halten, bald an die Lombarden anschließen, bald, um nicht von den Lombarden unterdrückt zu werden, wieder die Freundschaft des Exarchen suchen.

Rom mit Umgebiert stand nämlich damals noch unter einem Dux (Herzog), der dem griechischen Exarchen von Ravenna untergeordnet war und vom römischen Bischöffe aus dem Kirchengute unterhalten werden mußte, weshalb bei den Römern der römische Bischoff mehr galt als der Exarch. Aus diesem Grunde gab ihnen dieser letztere seine Obergewalt nur um so härter zu fühlen, besonders seit sich aus Veranlassung des von Kaiser Leo dem Isaurier entzündeten Bilderstreits Rom unter dem Papst Gregor II dem byzantinischen Einflusse entzog und seinen Dux mehr bei sich zuließ, der römische Bischoff daher das Gebiet von Rom als ein selbständiges Besizthum der römischen Kirche betrachtete. — Anderseits suchten die Lombardenkönige ihre Macht auf Kosten des Exarchats sowohl, als auf Kosten des römischen Ducats zu erweitern, und griffen zuweilen selbst Rom an.

Die Frankenbeherrscher aus Pippin's Geschlechte, das schon bisher das Christenthum so thätig befördert hatte, besaßen allein die Kraft, die Kirche gehörig zu stützen: daher reiste der folgende Papst Stephan II selbst nach Frankreich, um Pippin's Beistand gegen den eroberungsfüchtigen Lombardenkönig Aistulf, der eben das Exarchat besetzt hatte und Rom bedrängte, zu gewinnen, und ertheilte in dieser Absicht dem Pippin noch einmal die Königsweihe, wobei er ihm und seiner Dynastie die Würde des römischen Patriats verlieh.

Daher zog ihm Pippin zweimal zu Hülfe, entriß den Lombarden den von ihnen eroberten Theil des Exarchats und gab ihn dem h. Petrus, d. h. dem römischen Stuhle als Lehen. Dieß nennt man die pippinische Schenkung, in der jedoch die Stadt Rom noch nicht begriffen war. Auf diese Weise wurde der römische Bischoff zugleich weltlicher Fürst und dadurch der Grund zum nachmaligen Kirchenstaate gelegt. (Den lombardischen Königen gehörten in Italien noch die Herzogthümer Venedig, Benevent und Spoleto.)

Nachdem Pippin die fränkische Macht vergrößert, namentlich die Araber vollends aus Narbonne, ihrem letzten Besizthum in Gallien, vertrieben, das stets widerstrebende Aquitanien dem Reiche einverleibt, die West-

friesen abhängig gemacht und den Herzog Thassilo II von Bayern zur Wiederanerkennung der fränkischen Herrschaft gebracht hatte, theilte er vor seinem Tode das Reich unter seine Söhne Karl und Karlmann, 768 nicht in ein westliches und östliches, sondern, um dem alten Nationalhaß der beiden Stämme keine Nahrung zu geben, in ein nordöstliches und südwestliches Reich.

Karl, der ältere Sohn, damals 26 Jahre alt, erhielt den nordöstlichen Reichstheil (darin die Städte Rhen, Lüttich, Aachen, Mainz etc.) nebst Thüringen und Bayern —, während der jüngere, Karlmann, den südwestlichen Reichstheil (darin die Städte Paris, Soissons, Metz, Verdun etc.) nebst Septimanie, Burgund, Elsaß und Alemannien bekam. Aquitanien sollte gemeinschaftlicher Besitz sein, empörte sich aber und wurde, während Karlmann sich nicht rührte, von Karl mit rascher und tapferer Hand wieder unterworfen. Daraus entstand unter den Brüdern ein Zwist, und nur die versöhnenden Worte der königlichen Mutter verhinderten einen feindseligen Ausbruch.

§. 77. Bald darauf, im dritten Jahre der Theilung, starb Karlmann, 771 um weil die Neutrier nicht Karlmann's beiden Söhnen, welche noch Minder waren, sondern lieber dem kräftigen Karl gehorchen wollten, so wurde auf Betrieb des Abts Fulrad durch unmüthigen Beispruch der Reichsstände **Karl der Große zum Alleinherrn der Franken** erhoben.

Karl wurde nach den meisten Angaben den 2. April 742 (wahrscheinlich in einem Orte an der Rijn) geboren. Spätere Angaben bezeichnen Paris, Aachen, Angenheim, Worms u. a. als Geburtsort desselben, wie denn überhaupt seine Jugendzeit in das Gewand der Sage gehüllt ist. Gewiß ist, daß seine Mutter Bertrada (oder Bertha), die er bis an ihren Tod in Ehren hielt, ihn sehr an häusliche Tugend gewöhnte, während ihn sein Vater in allen Waffenkünsten erziehen und frühe in den Geschäften des Kriegs und der Regierung sich üben ließ. Seine Gestalt schon verrieth den geborenen Herrscher. Seine Leibesgröße betrug 7 seiner Füße (6 Fuß, 3 Zoll rhein.) nach dem Maße einer Eisenlanze, die sich noch erhalten hat und die Größe Karl's zeigen soll. Er hatte eine gewölbte Stirn; große, lebhaft Augen, eine etwas große gebogene Nase, schönes Haupthaar, freundliche, heitere Gesichtszüge, eine helle, angenehme Stimme (vocem claram et dulcem), starken, etwas kurzen Nacken; etwas vortretenden Unterleib bei vollkommenem Ebenmaß der übrigen Glieder, festen Gang und durchaus männliche, königliche Haltung voll Würde und Hoheit. Jagd, Krieg und Leibesübungen im Fechten, Reiten, Schwimmen; kalte (späterhin auch warme) Bäder (besonders zu Aachen), verbunden mit Mäßigkeit in allen Genüssen machten und erhielten ihn körperlich stark und gesund. Trunkenheit verabscheute er an Jedermann, um wie viel mehr an sich selbst und den Seinen. Gastereien fanden selten statt und nur an Festtagen. Während des Mahls hörte er gern Saitenspiel und Gesang, oder einen Vorleser von Geschichten und Thaten der Alten. Im Sommer pflegte er nach dem Mittagessen einige Stunden zu ruhen, daher war sein Nachtschlaf oft unterbrochen. — Seine Kleidung war die vaterländisch-fränkische Tracht und wenig von der des Volkes verschieden; er lächelte über den Puz der Köpflinge. Nur bei Festlichkeiten oder wenn ihm Gesandte fremder Völker vorgestellt wurden, er schien er in feierbarer Kleidung. Er war ein Feind aller Kleiderpracht, und ausländische Kleidung verschmähte er und wollte sie nie tragen, außer daß er einmal zu Rom auf Bitten des Papstes die lange Tunica und den weiten Mantel anlegte und die Schuhe nach römischer Weise trug. — Er sprach viel und gern und wußte sich über Alles höchst klar und fertig auszudrücken. Auch das Schreiben versuchte er und hatte überall eine Schreibtisch unter seinem Kopf-

kissen, um in müßigen Stunden seine Hand zu üben; aber zum Schönschreiben in der damals verzierten Schrift brachte er es nicht. — Die Kirche besuchte er ununterbrochen Morgens und Abends, oft auch, wenn er gesund war, in nächtlichen Stunden. In der Pflege der Armen und ihrer Unterstützung bewies er vielen Eifer. Seine Wohlthätigkeit erstreckte sich nicht bloß auf die eigenen Unterthanen, sondern seine Almosen giengen auch über das Meer nach dem Morgenlande hin, wo er irgend von nothleidenden Christen hörte.

In seinen häuslichen Verhältnissen war er ein ehrfurchtsvoller Sohn gegen seine Mutter, ein treuer Bruder seiner einzigen Schwester, ein sorgfältiger Vater seiner Söhne und Töchter aus mehreren Ehen. Seine erste Ehe mit einer Fränkin löste er auf Betrieb seiner Mutter und vermählte sich, jedoch wider den Rath des Papstes Stephan, mit Hermingarde, einer Tochter des Lombardenkönigs Desiderius, schickte sie aber nach einem Jahre ihrem Vater wieder zurück, weil sie unfruchtbar war und heirathete die schwäbische Herzogstochter Hildegardis, die ihm drei Söhne, Karl, Pippin und Ludwig und zwei Töchter, Bertha und Gisla gebär. Aus späteren Verbindungen hatte er noch mehrere Töchter.

Zu Karl dem Großen erreichte Pippin's Geschlecht die höchste Blüthe. Begabt mit ungewöhnlicher geistiger und leiblicher Kraft, rastloser Thätigkeit, besonnenem Ernst, umsächtigem Blick und festem, durch Milde und Frömmigkeit gemäßigtem Willen, war er voll des eifrigen Strebens, sein Volk zu einer höhern Stufe der Bildung und Wohlfahrt emporzuheben. Er war berufen, als christlicher Kriegsheld und Gesetzgeber seinem ganzen Zeitalter jene Richtung zu geben, die auf weit hinaus die Geschichte Westeuropa's bestimmt, die Kirche befestigt und geschützt, die Entwicklung des deutschen Volks zur Einheit gefördert, den wissenschaftlichen Forschungstrieb angeregt und seine ganze Zeit aus ihrer dumpfen Erstarrung herausgehoben hat.

Um vor Allem sein Reich von den häufigen und grausamen Raubanzügen der noch heidnischen Sachsen (Weßfalen, Engern, Ostfalen und Nordalbingen) zu befreien, beschloß Karl auf einem Reichstag zu Worms im Jahre 772 den **Krieg gegen die Sachsen**, der die Natur eines Religionskrieges an sich trug, weil die Sachsen noch in der Kraft des starrsten germanischen Heidenthums lebten und sowohl für die Unabhängigkeit ihres Landes und Herdes, als auch für die angefochtene Herrschaft ihrer Götter stritten. — Und da ihnen das ganze nordöstliche Heidenthum Europa's und zwar nicht nur in den Dänen, Thüringern und Bayern, sondern auch in den Avarn und in den unzähligen Stämmen der Slaven den Rücken frei hielt, so war der Kampf mit den Sachsen um so schwerer und mußte von Seiten der Franken eine Art Kreuzzug werden, weil Karl ein sah, daß er nur durch gleichmäßige Verbreitung des Christenthums seine Eroberungen dauernd befestigen konnte.

Auf dem ersten Zuge gegen sie eroberte Karl die Chresburg (bei dem heutigen Stadtberge an der Diemel), zerstörte in einem Haine die Irmen-sul (Irmensäule), das größte Heiligthum der Sachsen (§. 15), und schloß mit ihnen gegen Ablieferung von 12 Geiseln einen Frieden an der Weiser, worauf er in ihrem Lande Besatzungen zurückließ und durch christliche Missionen anfieng, Kirchen zu gründen.

Unterdessen hatte der Lombardenkönig Desiderius aus Haß gegen Karl, weil dieser seine Tochter verstoßen hatte, nicht nur die entflozene Wittwe Karlmanns, Gerberga, aufgenommen, sondern auch zur Unterstützung der

Ansprüche ihrer Söhne an den fränkischen Thron den mit Karl befreundeten Papst Hadrian I aufgefördert, sie zu salben, und ihn, weil er sich des weigerte, mit Waffen angegriffen. Durch den Hülfenruf des Papstes und durch die eigene Gefährdung seiner Alleinherrschaft bestimmt, trat daher Karl seinen ersten Zug gegen die Lombar den an, überstieg den Mont-Cenis, eroberte 773 nach halbjähriger Belagerung Pavia durch Hunger, entsetzte den Desiderius seines Reichs und verwies ihn in das Kloster Corvey (Corveja an der Somme). Dann setzte er 774 zu Mailand die **lombardische Krone** sich selbst auf das Haupt, vereinigte das lombardische Reich, jedoch unter Belassung seiner Verfassung, mit dem fränkischen, und nannte sich von nun an König der Franken und Lombar den. Darauf gieng er nach Rom, wo er dem Papste die pippinische Schenkung bestätigte und sie durch Spoleto vermehrte. Dafür erhielt er vom Papste die Würde eines römischen Patricius. In derselben sollte sich für ihn in Bezug auf Rom das Recht des Oberbefehls im Krieg und der bürgerlichen Gerichtsbarkeit mit der Pflicht zur Beschirmung der Kirche vereinigen.

In der Vorhalle zu St. Peter empfieng der Papst, umgeben von gesammter Geistlichkeit, den König mit Kuß und Umarmung, und führte „den geliebten Sohn der Kirche Gottes“ in das geschmückte Heiligthum, während der priesterliche Chor das Benedictus sang. Nach dieser Handlung stiegen Papst und König hinunter zum Grabe des h. Petrus und gelobten sich über den Gebeinen des „Apostelfürsten“ gegenseitige feste Freundschaft zwischen Thron und Altar.

In Karl's Abwesenheit hatten indessen die freiheitsliebenden Sachsen einen Aufstand gemacht und die Chresburg zerstört; aber Karl stellte sie wieder her, eroberte die Weste Siegburg (am Zusammenfluß der Ruhr und Lenne), drang in der Nähe von Hörter über die Weser bis an die Ocker und brachte die Ost- und Westfalen zur Unterwerfung.

Ein Aufstand, den der lombardische Herzog von Friaul in Verbindung mit einigen andern lombardischen Herzögen zu Gunsten des nach Constantinopel geflohenen Sohnes des entthronten Desiderius, Namens Adalgis, machte, führte den König Karl wieder in die Lombardei, in der er nun nach unterdrückter Empörung die Herzogswürde abschaffte und die fränkische Verfassung einführte. Noch einmal suchte Adalgis emporzukommen; aber er fiel im Kampfe und mit ihm die letzte Hoffnung der Lombar den. — Hierauf mußte Karl zum drittenmal gegen die Sachsen an die Weser ziehen, wo er die bedrohte Siegburg rettete und durch Anlegung einer neuen Weste (bei Lippispring) die Sachsen zur Unterwerfung brachte, der jedoch ihr tapferer Anführer Wittelkind (Widuchind) durch die Flucht nach Dänemark entgieng.

§. 78. Nun erachtete Karl die Sachsen für so bezwungen, daß er sogar 777 in ihrem Lande einen Reichstag zu Paderborn hielt, auf welchem sich eine große Zahl derselben zur Huldigung und zur Taufe einstellte. Auf diesem Reichstage erschienen auch Gesandte eines abgesetzten maurischen Statthalters von Saragossa in Spanien, um Karl's Hülfe gegen den Chalifen von Cordova, Abderrahman I, zu erbitten. Karl gewährte sie und unternahm den Zug gegen die Araber oder Mauren in Spanien 778

als gegen Feinde des christlichen Namens. Nach Überschreitung der Pyrenäen (auf zwei Wegen: durch Septimanie und durch die Gascogne) besiegte er ein maurisches Heer, zerstörte Pampeluna, und erstürmte Saragossa, wo er den maurischen Statthalter wieder einsetzte, ihn aber zu seinem Vasallen machte, und nahm dann das Land bis an den Ebro ein, das er dann späterhin als spanische Mark zum Frankenreiche schlug. Die mohammedanischen Einwohner ließ er zwar bei ihrem Glauben: doch als sie sich mehrmals treulos erwiesen, vertrieb er sie.

Ein neuer mächtiger Aufstand der Sachsen, den der aus Dänemark zurückgekehrte Herzog Wittekind leitete, rief ihn aus Spanien zurück. Glückselig hatte der König auf dem Rückweg mit dem Hauptheere die Pyrenäen zurückgelegt, als seine Nachhut unter seinem tapfern Vassen **Roland** (dem Markgrafen der Bretagne, einem der 12 Palastknechte Karl's), durch einen Überfall der Waskonen (Vasken) in den Gebirgsthalern von Roncesvalles vernichtet wurde, so daß späterhin neue Anstrengungen gemacht werden mußten, um den Besitz der spanischen Mark fest zu begründen, die er erst 785 als unterworfen betrachten konnte.

Dieß geschah besonders durch seinen Sohn Ludwig, den er zum König von Aquitanien gemacht hatte. Als späterhin der maurische Chalife einen Einfall in die spanische Mark machte und sogar wieder über die Pyrenäen bis tief in Langue-d'oc eindrang, wurde er von dem Grafen von Toulouse wieder zurückgetrieben. Darauf erschien Ludwig selbst in Spanien, unterwarf Barcelona und übergab das Land christlichen Gothen zur Ansiedlung (801). Dadurch, so wie durch die Verbindung der Balearen mit Barcelona bekam das in Spanien allmählich wieder vordringende Christenthum einen Anhalt. Erst im Jahre 812 gelang es dem Könige Ludwig, mit den Chalifen (Emir) Hakem I den langen Kampf durch einen Frieden zu beenden.

Indeß waren die Sachsen von dem aus Dänemark zurückgekehrten Herzog Wittekind zu einer großen Waffeneinigung gebracht worden und nach Zerstörung aller festen Plätze und christlichen Kirchen in Thüringen und Hessen schon bis Deuz (bei Köln) und von da bis Coblenz vorgeedrungen, ja sie hatten ihre Verheerungen auf das linke Rheinufer ausgedehnt: da erschien Karl mit den Ostfranken und Alemannen in den Gauen der Westfalen, schlug sie und die Ostfalen sammt den Engern in mehreren Schlachten, drang 780 bis an die Elbe vor, und baute dort Festungen, um die Unterworfenen im Zaume zu halten.

Weil jetzt die Sachsen zwei Jahre lang ruhig schienen, wagte es Karl, sie auf einem Kriegszuge gegen die Slaven (Soraben), die ihnen beigestanden hatten, zum Heerbann aufzufordern. Sie erhoben sich aber auf Wittekind's Rath zu einem Aufstand und machten die gegen sie ausziehenden Franken beim Berge Süntal (jetzt Süntel am rechten Ufer der Weser, zwischen Rinteln und Münden) nieder.

Als die zur Ausführung des Zugs gegen die Slaven beauftragten königlichen Sendboten Geilo und Adalgis in das sächsische Gebiet kamen, hörten sie, daß die Sachsen sich auf Wittekind's Rath gegen die Franken gerüüst hätten. Sie gaben daher den Zug gegen die Slaven auf und rückten mit den Ostfranken in Sachsen ein. Unterwegs, bereits auf sächsischem Boden, stieß ein Verwandter des Königs, Graf Theodorich, mit den ripuarischen Franken zu ihnen. Als sie an den Berg Süntal kamen, an dessen Nordseite die Sachsen gelagert waren,

schlug Theodorich sein Lager dießseits des Berges auf; Geilo und Adalgis aber setzten, um den Berg leichter umgehen zu können, über die Weser und lagerten sich am Ufer des Flusses. Hier faßten sie den Entschluß, die Sachsen ohne Theodorich's Beihülfe anzugreifen, weil sie befürchteten, die Ehre des Sieges möchte diesem allein zufallen, wenn er mit ihnen vereinigt wäre. Jör Angriff geschah daher mit solcher Hast und Unvorsichtigkeit, daß die kampfbereiten Sachsen sie umringten und fast alle bis auf den letzten Mann niedergebien, so daß auch beide Führer mit noch mehr als zwanzig der vornehmsten Franken fielen.

Erbittert über diese Treulosigkeit der Sachsen, rückte nun Karl selbst mit einem Heere gegen sie aus, zwang sie, ihm alle, die auf Wittesinds Rath den Aufstand betrieben hatten, auszuliefern und ließ nach angestellter gerichtlicher Verurtheilung zu Verden an der Aller 4500 Gefangene an Einem Tage enthaupten, — ein Verfahren, dessen Härte sich nicht rechtfertigen läßt, aber in der Rohheit des Zeitalters seine Erklärung findet.

Dadurch aufs Höchste erbittert, machten nunmehr die Sachsen i. J. 783 unter Wittesind und Albion einen allgemeinen Aufstand, schlugen die Schlacht bei Thiotmelle (jetzt Detmold), welche für Karl wenigstens keine Entscheidung herbeiführte. Erst in einer zweiten noch blutigeren Schlacht am Flusse Hase (im Snaakrüdischen) gelang es Karl'n, ihre Macht völlig zu brechen: denn als er noch einige Verheerungszüge gemacht hatte, baten sie in gänzlicher Erschöpfung um Frieden. Sie gelobten ernstliche Unterwerfung und ließen sich von nun an die fränkischen und christlichen Einrichtungen mehr gefallen, so daß sich nun auch sogar der Sachsenherzog Wittesind mit seiner Gemahlin Geva u. a. Edlen 785 der Taufe unterzog, indem er erkannt hatte, daß der alte Glaube mit der alten Freiheit sich nicht mehr behaupten ließ. Die Taufhandlung gieng auf des König's Hofgut zu Attinacum (jetzt Attigny) an der Aisne zwischen Rheims und Sedan) vor sich, und Karl vertrat selbst Puthenstelle. Viele tausend Edle und Gemeinfreie huldigten dann gleichfalls den fränkischen Gesezen und den Ordnungen der christlichen Kirche.

§. 79. **U**nterdessen hatten die Agilolfinger in Bayern, welche das Joch der Franken nur gezwungen trugen, verschiedene mißglückte Versuche gemacht, wieder selbständig zu werden. Zweimal schon hatte Herzog Thassilo II. deshalb von Karl, der 787 selber mit einem Heere gegen ihn ausgezogen war, Verzeihung erhalten und den Eid der Treue erneuert. Dennoch wagte er noch einen Versuch, sich von den Franken unabhängig zu machen und rief seine heidnischen Nachbarn, die jenseits der Enns wohnenden Avarn, zu Hülfe.

Die Avarn waren ein wildes, mit den Türken stammverwandtes Volk, das um die Mitte des 6. Jahrhunderts über den Kaukasus gekommen war, eine Zeit lang in den Unterdonau-Gegenden den byzantinischen Kaisern Heeresdienste geleistet, dann sich gegen die Elbe hin gezogen, aber von da sich im Bunde mit den Lombarden gegen die Gepiden wieder südlich gewendet und nach dem Untergange der Letztern, die Wohnsitz derselben in Pannonien (§. 59) behalten hatte. Von dort aus machten die Avarn fortwährend verheerende Raubeinfälle ins oströmische Reich, sogar bis gegen Constantinopel, und anderseits bis an das adriatische Meer hin, wo die Longobarden und die Franken von ihnen zu leiden hatten. Ihr Land zwischen der Enns und Sau war an den schwächeren Stellen durch Pfahlgräben geschützt:

in diesen kreisförmigen Umpfählungen oder Ringen, deren es neun enthielt, waren die unermesslichen Schätze angehäuft, die sie seit so langer Zeit erbeutet hatten.

Nachdem die Herbeigerufenen von den Bayern und Franken wieder zurückgetrieben worden waren, wurde auf dem Reichstage zu Jügelheim
785 Thassilo II von Bayern zum Tode verurtheilt, von Karl jedoch begnadigt, aber in ein Kloster geschickt und die Herzogswürde in Bayern abgeschafft. Doch durfte das Volk seine herkömmlichen Rechte und Gesetze behalten. Mit Thassilo II aber hörte die 234jährige Herrschaft der Agilolfinger in Bayern auf.

„Ohne Bayerns Besitz wäre Oberitalien schwerlich in Ruhe erhalten und behauptet worden; es stand sogar zu besorgen, daß Bayern und Slaven, vereinigt, die Frankenherrschaft in Alemannien, in Thüringen und weiterhin erschüttern könnten.“ Durch die Vereinigung Bayerns mit dem Karolinger-Reiche wurden der Böhmerwald links und die ganze Alpenfette rechts — des Reiches gewaltige Stützpfiler.

Gleich im darauffolgenden Jahre

789 nahmen Karl's Kriege gegen die Slaven ihren Anfang. Weil nämlich die Wilzen (in der heutigen Mark Brandenburg) es stets mit den Dänen hielten, verband sich Karl mit den Obotriten (im heutigen Mecklenburgischen) und brachte die Wilzen durch einen Überfall zur Unterwerfung.

Nach dem ersten Eindringen der Slaven in das durch die Völkerwanderung leer gewordene östliche und nordöstliche Deutschland lebten sie mit den Deutschen an den Gränzen noch in friedlichem Verkehr, wiewohl sie durch ihre Rohheit weit unter den Germanen standen. Die Erweiterung des fränkischen Reiches nach dem Osten hin führte zum ersten Zusammenstoß dieser beiden im Charakter verschiedenen Nationen. Am frühesten wurden die Wendon unterworfen; gegen das Ende des 6. Jahrhunderts wurde die Saale zur Gränzscheide zwischen den Franken und Sorben gemacht. Darauf ward ein Theil der Slaven von den Avarn abhängig und, auf diese gestützt, machten sie Einfälle in Bayern. Als die Slaven in Böhmen und Mähren unter König Samo den gegen sie ziehenden Frankenkönig Dagobert 630 schlugen und Einfälle in Franken machten, setzte dieser zu ihrer Bezwingung einen Herzog in Thüringen. — Nach Samo's Tod herrschte ein Jahrhundert lang Ruhe an den Gränzen. — Als darauf die Deutschen die Wohlthat des Christenthums erhielten, wurde der Bildungsabstand zwischen den Slaven und Deutschen noch auffallender und das Übergewicht der letztern über jene trat besonders bei der Erhebung Pippin's zum Frankenkönig merklicher hervor. Unter Karl dem Großen begann sodann zwischen diesen beiden Nationen jener große Kampf, welcher Jahrhunderte hindurch mit der größten Erbitterung und Grausamkeit geführt wurde und an den östlichen und nordöstlichen Gränzen eine strenge Wehrverfassung nöthig machte. So entstand die wendische Mark in den Südost-Alpen; die thüringische Mark gegen die Sorben (der limes sorabicus) mit den Hauptfestungen Merseburg und Erfurt; die mitteldeutsche Mark mit Magdeburg; endlich die transalbingische oder sächsische Mark mit der Hauptfeste Bardewick. Alle diese Marken wurden besondern Markgrafen zur Vertheidigung anvertraut.

Noch während dieser slavischen Kriege machte **Karl** in eigener Person
791 einen Zug gegen die Avarn, um sie für ihre beständigen räuberischen Einfälle zu züchtigen und den Handelsweg nach dem Osten zu öffnen. Die Avarn waren von Körper groß und stark, kriegerisch und gewandt, dagegen von Gemüth wild und gefühllos, hatten gepanzerte Reiter und Rosse und verstanden sich auf Brückenbau und Befestigungskunst, die sie den Byzantinern abgesehen hatten. Der durch Beute und Handel bei ihnen sich häufende Reichthum hatte das ehedem einfache Jägervolk in prunkliebende, üppige Praefter verwandelt, und da sie für Wissenschaft und Kunst keinen Sinn hatten, so

waren sie mehr nur ihren thierischen Neigungen hingegeben und in keiner Weise des schönen Landes werth, das sie bewohnten. Karl eröffnete in eigener Person den ersten der sieben Feldzüge, die er gegen sie unternahm und trieb sie hinter den Wienerwald zurück. Als dann übertrug er die Fortsetzung des Krieges seinem Sohne Pippin, der den größten und festesten Ring (Lagerverhau) der Avarn zwischen der Donau und Theiß sammt den darin aufgehäuften byzantinischen Beuteschätzen eroberte und den Krieg 799 mit der gänzlichen Vernichtung dieses Volkes beendigte. Karl schlug ihr Land von der Enns bis an die Raab als östliche Mark (Österreich, Austria) zum fränkischen Reiche, das nach dieser Seite hin die Raab zur Gränze bekam. Das verheerte und entvölkerte Land überließ Karl deutschen, besonders bayrischen Ansiedlern. Das Volk der Avarn verschwand später unter den Ungarn.

Bei dieser Gelegenheit ließ Karl, um die Donau mit dem Main und dadurch die Nordsee mit dem schwarzen Meere zu verbinden, im Jahre 793 einen Kanal (zwischen der Altmühl und Regat) graben, mußte aber, theils wegen der technischen Unkunde der Arbeiter, theils wegen ausgebrochener Unruhen in Sachsen, diese angefangene Unternehmung liegen lassen, die dann über tausend Jahre nachher wieder aufzunehmen und ins Werk zu setzen dem Könige Ludwig I von Bayern vorbehalten war.

Weil verschiedene Sachsenstämme noch fortwährend, wiewohl geringere Versuche gemacht hatten, ihre alte Freiheit wieder zu erringen, erkannte Karl, daß Waffengewalt und Zwangsgebot nicht zum Ziele führe; er fieng an, auf die Stimme der Kirche zu hören und gab den Sachsen gelindere Gesetze. Daher ließen sie sich zu einer Einigung herbei, und so kam es, daß **803** eine Sühne, jedoch ohne förmlichen Friedensvertrag, zu Stande kam, welche den fast 33jährigen Krieg mit den Sachsen auf eine für sie ehrenvolle Weise zu Selz an der Saale (dem jetzigen Königshofen) beendigte, indem er den Sachsen Beibehaltung ihrer alten Gesetze und Gleichheit mit den Franken gewährte. Die Vollendung der kirchlichen Einrichtung des Sachsenlandes (§. 87) gab der Eroberung desselben erst die rechte Bedeutung, obwohl die Sachsen noch lange Zeit hindurch innerlich am Heidenthum flecten.

Zuletzt wendete sich Karl gegen die **Dänen**, welche schon früher einmal wegen des Vorstubs, den sie den Sachsen geleistet, von ihm zurückgetrieben worden waren. Jetzt als sie mit 200 Schiffen an der friesischen Küste landeten und sogar Aachen zu überfallen drohten, unternahm er einen eigenen Zug gegen sie und machte nach einem dreijährigen Widerstand derselben im Jahre **810** die Eider zur Gränze zwischen den Franken und Dänen.

Überhaupt machten die Normannen, zu denen die seeräuberischen Dänen gehörten, stets eine strenge Bewachung der nördlichen Küstenländer des fränkischen Reiches nöthig. Schon mehrere Jahrhunderte vor Karl dem Großen hatten diese Normannen auf ihren Seezügen die Küsten von Frankreich und Friesland öfters geplündert. Als viele durch Karl vertriebene Sachsen zu ihnen flohen, wurden sie nur noch mehr gereizt, und nur Karl's überall gefürchtetes Ansehen konnte sie zurückhalten (§. 91).

§. 80. In diesem weiten Frankenreiche gebot Karl mit unbeschränkter Gewalt, nachdem er zur Bewahrung der Einheit seines Reichs allenthalben die

Macht der Herzoge abgeschafft hatte. Was sich noch in den einzelnen, seiner Herrschaft unterworfenen Völkern aus ihrem frühern Zustande der Unabhängigkeit erhalten hatte, wurde von ihm dadurch aufgehoben, daß die früherhin, meist vom Volke geübte öffentliche Gewalt auf des Königs Leute oder Getreuen (Ministerialen) überging, welche, über größere oder kleinere Landestheile gesetzt, als seine Stellvertreter unabhängig vom Volke im Namen des Königs das Volk regierten, und in diesen ihren Bezirken die gesammte Civil- und Militärgewalt in Händen hatten. Das ganze Reich war nämlich in Gaue eingetheilt und über jeden ein vom König gewählter Graf gesetzt, der in seinem Gau die Gerichtsbarkeit hatte, die Steuern erhob, Ruhe und Ordnung erhielt und auf Befehl des Königs den Heerbann anführte. Damit aber keiner der Grafen seine Macht mißbrauche, ordnete Karl die sogenannten Sendgrafen (missi regii oder dominici) an, d. i. königliche Commissarien, von denen je zwei (ein weltlicher und ein geistlicher) in dem ihnen zugewiesenen Sprengel jährlich viermal das Benehmen der Gaugrafen und der Unterbeamten derselben untersuchen, die Beschwerden der Gemeinden heben, den Heerbann beaufsichtigen, die Verwaltung der Kron Güter prüfen, den kirchlichen Zustand einsehen und über alles dieses an den Kaiser Bericht erstatten mußten. — Den Mark- oder Gränzgrafen waren mehrere Gaue untergeordnet und ihnen überhaupt wegen der Schwierigkeit, sich in ihren Marken Gehorsam zu verschaffen, eine größere Gewalt eingeräumt.

Der König war demnach der Mittelpunkt der Regierungsgewalt und an seine Person waren alle Beamte gebunden. Alljährlich hielt er bei Abhaltung der Maifelder einen Reichstag, auf welchem alle seine weltlichen und geistlichen Vasallen, alle Abgeordneten der zinspflichtigen Völker und alle Bericht-erstattenden Staatsbeamten erschienen, um über öffentliche Angelegenheiten zu verhandeln und sie in besondern, vom Könige bestätigten Capitularien (Gesetzen) zur Entscheidung zu bringen, wovon noch 79 vorhanden sind. Diese Reichsverordnungen oder Capitularien waren in lateinischer Sprache abgefaßt.

Den Reichstag eröffnete der König entweder in Person oder durch einen Stellvertreter (bei günstiger Witterung unter freiem Himmel, bei ungünstiger in seinem Palatium), und legte die zu verathenden und zu erörternden Gegenstände vor. Die Reichsversammlung zerfiel in zwei Curien, eine geistliche und eine weltliche, welche je nach der Natur des Gegenstandes entweder gemeinsam oder abgesondert verhandelten. Alles, worin beide Curien sich zu einem gemeinsamen Beschlusse vereinigten, wurde dem Könige zur Bestätigung vorgelegt; das bestätigte Capitulare wurde dann von allen Anwesenden unterschrieben und nachher von den Beamten zum Vollzug gebracht. So bildete sich der Grundsatz, daß nur ein aus der Wechselwirkung der Krone und der Stände hervorgegangenes Gesetz verbindlich sei. Die Reichsversammlung fand zweimal im Jahre Statt, im Frühling und im Herbst, obwohl jene die wichtigere blieb. Bei wichtigen Fragen war Kaiser Karl bei der Berathung selbst gegenwärtig; außerdem aber begrüßte er während derselben die Angekommenen und nahm die Geschenke in Empfang, welche ihm gebracht wurden. Dann unterhielt er sich mit den Angesehenen, bewies den Älteren oder weit Hergekommenen seine Aufmerksamkeit und scherzte mit den Jüngern. Besonders aber liefen bei dieser Gelegenheit aus allen Theilen des Reichs über die Zustände und Bedürfnisse der Provinzen Berichte ein, welche seine Beamten während des Jahres zu sammeln beauftragt waren: denn er wollte von

Allen genau unterrichtet sein. — Seinen Unterthanen gute Rechtspflege zu verschaffen, war seine besondere Fürsorge. Zu diesem Zweck setzte er in jeder Provinz einen Gerichtshof ein, welcher sich dreimal im Jahre versammeln mußte, und ließ in den Städten durch seine Grafen Schöppen wählen, welche in geringern Rechtsfällen zu urtheilen hatten. Selbst die Beamten seines Palastes waren angewiesen, Klagen anzunehmen, welche er dann oft selbst untersuchte und entschied. — Weil aber von dieser Standhaft oder Vertretung die Gemeinfreien fast ganz ausgeschlossen waren, so bildete sich ein Übergewicht der Aristokratie: das die Grundlage des Lehnstaates vollendete, der nun auf Jahrhunderte hinaus die Alles tragende Form des europäischen Völkerlebens wurde.

§. 81. Die Macht, mit der Karl's großer Geist über den größten Theil des alten Römerreiches im Abendlande waltete; der Ruhm, der ihm als größtem Krieger- und Glaubenshelden allenthalben voranging, und der Schutz, dessen sich die Kirche von ihm erfreute, hatte ihm schon längst eine eigenthümliche Stellung zur Landeskirche gegeben, deren Leitung er insbesondere durch Befestigung der in den frühern Zeiten vom h. Bonifacius eingeführten kirchlichen Ordnung ausübte, so jedoch, daß er die in sein Regierungssystem aufgenommene Hierarchie niemals zur Unterdrückung der nationalen Entwicklung mißbrauchen ließ. Diese seine kirchenherrliche Stellung sollte nun zu einer noch höheren Bedeutung durch ein Ereigniß gelangen, das zugleich auch die Bedeutung des römischen Stuhls erhöhte. Die kräftige Hülfe nämlich, welche auch Hadrian's Nachfolger, Papst Leo III, bei Karl gegen die rohen Mißhandlungen einer sich gegen ihn empörenden römischen Partei gefunden hatte, bewog ihn, auf den Königin Karl, anstatt des bloßen Patriciats, die alte weströmische Imperatorwürde zu übertragen und so das weströmische Reich, jedoch in christlicher Art und Form, zu erneuern, um dadurch alle Völker katholischen Glaubens zu Einem christlichen Körper zu vereinigen, von dem der Kaiser das weltliche, der Papst das geistliche Oberhaupt sein sollte.

Es war zu Rom am Weihnachtsfeste, mit welchem damals das Jahr 800 (nach dem julianischen Kalender) begann, als, während Karl im Festgewand eines römischen Patricius in der Kirche des h. Petrus am Altar zum Gebet niederkniete, der Papst unerwartet vor ihn trat und ihm eine goldene Imperatorskrone rasch auf das Haupt setzte, worauf das versammelte Volk in den Jubelruf ausbrach: Carolo piissimo Augusto, dem von Gott gekrönten, großen, friedbringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg! Nach dreimaliger Wiederholung dieser Worte, berührte Leo mit der einen Hand seinen Mund, mit der andern die Hand des Gekrönten, salbte ihn zum Kaiser und verbeugte sich gegen ihn.

Mit dieser Handlung wurde das alte weströmische Imperium zwar nicht dem Gränzumfang nach, wohl aber der Ehrenbedeutung nach auf Karl und seine Dynastie übertragen, und so das abendländische Kaiserthum in der Person eines austrasischen Franken erneuert. Denn in den Augen der Völker, selbst in den Augen der Barbaren, warf dieser — ihrer Erinnerung ehrwürdige Titel einen neuen Glanz auf den Inhaber desselben, und alle fühlten bald, daß dadurch im Grunde der neue römische

Kaiser zum obersten Schirmherrn der Kirche und zum Vorsteher des Rechts und des Friedens in Europa erhoben wurde.

Die Kirche selbst aber fand von nun an in der kaiserlichen Macht gegen die sie ringsum oft hart bedrängenden römischen Adelsparteien kräftigen Schutz und konnte dann auch ihrerseits die Entwicklung der Ordnung unter den Völkern leichter fördern. Von jener durch Leo geschehenen Übertragung der römischen Imperatorwürde aber leiteten die folgenden Päpste das Recht her, den jedesmaligen Kaiser durch Krönung zu bestätigen, während andererseits die Kaiser das Recht in Anspruch nahmen, daß ohne ihre Zustimmung und Bestätigung kein Papst eingesetzt werde.

Mit der Kaisermwürde verband fortan das ganze Mittelalter den Gedanken einer von Gott verliehenen Weltherrschaft, wiewohl es keinem Kaiser glückte, sie durchzuführen. — Nicht undeutlich lag in den Anordnungen Karls auch das Bestreben, die Idee eines christlichen Staates zu verwirklichen. Daher ordnete er den weltlichen Sendgrafen auch geistliche Sendboten zu, die mit jenen den kirchlichen Zustand der Gauen zu untersuchen hatten und als die „Seele der karolingischen Verfassung“ zu betrachten sind, da sie „allem Unrecht steuern, Kirchen, Armen, Wittwen und Waisen, kurz dem ganzen Volke nach Gottes Ordnung und in Gottesfurcht“ ohne Ansehen der Person Recht verschaffen — und alles das, was sie nicht selbst ausführen konnten, an den Kaiser als den Quell der Ordnung bringen sollten: daher dieser um so mehr als das schirmende Haupt der Kirche ersahen. Auch erwarteten alle Synoden (denen er stets bloß beratende Stimmen einräumte) nur von ihm die Bestätigung der kirchlichen Beschlüsse und die Besserung des kirchlichen Lebens. Aus diesem Grunde ließ sich Karl auch die Beaufsichtigung der Geistlichen anlegen sein, indem er strenge Gesetze gegen die unter den Klerikern eingerissenen Unsitten (namentlich gegen Wirthshausbesuch, Jagdlust etc.) gab, und für die gründlichere Bildung derselben, so wie für Verbesserung des Gottesdienstes durch Gesang und deutsche Predigt sorgte. So ließ er deutsche Auszüge aus Predigten der Kirchenväter und Übersetzungen von Theilen der h. Schrift verfertigen; ließ zur Hebung des Kirchengesangs unter seinen Kranken Orgeln aus Italien und zwei Gesanglehrer kommen, durch welche er zu Metz und Soissons Singschulen für den Kirchengesang errichtete. — Eine gleiche Sorgfalt wendete er auf das geistliche Leben der Gemeinden, wobei er vorzüglich die Ausrottung heidnischer Vorurtheile und abergläubischer Gebräuche zu seinem Augenmerk machte.

§. 82. Gleich groß war Karls Sorge für nationale Bildung durch Pflege der Wissenschaften und deren Begründung in Schulen. Er umgab sich mit den tüchtigsten Gelehrten des In- und Auslandes, von welchen er sich selbst vielseitig belehren und berathen — und durch welche er wesentliche Verbesserungen in Kirchen und Schulen vornehmen ließ. Unter diesen Männern ragte der Angelsachse **Alcuin** (geb. um 735 zu York), Abt von Tours, als sein vertrauter Freund und Berather hervor: das Meiste von dem, was Karl für die Ausbildung der Wissenschaft und für Verbesserung des geistlichen Standes that, hatte in Alcuin's weitsehendem Geiste und edlem Herzen seinen Ursprung. Durch ihn besonders ließ Karl die vorhandenen Schulen verbessern und neue anlegen, um auch auf diesem Wege die gesunkene Zucht des Volkes zu heben und nützliche Kenntnisse zu verbreiten. (§. 90.)

In Westfranken standen unter Alcuin's Leitung die Schulen von Paris, Soissons, Tours, Lyon und Orleans; — im südlichen Deutschland waren es die Schulen von St. Gallen, Reichenau und Hirsaup, — im nördlichen Deutschland die Schulen von Trier, Paderborn, Osnabrück, Corbie (Neucorvey) und Fulda, welche auf lange hinaus eine weit verbreitete, wohlthätige Wirksamkeit äußerten. Selbst an seinem Hofe legte er für die Söhne seiner Ministerialen (Beamten und Hofdiener) eine Schule an, die schola palatina, in der auch eine Anzahl Kleriker zu Lehrern gebildet wurde. — In dem Gelehrtenverein, den Karl an seinem Hofe stiftete, zeichneten sich noch aus: sein gelehrter, staatsmännisch gebildeter, in Gesandtschaftsdiensten erprobter Schwiegersohn Angilbert; sein talentvoller Geheimschreiber (Erzkapellan) und kunstsinniger Aufseher der königlichen Bauten Einhard (die Namensform Einhard kam weit später auf), welcher Karl's Leben beschrieb; der sprachgelehrte Peter von Pisa und der lombardische Geschichtschreiber Paul Diaconus (eigentlich P. Warnefried), von dem sich Karl in der griechischen Sprache unterrichten ließ. Karl selbst lernte auch fertig Latein sprechen und las fleißig in den Schriften der Kirchenväter. Eine große Sorgfalt aber wendete er auf die Ausbildung der deutschen Sprache: er selbst gab den Wenden und Monaten deutsche Namen, ließ eine Grammatik anlegen und eine Sammlung alter Helden- und Sagenlieder veranstalten, die aber verloren gegangen ist. Überhaupt lag ihm die Erhaltung deutscher Art und Sitte sehr am Herzen.

Über dieser tiefgehenden Sorge für das Wohl des Staates und der Kirche veräußerte Karl nicht, auch für die äußere Wohlfahrt seiner Völker zu sorgen. So erleichterte und belebte er den Handelsverkehr durch Einführung gleichen Maßes und Gewichts, durch Gründung von Handelsplätzen, Erbauung von Brücken und Kanälen; — den Ackerbau und die Landwirtschaft aber hob er durch Aufstellung von Musterwirtschaften auf den Meyereien seiner 128 Königshöfe oder Pfälzen, welche mit den Lehnsgütern den 15. Theil des Landes umfaßten und woraus er seine Einkünfte zog; — die Kunst endlich förderte er durch Auführung von Kirchen, Palästen und Landhäusern. Auch in Aachen, seinem gewöhnlichen Regierungssitze, ließ er einen schönen Palast und eine Hauptkirche bauen; desgleichen einen Palast zu Ingelheim und einen zu Nymwegen; ferner einen Leuchtturm zu Boulogne, eine hölzerne Rheinbrücke bei Mainz, eine Badeanstalt in Aachen mit einem Wasserbehälter, darin über 100 Personen (er mit seinen Söhnen, Freunden und andern Großen) herumschwimmen konnten.

In allen diesen Beziehungen bewies sich Karl als ein weiser und mächtiger Geist, der auf seine ganze Zeit einen umgestaltenden Einfluß übte, so daß er als Mensch und Christ, als Feldherr und Regent hoch über seiner Zeit stand. Und so wie bei seinem Leben alle ausländischen Fürsten und Völker ihn ehrten und scheuten, namentlich der byzantinische Kaiser ihn fürchtete, der angelsächsische König Egbert seine Hülfe suchte, und selbst entfernte Fürsten von Spanien, von Fes, der Großchan der Hunnen, besonders aber mehrmals der große Chalife von Bagdad, Harun-al-Raschid, durch Gesandte und Geschenke ihn ehrte, so erfrischten und erhoben sich noch spätere Zeiten und Herrscher im bewundernden Andenken seiner Größe.

§. 83. Karl der Große hat zwar den Gedanken der Einheit aller deutschen Völker zu Einem Reiche und Einem Glauben

durch Förderung des Christenthums und der Wissenschaft verfolgt; aber der thörichte Gedanke einer Universalmonarchie lag ihm ferne, — was daraus zu erkennen ist, daß er den von ihm beherrschten Völkern ihre besondern Geseze und Gewohnheiten, soweit sie sich mit einer christlichen Staatsverfassung vertrugen, beließ und acht Jahre vor seinem Tode den Entschluß faßte, sein Reich unter seine drei Söhne zu theilen, mit der Bedingung, daß sie sich gegenseitig unterstützen, und unter der obersten Leitung dessen, dem er die Kaiserkrone zubachte, ihre Völker in Eintracht regieren sollten. Allein seine beiden tüchtigsten Söhne, Karl und Pippin, starben in den Jahren 810 und 811 hintereinander, und nur Ludwig, bis daher König von Aquitanien, der an Geisteskraft schwächere, blieb am Leben. Als daher Karl sein Ende herannahen fühlte, setzte er seinen Enkel Bernhard, Pippins Sohn, zum König von Italien; die Regierung über die übrigen Lande seines Reichs aber übertrug er seinem Sohne Ludwig, den er nach einer feierlichen Ermahnung über seine Pflichten in der Liebfrauenkirche zu Aachen mit eigenen Händen die Krone vom Altar nehmen und sich selbst auf's Haupt setzen hieß. Noch zwar setzte der alte Kaiser seine gewohnte Regierungsthätigkeit fort, aber schon nach sechs Monaten erkrankte er an einem Fieberanfall und am Morgen des achten Tages darauf, den 28. Jan.

814 starb Karl der Große nach empfangenem Abendmahl, indem er beim Nahen des Todes mit gefalteten Händen und leiser Stimme die Worte sang: Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist!

Schon in den vier letzten Jahren vor seinem Tode ward er oft von Fiebern befallen. Bei dem letzten Anfall (d. 20. Jan.) suchte er sich durch Fasten zu helfen, allein seine Kräfte waren schon zu sehr geschwächt. Er war bei seinem Tode 72 Jahre alt. Sein einbalsamirter Leichnam wurde im kaiserlichen Ornat und in aufrechter Stellung auf einem goldenen Stuhle sitzend in der Gruft der obgedachten, von ihm erbauten Liebfrauen-Kirche zu Aachen beigesetzt. Auf seine Kniee legte man ihm ein goldenes Evangelienbuch, auf das Haupt ein Stück des h. Kreuzes, um die Hüfte eine goldene Pilgertasche; zu seinen Füßen stellte man das goldne Scepter und den goldenen Schild, den Papst Leo geweiht hatte. Darauf wurde die Gruft mit Speereien gefüllt, ihr Eingang zugemauert und versiegelt. Auf den über dem Eingang befindlichen Schwißbogen wurde sein Bild mit der Inschrift gesetzt: „In dieser Gruft ruhet der Leib Karls, des großen, rechtgläubigen Kaisers, der das Frankenreich ruhmvoll erweitert und 47 Jahre lang glücklich regiert hat.“ — Die Gruft blieb geschlossen, bis im Jahre 1001 Kaiser Otto III sie öffnen ließ, um sich an dem Anblick des großen Todten zu begeistern. Sie wurde dann wieder geschlossen und blieb es bis 1165, in welchem Jahre Friedrich Barbarossa die zusammengefallenen Gebeine in einen Sarg sammeln und in eine prächtigere Grabstätte legen ließ. Von diesen Gebeinen gieng späterhin jebe Spur verloren, bis sie 1846 wieder aufgefunden wurden. Karl wurde von Papst Paschalis III unter die Heiligen versetzt.

§. 84. Die hochgestiegene Macht des Frankenreichs hatte ihren Halt und Bestand in der genialen Persönlichkeit Karls des Großen gehabt. Er war das Band der Einheit. Von seinem umfassenden Geiste, von seiner durchgreifenden Willenskraft gieng die Leitung des Ganzen aus. Als diese Centrakraft mit seinem Tode wegfiel und keine gleiche an ihre Stelle trat, so mußte sich allmählich die feste, einheitliche Geschlossenheit der Theile lockern und eine allgemeine Schwäche eintreten. Da sich jedoch die wesent-

lichen, durch ihn gegründeten Einrichtungen und Ordnungen noch forterhielten, so blieb das abendländische Kaiserthum, wenn auch in Schwäche, noch eine Zeit lang im alten Umfang fortbestehen, bis unter Karls übrig gebliebenem Sohne Ludwig die Lösung der Theile begann und die Würde des Kaiserthums sich allmählich auf Deutschland beschränkte.

Obgleich **Ludwig der Fromme**, der gleich nach seines Vaters Tode 814 36 Jahre alt, die Regierung antrat, nicht ohne Bildung in gelehrten Kenntnissen und auch nicht ohne Übung im Krieg war, so besaß er doch nicht die Geisteskraft, das weite Reich seines Vaters zusammenzuhalten. Weich und nachgiebig von Gemüth, ohne Selbstbeherrschung und Berücksichtigung des Gemeinwohls, gab er sich zu viel dem lenkenden Einfluß Anderer, vorzüglich der Geistlichen hin, überließ seinen Räthen die Regierung und beschäftigte sich lieber mit geistlichen Übungen. Daher gelang es ihm nie, seine Großen in Schranken zu halten. Die unbeschränkte Freigebigkeit, mit der er sie zufrieden zu stellen suchte, die schwache Gutmüthigkeit, womit er die Befreiung vom Heerbann und die Erbllichkeit der Lehnsgüter gewährte, und die Nachlässigkeit, womit er die Anstalten zur Vertheidigung der Reichsgränzen verfallen ließ, endlich die Willkühr, mit der er oft seine persönlichen Wünsche durchzusetzen und seine Gegner als Feinde Gottes zu vernichten strebte, brachten viele Störungen in dem von seinem Vater aufgestellten Regierungssystem hervor. Diese Schwächen benutzte besonders der Klerus und wußte einen großen Theil der Regierungsgewalt und Kronrechte an sich zu bringen. Auch der Papst Stephan IV brachte den Kaiser leicht dahin, seine eigenhändige Krönung als ungültig zu betrachten und sich von ihm zu Rheims noch einmal krönen und salben zu lassen.

Unzufrieden mit dieser Hingebung an die Geistlichkeit, drängten die weltlichen Großen, die sich dadurch in ihrer Stellung gefährdet sahen, den Kaiser schon im vierten Jahre seiner Regierung zu einer vorzeitigen Theilung des Reichs unter seine drei Söhne Lothar, Pippin und Ludwig. Diese Theilung ließen jedoch die geistlichen Großen nur unter der Bedingung zu, daß die Einheit des Reichs aufrecht bliebe und die Einheit der Kirche nicht gefährdet würde.

Dieser Anordnung gemäß sollte der jüngste Sohn Ludwig Bayern und die südlich und östlich darangränzenden Länder Deutschlands —, Pippin Alemannien, Aquitanien und die übrigen Länder im Süden der Loire und im Westen der Rhone —, Lothar aber das übrige Frankreich und die Kaiserwürde sammt der Mitregentschaft, so wie die Oberherrschaft über seine Brüder und über des Kaisers Neffen, den König Bernhard von Italien, erhalten.

Als König Bernhard von Italien sich dieser Anordnung, durch die er sich in seiner Stellung bedroht sah, widersetzte, stellte ihn Kaiser Ludwig vor das Gericht seiner Großen, die ihn zum Tode verurtheilten, worauf der Kaiser ihm zwar das Leben schenkte, die Kaiserin Irmingard aber, welche einem ihrer Söhne die italienische Krone zuwenden wollte, ihn ohne des Kaisers Wissen blenden ließ, was mit solcher Grausamkeit geschah, daß Bernhard daran starb. Der bald darauf erfolgende Tod der Kaiserin Irmingard brachte den Kaiser zur Reue, in der er sogar dem Thron entsagen und sich in ein Kloster zurückziehen wollte. Seine Freunde aber

hielten ihn davon ab und brachten ihn zur Eingehung einer zweiten Ehe mit Jutta (Judith), der schönen, aber ehrgeizigen Tochter des Grafen Welf von Bayern, die ihn fortan gänzlich beherrschte. Als sie ihm einen Sohn gebar, den nachmals sogenannten Karl den Kahlen, mußte der Kaiser zu Gunsten desselben die gemachte Reichstheilung ändern, wornach dieser Karl Alemannien, Rhätien und einen Theil von Burgund bekam. Dadurch gerieth Ludwig mit seinen Söhnen erster Ehe in Zwist: der junge, ehrgeizige Pippin zog mit einem Heere nach Orleans und nöthigte die Kaiserin, sich nach Poitiers in ein Kloster zu flüchten; ja Lothar hielt sogar seinen Vater eine Zeit lang wie einen Gefangenen und suchte ihn zum Rücktritt in ein Kloster zu bewegen, wogegen der Kaiser sich jedoch standhaft sträubte. Erst als der ostfränkische und sächsische Adel auf des alten Kaisers Seite trat und sein Sohn Ludwig von Bayern das Verfahren Lothar's mißbilligte, kam eine Eöhne zu Stande, der gemäß Lothar auf Italien beschränkt und der Mitregentchaft verlustig erklärt wurde.

§. 85. **N**icht lange darnach aber brach der Streit zwischen Vater und Söhnen aufs Neue aus, und als der alte Kaiser seinem Sohne Pippin Aquitanien nahm und es seinem Lieblingssohne Karl zutheilte, erhoben die drei älteren Söhne die Waffen gegen ihren Vater, und zwar im Einverständniß mit den geistlichen Großen des Reichs, welche durch diese Theilung der fränkischen Macht die Einheit der Kirche gefährdet hielten und darum schon lange her die gegen ihren Vater und Oberherrn sich empörenden Söhne unterstützt hatten. Sie riefen nun den Papst Gregor IV unter dem Vorwande herbei, er allein könne die Söhne mit dem Vater aussöhnen. Dieser kam zuerst in's Lager der Söhne und begab sich nach einiger Zeit in das entgegenstehende Lager des Vaters, fand aber denselben zum Frieden geneigt und verließ ihn nach einigen Tagen mit dem Auftrag, auch die Söhne zur Veröhnung zu bewegen. Inzwischen aber hatten die Söhne durch geheime Versprechungen und der Papst durch seine beredten Vorstellungen die Anhänger des alten Kaisers zum Abfall von demselben zu bestimmen gewußt, so daß der durch Verrath verlassene Vater im Jahr 833 auf dem Lügenfelde bei Colmar sich seinen Söhnen ergeben, auf einer Reichsversammlung die frühere Reichstheilung bestätigen, ja sich auf Betrieb Lothar's zur Kirchenbuße und Thronentjagung verstehen und sich von Lothar verhaften lassen mußte.

Seine Freunde verließen nämlich in Einer Nacht das Lager des Kaisers und gingen zu seinen Söhnen über, so daß von diesem Verrath das Feld bei Colmar in Oberloß, wo damals sich die Heere gegenüber stunden, für alle Zeit den Namen Lügenfeld erhielt. — Als der Kaiser am darauffolgenden Morgen sich betrogen sah, rieth er selbst den Wenigen, die ihm noch treu geblieben waren, gleichfalls von hinnen zu ziehen: denn, um seinetwillen solle keiner Leib und Leben verlieren. Hierauf ließ er seine Söhne um einen stillen Zufluchtsort für sich, seine Gemahlin und seinen Sohn Karl bitten.

Mit anscheinenden Ehrentheuerungen empfingen die herannahenden Söhne den greisen Vater, der sie zärtlich küßte, nahmen aber sogleich dem Heere desselben den Huldigungsseid ab. Darauf ließ Lothar auf der Reichsversammlung zu Compiègne (zu der sich übrigens Pippin und Ludwig nicht einfanden) die frühere

Reichstheilung bestätigen und verwies den Vater in ein Kloster zu Coissons, die Stiefmutter in ein italienisches Kloster und den Stiefbruder in das Kloster Brüm in den Ardennen; ja Lothar gieng so weit, daß er seinen Vater, den er nicht zum Eintritt in den Mönchstand bringen konnte, wenigstens dahin brachte, sich der Kirchenbuße zu unterwerfen, indem der alte Vater in Gegenwart des Sohnes vor versammeltem Klerus und Volk, auf einem Sack vor dem Altar knieend ein Sündenbekenntniß (worin er sich des Meineids, Mords, Kirchenraubs, der Gotteslästerung beschuldigen mußte) ablas und dann sein Fürstenkleid mit dem härenem Büßergewand vertauschte! Darauf nahm ihn Lothar mit nach Aachen und hielt ihn dort in strenger Haft.

Dieses lieblose Verfahren empörte alle Welt, insbesondere die Deutschen, die aus ihrem frühern Stammesleben noch eine andere Anschauung von der Rechtmäßigkeit des angeborenen Fürsten bewahrt hatten. Daher trat der jüngere Ludwig mit seinen Deutschen dem Übermuth Lothars entgegen, befreite in Verbindung mit Pippin den Vater und führte ihn auf den Thron zurück. Lothar widerstand zwar noch, mußte sich aber unterwerfen und, süßfälig um Verzeihung bittend, versprechen, Italien nicht mehr zu verlassen. — Unbelehrt durch das Unglück, gab der alte schwache Kaiser auf Betrieb seiner ränkevollen Gemahlin Jutta in einer abermaligen Theilung seinem Sohne Karl den Vorzug, und als der jüngere Ludwig deshalb mit Lothar eine geheime Zusammenkunft hielt, nahm er demselben die Verwaltung von Sachsen, Thüringen, Ostfranken und Alemannen und ließ ihm bloß Bayern; ja als Pippin 838 starb, gab er ganz Aquitanien dem Karl und suchte den Lothar durch Übertragung aller östlich der Maas gelegenen Länder zu beschwichtigen. Über diese offenbare Zurücksetzung gekränkt, zog Ludwig, der Sohn, unterstützt von den Sachsen und Thüringern aus, um die ihm abgesprochenen Länder wieder einzunehmen. Als aber der alte, bereits sich krank führende Vater ihm an der Spitze eines Heeres entgegenrückte, wich Ludwig, aus Scheu vor einem Kampf mit dem Vater, wieder nach Bayern zurück. Eben hatte das kaiserliche Heer auf der Rückkehr den Rhein erreicht, als Ludwig der Fromme kränker wurde und auf einer Rheininsel bei Ingelheim d. 20. Juni 840 in einem Zelte, das man in der Eile aufgeschlagen hatte, im 64. Jahr seines Lebens und im 27. seiner Regierung starb.

§. 86. **T**rogend auf die Unterstützung der Geistlichkeit, strebte nun Lothar nicht nur sich in der Kaisergewalt zu behaupten, sondern auch, seinem Schwure zuwider, den Brüdern ihre Reichstheile zu schmälern, ja das ganze Reich an sich zu reißen. Daher schloßen Ludwig und Karl ein Schutz- und Trutzbündniß, vereinigten ihre Heere bei Toul, drängten den Lothar über die Loire und errangen über ihn 841 bei Fontanetum, dem heutigen Fontenaille im Burgundischen, einen Sieg, der das künftige Geschick der wälischen und deutschen Völker im Voraus andeutete.

Weil sie aber versäumten, ihren Sieg zu benützen, entkam Lothar nach Aachen und machte, noch nicht gedemüthigt, neue Versuche, durch eine Verbindung mit den Sachsen und einem Theile der Aquitanier die Oberhand zu bekommen. Da vereinigten sich die beiden Brüder abermals durch einen

gegenseitigen Eid schwur, den beide Heere, ein jedes in seiner Mundart, nachschwuren. Bei ihrer Annäherung ergriff Lothar die Flucht und sah sich endlich nach erneuerten Unterhandlungen gezwungen, in Gegenwart sämtlicher Großen des Reichs mit seinen beiden Brüdern im August des Jahres 843 den **Theilungsvertrag von Verdun** einzugehen. Diejem gemäß erhielt Lothar die Kaiserwürde und die Herrschaft über das fränkische Italien (d. i. Oberitalien mit Inbegriff von Tuscan, dem ehemaligen Exarchat, der Pentapolis und dem Gebiet von Rom und Spoleto), ferner den langen Länderstrich von der Nordsee an aufwärts zwischen der Schelde, der Maas und dem Rhein, und von der Saonemündung an abwärts am rechten Rhoneufer bis zum Mittelmeere, davon der nördliche, Lotharingen (Lothringen) genannte Theil, von Deutschen, der südliche aber von Romanen bewohnt war.

Karl der Kahle bekam die Herrschaft über Westfranken (*Francia occidentalis*, auch *Karolingen*, späterhin Frankreich genannt), mit den Landschaften Neustrien, Burgund, Languedoc, Aquitanien, Gasconne nebst der spanischen Mark und einem Theile von Friesland.

Ludwig der Deutsche erhielt die Herrschaft über Ostfranken (*Francia orientalis s. teutonica*), d. i. über alle deutschfränkischen Länder bis an den Rhein nebst Speyer, Worms und Mainz am linken Rheinufer (um des Weinwachses willen). Sein Antheil enthielt also den Kern der germanischen Stämme.

Diese Theilung war der erste entscheidende Schritt zur Scheidung der beiden sich entgegengesetzten Stammnaturen, der west- und der ostfränkischen, oder der wälschen und deutschen, — einer Scheidung, welche 45 Jahre später (nach dem Abgang des directen deutsch-karolingischen Mannsstamms) in die völlige Aussonderung Deutschlands aus dem Frankenreiche übergieng und es jenem möglich machte, als unabhängiges Reich zu seinem Heil und Ruhm seinen eigenen Entwicklungsgang zu gehen.

Kap. 17. Innere Zustände Deutschlands im karolingischen Zeitalter.

§. 87. Das Christenthum hatte sich allmählich in allen deutschen Stämmen ausgebreitet und angefangen, seinen umbildenden Einfluß auf Sitte und Charakter derselben zu üben. Natürlich faßte das Evangelium nur erst bei dem geringern Theile tiefere Wurzeln; die Meisten nahmen das Christenthum bloß äußerlich auf, vollends, wenn es ihnen, wie den Sachsen, durch das Schwert gebracht wurde. Innerlich wurde es durch Kirchen, Klöster und Klosterschulen gefördert. Besonders waren in der Finsterniß damaliger Zeiten die **Klöster** die hauptsächlichsten Träger des Lichts in Gesittung und Bildung: sie lichten die Wälder, trockneten die Sümpfe, machten das Land urbar; sie gewährten den Unwissenden Unterricht, den Verfolgten Schutz, den Armen und Kranken Unterhalt und Pflege, und überlieferten die Reste des wissenschaftlichen Alterthums.

Von Irland herüber, — wo, wie in England, die Kirche von einem frischen Geiste des Christenthums erfüllt war, als der im Frankenreich herrschte — waren schon seit dem Jahre 590 nach Chr. verschiedene christliche Sendboten nach Deutschland gekommen, um daselbst den Samen des Evangeliums auszustreuen. So hatte Kolumban mit zwölf Gehülfen von 590—615 in den Vogesen, in der Schweiz (bei Zürich und Bregenz) und in den penninischen Alpen gewirkt, und sein

Gefährte **Gallus** (590—640) in der Schweiz das Kloster St. Gallen gestiftet, das nachher durch Bildung der Jugend und durch Zubereitung von Lehrern für die bessere Gesittung Süddeutschlands so wichtig wurde; Kilian hatte zwischen 650 und 689 in der Gegend von Würzburg, Emmeram von 651 bis 654 in Bayern das Evangelium verkündigt.

Gegen das Ende des 7. Jahrhunderts brachte es der Angelsächse Willibrord mit elf Gehülfen (darunter Adalbert und Winfried) aus England herüber zu den Friesen (nach Holland), nach Dänemark und nach dem nordwestlichen Deutschland, während sein Gehülfe Suibert als Bischof in Westfalen wirkte.

Zu Anfang des 8. Jahrhunderts drang der eben genannte Angelsächse Winfried (geb. zu Kyrtou in Wessex 680 oder 683), dem nachher Gregor II den Namen **Bonifacius** beilegte, mit der Predigt vom Kreuz in die Wälder des innern Deutschlands, und vertrieb (von einer Anzahl gläubensfester Männer und Frauen unterstützt), unter steter Gefahr für sein eigenes Leben, namentlich bei den Hesen (durch Fällung der Eiche zu Geismar), die Finsterniß des heidnischen Aberglaubens. In Thüringen jedoch, so wie in Bayern und Franken, hatte er nicht die Aufgabe der ersten Verkündigung des Evangeliums, sondern nur die der Neubelebung vorhandener Reste und dann besonders der Einrichtung kirchlicher Formen, welche gegen einen weitem Verfall Schutz gewähren konnten. Vom Papst Gregor II zum Erzbischof von Germanien ernannt, errichtete er Bisthümer und Lehrschulen, wie z. B. für Bayern die Bisthümer Regensburg, Freising, Salzburg, Passau; für Thüringen und Franken: Erfurt, Würzburg, Eichstätt und die Lehrschule zu Ohrdruf; für Hessen das Kloster zu Büraburg (bei Frilhar) und das berühmte Kloster Fulda, diese wichtige Pflanzstätte eines christlich sittlichen Geistes in Deutschland, über die er seinen Lieblings Schüler Sturm, einen Bayern, zum Abt setzte. — Desgleichen gab er mit Karlmann's Unterstützung den alemannischen Bistümern Worms, Speyer, Mainz, Straßburg, Chur, Augsburg eine geordnetere Einrichtung und verband mit dem Erzbisthum Mainz, das ihm Karlmann verlieh, eine oberaufsichende Stellung, die sich nachher über viele andere Bisthümer erstreckte, so daß Mainz in der Folge als Primat Germaniens erschien, der mehr als einmal Deutschlands Selbständigkeit rettete. Mit Bonifacius demnach und seinem obgenannten Schüler Sturm beginnt die deutsche Kirche. — Am späten Abend seines Lebens, da er als Erzbischof von Mainz seine Tage in Ruhe hätte beschließen können, trieb die christliche Liebe den mehr als 70jährigen Greis wieder zum eigentlichen Missionswerk. Er legte sein Erzbisthum in die Hände seines Schülers Lullus nieder und widmete sich wieder der Befehrung der Friesen, unter denen er in seinen jüngern Jahren mit Willibrord gearbeitet hatte. Als er einst eine Anzahl derselben zur Taufe bestellt hatte, wurde er von einem wilden Haufen heidnischer Friesen, welche Schätze bei ihm vermutheten, in der Gegend von Doccum überfallen: seine geistlichen Begleiter wollten ihn verteidigen, er verbot ihnen aber das Schwert zu ziehen, und starb mit ihnen den Märtyrertod (755.)

Bonifacius hat in der Geschichte den Namen „Apostel der Deutschen“, nicht als hätte Deutschland zuerst durch ihn allein das Evangelium bekommen, das, wie oben erwähnt, schon vor ihm da und dort verkündet worden war, sondern weil er eine so umfassende und unermüdlige Thätigkeit für kirchliche Einrichtungen bewiesen hat. An dem Ehrennamen „Apostel“ darf man sich nicht stoßen: denn ihn und diejenigen Männer, denen sonst noch das Mittelalter den Namen „Apostel“ beilegt, dadurch in ihrem innersten christlichen Wesen den Jüngern Jesu gleichzustellen, wird keinem Verständigen beikommen; sondern man wollte mit dieser Benennung, die man denen gab, welche in einem heidnischen Lande das Christenthum zu verbreiten suchten, nur die missionirende Thätigkeit solcher Männer bezeichnen. — Er hat allen Kirchen, die er in Deutschland theils gründete, theils ordnete, die Einrichtung der angelsächsischen Kirche gegeben, welche durch Gregor's des Großen Geist eine treue Tochter der altrömischen Kirche war; eben so hat er die Kirchen im übrigen Frankenreich durch verbesserte Zucht aus ihrem argen Verfall gehoben. Dabei hat er allerdings (einer Verpflichtung gemäß, die er

bei seinem dreimaligen Besuche in Rom übernahm) alle Bisthümer des fränkischen Reiches, die von ihm entweder gestiftet oder in Ordnung gebracht worden waren, in die engste Verbindung mit dem römischen Stuhle gebracht (der übrigens damals noch nicht Inhaber der Gesamtherrschaft der Kirche war.)

Dadurch aber wurde verhütet, daß in jenen rauhen kriegerischen Zeiten die Kirche des Abendlandes sich nicht in eine Menge unverbundener und darum ohnmächtiger, allen heidnischen Einflüssen ausgesetzter, allmählich vom christlichen Glaubensgrunde völlig abweichender kleiner Gemeinden und Secten auflöste. Ohne jene Verbindung hätte sich späterhin Deutschland nicht kirchlich und politisch von Frankreich auscheiden, folglich keine selbstständige Einheit gewinnen können. — Hätte Bonifacius auch, wie manche Neuere, ihm zumuthen, den Gedanken fassen können, eine eigene, von Rom unabhängige „deutsche Bibel, nicht Papstkirche“ zu stiften, so lagen dazu in dem damaligen Deutschland — ungeachtet der schon vor dem Auftreten des Bonifacius gestifteten Klöster und Bisthümer — nicht ausreichend kräftige Elemente und Materialien vor, um sich der geistigen Macht, welche Rom bereits über die Gemüther der Bewohner des fränkischen Reiches hatte, zu entziehen und einen eigenen, mit der nöthigen geistlichen Autorität ausgerüsteten, sich der Autorität Rom's siegreich entgegenstellenden Mittel- und Anziehungspunkt abgeben zu können. Befand er doch selbst für seine Person nur durch Rom die Autorität, welche sein Wirken überhaupt bedingte. In dem Gange, den die Geschichte nahm, ist es nun einmal so und nicht anders gekommen, und das in Winfried's aufopferungsvollem Wirken mit untergelaufene Menschliche berechtigt nicht, andererseits das von Gott Zugelassene und daher Providentielle zu verkennen und es durch unhistorische Suppositionen negirt zu wollen.

Durch den Krieg gegen die Sachsen, der im Grunde ein Religionskrieg war, fand das Christenthum wieder ein weiteres Feld: denn Karl's Heere waren überallhin von Missionaren begleitet, und die von ihm in den sächsischen Gauen gestifteten acht Bisthümer (Osnabrück, Minden, Bremen, Paderborn, Münster, Verden, Hildesheim und Halberstadt) waren ebenso viele Hauptbefestigungspunkte der christlichen Lehre in diesem Volke, das freilich nur schwer und langsam seine heidnischen Sitten und Gebräuche aufgab. Dabei wurde die durch Bonifacius bei den Franken eingeführte hierarchische Ordnung von Karl dem Großen befestigt und jodann einerseits durch die Einführung von Metropolitane, andererseits durch die Annahme des canonischen Rechts und der dionysianischen Decretalen (Gesetze und Beschlüsse der römischen Bischöffe) die Einfügung der fränkischen Kirche in die allgemeine abendländische vollendet.

§. 88. **Die Kirche und der Staat.** Als der römische Stuhl nach seiner Trennung von Constantinopel (unter Gregor II, der 726 von dem biserstürmenden griechischen Kaiser Leo abfiel) noch der weltlichen Macht zu seiner Feststellung bedurfte, lehnte er sich (wie unter Karl Martel, Pippin und Karl dem Großen), Schutz und Schirm suchend, an dieselbe an, und die weltliche Macht gewährte ihm nicht nur Schutz, sondern auch Erweiterung seiner Gerechtsame, weil auch sie ihrerseits von ihm innere Sicherheit und Festigkeit erhielt. Und so stellte sich für die beiden höchsten Häupter der Christenheit die hohe Aufgabe, mit den, einem jeden von Gott in die Hand gegebenen Mitteln die christlichen Völker, unbeschadet ihrer eigenthümlichen nationalen Entwicklung, zu einem durch die heiligen Bande des Glaubens und des Rechts in Frieden verschlungenen freien Vereine zu erheben.

Bei dieser Bestimmung war jedem Theile schon durch seine innere Bedeutung und Stellung der Kreis angewiesen, innerhalb dessen er sich selbstständig bewegen konnte. Wo aber die Linie, welche diese Selbstständigkeit begranzte, verkannt wurde, da trat an die Stelle der Einigkeit der beiden höchsten Gewalten ein entzweien-der Gegensatz, der, je größer die Beeinträchtigung war, früher oder später ein desto störenderes Übergewicht auf der andern Seite hervorrief.

Das Verhältniß, in welchem beide sich ergänzende Gewalten zur Zeit Kaiser Karl's standen, fieng, als diese große Persönlichkeit nicht mehr war, im Laufe der

Zeit an, sich zu ändern, und dadurch, daß der päpstliche Stuhl die Absetzung Ludwig's des Frommen durch seine Söhne so eifrig betrieb, entstand die erste Störung. Nur Ludwig's des Deutschen fester Widerstand gegen diesen Übergriff der geistlichen Macht hielt für's erste die Selbständigkeit der weltlichen Herrschaft aufrecht.

§. 89. Bürgerliche Verfassung. Unter dem Heer- und Gerichtsbanne des fränkischen Königs standen 1) die Lehnsleute desselben, 2) die besiegten römischen Provincialen und 3) die unterworfenen deutschen Stämme. — Zum Heerbanne war jeder Freie, welcher vier Mansi (d. h. Mannwerke oder Hufen) Feldes besaß, verpflichtet, und hatte dabei für Bewaffnung und für Mundvorrath auf drei Monate zu sorgen; Mindervermögende mußten in Gemeinschaft einen Mann ausrüsten. Da der häufige Ruf zum Heerbanne für die Gemeinfreien sehr lästig wurde, so traten viele derselben ihr Freigut an einen der größeren Vasallen ab, um es von ihm als Lehen zu rü ck zu e m p f a n g e n und also jeden unverschuldeten Schaden am Gute vergütet zu erhalten. Auf diese Weise nahm (vorzüglich in Südfrankreich und Italien) die Zahl der Gemeinfreien sehr ab.

Es befanden sich auch noch hie und da freie Gemeinden unter königlicher Herrschaft, und über dieselben stand anfangs dem fränkischen Könige nur ein sehr beschränktes Recht zu, indem er sie nicht besteuern, sie nicht willkürlich zum Kriegsdienst aufboten und keine Strafgewalt über sie üben konnte. Sie gaben nur Ehrengeschenke und freiwilligen Zuzug bei allgemeinen Vertheidigungskriegen. Pippin von Heristal und Karl Martel unterwarfen aber auch diese freien Gemeinden einem strengern Heer- und Gerichtsbanne, so daß Pippin der Kleine zu den Märfzfeldern nach Belieben jeden Theil des Volkes aufbieten konnte.

Märfzfeld oder Märfzlager, Campus Martius (oder wie es seit Pippin d. Kl. hieß, Maifeld oder Mailager, Campus Madius), nannte man die Heermusterung oder Waffenschau, die alljährlich im Frühlinge der König über seine ritterlichen Dienstleute, über die kriegspflichtigen römischen Provincialen und deutschen Stämme, und über die freien Gemeinden aus allen Landestheilen hielt, worauf dann gewöhnlich ein Feldzug erfolgte.

Da der König nur hier, bei den Märfz- oder Maifeldern, zugleich alle weltlichen Großen beisammen hatte, so wurde, falls er auch noch die Geistlichkeit dazu entbot, oft eine Reichsversammlung sämmtlicher Großen daraus; sie war aber nicht nothwendig damit verbunden, und ihre Beschlüsse waren etwas von der Heerschau Verschiedenes.

Durch Karl den Großen erhielt die ganze Verfassung des Reiches wesentliche Verbesserungen, die er in seinen sogenannten Kapitularien festsetzte, von denen oben (§. 80) die Rede war. — Unter den Ministerialen (d. h. Hof- und Reichsbeamten), die sich unter ihm zu einem eigenen Stand erhoben, vertrat der Erzkapellän in geistlichen, der Pfalzgraf in weltlichen Sachen den König. — Die Kirchenversammlungen wurden von den Maifeldern und den Reichstagen getrennt; doch verschaffte sich die höhere Geistlichkeit bereits auf den Reichstagen großen Einfluß.

Überhaupt traten mit der weitem Ausbildung des Lehenswesens der Unterschied der Stände schärfer hervor: die großen Vasallen, die Freiherren, die niederen Vasallen, die freien Bauern, die Geistlichen, die Bürger in den Städten gaben allmählich eben so viele gesonderte Stände mit eigenthümlichem Leben, so daß späterhin, in der Zeit der Kaiser, die Volksvertretung nicht mehr aus den Einzelnen bestand, sondern daß sich eine Volksvertretung nach Ständen ausbildete.

§. 90. Die Bildung schritt langsam vorwärts; doch bewahrte sich dabei auch manches Gute und Naturgemäße.

Die Waffenkunst stand oben an; der Freie achtete bloß die Ausbildung des tapfern Arms zu Kampf und Krieg. — Ackerbau und Viehzucht, früher bloß

den Knechten überlassen, hoben sich durch Karl's des Großen Vorgang, der seine Meyerhöfe sorgfältig bewirthschaften ließ, in schon merklichem Grade.

Die Wissenschaft war noch dürftig, und bestand meist im Bücherabschreiben und in Abfassung von Chroniken. Ihre Pflege war in den Händen der Geistlichkeit, und schon frühe übernahm der **Benedictinerorden** (gestiftet von Benedict von Nursia 515) den größten Antheil an dem Betriebe der Wissenschaften: denn dieser Orden machte seinen Gliedern, außer den Religionsübungen, auch Handarbeiten, besonders aber das Studium der Wissenschaften und die Unterweisung der Jugend in denselben zur Pflicht.

Daß die wissenschaftliche Bildung durch Karl den Großen eine höhere Anregung bekam, ist §. 81 näher angegeben worden. In dem von ihm gegründeten höhern Schulen wurde besonders Grammatik, Rhetorik, Dialectik und Mathematik getrieben. Die Gelehrtenschule zu Tours, die Karl durch Alcuin gründete, gab zu Errichtung ähnlicher Anstalten bei den Franken und Sachsen das Beispiel und Vorbild. Unter solchen Klosterschulen zeichneten sich in der Folge Fulda, Hirsau, St. Gallen, Reichenau, Corbie, Weissenburg und Prüm aus.

In dieser Periode, dem 9. Jahrhundert, wirkte noch der schon oben erwähnte **Einhard**, der außer dem Leben Karl's des Großen auch Jahrbücher (Annales) geschrieben hat, die, weil er noch am Hofe Ludwigs des Frommen lebte, bis 829 gehen, in welchem Jahre er sich in die Einsamkeit nach Seligenstadt zurückzog, wo er begraben liegt. — Ferner ist hier **Rabanus Maurus**, ein Schüler Alcuin's, zu erwähnen, der 822 Abt von Fulda war, 847 von Ludwig dem Deutschen zum Erzbischoff von Mainz befördert wurde und durch seine philosophischen und theologischen Schriften, desgleichen durch seine classische Bildung, als „Vater der Schulen“ und als Pfleger der deutschen Sprache im ganzen fränkischen Reiche berühmt war. — In der Ausbildung der deutschen Sprache hat sich in jenem Jahrhundert vorzüglich **Otfried**, Vorsteher des Benedictinerklosters zu Weissenburg im Elsaß, wegen seines gereimten Evangelienbuchs, so wie überhaupt wegen seiner klar bewußten Bemühung, die deutsche Muttersprache anzubauen, ein großes Verdienst erworben.

Die **Kunst** war noch vollends in der Wiege; nur die Baukunst, jedoch noch als neurömische und neugriechische, fieng an, sich durch Kirchenbauten eigenthümlich zu entwickeln; die Baukünstler waren Klostergeistliche. Einhard's Verdienst um die Schloß- und Kirchenbauten unter Karl dem Großen ist schon oben angedeutet worden.

Dritter Zeitraum.

Von der Aufrichtung des deutschen Reichs bis zum Herabsteigen
des Kaiserthums von seiner Machthöhe.

843—1137.

Kap. 18. Die Karolinger in Deutschland.

Histor. Atlas, Tab. IX.

§. 91. Die Reihe der eigentlichen deutschen Könige eröffnet demnach **König Ludwig der Deutsche**, der fähigste und tüchtigste unter den Söhnen Ludwigs des Frommen, ein Mann von hohem Wuchs, edler Gesichtsbildung, blitzenden Augen, heiterem Gemüth, großer Milde ohne Schwäche, dabei von wissenschaftlichem Sinn. Er hatte seinen Sitz zu Regensburg unter den Bayern, die ihn seit 825 als ihren Regenten besaßen und liebten.

Er nannte sich anfangs in vielen noch jetzt vorhandenen Urkunden „König der Bayern“, obgleich er das nachmalige Deutschland besaß. Erst später und nur im Kanzleistyl bezeichnete er sich als König in Ostfranken. Die nachfolgenden Deutschkarolinger unterließen dann auch die Bezeichnung „König in Bayern“, hielten sich aber doch vorzüglich in Bayern, und zwar in Regensburg auf.

Da sein Vater die Vertheidigung der Ostgränzen sehr vernachlässigt hatte, so fiel ihm in den beständigen Kämpfen mit den eindringenden Slaven (den Obotriten und Sorben, den Mähren und Böhmen) und in der Abwehr gegen die Raubeinfälle der Normannen eine schwere Aufgabe zu. Er konnte daher die Ruhe des Reiches nur dadurch einigermaßen sichern, daß er zur Vertheidigung der Gränzen wieder die Herzogsmacht aufkommen ließ. So gab es bereits Markgrafen in Thüringen, in Oesterreich, in Kärnthen.

Nach dem Tode Karls des Großen waren die Normannen (§. 79) in großen und häufigen Schaaren wieder gekommen, um die fränkischen Küstenländer durch ihre Zerstörungen heimzusuchen, indem sie in die Mündungen der Flüsse einliefen, um die daran gelegenen Städte (wie Paris, Orleans, Toulouse, Köln, Bonn etc.) zu plündern. So setzte sich ein normännischer Seeheld 845 sogar in Paris fest, und konnte nur durch 7000 Pfund Goldes zum Abzug gebracht werden; im Jahre 846 raubten sie die Stadt Hamburg, die Ludwig der Fromme erst gegründet hatte, gänzlich aus und zerstörten sie. Ihre Raubzüge mehrten sich, als in Norwegen König Harald Schönhaar (863) alle dortigen Völkerschaften unter sich brachte und Viele aus angeborener Freiheitsliebe sich seiner Herrschaft dadurch entzogen, daß sie sich diesem wilden Seeleben ergaben. (Zeit dem Jahre 876 plün-

derte der kühne Rolf oder Rollo die friesischen und westfränkischen Küsten so häufig, daß ihn Karl der Einfältige, um sich seiner zu erwehren, mit der Normandie und Bretagne belehnen mußte (912), worauf derselbe unter dem Namen Robert I mit seinen Normannen das Christenthum annahm und die Raubzüge einstellte. Andere Normannen beunruhigten aber noch lange die englischen und italienischen Küsten.)

Auch Ludwig der Deutsche mußte von seinen Söhnen Widerstand erleben. Sein ältester Sohn Karlmann empörte sich gegen ihn und bemächtigte sich Kärnthens und des Ostgränzlandes. Nach eingetretener Sühne durfte er es behalten, jedoch unter der Oberhoheit seines Vaters. Darüber eifersüchtig erhoben sich die beiden jüngeren Söhne, Ludwig und Karl, gegen ihren Vater und waren nur durch eine Länderteilung zufrieden zu stellen.

Unterdessen hatte Kaiser Lothar I 855 die Regierung seines Reichtheils niedergelegt und sich in das Kloster Prüm (in den Ardennen) zurückgezogen, wo er bald starb. Seine drei Söhne hatten sich in der Art in das väterliche Erbe getheilt, daß der ältere, Ludwig II, die Kaisermürde und Italien, der mittlere, Lothar II, den nördlichen Reichtheil von der Nordsee bis zur Einmündung der Saone in die Rhone unter dem fortan gebräuchlichen Namen Lotharingen, der jüngste, Karl, den südlichen Reichtheil (nämlich Lyon, Dauphiné, Provence, Gené, Savoyen) erhielt. Als der letztere starb, theilten sich die beiden ältern Brüder in sein Erbe, und als auch Lothar II (869) kinderlos starb, fiel, dem Rechte nach, Lotharingen an die Oheime Karl den Kahlen und Ludwig den Deutschen. Weil nun aber Karl der Kahle dieses ganze Land an sich reißen wollte, so mußte ihn Ludwig der Deutsche erst zwingen, ihm in dem Vertrag von Meersen (an der Maas bei Maestricht, 870) seinen Antheil, nämlich denjenigen Theil von Lotharingen, der die Städte Basel, Straßburg, Metz, Trier, Köln, Aachen und Utrecht enthielt, abzugeben, so daß also dieser Theil von da an zu Deutschland gehörte und der Rhein wieder seinem ganzen Laufe nach ein deutscher Strom wurde. In der Erwerbung der Kaisermürde aber, die ihm nach dem, fünf Jahre darauf erfolgenden Tode Ludwigs II gebührt hätte, kam ihm Karl der Kahle dadurch zuvor, daß dieser wider sein gegebenes Wort mit einem Heere rasch nach Rom zog und sich 875 vom Papst Johann VIII krönen ließ. Dafür wollte ihn der bereits hochbetagte König Ludwig züchtigen, starb aber während der Rüstung 876 zu Frankfurt am Main und wurde im Kloster Lorch begraben.

§. 92. Nach Ludwigs des Deutschen Tode theilten sich seine drei Söhne in das Reich: Karlmann erhielt Bayern, Kärnthen, Böhmen, Mähren; Ludwig, gewöhnlich der Jüngere genannt, erhielt Franken, Sachsen, Thüringen und Karl (der Dicke) Alemannien und Rhätien.

Karlmann zog 877 über die Alpen, um seinem Oheim Karl dem Kahlen die widerrechtlich angemessene Krone von Italien zu entreißen. Karl der Kahle wich ihm aus und starb in einer Bauernhütte zu Briançon in Savoyen. Als Karlmann hierauf nach Rom ziehen wollte, wurde er durch Krankheit genöthigt, nach Deutschland zurückzufehren, wo er seine Lande seinem Bruder „Ludwig dem Sachsen“ übergab und 880 zu Altötting starb.

Als sodann zwei Jahre nachher auch Ludwig starb, so beerbte **Karl III.** 882 genannt **der Dicke**, alle seine Brüder und erhielt so das ganze deutsche Reich nebst Italien; und da ihm auch nach dem Tode Ludwigs des Stammers in Frankreich an der Stelle des unmündigen jüngsten Sohnes desselben, Karls des Einfältigen (des einzigen noch übrigen Enkels Karl's des Kahlen), die französische Krone zuviel, so befanden sich noch einmal die drei Theile des ehemaligen fränkischen Reiches unter der Herrschaft eines Einzigen, mit Ausnahme jedoch von Burgund, das sich unterdessen unabhängig gemacht und in Neu- und Hochburgund getheilt hatte.

In Ober-Italien (d. i. in der Lombardei) hatten sich nämlich seit Kaiser Lothar's I Tode die Verhältnisse so gestaltet: Karl der Kahle, der nach Lothar's II Tode Kaiser geworden war, hatte seinen Schwager, den Grafen Boso von Vienne, zum Statthalter in Oberitalien gesetzt; dieser aber wurde bald von der deutsch-karolingischen Partei der italienischen Großen vertrieben, worauf er 877 die Statthaltererschaft der Provence in den ehemaligen burgundischen Gegenden des Rhonethals mit der Hauptstadt Arles erhielt. Aber nach dem Tode Ludwigs des Stammers 879 machte sich Boso unabhängig und stiftete in den ehemaligen burgundischen Gegenden des Rhonethals das neuburgundische Königreich **Arelat** (so benannt von der Residenz Arles), wozu außer der nachmaligen Dauphiné, die Bisthümer Lyon, Arles, Aix, Avignon, Valence, Toulon, Marseille, Macon, Besançon u. a. gehörten.

Aus dem noch übrigen Theile des altburgundischen Reiches, auf beiden Seiten des Jura bis an die Alpen, stiftete etwas später, unter dem Kaiser Arnulf, ein Urenkel Ludwigs des Frommen, Rudolf I 887 das Königreich **Hochburgund** (auch Nordburgund genannt), wozu die Grafschaft Burgund (die später sogenannte Franche-comté) ferner das nachmalige Savoyen (d. i. das Land zwischen dem Jura und den penninischen Alpen), das heutige Wallis, das Waadtland und die übrige Schweiz bis an die Reuß gehörte. Er wurde vom deutschen Könige in der Königswürde bestätigt und vererbte das Reich auf seinen Sohn Rudolf II, welcher 933 auch das Königreich Arelat an sich brachte. (Das westlich von der Saone gelegene Herzogthum Bourgogne blieb französische Provinz.)

Allein Karl der Dicke war nicht Karl der Große: seine Kraft reichte nicht aus, den Verwirrungen zu begegnen, welche in Italien die Anmaßungen des Herzogs von Spoleto und die Angriffe der Araber auf Rom, in Deutschland aber die fекken Raubanfälligkeiten der Normannen hervorbrachten. Die letzten hatten bereits die Gegenden von Köln, Trier und Koblenz gräulich verwüstet, als endlich Karl der Dicke mit dem Heerbann herankam und sie an der Maas einschloß. Anstatt sie aber anzugreifen und zu vernichten, schloß er einen schimpflichen Vergleich, indem er ihnen einen Theil von Westfriesland überließ und 2000 Pf. Goldes zahlte. Deßungeachtet fielen dieselben Normannen im folgenden Jahre in die ost- und westfränkischen Gaue ein, drangen mit 700 Schiffen bis Paris vor und belagerten es. Tapfer widerstand ihnen Graf Odo von Paris (oder Francien) ein ganzes Jahr lang, bis endlich Karl der Dicke zum Entsatz kam. Aber auch diesmal kaufte ihnen der Kaiser wieder den Frieden ab, und gab ihnen sogar bis zur Zahlung des Lösegeldes von 7000 Pf. Silbers das Land an der obern Seine und ganz Burgund preis, wo bald von allen Enden die Flammen ausgeplündeter Burgen, Klöster und Dörfer emporzuschlugen.

Dieses schwache Benehmen des Kaisers empörte besonders die Deutschen: die Fürsten der Ljfranten, Sachsen und Thüringer, ja selbst die Alemannen

(Schwaben) Karl's angeerbte Unterthanen, traten in Tibur (Trebur, einem königlichen Hofgute im heßischen Fürstenthum Starkenburg) zusammen und sprachen 887 die Absetzung Karl's des Dicken aus, und kurz darauf setzten ihn auch die westfränkischen Großen ab. Mit Mühe konnte der unglückliche Mann, dem ein beständiges Kopfweh seinen Regentenberuf erschwerte, einige Güter in Schwaben zum nothdürftigen Unterhalt erhalten. Doch schon zwei Monate nach seiner Absetzung starb er und mit ihm erlosch der echte Stamm der Karolinger in Deutschland.

§. 93. **887 Arnulf**, Herzog von Kärnthen, Karlmann's natürlicher Sohn, erklärt und damit die durch den Vertrag von Verdun begründete naturgemäße Scheidung der zwei ohnedieß nur lose verbundenen Theile des altfränkischen Gesamtreichs in zwei politisch gesonderte Reiche vollendet, und der Grund zur deutsch-nationalen Einheit gelegt. Arnulf hatte sich durch mehrfache Siege über die Slaven, besonders über den unruhigen Mährenfürsten Swatopluk (auch Zwentibold), der vom Böhmerwald an bis zu den Karpathen ein mächtiges Reich gestiftet hatte, berühmt gemacht, und dieser seiner Tapferkeit verdankte er seine Wahl; selbst der deutsche Klerus unter dem Vorgang des erzbischöflichen Stuhls von Mainz billigte sie nachträglich in der Überzeugung, daß nur ein kräftiger König das Wohl der deutschen Kirche stützen könne. Doch mußte er den Großen übermäßige Rechte einräumen. Sein Ansehen war übrigens so groß, daß der neue, von den Feinden der Karolinger in Frankreich gewählte König Odo von Francien, um sich dort in seiner angemessenen Stellung zu erhalten, nach Worms kam und den Karolinger Arnulf um seine Anerkennung bat, und anderseits Swatopluk (jedoch nur gegen die Belehnung mit Böhmen) Ruhe gelobte. So im Rücken gedeckt, wendete sich Arnulf gegen den Niederrhein und demüthigte die noch nie besiegten Normannen an der Dyle (in der Nähe von Löwen) durch eine furchtbare Niederlage. Sie kamen zwar im nächsten Jahre wieder und drangen am Rhein bis Bonn vor, zogen aber bei Arnulfs raschem Anzug eilig wieder ab und ließen sich unter seiner wachsamten Regierung nicht wieder blicken.

Da der Mährenfürst nicht aufhörte zu trogen, so verheerte Arnulf mit Hülfe der Magyaren (spr. Madjaren) sein Land, erhielt aber doch erst mit dem Tode des gefürchteten Swatopluk's (894) Ruhe vor den Mähren, welche fortan mit den Magyaren zu kämpfen hatten, an welchen aber auch Deutschland späterhin eine furchtbare Geißel bekommen sollte.

Die **Magyaren** waren ein Gemische von hunnugarischen und finnohunnischen Stämmen. Sie wurden von den Slaven Ugri, von lateinischen Schriftstellern Hunnugari genannt, woraus alsdann der Name **Ungarn** entstand. Vom südlichen Ural ausgegangen, erschienen die Hunnugaren als geübtes Jägervolk seit dem Anfang des 9. Jahrhunderts zwischen dem Don und dem Dnjepr unter der Hoheit der Chazaren, welche gleich ihnen von hunnischem Ursprung und damals Herren der Krim und der kaspischen Pässe bis an den Drus waren. Um das Jahr 888 wurden die Hunnugaren von den aus Mittelasien hervorbrechenden Petschenegen nach dem Süden gegen die Karpathen und die Donau gebrängt, wo sie dann oft fälschlich mit den Türken verwechselt wurden. Von hier aus kamen sie

schon mit dem civilisirten Europa in Berührung. Um diese Zeit brach unter den Chazaren ein Bürgerkrieg aus, in Folge dessen acht Stämme des besiegten Theils der Chazaren sich am Fuße der Karpathen an die Hunnugaren angeschlossen. Diese Chazaren und Hunnugaren vermengten sich nun, um nur ein Volk zu bilden, und auch ihre verwandten Sprachen verschmolzen mit der Zeit in Eine. Unter jenen acht chazarischen Stämmen befand sich der Stamm der Mager oder Mager, nach der gewöhnlichen ungarischen Schreibweise Magyaren, welcher der herrschende Stamm wurde, so daß der Name derselben auf die ganze Völkervereinigung übergieng. — So entstand das ungarische Volk und die ungarische Sprache an der Gränze von Europa und Asien.

Dieses neue Volk der Magyaren blieb nicht lange in den Ebenen des schwarzen Meeres, ohne die Eroberung der Länder zu versuchen, welche ehemals Attila in Besitz gehabt hatte, den sie als ihren Urstammherrn verehren. Sie zogen unter ihrem Herzog Arpad durch Siebenbürgen und die Wallachei in die südlichen Flächen an den Ufern der Mitteldonau, wo sie links neben sich die Mähren, rechts die noch übrigen Avarn zu Nachbarn hatten. In diesem pannonischen Gebiete saßen (neben Slaven) die Magyaren bereits, als sich Arnulf ihrer Hülfe gegen die Mähren bediente und ihnen deshalb die Karpathen öffnete. Nach der Besiegung der Mähren nahmen sie deren Land von Gran bis an die Morava ein und brachten seitdem als die geübtesten Reiter und Pfeilschützen durch fast alljährliche Raub- und Verheerungszüge unfägliches Verderben über alle ihre nahen und entfernten Nachbarn.

Weil in Italien der Herzog Guido von Spoleto sich das Königthum anmaßen wollte, machte Arnulf, um dieß zu verhindern, seinen ersten Zug über die Alpen, erreichte aber bei der Abneigung der Italiener gegen Fremdherrschaft seinen Zweck nicht. Erst nach Guido's Tode, als sich dessen Sohn Lambert vom Papste die Krönung erzwingen wollte, gelang es dem König Arnulf, auf einer zweiten italischen Heerfahrt Rom zu befreien und selbst vom Papste zum römischen König gekrönt zu werden. Die lombardische Krone zu bekommen, gelang ihm aber nicht. Als er von Rom aus zu Gunsten des Markgrafen Berengar von Friaul einen Streifzug gegen Spoleto unternahm, soll er von Guido's Wittve Gift bekommen haben, so daß er genöthigt war, die Italiener wieder ihren alten Parteiwirren zu überlassen und nach Deutschland zurückzukehren, wo er nach dreijährigem Siechen 899 zu Regensburg starb.

Unter ihm trat die Herzogsmacht fast allenthalben wieder hervor, und bereits fanden sich wieder Herzoge bei den Sachsen (wozu die Thüringer gehörten, die späterhin ihre eigenen Landgrafen erhielten), bei den Rheinfranken, bei den Schwaben, Bayern, Lothringern, (d. i. den Franken am linken Mittel- und Niederrhein) und in Kärnthen.

§. 94. Damit das Reich nicht in Parteien zerfallen möchte, so wie auch um den karolingischen Stamm zu erhalten, wählten die zu Forchheim versammelten deutschen Fürsten Arnulf's siebenjährigen Sohn, **Ludwig das Kind**, 900 zum König, und überließen die vormundschaftliche Regierung dem Erzbischoff Hatto von Mainz und dem Herzog Otto von Sachsen. Diese Lage des Reichs benutzten vor Allen die Großen, insbesondere die geistlichen Fürsten, zur Vergrößerung ihrer Macht auf Kosten der Königsrechte. Während Otto sich in Sachsen erblich festsetzte, waltete Hatto unbeschränkt in Franken und Süddeutschland, und von seiner Ungerechtigkeit

und Willfür zeugt der Untergang des einst mächtigen habenbergischen Grafenhauses.

Ganz Franken wurde nämlich damals acht Jahre lang durch die habenbergische Fehde zerrüttet, d. i. durch den blutigen Streit zwischen dem Grafen Adalbert von Babenberg und dem Bischoff Rudolf von Würzburg, dem Bruder des Grafen Konrad von Franken. Da beide nicht Ruhe geben wollten, so wurde Adalbert vor einen Reichstag geladen, und, weil er nicht erschien, in die Reichsacht erklärt. Um ihn nun in seine Gewalt zu bekommen, soll ihn Hatto unter dem Schein einer versöhnlichen Unterhandlung durch eine trügerische List aus seinem vom Könige belagerten Schlosse Theres am Main in das königliche Lager gelockt haben, wo er enthauptet wurde.

Durch solche Beispiele gereizt, erlaubten sich auch Mindermächtige Gewaltthätigkeiten und gesetzwidrige Selbsthülfe, und so erreichte einerseits durch das überhandnehmende Faustrecht, anderseits durch die jetzt um so häufiger wiederkehrenden Einfälle der Magyaren, welche Kärnthen, Bayern, Sachsen, Thüringen und Schwaben durch Raub und Mord verheerten, die Unordnung und Verwirrung im Reiche den höchsten Grad. Im Jahre 909 stürmten die Magyaren sogar bis an den Rhein, so daß ihnen Deutschland so gut wie zinsbar zu sein schien; und da des Königs Jugend und Schwäche diesen Feind nur noch mehr zu reizen schien, so wandte man damals den salomonischen Spruch: „Wehe dem Lande, deß König ein Kind ist!“ mit Recht auf Deutschland an. Zum Glück für das zerrüttete Land starb Ludwig im 18. Lebensjahre.

Mit dem Erlöschen des Mannsstammes der Deutsch-Karolinger löste sich das bisherige Vereinigungsband der deutschen Stämme, und Deutschland drohte bei dem mächtigen Aufstreben der Herzöge in Einzelstaaten zu zerfallen. Der heilsame Widerstand der Grafen und Bischöffe aber und die Furcht vor den Einfällen der Magyaren und Slaven nöthigte zur Wahl einer neuen Königsdynastie. Sonach trachtete jeder Volksstamm nach der Ehre, der Kaiserwürde einen Mann aus seiner Mitte zu geben. Es traten daher die Nationen nach Stämmen zusammen.

Aus einer im deutschen Charakter tief begründeten Scheu vor dem bestehenden Thronrecht wollte man die erledigte Krone einem der, mit dem deutsch-karolingischen Königshause verwandten Geschlechter zuwenden, deren es drei gab, nämlich das Geschlecht der Welfen in Bayern und Schwaben, das sächsische Herzogsengeschlecht, und das Geschlecht des (aus dem rothenburgischen Hause stammenden) Herzogs Konrad von Franken.

Die Wahl fiel zuerst auf den Mächtigsten, den Herzog Otto den Erlauchten von Sachsen, der die Lande von der Weser bis zur Elbe, von der Eider bis zum Fichtelgebirg beherrschte und durch seine Gemahlin Hedwig, eine Enkelin Ludwigs des Frommen, mit dem karolingischen Königshause verwandt war. Weil aber derselbe schon bejahrt war, nahm er in richtiger Erwägung, daß das von so vielen Gefahren umdrohte Reich der Führung eines männlich-kraftigen Königs bedurfte, die Würde nicht an, sondern schlug — im Einverständniß mit dem einflußreichen Erzbischoff Hatto von Mainz — den Herzog Konrad von Franken vor, der in weiblicher

Linie mit den Deutschkarolingern verwandt war und als tapferer, rechtschaffener und verständiger Mann allgemeine Achtung genoß. Und so wurde auf einer Fürstenversammlung zu Forchheim **Konrad der Erste** i. J. 911 von Franken zum Könige gewählt. Seitdem blieb Deutschland im gewissen Sinne ein Wahlreich, das auf dem Grundsätze ruhte, daß man bei der Wahl eines Königs „dem Blute“ folgen müsse. Lothringen, das bei diesem Anlaß zu Frankreich übertrat, wo damals Karl der Einfältige regierte, wurde fortan ein beständiger Zankapfel zwischen den Deutschen und Franzosen.

Konrad verschaffte der Königswürde wieder Ansehen und stellte die Ordnung in Deutschland möglichst her, hatte aber dabei viele Kämpfe mit feindseligen Gegnern zu bestehen, namentlich mit dem Herzog Arnulf II dem Bösen von Bayern, welcher mit Hülfe der zwei schwäbischen Kammerboten und der Magyaren ein eigenes süddeutsches Reich gründen wollte, aber sonst ein tüchtiger Fürst war; dann mit Otto's Sohne, dem Herzog Heinrich von Sachsen, welcher des Königs Heer bei Chresburg schlug und den Sachsen auf ein Jahrhundert hinaus das Übergewicht über die Franken gab.

Schwaben wurde damals von zwei sogenannten königlichen Kammerboten (missi fiscales regis) verwaltet, die aber längsther nach herzoglicher Macht strebten. Es waren dieß damals die Grafen Berthold und Erchanger, Schwäger des Königs. Da sie zur Erweiterung ihrer Macht sich mit Arnulf verbanden, auch den Bischoff von Constanz gefangen nahmen und zwei andere Bischöffe vergewaltigten, so ließ Konrad sie nach dem Ausspruch des Fürstengerichts enthaupten. Hierauf gaben sich die Schwaben einen Herzog (den Grafen Burkhard), und Konrad sah sich genöthigt, ihn zu bestätigen. Weil Herzog Arnulf von Bayern den Empörern beigestanden hatte, zog der Kaiser gegen ihn; Arnulf aber entfloß zu den Magyaren und reizte sie zu einem Einfall, bei welchem sie Schwaben, Elßaß und Lothringen durchplünderten.

In dem Gefühle, daß zur kräftigen Behauptung der Krone gegen die immer mehr ankämpfende Macht der Fürsten die geringe Macht seines Hauses nicht ausreiche, schlug der kinderlose Konrad auf seinem Sterbebette, auf welches ihn eine alte im Kampfe gegen die Bayern erhaltene Wunde geworfen hatte, in großmüthiger Vergessenheit des alten Zwistes seinen mächtigen Gegner Heinrich von Sachsen zum Reichsnachfolger vor, und sein eigener Bruder Eberhard unterstützte mit Selbstverläugnung den Vorschlag in der Versammlung der Fürsten. Also gieng das Königthum vom Stamme der Franken auf den Stamm der Sachsen über.

Kap. 19. Die Kaiser aus dem sächsischen Stamme.

(919—1024.)

§. 95. Von den zu Fritzlar versammelten fränkischen und sächsischen Fürsten erwählt, und (einer Sage nach) bei der Beschäftigung am Vogelherd von der Wahl benachrichtigt, daher mit dem Beinamen der Vogler oder Finkler (Anceps) benannt, eröffnet **Heinrich der Erste** im Jahre 919

die Reihe der Könige aus dem sächsischen Stamme. *) In seinem Außern schon den hohen Gebieter verkündend, zeigte er sich zugleich als ein selbständiger, voraussichtiger und schaffender Geist, der das sinkende Reich wieder aufrichtete und die Größe Deutschlands anbahnte. Obgleich in seinem Leben und Wandel gottesfürchtig, schlug er doch die Salbung durch Pfisterhand aus, um dadurch anzuzeigen, daß er sich der nach Übermacht strebenden Geistlichkeit nicht überlassen, sondern die weltliche Macht frei von ihren Eingriffen erhalten wollte, was ihm auch gelang. Dadurch sowohl, als durch den Grundsatz, die erledigten großen Lehen möglichst mit Verwandten zu besetzen, suchte er die Einheit des Reichs zu fördern und das Übergewicht der weltlichen Macht über die geistliche anzubahnen.

Seine eifersüchtigen Gegner mußte er theils durch Strenge, wie den Herzog Burkhard von Schwaben, theils durch herzugewinnende Vorstellungen, wie den Herzog Arnulf II von Bayern, zur Anerkennung seiner Königswürde zu bringen.

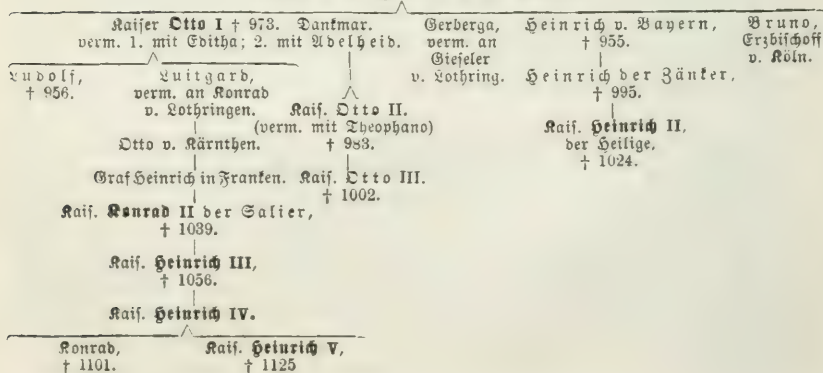
Arnulf, von geistlichen Chronisten „der Böse“ genannt, weil er den Bischöffen zu streng und eigenmächtig erschien, war der Sohn des tapfern Markgrafen Luitpold, der 907 bei einem Einfall der Magyaren gefallen war. In dem Vergleiche, den er mit dem König Heinrich schloß, verzichtete er auf den Königstitel, den er sich gegeben hatte, und erhielt dafür die Landeshoheit in Bayern und das Recht, darin die Bischöffe zu ernennen und sie im Namen des Königs zu belehnen. Er blieb fortan dem sächsischen Königshause treu und half ihm die Böhmen bekämpfen.

Nachdem König Heinrich im Jahre 924 (bei Gelegenheit eines Kriegs, welchen in Frankreich Karl der Einfältige gegen seinen Gegenkönig Rudolf von Burgund führte, Lothringen wieder mit Deutschland vereinigt hatte, mit dem es nun an 700 Jahre lang verbunden blieb, verschaffte er sich von den Magyaren, die bei einem neuen Einfälle schon bis West-

*) Genealogie des sächsischen und fränkischen Kaisergeschlechts.

Otto der Erlauchte,
Herzog von Sachsen, † 916.

König Heinrich I der Vogler, † 936.
vermählt 1. mit Hatburg; 2. mit Rathilde.



fallen vorgebrungen waren, einen neunjährigen Waffenstillstand, und zwar dadurch, daß er einen ihrer Oberanführer, den er bei einem Ausfall in seine Gefangenschaft bekommen hatte, freigab und einen jährlichen Tribut versprach.

Diesen Waffenstillstand (der sich übrigens nur auf Sachsen und Thüringen bezog) benutzte er alsdann zu großartigen Vertheidigungsanstalten. Denn um das Land gegen feindliche Verheerungen besser schützen zu können, legte er feste Plätze im Innern an, aus denen sich in späterer Zeit Städte mit bürgerlichen Einrichtungen erhoben. Und um den stürmischen Angriff der ungarischen Reiter Schwärme besser bestehen zu können, verbesserte er das deutsche Kriegswesen durch Vermehrung und geordnete Übung der meistens dem Adel angehörigen berittenen Kriegsmänner, worauf später der Ursprung des Ritterthums zurückgeführt wurde.

Unter den festen Plätzen, die er neu gründete und die sich in der Folge zu Städten ausbildeten (daher auch sein von neueren Geschichtschreibern ihm ertheilter Beiname „der Städtebauer“), werden Quedlinburg und Goslar, auch Meissen, Wittenberg und Soest genannt; unter den Orten, die er mit Mauern umgab: Merseburg, Nordhausen, Gronau &c. Je der neunte Mann vom Lande wurde zur Anlegung und Vertheidigung dieser festen Plätze einberufen; die andern acht Theile der Bevölkerung mußten jährlich den dritten Theil ihres Fruchteinkommens zur Anlegung von Vorräthen in jene Orte abliefern, damit die hinter den Mauern Schutz Suchenden zur Zeit der Noth davon leben könnten. — Um im Felde den Anprall der anstürmenden Feinde besser aushalten zu können, lehrte er die Reiter in geschlossenen Reihen kämpfen. — (Eine eigentliche Turnierordnung rührte nicht von ihm her, sondern wurde erst in späterer Zeit gegeben.)

Um nun zuerst die immer weiter gegen die Weser vordringenden Slaven, welche es stets mit den Magyaren hielten, zum Gehorsam und zum Christenthum zu bringen, machte er mehrere Nothwehrzüge gegen sie, unterwarf sich die Dalemancier, die Redarier, die Heveller (durch die Eroberung von Brennaburg, dem nachmaligen Brandenburg) und andere sorbische Stämme, und errichtete zum Schutze gegen sie die Markgrafschaft Meissen. (Die Markgrafschaft Nordachsen oder die heutige Altmark war schon in der Karolinger Zeit da). Dergleichen machte er die Böhmen zins- und lehnspflichtig.

So stand Deutschland unter seinem kräftigen Könige in erneuerter Volkskraft da und konnte den bevorstehenden Entscheidungskampf mit den Magyaren aufnehmen. Vorher jedoch unterließ König Heinrich nicht, seine Deutschen in einer Versammlung unter Hinweisung auf Alles, was ihnen bisher mit Gottes Hülfe gelungen sei, zu ermahnen, auch gegen diesen allgemeinen Feind sich standhaft zu erheben. Bisher habe er, was ihren Kindern gehörte, hingeben müssen, um die Feinde zu bereichern; ob man denn auch Kirchen plündern und was zur Ehre Gottes bestimmt sei, hingeben sollte, um einen schimpflichen Frieden von den Feinden Gottes zu erkaufen, oder ob sie, wie es Deutschen ziemt, fest vertrauen wollten, daß der sie erlösen werde, der in Wahrheit ihr Herr und Erlöser sei? — Da gelobte das Volk einmüthig mit emporgehobenen Händen, zum Streit auszugehen.

Als nach abgelaufenem Waffenstillstande ungarische Gesandte von dem Könige den alten Tribut forderten und dieser ihnen denselben verweigerte,

933

fielen die Magyaren in zwei großen Schwärmen ins Land und drangen verheerend über die Saale vor. Aber der eine Haufe wurde von den Sachsen und Thüringern bei Sondershausen niedergemacht, und den größern Heerhaufen schlug Heinrich selbst in der **Schlacht bei Merseburg** i. J. so rasch und völlig in die Flucht, daß die Magyaren ihr ganzes Lager sammt allen geraubten Menschen und Gütern zurückließen und größtentheils auf der Flucht gefangen oder niedergemacht wurden. Da fiel Heinrich mit seinem ganzen Heere auf die Kniee und dankte Gott für diesen Sieg über einen so furchtbaren Feind der Christenheit. Von der Beute begabte Heinrich das Kloster Quedlinburg, und den bisher entrichteten Tribut verwendete er auf Kirchen und Almosen.

Zum Andenken an diesen Sieg ließ er ein Gemälde der Schlacht im Speiseaal der Merseburger Pfalz anbringen. Noch heute wird das Andenken an diese Errettung in dem Dorfe **Keuschberg**, unweit Merseburg, alljährlich durch eine Predigt und durch Vorlesung einer alten chronistischen Darstellung jener Schlacht gefeiert.

Ein Jahr darnach gab König Heinrich die deutsche Kraft auch den Dänen zu fühlen, die unter ihrem Könige Gorm die Slaven unterstützt und in Sachsen geplündert hatten. Er drang bis Jütland vor und stellte die von Karl dem Großen errichtete Markgrafschaft Schleswig wieder her und verpflanzte sächsische Colonisten dahin, ja er brachte den Dänenkönig **Ranut**, Gorm's Sohn, dahin, daß er sich taufen ließ.

Noch wollte Heinrich, wie man annimmt, durch einen Zug über die Alpen die Verbindung zwischen Italien und Deutschland wieder herstellen, aber ein Schlagfluß hinderte ihn an der Ausführung. Nachdem er sich von den Fürsten in einer Versammlung zu Erfurt die Nachfolge seines ältesten Sohnes hatte zusichern lassen, starb der große Mann in seiner Pfalz zu **Memleben** an der Unstrut mit dem Ruhme herrlicher Thaten und gerechter Gesinnung. Er wurde zu Quedlinburg in der von ihm dort gegründeten Klosterkirche beigelegt.

Der sächsische Chronist **Wituchind** schließt die Lebensgeschichte dieses Königs mit den Worten: „Er war ein großmächtiger Herr, der größte der Könige Europa's, an jeglicher Tugend Leibes und der Seele keinem nachstehend; er hinterließ einen Sohn, noch größer, als er selbst, und diesem Sohne ein großes weites Reich, das er nicht von seinen Vätern geerbt, sondern durch eigene Kraft errungen und Gott allein zu danken hatte.“

§. 96. **Mit allgemeiner Zustimmung der fünf Hauptstämme der Deutschen und mit nie gezeigter Pracht und Feierlichkeit wurde nun am 3. Aug. des Jahres**
 936 **Otto der Erste oder der Große**, Heinrich's Sohn, zu Aachen gesalbt und gekrönt. Die drei geistlichen Reichsfürsten stritten sich sogar um die Ehre des Salbens, die dann dem Erzbischof von Mainz (als dem derzeitigen Primas Germaniens) zu Theil wurde; bei dem Krönungsmahle verrichteten die höchsten weltlichen Fürsten persönlich die Erzämter.

Das Amt des Erztruchseß (dem die Anordnung der Tafel oblag) verwaltete Herzog Eberhard von Franken, das Amt des Erzmundschenken der Herzog Hermann von Schwaben, das Amt des Erzschämmerers der Herzog Gisbert von Lothringen, das Amt des Erzmarischalls (der für die Unterfunst des Rittergefolges zu sorgen hatte) der schon erwähnte Herzog Arnulf von Bayern. Mit diesem Krönungsglänze wollte Otto anzeigen, daß von nun an die Größe und

der Glanz des gesammten deutschen Reiches der Hauptgegenstand seiner Sorgen sein werde.

Otto selbst wußte die von seinem Vater geerbte Würde mit Kraft und Glanz zu behaupten. Alles an ihm gab den gebornen Herrscher zu erkennen: hohe königliche Gestalt, rascher Gang, mächtige Brust, große strahlende Augen, rothe Wangen, langes blondes Haar; dabei zierten ihn innerlich große Eigenschaften, unter welchen hohe Kraft, ehrfurchtgebietender Ernst, beharrlicher Wille und entschiedene Strenge verbunden mit Gerechtigkeit und Großmuth besonders hervortraten.

Er schien sich Karl den Großen zum Vorbild gewählt zu haben. War er oft hart in Bestrafung der Frevel, so vergab er doch dem Reuigen mehr als einmal. Denn wenn ihn nicht gerade der Zorn übermannte, so bestrebte er sich doch ernstlich der Gerechtigkeit und sein offenes Gemüth kannte keine Arglist. Der Religion war er mit innerstem Eifer ergeben, ohne sich von der Geistlichkeit beherrschen zu lassen. Die Wissenschaft achtete er, ohne sie jedoch selbst zu betreiben, da er das Kriegsleben liebte. Stolz auf seine deutsche Abkunft sprach er nur deutsch, doch ohne berecht zu sein; auch trug er stets vaterländische Kleidung.

Doch verwickelte ihn gleich Anfangs seine Heftigkeit in mancherlei Kämpfe mit seinen Vasallen. Weil er den alten, stets unruhigen Eberhard von Franken wegen eines Fehdeauszugs hart bestraft hatte, so verband sich dieser mit dem Herzog Giselbert von Lothringen, um dem Bruder Otto's, Heinrich, die Krone zu verschaffen. Schon begann die Empörung, in die sich auch der Erzbischoff von Mainz verwickeln ließ, gefährlich zu werden, als bei einem Rückzug der Verbündeten durch einen Überfall Eberhard erschlagen wurde und Giselbert auf der Flucht im Rhein ertrank. Darauf verließ Otto — die Politik seines Vaters befolgend (nämlich die großen Lehen an Verwandte zu vergeben) — das Herzogthum Lothringen (944) seinem nachherigen Schwiegersohne dem Grafen Konrad dem Rothem von Franken, einem Enkel Kaiser Konrads I; das Herzogthum Schwaben, nach dem Tode des Herzogs Hermann, der ohne männliche Leibeserben starb, seinem eigenen Sohne Rudolf, welcher Hermann's Tochter Ida zur Gemahlin hatte, und das erledigte Herzogthum Bayern anfangs dem Bruder Arnulf's II, Namens Berthold, aber nach dessen Tode (948) seinem eigenen Bruder Heinrich, der zwar eine nochmalige Verschwörung gegen ihn angestiftet, aber nach deren Entdeckung sich seinem königlichen Bruder im Dom zu Frankfurt a. M. reumüthig zu Füßen geworfen hatte und von nun an zeitlebens dessen treuester Anhänger blieb. — Ja im Gefühle seiner Stärke vergab König Otto sogar sein eigenes Herzogthum Sachsen an seinen treuen Freund Hermann Billung, der es gegen die Slaven so tapfer vertheidigt und insbesondere den Böhmenherzog Boleslav, der die Lehnspflicht verweigerte, wieder zur Unterwerfung gebracht hatte.

Im Jahr 947 zog Otto persönlich gegen den Dänenkönig Harald (Blauzahn, Gorm's Sohn), welcher die Mark Schleswig zerstört hatte, schlug ihn nach Jütland zurück und stellte die Mark wieder her. Im darauf folgenden Frieden (948) bekannte sich der Dänenkönig zum Vasallen des deutschen Reichs. (Harald's Bekehrung und Taufe erfolgte 962).

Um aber sowohl die Dänen, als auch die Slaven, die sein Markgraf Gero, mit nur allzu großer Grausamkeit bekämpfte, auch innerlich zum Christenthum zu bringen, errichtete Otto dort die Bisthümer Schleswig, Ripen und Marhuus, hier die Bisthümer Brandenburg, Havelberg, Meissen, Zeitz, Merseburg, Prag und gründete das Erzbisthum Magdeburg. Denn wie Karl Martel und Karl der Große, so führte auch Otto auf seinen Eroberungszügen Missionare und deutsche Anbauer mit sich, um diese Heiden nicht nur durch das Evangelium umzubilden, sondern auch an germanische Art und Sitte zu gewöhnen. — Auch die Polen mußten späterhin seine Hoheit anerkennen und das Christenthum zulassen. Selbst auf das zerrüttete westfränkische Reich übte Otto einen ordnenden Einfluß, indem er dem dort vom Herzog Hugo von Francien bedrängten und gefangenen König Ludwig, seinem Schwager, durch einen Heereszug, auf dem er Rheims eroberte, Befreiung brachte und so Frankreichs König die Erhaltung seiner Krone den Deutschen verdankte. Eben so fand das burgundische Königthum gegen die dasselbe bedrängenden Vasallen an dem deutschen Otto eine erhaltende Stütze.

Allenthalben erkannte man in diesem deutschen Könige Otto schon jetzt den ersten Fürsten des Abendlandes. Die Einheit des Reichs, die sein Vater begründet hatte, führte Otto's Geist und Kraft durch Stärkung der Königsgewalt der Vollendung zu, und es bedurfte nur noch einer Stufe, um die deutsche Nation und ihr Oberhaupt auf den Gipfel der Macht zu erheben und ganz Europa mit Ehrfurcht vor demselben zu erfüllen.

§. 97. Bereits gebot Otto der Große mit gewaltiger Macht von den Alpen bis zum Belt, von dem Jura bis zur Weichsel, als ihn der Hülfseruf einer italienischen Königswittwe gegen ihren Bedränger Berengar II von Ivrea nach Italien führte, das von nun an in engere Verbindung mit Deutschland treten sollte.

Italien war seit der Rückkehr des Kaisers Arnulf nach Deutschland (§. 63) in die alten Parteiwirren zurückgefallen. Eine Partei stellte den Grafen Ludwig von Arelat (auch Neuburgund genannt) zum König auf. Ihn vertrieb aber der Markgraf Berengar I von Ivrea und ließ sich vom Papste (für eine ihm gegen die Sarazenen in Unteritalien geleistete Hülfe) zum Kaiser krönen. Wider diesen Berengar wählte nun die Gegenpartei den Rudolf II von Hochburgund zum König von Italien. Als darauf Berengar I durch einen seiner eigenen Diener ermordet wurde, wählte die Partei desselben den Grafen Hugo von Arelat und Verweser von Niederburgund, der dann, um sich in Italien zu halten, seinem Gegner Rudolf II für den italienischen Thron Arelat oder Neuburgund abtrat, so daß also Rudolf II die beiden burgundischen Reiche unter seiner Herrschaft vereinigte. (§. 92.)

Indeß wurde König Hugo den Italienern verhaßt, so daß er sich zuletzt in ein Kloster zurückzog und Italien seinem Sohne und bisherigen Mitregenten Lothar überließ, den aber nun Berengar II von Ivrea (ein Enkel des ersten Berengars) aus der Herrschaft verdrängte.

Dieser Berengar II hatte, wie man allgemein annahm, den italienischen König Lothar durch Gift aus dem Wege geräumt und sich in Rom krönen lassen. Um sich in dem angemessenen Königthum zu behaupten, wollte

er nun die 19jährige schöne und geistvolle Wittwe Lothar's, Namens Adelheid, eine Tochter König Rudolfs II von Hochburgund, zur Ehe mit seinem häßlichen Sohne Adalbert zwingen, denn er hoffte, durch diese Verbindung die burgundische Partei für sich zu gewinnen. Allein Adelheid widerstrebte und wandte sich auf den Rath der Großen ihrer Partei an den deutschen König Otto um Beistand, indem sie ihm dafür ihre Hand mit der Krone Italiens antrug. (Daß Berengar sie wegen ihrer Weigerung in einem festen Thurm am Gardasee gefangen gehalten, ein treuer Mönch aber, Namens Martin, die Mauer des Thurmes untergraben, sie befreit und in den Schutz des Markgrafen Azzo nach der Burg Canossa gebracht habe, wo sie dann von Berengar belagert worden sei, ist als Sage zu betrachten.)

Otto, vier Jahre zuvor Wittwer geworden, zog ungesäumt über die Alpen, demüthigte Adelheid's Bedränger und erhielt durch die Vermählung mit ihr 951 den Besitz des lombardischen Italiens.

§. 98. Alle Welt freute sich dieser Verbindung des Kaisers mit der hochherzigen Fürstin, nur nicht sein Sohn, der Herzog Ludolf von Schwaben, der in seines Vaters zweiter Ehe eine Gefahr für sein Anrecht auf den deutschen Thron sah. Gleich nach dem Hochzeitsfeste zu Pavia, verließ daher Ludolf, ohne sich von seinem Vater zu verabschieden, Italien und verband sich mit seinem Schwager Konrad von Lothringen zu einer offenen Empörung. Letzterer hatte den Berengar durch das Versprechen, daß ihn der Kaiser gnädig behandeln werde, vollends zur Unterwerfung gebracht; weil aber der Kaiser demselben kein Gehör geben wollte, so fühlte sich Konrad gekränkt und machte mit Ludolf gemeinschaftliche Sache. Um einen Bürgerkrieg zu vermeiden, beschied Otto den Berengar nach Augsburg, verzieh ihm und gab ihm das Königreich Italien zu Lehen.

Allein die Verschwörung gegen Otto's Person und Macht hatte in Deutschland bereits einen solchen Umfang gewonnen, daß derselbe gegen Ludolf und Konrad die Waffen führen und sie nach einem schweren Kampfe zur Unterwerfung zwingen mußte. Er verzieh ihnen, sah sich aber genöthigt, ihnen zur Strafe ihres Landesverrathes ihre Lehen einzuziehen, von denen er Lothringen an seinen eigenen Bruder, den trefflichen Erzbischoff Bruno von Köln, Schwaben aber an den Schwiegersohn seines Bruders Heinrich, den Herzog Burkhard, verließ.

Ludolf und Konrad hatten bei ihrer Empörung sogar die Magyaren, die schon seit einiger Zeit die südöstlichen Marken wieder beunruhigt hatten, zu Hülfe gerufen. Diese fielen nun in großen Heerschaaren unter Morden und Brennen in Bayern ein und belagerten Augsburg; aber Otto stellte sich ihnen am Lech an der Spitze der Bayern, Franken, Schwaben und Böhmen entgegen, und brachte unter demselben Banner des Erzengels Michael, das schon bei Merseburg zum Siege geweiht hatte, am 10. Aug. 955 in der Schlacht auf dem Lechfeld (unweit Augsburg) den Magyaren eine

so entscheidende Niederlage bei, daß von ihrer großen Menge nur Wenige entkamen. Da sie ihre Macht gebrochen sahen, hielten sie von nun an Frieden und ließen dem Christenthume Eingang.

Es war am Tage des h. Laurentius, als sich das ganze Christenheer durch Gebet und Empfang des h. Sacraments zur Hauptschlacht vorbereitete und Alle auf Otto's Ermahnung schwuren, treu bis in den Tod zu einander zu halten. Darauf erhob Otto die h. Lanze und stürmte zuerst gegen den Feind. Der Streit war hart und dauerte vom Morgen bis zum Abend. Die dichten Haufen der Feinde wurden endlich durchbrochen und unter dem wuchtigen Schwertschlag der Deutschen ergossen sich die Magyaren in allgemeine Flucht, auf der sie größtentheils gefangen und niedergemacht wurden. Aber auch das deutsche Heer verlor viele Tapere und Edle. Unter ihnen fiel auch Konrad von Lothringen, der sich der wieder erhaltenen Verzeihung durch die angestrengteste Tapferkeit hatte werth machen wollen. In der Hitze der Schlacht wollte er sich die Halsberge küssen, da traf ihn ein feindlicher Pfeil in die Kehle und tödtete ihn. Zehn Jahre nach seinem Tode wurde Lothringen in zwei Herzogthümer, Oberlothringen (an der Mosel) und Niederlothringen (an der Maas), getheilt (963).

Während dieser Kriegsunruhen in Deutschland hatte Berengar II in Italien sich treulos empört und sogar Rom angegriffen, so daß der Papst Johann XII den König Otto zu Hülfe rief und ihm die Kaiserkrone anbot. Otto sandte zuerst seinen Sohn Ludolf nach Italien, der nun zwar den Berengar in seine Gewalt bekam, aber ihn aus unzeitiger Großmuth wieder frei ließ. Als nun Ludolf, von einem Fieber ergriffen, zum Leid seines Vaters plötzlich starb, und Berengar sich abermals feindlich erhob, zog Otto, der wohl erkannte, wie wichtig und nöthig zur Behauptung eines vorwaltenden Ansehens in Europa die Herrschaft von Italien war, nochmals über die Alpen, ließ zu Mailand den Empörer für abgesetzt erklären und sich die lombardische Krone aufsetzen.

Hierauf hielt er seinen Einzug in Rom, wo nun am 2. Februar des Jahres **962 Otto zum römischen Kaiser** unter dem Zujuchzen des römischen Volkes vom Papste gekrönt wurde und als solcher sich von den Römern Treue schwören ließ. Von nun an blieb die römische Kaiserwürde ununterbrochen bei dem deutschen Reiche, das späterhin den Namen „**heiliges römisches Reich deutscher Nation**“ bekam.

Das Ziel, das dadurch Kaiser Otto der Große allen seinen Nachfolgern steckte, war allerdings mehr ein ideales und kostete bei seiner Erstrebung dem deutschen Volke große Opfer an Blut und Kraft. Nichts desto weniger aber war das deutsche Kaiserthum ein, wenn auch von päpstlicher Politik veranlaßtes, aber providentiell zugelassenes Glied in der Kette der geschichtlichen Entwicklungen. Die deutsche Kraft rannte sich an dem Gedanken empor, daß unter allen Völkern das deutsche an Macht das Erste und sein Kaiser unter allen christlichen Herrschern der Erste sei: ohne die Verbindung mit Italien wäre beides unmöglich gewesen. Auch darf nicht übersehen werden, daß der deutsche Geist sich an den Resten der antiken Kultur, in deren Besitz Italien war, weiter entwickeln sollte; — ferner, daß er in der Folge durch die Anschauung des ausgebildeten Bürgerthums der italienischen Städte nach bürgerlicher Freiheit streben lernte; — endlich daß er durch die nähere Verührung mit der Metropole der Christenheit, daraus er seine kirchlichen Formen erhalten hatte, in der Folge zum Gewinn für sein höheres geistiges Leben „zwischen Priesterthum und Christenthum zu unterscheiden“ die Gelegenheit fand.

Raum hatte Otto Rom verlassen, um gegen Berengar zu kämpfen, als

Papst Johann, der in dem Kaiser einen viel gefährlicheren Herrn erkannte, mit Berengar's Sohne Adalbert eine Verbindung gegen den Kaiser eingieng, so daß sich dieser genöthigt sah, nach Rom zurückzukehren, wo er diesen Papst wegen seiner offenbaren Unwürdigkeit durch ein Concilium deutscher und italienischer Bischöffe abz., und einen andern (Leo VIII) einsetzen ließ. Dabei mußte das römische Volk geloben, künftig keine Papstwahl ohne des Kaisers Bestätigung vorzunehmen. Dieses Bestätigungsrecht aber wurde dem Kaiser stets vom päpstlichen Stuhle bestritten.

Weil nun die Römer, welche die Papstwahl von jeher als ein ihnen allein zustehendes Recht ansahen, nach Otto's Abzug den neuen Papst vertrieben und den vorigen wieder einsetzten, rückte Otto nach erhaltenem Zuzug aus Deutschland auf's Neue vor Rom, erzwang die Übergabe der Stadt und bestrafte die Schuldigen. Auch Berengar wurde endlich bezwungen und mit seiner Gemahlin in's Exil nach Deutschland (und zwar nach Bamberg) geschickt, worauf Otto die Ruhe in Oberitalien vollends durch Abschaffung der Herzogswürden daselbst wieder herstellte.

Zwar machte Berengar's Sohn Adalbert noch einen Versuch, das väterliche Reich wieder einzunehmen und auch die Römer vertrieben wieder einen, von Otto eingesetzten neuen Papst; allein Otto stellte auf einem dritten Zuge nach Italien (966) durch ein schweres Gericht über die Widerspenstigen die Ordnung wieder her.

Nachdem der Kaiser seinem vierzehnjährigen Sohne Otto 967 in Rom die kaiserliche Krone hatte aufsetzen lassen, faßte er den Gedanken, auch Unteritalien seiner Lehensherrlichkeit zu unterwerfen. Er ließ daher für jenen seinen Sohn am griechischen Kaiserhofe um die Tochter des griechischen Kaisers Romanus II, Namens Theophano (Theophania), werben, die demselben die griechischen Besitzungen in Unteritalien als Mitgift zu bringen könnte. Da ihm aber der griechische Kaiser Nicephorus Phocas, ihr Stiefvater, aus Hochmuth einen Abschlag erteilte und von Otto sogar die Herausgabe Roms und der mittelitalienischen Besitzungen verlangte, so bekriegte Otto die Griechen in Unteritalien. Als sich im zweiten Jahre darauf in Constantinopel eine Thronumwälzung ereignete, sagte der neue Kaiser Johannes Tzimiscès im Friedensschlusse dem jungen Otto Theophano's Hand zu, verstand sich aber nur zur Abtretung von Neapel und Capua.

Nachdem Kaiser Otto die Vermählung seines Sohnes in Rom 972 gefeiert hatte, kehrte er endlich nach Deutschland zurück und empfing die Huldigungen der verschiedensten Völker Europa's. Kurze Zeit darnach fühlte Otto der Große zu Memleben, gebeugt durch den Tod seines alten treuen Freundes, des Herzogs Hermann Billung von Sachsen, auch sein Ende nahen. Umgeben von mehreren Fürsten nahm er das h. Abendmahl und starb am 7. Mai 973 in einem Sessel eines sanften Todes, im 61 Jahr seines Lebens und im 38. seiner Regierung. Er hinterließ seinem Nachfolger das Reich in blühendem Zustande und sich selbst den Ruhm eines

großmüthigen Schirmherrn des Rechts und eifrigen Beförderers der christlichen Religion. In ihm war das deutsche Kaisertum zu seiner höchsten Erscheinung gekommen. Nach ihm aber gieng die Idee der deutschen Oberherrlichkeit allmählich wieder rückwärts.

§. 99. **973 Otto der Zweite**, Es folgte ihm nun in der Regierung des römisch-deutschen Reichs, sein kühner und hochstrebender, dabei in gelehrter Bildung erzogener Sohn. Er hatte von seiner frühen Erwählung her nur zu viel Selbstvertrauen, sonst hätte er, der erst Achtehnjährige, den Rath seiner staatsklugen Mutter *Adelheid* nicht in der Art zurückgestoßen, daß sie sich gekränkt nach Burgund zu ihrem Bruder zurückzog. Er handelte daher nicht immer mit der erforderlichen Umsicht, wiewohl er allenthalben, wo er das Reich gefährdet sah, mit Kraft und Entschiedenheit auftrat. Als sich *Heinrich II* (der *Fänker*) von Bayern, aus Verdruß, daß das Herzogthum Schwaben an *Ludolf's* Sohn *Otto* und die Mark Österreich an einen *Babenberger* verliehen wurde, mit den Böhmen und Polen verband, so ließ ihn der Kaiser verhaften, und als er seiner Haft entkam und einen Anhang warb, sprach er ihm das Herzogthum Bayern ab und gab es ebenfalls dem schwäbischen *Otto*.

Als die Dänen, ermutigt durch die Nachricht vom Tode seines Vaters, das *Danewirk* besetzten und eine feindliche Haltung annahmen, zog er gegen sie aus, eroberte das *Danewirk* und drang bis an die Spitze *Jütlands* vor, wo er seine Lanze zum Zeichen künftiger Oberhoheit in den Meerbusen warf, der dort heute noch *Ottenjund* heißt. — Als sodann König *Lothar* von Frankreich für seinen Bruder *Karl Lothringen* nehmen wollte und den Adler auf der Kaiserpfalz zu Aachen, der stets nach dem Lande zugekehrt sein mußte, zu welchem Lothringen gehörte, gen Frankreich herum-drehen ließ, trieb Otto den König aus Lothringen hinaus, machte einen raschen Zug nach Paris (978) und verbrannte die Vorstädte, konnte aber die Stadt selbst nicht erobern. Er kam zwar auf dem Rückzuge bei der schlechten Jahreszeit durch Krankheiten im Heere und Angriffe der Feinde in großes Gedränge; dennoch mußte *Lothar* im Friedensschlusse 980 auf Lothringen verzichten, erhielt aber für seinen Bruder *Karl Niederlothringen* als Lehen.

Die Annahme eines deutschen Lehens von Seite dieses französischen *Karl's* verletzte das Nationalgefühl der Franzosen so, daß sie ihn nach *Lothar's* Tode nicht als König anerkannten, sondern den Thron an *Hugo Capet* gaben, der in Frankreich die neue Dynastie der *Capetinger* begründete.

Nachdem der junge Kaiser noch die abgefallenen Polen zum Gehorsam zurückgebracht, den Ungarn aber das Land unter der *Enns* abgenommen und so die Ostgränze des Reichs gesichert hatte, wendete er sich über die Alpen nach Italien, um auch dort die ottonische Herrschaft zu befestigen und wo möglich zu erweitern.

In Italien waren unterdeß die alten Parteiwirren wieder eingerissen und besonders in Rom bedrängte ein Herzog *Crescentius*, das Haupt einer Abelsfaction, den päpstlichen Stuhl so, daß er den Papst *Benedict VI* den Hungertod im Gefängniß sterben ließ und darauf ausgieng, die alte

römische Republik wieder zu errichten. Otto II drang daher 981 in Rom ein, ließ den Crescentius in ein Kloster sperren und setzte nach dem Tode des von einer andern Partei unterdeß gewählten Papstes einen neuen, Johann XIV, ein. Darnach wollte er Apulien und Calabrien, welche Gebiete er als Brautsteuer seiner Gemahlin betrachtete, in Besitz nehmen, und hatte schon Bari und Tarent erobert, als er von den Griechen mit Hülfe der sicilischen Araber 982 in Calabrien geschlagen wurde und alles Eroberte wieder verlor.

Als der Ort, bei dem Otto diese Niederlage erlitt, wird ohne Grund Bascantello, in einer spätern untergeschobenen Chronik, Squillace angegeben. Es läßt sich aber nur sagen, daß sie in Calabrien nahe an der Meeresküste vorfiel. Otto selbst entfloh an's Meer und rettete sich auf einem Kisse schwimmend auf ein vorübersegelndes Schiff, das jedoch ein griechisches war und ihn, als er erkannt wurde, mit fort nach Constantinopel nehmen wollte. Auf sein Versprechen eines kostbaren Lösegeldes fuhr ihn der Schiffsherr nach Rossano in Calabrien, wo die Kaiserin Theophano, bereits durch abgesandte Boten benachrichtigt, ihn erwartete und das Lösegeld bereit hatte. Als nun Einige ihres Gefolges, um den Kaiser in Empfang zu nehmen, das Schiff, worauf sich Otto noch befand, bestiegen hatten, sprang der Kaiser, um rascher an das Land zu schwimmen, in das Meer. Beim Hinausspringen wollte ihn einer der Griechen am Gewand zurück halten, wurde aber von einem Ritter durchbohrt. Erschrocken wichen die Griechen auf die andere Seite des Schiffes, während des Kaisers Leute sich in ihr Fahrzeug warfen und sich an das Land retteten. Zwar wollte nun der Kaiser dem Schiffsherrn die versprochene Belohnung geben; dieser aber war mit den Griechen, auf das Lösegeld verzichtend, aus Furcht davon gesehlt.

Als er, nach Oberitalien zurückgekehrt, auf dem Reichstage zu Verona seinem dreijährigen Sohne das Recht der Nachfolge im deutschen Königthume verschafft hatte und eben im Begriff war, neue Rüstungen zu machen, starb er an den Folgen körperlicher Anstrengung an einem Fieber im 28. Jahre seines Alters.

§. 100. Da sein junger Sohn und Nachfolger **Otto der Dritte** 983 (genannt „das Wunderkind“, wegen der gelehrten Bildung, die er erhielt) erst drei Jahre alt war, so trat eine vormundschaftliche Regierung ein, die von seiner hochgebildeten Mutter Theophano und seiner Großmutter Adelheid mit dem Beirath des edlen Erzbischoffs Willigis von Mainz verständig geführt wurde. Zwar machte der obgenannte Herzog Heinrich II von Bayern (der Nefse Otto's des Großen) Anspruch auf die Reichsverwesung und brachte sogar, unterstützt von Böhmen und von Polen, den jungen Kaiser in seine Gewalt, wurde aber von dem Herzog von Sachsen gezwungen, ihn wieder auszuliefern; doch erhielt Heinrich sein ihm vom zweiten Otto abgesprochenes Bayern wieder zurück.

Bei diesem Anlaß wurde Kärnthen von Bayern abgetrennt und als ein eigenes Herzogthum einem jüngern Heinrich aus dem babenbergischen Hause gegeben. — Der Angriff, den der französische König Lothar bei dieser Gelegenheit auf Lothringen machte, wurde glücklich zurückgetrieben. Auch die Slaven hatten gleich anfangs einen furchtbaren Aufstand gemacht, dessen Verheerungen besonders Nordachsen betrafen. Sie wurden mit Mühe bekämpft, und zu ihrer gänzlichen Unterwerfung trug erst allmählich die friedliche Bekehrung der Böhmen (unter deren Herzog Boleslav) und der Polen (unter dem Fürsten Miesko) bei. Nur die Dobriten und Wilzen im Norden blieben noch beim Heidenthum.

Mündig geworden, zog Otto III über die Alpen, hemmte das Unweſen des Uſurpators *Crescentius* durch deſſen Verbannung und erhielt aus den Händen eines von ihm beſörderten Papſtes, Namens *Gregor V*, die Kaiſerkrone. Kaum war Otto nach Deutſchland zurückgekehrt, um gegen die Slaven zu ziehen, ſo trat *Crescentius* in Rom wieder hervor, ſtellte einen Gegenpapiſt auf und verhaſtete des Kaiſers Anhänger. Daher unternahm Otto ſeine zweite Römerfahrt, auf der er den *Crescentius* nach der Eroberung der Engelsburg, in die ſich derſelbe eingekloſſen hatte, enthaupten und zwölf ſeiner trotigen Anhänger ans Kreuz ſchlagen ließ. Darauf ſetzte er *Gregor V* wieder ein, und als derſelbe im folgenden Jahre ſtarb, erhob er ſeinen theuern Lehrer *Gerbert*, den größten Gelehrten und Naturkundigen jener Zeit, unter dem Namen *Sylveſter II*, auf den päpſtlichen Stuhl.

Eine Zeit lang gerieth Otto III durch den Umgang mit Aſceten, inſondere mit Kloſtergeiſtlichen in Apulien, namentlich mit einem alten, für heilig geachteten Einſiedler auf einen religiös-schwärmeriſchen Abweg, und im Jahre 1000 (bei deſſen Eintritt Viele den Weltuntergang erwartet hatten) machte Otto zur Buße eine Wallfahrt nach Gneſen zum Grabe ſeines väterlichen Freundes, des Biſchofs *Adalbert* von Prag, des Apoſtels der Preußen, der von dieſem noch heidniſchen Volke an der Oſtſee erſchlagen worden war, und ſtiftete das Erzbisthum Gneſen. Von da begab er ſich nach Aachen, um ſich zu dem Vorſatz großer Thaten an dem Anblick *Karl's* des Großen zu begeistern, wo er ſich die Gruſtkapelle öffnen ließ, in der er den Leichnam deſſelben noch in der nämlichen Stellung fand, die man ihm bei der Beſetzung gegeben hatte. — Er hätte vielleicht, von ſeiner Neigung zu griechiſchen und italieniſchen Sitten bemogen, auf ſeinem dritten Römerzug den Hauptſitz des Kaiſerreichs nach Rom verlegt, wenn nicht die Römer ſich gegen ihn empört und ihm den Aufenthalt in Rom verleidet hätten. Eben hatte er von Ravenna aus, wo er nun ſeinen Sitz genommen hatte, zur Dämpfung des römischen Aufſtandes und zur Herſtellung des kaiſerlichen Anſehens neue Streitkräfte aus Deutſchland entboten, als er an einem Fieber erkrankte und in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb.

Man mußte wegen der Treuloſigkeit der Italiener ſeinen Tod ſo lange verheimlichen, bis ein hinreichendes Heer beſammen war, um ſeine Leiche nach Deutſchland zu geleiten; und dennoch mußte der Zug ſieben Tage lang beſtändige Angriffe aushalten, bis er die deutſche Gränze erreichte.

§. 101. **W**eil mit Otto III das ſächſiſche Geſchlecht älterer Linie erloſch, ſo ſtritten ſich mehrere Bewerber um die Krone. Von der Geiſtlichkeit unterſtützt, bekam ſie der Sohn *Heinrich's* des Zänkers von Bayern, **1002 Heinrich der Zweite, der Heilige**, ein Sprößling der jüngern ſächſiſchen Linie und *Heinrich's* I Urenkel, der jenen Beinamen wegen ſeiner Frömmigkeit erhielt. Seine Erwählung war aber keine gemeinſame, ſondern er wußte die verſchiedenen Stämme einzeln durch Zugeſtändniſſe zu gewinnen, weßhalb er aber nachher mit ſeinen Vaſallen viel zu kämpfen hatte: denn die geiſtlichen unter denſelben trachteten immer mehr nach weltlichem Beſitz, die weltlichen nach Erblichkeit und ſteter Erweiterung ihrer

Reichslehen, die auswärtigen Vasallen aber nach Unabhängigkeit. Doch zeigte es sich bald, daß er durch seinen scharfen politischen Verstand, durch seine beharrliche Ausdauer und seine willenskräftige Thätigkeit seinen Gegnern gewachsen war. Gleich im Anfang seiner Regierung suchte sich der Polenherzog Boleslav Chobry, der alle Slavenstämme unter seiner Herrschaft vereinigen wollte, Böhmens zu bemächtigen, und der mit ihm verbündete Markgraf Heinrich von Oesterreich riß die bayrischen Marken mit in diese Bewegung. Zunächst wendete sich König Heinrich gegen den letzteren und zwang ihn, sich nach Böhmen zu flüchten, verzieh ihm aber nachher auf seine reumüthige Unterwerfung.

Nachdem er sodann einstweilen die gegen die Polen errichteten Marken verstärkt hatte, zog er im Jahre 1004 nach Italien, um den Markgrafen Harduin von Ivrea, der sich die lombardische Krone angemacht hatte, zu bestrafen. Da sich Harduin bei seiner Ankunft zurückzog, empfing König Heinrich in Pavia die lombardische Krone. In der Nacht darauf aber machte ein Theil der Paviesen einen wüthenden Angriff auf den königlichen Palast, den jedoch des Königs Gefolge so lange aushielt, bis das vor der Stadt liegende Heer die Mauern erstürmte und den Aufruhr dämpfte. Der König selbst aber war der Gefangenschaft nur durch einen Sprung aus dem Fenster entgangen, wovon er zeitlebens hinkend wurde.

Erfüllt mit Widerwillen gegen dieses Benehmen der Paviesen, eilte er, ohne Rom zu berühren, nach Deutschland zurück und zwang nun den anmaßlichen und hinterlistigen Boleslav mit Hülfe des von demselben vertriebenen Böhmenherzogs Jaromir, Böhmen wieder an diesen herauszugeben, um Gnade und Frieden zu bitten und die Oberhoheit des Kaisers anzuerkennen. Doch durfte er Schlesien und Mähren behalten, wodurch aber die Weiterausbreitung deutscher Herrschaft gegen Osten hin auf lange hinaus gehemmt wurde.

In der Folge fiel Boleslav wieder in die Marken ein, wurde aber dafür von Heinrich abermals zum Frieden gezwungen, in welchem er aufs neue den Lehenseid leistete; doch bekam er auch die Lausitz zu Lehen. Die Böhmen aber, die den König so kräftig geschützt hatten, erkannten mehr und mehr, daß sie nur in der Verbindung mit Deutschland sich bei einer gewissen nationalen Selbständigkeit erhalten könnten.

Nachdem er hierauf an der Nordwestgränze des Reichs die Westfriesen und den Grafen von Flandern gedemüthigt hatte, führte er seinen längst gehegten Plan der Stiftung des Bisthums Bamberg aus (im Jahre 1007), wozu er sein und seiner Gemahlin Kunigunds Privatvermögen verwendete: denn da sie keine Kinder hatten, wollten sie auf diese Weise „den Herrn Jesum zu ihrem Erben“ einsetzen. Seine Frömmigkeit war übrigen keine eigentlich ascetische, sondern bestand vorzugsweise in einer, die kirchlichen Formen und Ordnungen erhaltenden, über die sittlich-religiöse Zucht der Geistlichen streng wachenden Sorgfalt. Obgleich er seine Macht lieber auf die geistlichen, als auf die weltlichen Fürsten stützte, und meist Bischöfe und Äbte zu Rathgebern nahm, so ließ er doch der Geistlichkeit keine Gewalt über sich, vielmehr lenkte er sie mit festem Willen, ja übte unbedingte Herrschaft über sie, oft mit einer Strenge, die bis zur Härte gieng.

Gegen die Verwendung des Vermögens ſeiner Gattin zur Stiftung des Bamberger Biſthums erhoben deren Brüder Einſpruch, ja einer derſelben, den er zum Herzog von Bayern gemacht hatte, erhob Krieg wider ihn: daher entzog ihm der König das Herzogthum und gab es ihm erſt acht Jahre darnach wieder.

Im zwölften Jahre ſeiner Regierung (1013) faßte König Heinrich II den Entſchluß zu einem zweiten Römerzug, um der kaiſerlichen Partei in Italien die Oberhand zu verſchaffen. Scheu wich Harduin von Treva wieder vor ihm zurück, ſo daß der König allenthalben mit Ehrerbietung empfangen wurde und nach ſeinem feierlichen Einzug in Rom mit ſeiner Gemahlin Kunigunde vom Papſt Benedict VIII in der Peterskirche am 14. Feb. 1014 die Krönung erhielt, zuſammt der Anerkennung des kaiſerlichen Beſtätigungsrechts in Bezug auf die Papſtwahl. Bei dieſer Gelegenheit gab der Papſt dem Kaiſer wegen ſeiner Ergebenheit gegen den römischen Stuhl den Reichsapfel als Sinnbild der von Chriſti Kreuz beherrſchten Welt, zu deren Oberherrschaft der Kaiſer berufen ſei. Zwar ſuchte eine kleine Adelsfaction in Rom einen Aufſtand zu machen, aber des Kaiſers deutſches Gefolge ſchlug ihn ſogleich nieder, und da ſich ganz Italien ruhig verhielt, kehrte Kaiſer Heinrich wieder nach Deutſchland zurück. Zwei Jahre darauf ſchloß er zu Straßburg mit dem kinderloſen König Rudolf III von Burgund, dem er gegen ſeine widerſpenſtigen Vaſallen half, einen Vertrag, vermöge deſſen nach des Königs Tode der Kaiſer über ſämmtliche burgundiſche Lande die Oberlehensherrſchaft erhalten ſollte. Die burgundiſchen Großen widerſetzten ſich zwar, mußten aber die kaiſerlichen Waffen fühlen und die burgundiſchen Reichskleinodien in Heinrich's Händen ſehen. Doch ließ er dem König Rudolf die Ausübung ſeiner Regierungsmacht noch auf deſſen Lebenszeit.

Im Jahr 1020 kam Papſt Benedict VIII ſelbſt an das kaiſerliche Hoflager nach Bamberg, weniger um dort die vom Kaiſer erbaute Stephanskirche zu weihen, als um die kaiſerliche Hülfe gegen die Griechen in Unteritalien zu erbitten, die ſich, von Conſtantinopel aus unterſtützt, in Apulien ausbreiteten und das päpſtliche Gebiet bedrohten. Daher unternahm Heinrich II ſeine dritte Römerfahrt, auf der er die Griechen aus Apulien vertrieb und auch die denſelben Vorſchub leiſtenden Fürſten von Benevent, Capua, Salerno und Neapel zur Ruhe und gebührenden Unterordnung zwang.

Auf ſeiner Rückkehr aus Apulien, zu der ihn die, Krankheiten erzeugende Sommerhitze nöthigte, verſchaffte er 25 tapfern normanniſchen Rittern, welche auf einer Kreuzfahrt nach Conſtantinopel begriffen geweſen waren und ihm bei Bekämpfung der Griechen Hülfe geleiſtet hatten, von dem Herzog von Neapel bei Sora ein Landgebiet, das er zu einer Graſſchaft erhob und machte ſie dort zu Hütern der Mark gegen die Griechen. Dadurch legte er, ohne es zu ahnen, den Grund zu dem nachmaligen **Normannenreich** in Unteritalien, das in der Folge den deutſchen Kaiſern bei ihren Kämpfen in Italien mit den Päpſten ein ſo gefährlicher Gegner wurde: denn die nachherigen Fürſten dieſes Reichs wurden eine große Stütze des päpſtlichen Stuhls nicht nur gegen die römischen Adelsparteien, ſondern auch gegen die Kaiſer (§. 103 und §. 111).

Hierauf hielt Kaiſer Heinrich II nach ſeiner Rückkehr aus Italien einen Reichstag zu Aachen und zu Trevis (an den Ufern der Maas) mit

dem König Robert von Frankreich eine glänzende Zusammenkunft, bei welcher beide Herrscher sich zur Errichtung eines allgemeinen Landfriedens verbündeten und wegen Wahrung des Kirchenfriedens mit dem Papste übereinkamen, daß zu Pavia ein großes Concilium für das ganze Abendland sollte gehalten werden, um die in Verfall gerathenen canonischen Bestimmungen wieder zu befestigen und alle Spaltungen heizulegen. Zu dem gleichen Zweck hatte er auch eine Zusammenkunft mit dem König Rudolf III von Burgund.

Aber ehe es noch zu diesem Concil kommen konnte, starb der Papst Benedict und kurz darauf erkrankte auch der Kaiser und starb, erst 52 Jahr alt, am 13. Jul. 1024 in seiner Burg Grona (bei Göttingen). Er wurde in Bamberg beigesetzt, wo nachmals auch seine Gemahlin an seiner Seite ihre Ruhestätte fand.

Rap. 20. Innere Zustände Deutschlands unter den sächsischen Kaisern.

§. 102. **Die Reichsverfassung.** Durch das Wiederaufkommen der herzoglichen Macht war die von Karl dem Großen geordnete Lehenmonarchie in eine aristokratisch-monarchische Regierung übergegangen. Diese Regierungsform hatte sich theils durch das Bedürfniß des Schutzes gegen Gränzfeinde; theils durch das Bedürfniß einer Zwischenbehörde zwischen dem König und den Grafen, theils auch durch eine große, in der Verschiedenheit der Stämme gegründete Anhänglichkeit an einen Stammfürsten als eine gewisse Nothwendigkeit und Naturgemäßheit von selbst gebildet. Die Vertheilung der Herrschaft auf die deutschen Einzelstaaten war allerdings der innern Entwicklung des deutschen Kerns und Wesens förderlich und brachte dadurch, daß die Stämme-Eigenthümlichkeiten desto vollständiger hervortraten, eben jene reiche Mannigfaltigkeit hervor, durch welche sich das deutsche Volksthum vor andern Volksthümern; ungeachtet mancher Mängel, dennoch so vortheilhaft auszeichnet. — Hätten nur die Großen, weltliche und geistliche, stets das Wohl des Ganzen vor Augen gehabt, und die Königsmacht nicht eigensüchtig zu schmälern gesucht, so hätte weder die Einheit des Reichs, noch das Gleichgewicht der weltlichen und geistlichen Macht darunter gelitten. Das Streben der Fürsten nach Vergrößerung ihrer Macht auf Kosten der kaiserlichen trat unter schwachen Kaisern am meisten hervor, und es bedurfte eines äußerst starken Willensarms auf dem Throne, um jenes Streben mit Erfolg zurückzudrängen. Nur durch eine Politik, wie die der Ottonen, welche die meisten Herzogstüme mit Verwandten besetzte und sich durch Belehnung der Bischöfe mit den Grafschaftsrechten die Geistlichkeit verbindlich machte, konnte sich ein kräftiger Kaiser im Kampfe gegen die weltlichen Fürsten erhalten.

Dieselbe Politik bewährte sich gegenüber den Päpsten. Namentlich machten es die durch solche Vortheile gewonnenen Bischöfe und Geistlichen den deutschen Kaisern möglich, nicht nur die Schirmvogtei über die Kirche zu behaupten, sondern überhaupt dem Kaiserthum das Übergewicht über das Papstthum zu geben, — ein Übergewicht, das dann allerdings bei einzelnen gewaltigen Kaisern leicht in Überschreitung der zwischen diesen beiden höchsten Gewalten bestehenden geistigen Gränzlinie, also in Eingriffe in das Innere der Kirche überging.

§. 103. **Die Kirchenverfassung.** Nach jenem durch Ludwig den Deutschen mit Hülfe der deutschen Bischöfe zurückgewiesenen Versuche der päpstlichen Macht, sich durch die Absetzung Ludwig's des Frommen in dem karolingischen Reiche das Übergewicht zu verschaffen, fuhr sie nichts desto weniger fort, die Oberherrschaft anzustreben. Da die Selbständigkeit der bischöflichen Macht den Päpsten schon längst im Wege stand, so war schon in der ersten Hälfte des 9. Jahr-

hundert eine Sammlung von Gesetzen und Anordnungen der ältesten Bischöfe von Rom plötzlich an das Licht getreten, welche den Zweck hatte, das päpstliche Ansehen sowohl innerhalb der Kirche, als auch gegenüber der weltlichen Macht zu erhöhen. Diese Sammlung, bekannt unter dem Namen der pseudo-isidorischen Decretalen (weil die Herausgabe derselben anfänglich dem Bischof Isidorus von Sevilla zugeschrieben und die meisten davon als offenbar unecht stets bestritten wurden), sprach dem Papste unter andern Rechten das ausschließliche Richteramt über alle andern Bischöfe, sowie das alleinige Recht zu, Concilien zu berufen und ihre Beschlüsse zu bestätigen (§. 109). Der erste Papst, welcher sich auf sie berief, war Nicolaus I. Allein noch war damals die Zeit und der Mann nicht da, um diese einstweilen theoretisch aufgestellten Rechte in ihrem vollen Umfange zu verwirklichen.

Unter den letzten Karolingern in Deutschland gelang es vielmehr den Bischöfen, ohne Beistand des Papstes ihr Ansehen und ihre Macht zu erweitern. Denn als sich die Kaiser, seit das römische Imperium auf die Deutschen übergegangen war, ihre Anerkennung von den Päpsten immer erkämpfen mußten, und sich daher in den Bischöfen durch Verleihung weltlicher Gewalt an sie ein Gegengewicht gegen die Päpste schufen, so unterwarfen sich die Bischöfe mit Freuden dem Willen der Kaiser und trugen durch ihre oft eigennützige Nachgiebigkeit und Schmiegsamkeit zur Verrückung des Gleichgewichts der beiden höchsten Gewalten, dessen Verletzung sich dann manche Kaiser erlaubten, nicht wenig bei.

§. 104. Christenthum und Sittenbildung. Die weitere Ausbreitung des Christenthums unter den Slaven, in deren Länder es im Gefolge der Eroberung drang, förderten in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts bei den Mähren und Böhmen die beiden eifrigen Glaubensboten **Cyryllus** und **Methodius**, welche, obgleich geborene Griechen, doch das Slavische erlernten, ja sogar das Evangelium in das Slavische übersetzten, um es diesen Heiden in ihrer eigenen Sprache verkünden zu können. — In Böhmen setzte in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts das Werk derselben der fromme und muthige Erzbischof **Adalbert von Prag** fort und brachte das Evangelium auch den Polen. Als er es auch den heidnischen Preußen bringen wollte, **erlitt** er (wie oben §. 100 erwähnt) im Sameland den Märtyrertod, worauf dann in Preußen die Mission noch 200 Jahre lang ruhte.

§. 105. Wissenschaft und Kunst. Die Wissenschaft, die in den unruhigen Zeiten nach Karl's des Großen Tod wieder war vernachlässigt worden, war zwar im Anfang dieses Zeitraums noch vorzugsweise in der Pflege der Klöster und Klosterschulen, gieng aber unter den sächsischen Kaisern, besonders unter den **Ottonen**, die selbst viel Bildung hatten und sie möglichst förderten, vorzüglich von den **Dom- und Stiftsschulen** aus, von welchen Corbie, Trier, Köln, Utrecht, Hildesheim, Paderborn und Bremen die vorzüglichsten waren. In diesen Schulen wurde schon Horaz, Virgil, Sallust, selbst Cicero, Terenz und Seneca gelesen. Im wissenschaftlichen Eifer zeichnete sich daher besonders die sächsische Geistlichkeit aus, und namentlich glengien die Bischöfe **Meinwerk** von Paderborn und **Bernward** von Hildesheim mit ansehnlichem Beispiele voraus.

Als Geschichtschreiber sind merkwürdig: im Anfang des 10. Jahrhunderts der Abt **Regino** in Prüm; nachher **Wittekind** (Widukind), Mönch im sächsischen Benedictinerkloster Corbie, welcher drei Bücher sächsischer Geschichten schrieb; — im 11. Jahrhundert der Bischof **Ditmar** von Merseburg, welcher „Zeitbücher der sächsischen Kaiser“ verfaßte; ganz besonders aber der Hersfelder Mönch **Lambert** von Alchaffenburg, der eine Chronik schrieb, die bis zum Jahr 1077 geht. — Eine besondere Erwähnung verdient die Dichterin **Roswitha**, eine gebildete Benedictinernonne von Gandersheim, welche in lateinischer Sprache sechs Schauspiele biblischen Inhalts, auch Elegien und eine dichterische Lobsgift auf Otto den Großen schrieb; sie starb 980. — Die Naturforschung trat noch in der Form der Astrologie und Alchymie auf. — Die lateinische Sprache hatte schon im neunten Jahrhundert aufgehört, lebende Sprache zu sein; doch behielt sie als

Kirchensprache noch den größten Einfluß. In der Ausbildung der deutschen Sprache hat sich der St. Galler Abt **Notker** wegen seiner Psalmenübersetzung den Dank der Nachwelt verdient. — Im Gebiete der Kunst wurde nur die **Baukunst** und in dieser der lombardische Styl fortgepflegt, der an den Domen zu Speyer, Mainz, Bamberg 2c. noch zu erkennen ist. Erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts hat sich die eigenthümlich deutsche, die sogenannte gothische (spitzbogige) Baukunst ausgebildet.

Kap. 21. Die Kaiser aus dem salisch-fränkischen Stamme.

(1024—1125.)

§. 106. Obgleich die Fürsten bereits stark nach Unabhängigkeit strebten, hatten sie doch noch zu sehr das Bedürfnis nach Einheit, als daß sie ihrem Sondervorteil das Wohl des Ganzen geopfert hätten. Wenn auch Heinrich II durch seine unverdroßenen Bemühungen das Königthum wieder gestärkt und das Ansehen des deutschen Reichs bedeutend erhöht hatte, so bedurfte es doch nach seinem frühen Tode noch einer wo möglich höhern Kraft, um die wieder angestrebte Größe zu befestigen und zu behaupten. Daher wurde in der großen Versammlung aller deutschen Stämme, welche an beiden Rheinufern zwischen Worms und Mainz zusammenkamen, von den stimmberechtigten weltlichen und geistlichen Fürsten nach des verstorbenen Kaisers Rath **Konrad der Zweite** oder **der Salier** im Jahre **1024** zum Kaiser gewählt ein durch große Tugenden ausgezeichnete Sprößling des mächtigen fränkischen Geschlechts.

Dieses Geschlecht hatte sich durch eine Tochter des aus dem rothenburgischen Hause stammenden Kaisers Konrad I auf den gegen die Ungarn auf dem Lechfeld gefallenen lothringischen Konrad (§. 98) und durch dessen Sohn Otto, Herzog von Franken, auf die beiden Enkel desselben (Söhne zweier Brüder), nämlich auf den an Jahren älteren Grafen Konrad von Franken, und auf den jüngern, Herzog Konrad von Franken, fortgepflanzt. Als noch die Wahl zwischen diesen beiden schwankte, nahm der ältere Konrad den jüngeren bei Seite und kam mit ihm überein, daß ein Jeder, um durch Zwietracht nicht die Ehre ihres Stammes, noch die Einheit des Reiches zu gefährden, sich dem Andern, den die Wahl trafe, unterwerfen wolle. Als bei der Abstimmung die geistlichen Fürsten dem ältern Konrad ihre Stimme gaben, und nun die Reihe des Stimmens an die weltlichen Fürsten kam, war der jüngere Konrad der Erste, der seinen ältern Vetter wählte, worauf ihn dieser bei der Hand nahm und ihn neben sich setzte. Da, als auch die übrigen Fürsten beistimmten, brach das ganze Volk in jubelnden Beifall aus. Das Ansehen, das der neue Kaiser seinem fränkischen Geschlechte verlieh, machte, daß Manche es aus Schmeichelei auf das salisch-merovingische zurückführten, und behaupteten, darum heiße er der Salier. Doch leiten Andere mit mehr Recht diesen Namen von den großen Saalgütern (d. h. Allodien) ab, die er im rheinischen Franken besaß.

Konrad stand bereits in vorgerücktem Alter und hatte erst durch seine Heirath mit der noch schönen und geistkräftigen Wittve des Herzogs Hermann von Schwaben, welcher durch Zufall auf der Jagd umgekommen war, mehr Ansehen unter den deutschen Fürsten erlangt. Sie hieß Gisela, hatte nach dem Tode jenes ersten Gatten das genannte Herzogthum für ihren minderjährigen Sohn Ernst verwaltet und machte auch Ansprüche auf die Erbschaft ihres Oheims, des Königs Rudolf III von Burgund. Eben deswegen war aber Kaiser Heinrich gegen diese Verbindung Konrads mit ihr gewesen. — Konrad selbst besaß Scharfblick, unbeugbaren Willen, furchtlosen Muth und alle ritterliche Tugenden, und hatte in der Herrscherkunst an jener seiner Gemahlin eine treffliche Stütze, da sie

ſchon vorher mit Staatsgeſchäften vertraut und auch wiſſenſchaftlich gebildet war.

Nach ſeiner Erwählung erfolgte die Krönung in Mainz. Als ihn auf dem Zuge zur Kirche eine ſo große Menge Bittender, die ihn um Gerechtigkeit anſprachen, umdrängte, daß die ihn begleitenden Biſchöffe darüber unwillig wurden, hörte Konrad die Bittenden ruhig an, indem er zu den Umſtehenden ſagte: „Gerechtigkeit üben im rechten Augenblick, es ſei mir bequemer oder nicht, iſt die erſte meiner Pflichten!“ Dieß Wort wurde vom Volke gern gehört, und die darauf folgende Huldigung von Allen mit Freuden geleistet. „Wäre (ſagt ſein Lebensbeſchreiber) Kaiſer Karl der Große im Kaiſerornate unter das Volk getreten, kein größerer Zuſel hätte ihn empfangen können!“

Da allein die beiden Herzoge von Lothringen mit Konrads Erwählung nicht zufrieden waren und eine neue Königswahl zu betreiben ſuchten, ſo brachte er den Erzbiiſchoff von Köln, auf deſſen Unterſtützung ſie gehofft hatten, auf ſeine Seite, und als ſie durch eine Verbindung mit dem Könige von Frankreich zu ihrem Ziele zu kommen trachteten, brachte er ſie theils durch Drohungen, theils durch Güte zur Unterwerfung.

Bei ſeinem Königsrit durch die deutſchen Gaue und Landſchaften fand er von Fürſten und Stämmen die ehrendſte Aufnahme und beſonders gelang es ihm, an den Bürgern in den Städten eine ſiets bereite Stütze zu gewinnen.

Hierauf richtete er ſeine Sorge auf die äußern Angelegenheiten des Reichs. In dieſer Beziehung war es ſein erſtes, den von ſeinem Thronvorgänger mit Rudolf III von Burgund abgeſchloſſenen Erbvertrag zu erneuern, und als Rudolf nicht darauf eingehen wollte, zwang er ihn durch die Einnahme von Baſel dazu und wendete ſo die Gefahr ab, daß Burgund an Frankreich fiel.

Als hierauf durch Boleſlav's Sohn, Mieſco II, die Polenmacht wieder eine große Gefahr für Deutſchland zu werden drohte, ſchloß er, um ſie abzuwenden, mit dem mächtigen König Kanut von Dänemark und England einen Freundschafts- und Bundesvertrag, worin er dieſem die von Kaiſer Otto I. eroberte Mark Schleſwig zurückgab und ſeinen ganz jungen Sohn Heinrich mit Kanuts Tochter Gunhilde (Gunilbe) verlobte.

So im Rücken und an den Seiten gedeckt, konnte nun Konrad an eine Romfahrt denken, um auch in Italien die Ruhe und Ordnung herzuſtellen, welche durch die feindliche Stellung der weltlichen Fürſten gegen die früher von Heinrich II begünſtigten Biſchöffe geſtört war. Geſtützt auf letztere erhielt er zu Mailand aus den Händen des dortigen Biſchoffs Heribert die lombardiſche Krone.

Nachdem er einige Markgrafen gedemüthigt und das trotziges Pavia, ſo wie auch Toſcana unterworfen hatte, zog er ungehindert in Rom ein und erhielt vom Papſt Johann XIII (dem Bruder Benedicts IX) vor einer glänzenden Verſammlung geiſtlicher und weltlicher Großen am 26. März die römische Kaiſerkrone. Dieſe Krönungsfeier wurde noch beſonders durch die Anweſenheit des Königs Kanut und des Königs Rudolf III erhöht, mit denen Kaiſer Konrad die eingegangene Verbindung erneuerte.

Seitdem blieb die lombardiſche und die römische Krone ungetrennt bei den deutſchen Kaiſern.

Hierauf wandte ſich Kaiſer Konrad II mit dem Heere nach Unteritalien um dort die lombardiſchen Fürſtenthümer dem Reiche zu erhalten. Nachdem

sich ihm Benevent, Capua und Salerno theils freiwillig, theils gezwungen gebeugt und die Normannen in Apulien von ihm die Bestätigung ihres Besitzthums, ja eine Erweiterung desselben erlangt hatten, kehrte er mit Ruhm nach Deutschland zurück, wo er einen zweifachen Aufstand seines Stiefsohnes, des Herzogs Ernst von Schwaben, der ein näheres Recht auf Burgund zu haben glaubte, unterdrücken mußte.

Herzog Ernst hatte sich mit dem schwäbischen Grafen Werner von Kyburg, dem bayrischen Grafen Welf und dem Herzog Konrad von Franken zu einer Empörung gegen den Kaiser verbunden, und hauste zerstörend in dessen Saalgütern, sowie in Elsaß und Burgund. Unverweilt trat der Kaiser strafend auf, zog Welfs Güter ein, ließ ihn und den Herzog Konrad verhaften, beließ seinen eigenen eifsfährigen Sohn Heinrich mit dem erledigten Herzogthum Bayern, brach Werner's feste Burg und hielt zu Ulm ein Fürstengericht, bei welchem Herzog Ernst im Vertrauen auf seine noch übrigen Anhänger erschien, aber seinen Trotz ebenfalls mit der Haft (auf dem Giebichenstein bei Halle) büßen mußte.

Um sich nun Burgund's noch besser zu versichern, schloß Konrad mit Rudolf III den Betrag von Basel, worin er auch jenem seinem Sohne Heinrich die Anwartschaft auf Burgund verschaffte. Auch ließ er letztern von den Fürsten zum König von Deutschland wählen und zu Aachen (1028) krönen.

Bald darauf übte er Gnade, indem er den Herzog Konrad und den Grafen Welf ihrer Haft entledigte und letzterem seine Güter zurückgab; ja auch den Herzog Ernst entließ er auf Gisela's Fürbitten seiner Haft, und war eben im Begriff, ihn vor den versammelten Fürsten in sein Herzogthum Schwaben wieder einzusetzen, doch unter der Bedingung, wenn er von seinem Freunde Werner abließe. Da sich aber Ernst nicht dazu verstand, ward er in Acht und Bann erklärt und Schwaben seinem jüngern Bruder Hermann gegeben. — Ernst trieb sich mit Werner noch eine Zeit lang plündernd und verheerend im Schwarzwald herum, bis er von einer kaiserlichen Schaar umstellt wurde und nebst seinem Freunde Werner im Verzeißungskampfe fiel. — Das deutsche Volk jedoch bewahrte seiner Freundestreue ein lebendiges Gedächtniß und schmückte sie mit Sagen und Wundern aus, welche in Volksbüchern bis auf unsere Tage gekommen sind.

Während der Kaiser Johann die stets abfallenden Polen und Böhmen wieder zur Lehenspflicht zurückführte, starb König Rudolf von Burgund. Unverweilt zog Konrad, gestützt auf ein Bündniß mit dem neuen König von Frankreich, nach Burgund, bekämpfte dort den Grafen Odo von Champagne, der als Rudolf's Schwestersohn gleichfalls ein Näherrecht auf Burgund behauptete, mit den Waffen und setzte sich zu Payerne, der damaligen Hauptstadt Hochburgund's, die **burgundische Krone** auf das Haupt. 1033 Ebenso ließ er sich im folgenden Jahre zu Genf in Niederburgund krönen und huldigen. Seitdem erschien das Königreich Burgund mit dem deutschen Reiche verbunden. Mit Odo von Champagne mußte er aber noch einige Jahre Krieg führen, bis derselbe, mehrmals besiegt, in Lothringen in einer Schlacht fiel.

Das **burgundische Reich** bestand damals aus dem Bisthum Basel und Wälsch-Neuenburg, den Grafschaften Genf und Savoyen, dem Suntgau, der westlichen Schweiz bis an die Aar, den Stadtgebieten von Moignon und Lyon, den Grafschaften Burgund (im engeren Sinn), Benaisin, Provence, Dauphiné und dem Fürstenthum Orange. — Die aus dem germanischen und romanischen Elemente fließende Verschiedenheit der Sprache und Sitten der Bewohner dieses burgundischen Reichs ließ eine engere Verschmelzung mit Deutschland nicht zu. — Der Kaiser bestätigte den Burgundern ihre alten Rechte und setzte zur Wahrung der seinigen besondere Statthalter ein. Auch bestätigte er in der Folge den sogenannten Gottesfrieden (die Treuga Dei), welchen die

Geistlichkeit in Burgund zur Steuerung des Fehdegeistes und Faustrechts eingeführt hatte. Diese wohlthätige Einrichtung wurde späterhin (unter Heinrich III.) auf dem Reichstag zu Cosnitz auch für Deutschland geltend gemacht. — Da nämlich die Sitten der Zeit eine völlige Aufhebung des Faustrechts noch nicht zuließen, so wurde in der *treuga dei* festgesetzt, daß bei Strafe der Acht und des Bannes von Mittwoch bei Sonnenuntergang bis Montag bei Sonnenaufgang, desgleichen an hohen Festtagen und in der Fastenzeit die Waffen ruhen sollten.

Als er zur Abstellung erneuerter Unordnungen einen zweiten Zug nach Italien machte, erließ er daselbst, um das Wohl der Balvasoren oder kleinen Basallen und Asterbasallen gegen die sie bedrückenden Capitani's oder größern Lehnsträger, besonders gegen den stolzen und mächtigen Erzbischoff Herbert von Mailand, zu sichern, eine neue Lehenordnung, durch welche die meist schon eigenmächtig errungene **Erbllichkeit der kleineren Lehen** gesetzlich gemacht wurde, und deren Vortheile bald auch Deutschland zu genießen bekam.

Ohne Rom zu berühren, zog hierauf Kaiser Konrad nach Unteritalien, wo er der Gewaltthätigkeit des Fürsten von Capua ein Ziel setzte und dessen Gebiet mit dem von Salerno vereinigte, sodann zur Sicherung dieser Anordnung die normannische Mark daselbst verstärkte. Nach Oberitalien zurückgekehrt, wohnte der Kaiser den Festen bei, welche ihm zu Ehren der reiche und mächtige Markgraf Bonifacius von Tuscan gab. Aber während derselben brach eine Seuche aus, welche einen Theil des deutschen Heeres, zwei Herzöge und viele Edle, ja selbst die junge Gemahlin des Kaisersohnes, die oben genannte Gunide, dahin raffte und auch in Konrad selbst den Keim des Todes legte. Er brach zwar sogleich nach Deutschland auf und ließ in Burgund seinen Sohn zum König wählen, aber eben, als er mit ihm zu Utrecht mit großer Pracht das Pfingstfest gefeiert hatte, starb er am 4. Juni 1039 im 60. Jahre seines Lebens. Er wurde zu Speyer begraben, zu dessen Dom er (1030) den Grund gelegt hatte.

§. 107. Auf Konrad II, der die Macht des deutschen Königthums bedeutend gehoben und dem Reiche die weiteste Ausdehnung gegeben hatte, folgte
1039 Heinrich der Dritte oder der Schwarze, sein Sohn, ein Mann von kräftigem Geiste und gewaltigem Herrscherwillen, der das von seinem Vater angebahnte Ziel einer unumchränkten königlichen Machtvollkommenheit zu verfolgen suchte, und, wenn er hätte länger gelebt, es vielleicht durch völlige Abschaffung der Herzogsmacht erreicht hätte.

Er vergab nach Willkür die großen Lehen, behandelte Franken als sein Erbland, ließ Kärnthen, Schwaben und Bayern lange unbesezt und machte sie dann wenigstens durch Einsetzung nicht-einheimischer Fürsten von sich abhängig, so daß er bereits in solch unbeschränkter Weise Süddeutschland, Italien und Burgund beherrschte. Das Murren der unzufriedenen Großen achtete er nicht; sie mußten sogar seinem noch in der Wiege liegenden Sohne huldigen. Die abgefallenen Böhmen, deren hochstrebender Herzog Brzetislaw in Polen eingefallen war und ein slavisches Gesamtreich stiften wollte, brachte er wieder zum Gehorsam, indem er ihn zwang,

alle seine Eroberungen herauszugeben und persönlich im Büßergewande vor dem Kaiser in Regensburg zu erscheinen.

Eben so mußten die Ungarn, deren König Peter von Samuel Aba, dem Haupt einer Gegenpartei, vertrieben worden und zum Kaiser geflohen war, die Macht der Deutschen fühlen. Heinrich III unternahm drei Feldzüge gegen sie und brachte ihnen zuletzt in der Schlacht an der Raab 1044 eine solche Niederlage bei, daß er mit seinen Deutschen triumphirend in der Krönungsstadt Stuhlweissenburg einzog und den König Peter in seinem Beisein krönen ließ, der dann allgemeine Anerkennung fand. Die Ungarn erkannten dabei den deutschen König als ihren Lehnsherrn an.

Um das burgundische Reich desto fester an das deutsche zu binden und zugleich auf das damals sehr zerrüttete Frankreich Einfluß zu gewinnen, vermählte er sich (in zweiter Ehe) mit Agnes, der Tochter des mächtigen Herzogs Wilhelms des Großen von Aquitanien. Um diese Zeit trat er den Bestrebungen der, von dem berühmten Abt Odilo von Clugny geleiteten Congregation der Cluniacenser (mit der auch Heinrich II in genauer Verbindung gestanden hatte) näher und erließ ein allgemeines Friedensedict, worin er seinen Feinden Frieden bot, um allen Feinden im Reiche ein Ziel zu setzen.

Seine aufrichtige Frömmigkeit bewies er auch darin, daß er nach jedem Sieg auf dem Schlachtfelde die Kniee im Gebet beugte und mit seinen Kriegern dankend von Kirche zu Kirche zog; ferner daß er bei jeder Reichshandlung seine Krone nicht eher auf das Haupt setzte, bevor er gebeichtet und Buße gethan; ja daß er, der gewaltige Kriegsfürst, sogar seinen Rücken der beichtväterlichen Geißelung darreichte, mit welcher im Sinne jener Zeit die Bußübungen verbunden waren.

Ungeachtet dieser seiner ascetischen Gesinnung durfte weder die genannte Congregation, noch der Papst der Unabhängigkeit seines Willens zu nahe treten. Was er für die Kirche that, geschah aus seiner innersten Überzeugung: denn ihm war die Reinigung und Besserung derselben gleichbedeutend mit der Machtbestrebung des Königthums. Daher richtete er nun seine ganze Aufmerksamkeit auch auf die Wiederherstellung des allgemeinen Kirchenfriedens, der durch ein ärgerliches Schisma (d. i. eine Spaltung der Kirche unter mehreren gleichzeitigen Päpsten) gestört war. Herrschte auch in Italien schon durch sein Wort äußere Ruhe, so war daselbst doch durch die eingerissene Simonie d. i. Erwerbung geistlicher Ämter durch Kauf oder Bestechung (so benannt nach Simon dem Magier in Apostg. 8) und durch den bei den meisten Klerikern im Schwange gehenden Nicolaitismus, (d. i. Hang zur Fleischslust), besonders in Rom, die Kirche in gräuliche Zerrüttung gerathen.

Doch so wie die weltlichen und geistlichen Großen des Reichs sich dem Willen ihres Königs fügen mußten, so bekamen auch die Päpste seine Obergewalt zu fühlen, und die durch einen entarteten Klerus entwürdigte Kirche sollte von ihm eine Verbesserung empfangen. Er ließ die damals vorhandenen drei schismatischen Päpste — und zwar zwei davon (Sylvester III und Gregor IV) durch die Synode von Sutri, den dritten (Benedict IX) durch eine Synode in Rom — absetzen, und als die Römer ihn aufforderten, selbst einen würdigen Papst zu ernennen, wählte er, um

die Einmiſchung der römischen Adelparteien in die Papſtwahl zu verhindern und eine ſtrengere Kirchenzucht zurückzuführen, einen Deutſchen, ſeinen frommen Lehrer, den Biſchoff Euidger von Bamberg, der ſich nach ſeiner Stuhlbeſteigung den Namen Clemens II gab. Von dieſem ließ er ſich dann in Rom am Weihnachtstage 1046 mit ſeiner Gemahlin die römische Krone ertheilen, von den Römern aber das eidliche Verſprechen geben, künftig keinen Papſt ohne des Kaiſers Beſtätigung zu wählen. — Und ſo mächtig war der Wille dieſes Kaiſers, daß nachher auf ſeinen Vorſchlag noch dreimal würdige Deutſche (darunter ein Verwandter des Kaiſers, Biſchoff Bruno von Toul, als Leo IX) zu Päpſten gewählt wurden, durch deren Bemühungen die tief geſunkene Kirche ſich allmählich aus ihrem Verfall hob.

Auf dieſem Römerzuge gab er auch in Unteritalien ſeinen dortigen lombardiſchen Baiallen die oberhoheitliche Macht empfindlich zu erkennen, und beſtätigte den Normannen, deren Herrſchaft unter den zwölf tapfern Söhnen des franzöſiſchen Mitters Tancred von Hauteville ſich zu einer Graffſchaft erhoben hatte, ihre Ausbreitung über Apulien, weil er hoffte, durch ſie ſowohl die Griechen, als auch die Päpſte in Schranken halten zu können (§. 111).

Aus Italien nach Deutſchland zurückgekehrt, fuhr er fort, die Herzogthümer nach Gefallen zu vergeben. So verſagte er dem Herzog Welf die Herzogswürde in Schwaben, die er dem Markgrafen Otto, einem Babenberger, gab, belehnte dagegen jenen mit Kärnthén, nachdem er Steyermark und Krain davon getrennt hatte; ertheilte Oberlothringen an den Grafen Adalbert von Longwy, und als Gottfried der Bärtige von Niederlothringen, der auch Oberlothringen hatte haben wollen, ſich empörte und jenen Adalbert aus einem Hinterhalte erſchlug, ächtete er ihn und gab ſein Herzogthum einem Verwandten des Erſchlagenen; als er ſich aber demüthigte, ſetzte er ihn wieder ein, jedoch zugleich unter Obhut. — Er ließ Bayern zwei Jahre lang unbeſetzt und gab es dann dem Grafen Konrad von Zütyphen, ſtrafte ihn aber nachher wegen Ungehörſams mit Abſetzung und gab nun dieſes Herzogthum ſeinem eigenen dreijährigen Sohne Heinrich, den er ein Jahr darauf (1054) zum deutſchen Könige krönen ließ, worauf er Bayern ſeinem zweijährigen Sohne Konrad, und als dieſer ſtarb, ſeiner eigenen Gemahlin Agneſ verließ.

Die wieder vom Reiche abgefallenen Ungarn aber, welche den König Peter vertrieben und ſich an dem Arpaden Andreas einen neuen König gegeben hatten, konnte der Kaiſer, ungeachtet eines zweimaligen Feldzugs gegen ſie, nicht zum Gehorſam zurückbringen.

Im Jahr 1055 machte er einen zweiten Zug nach Italien, wo der obenerwähnte unruhige Herzog Gottfried der Bärtige, der ſich vor ihm dahin geflüchtet hatte, durch eine Heirath mit der Wittve des mächtigen Markgrafen von Tuſcien (Toscana) dieſes Markgraſthum an ſich gebracht und ſich dadurch wieder eine Macht geſchaffen hatte, die dem Kaiſer gefährlich werden konnte. Da nun Kaiſer Heinrich die lombardiſchen Großen theils mit Ernſt, theils mit Huld behandelte und auch Toſcana ihn willig aufnahm, ſo wich Gottfried aus Italien und ließ ſeine Gemahlin und deren Tochter Mathilde in der Gewalt des Kaiſers, der beide mit ſich

nach Deutschland nahm und Toscana dem Papste Victor zur Verwaltung übergab.

Weil nun aber Gottfried wieder Unruhen an der deutschen Nordwestgränze anzettelte, und zu befürchten war, König Heinrich I von Frankreich möchte den Aufständischen unterstützen, so hielt Kaiser Heinrich mit letzterem 1056 eine Zusammenkunft in Ivrois bei Metz, um sich mit ihm zu verständigen. Diese gab dem Kaiser Gelegenheit, sich nun auch den Franzosen in seiner Kraft und Würde zu zeigen: denn da der französische König sich zu der Aeußerung erdreistete, die Deutschen hätten Lothringen einst mit List an sich gebracht, warf ihm Kaiser Heinrich den Fehdehandschuh vor die Füße, worauf jener, um dem Zweikampfe auszuweichen, noch in der Nacht sich über die Gränze machte, und so den Deutschen Anlaß gab, sich der Ritterlichkeit ihres Kaisers zu freuen. — Hierauf unterwarf sich Gottfried dem Kaiser und erhielt auf seine Bitte um Verzeihung seine deutschen Privatgüter sammt seiner Gemahlin zurück.

Als Kaiser Heinrich in dem gleichen Jahre zu Goslar, wo er sich ein Schloß erbaut hatte, den Besuch des Papstes Victor empfing und beide sich nach der kaiserlichen Pfalz Bopfelfeld begaben, erkrankte der Kaiser und starb am 5. Octbr. in der Blüthe der vollsten Manneskraft (39 Jahre alt), nachdem er von den an sein Lager geeilten weltlichen und geistlichen Fürsten die wiederholte Anerkennung der Nachfolge seines Sohnes erlangt hatte.

Mit Heinrich III hatte das Kaiserthum den Gipfel der Macht erreicht. Hätte er länger gelebt, so würde er vielleicht die königliche Macht zu einer unbeschränkten, ja erblichen gemacht und somit den Geschicken Deutschlands eine andere Richtung gegeben haben. Sein Tod war durch den nun eintretenden Umschwung aller Verhältnisse in Kirche und Staat „ein Weltereigniß“.

§. 108. Je strenger Heinrich III die ihm und dem Kaiserthum feindseligen Kräfte niedergehalten hatte, desto freieren Spielraum erhielten diese durch seinen Tod und durch die nun eintretende vormundschaftliche Leitung, welcher **1056**
Heinrich der Vierte, sein erst fünfjähriger, schon als dreijähriges Kind gekrönter Sohn, untergeben wurde. Anfangs verwehete die Kaiserin Agnes, seine fromme und verständige Mutter, unter dem Beirath des Bischofs von Augsburg und des Erzbischofs von Ravenna, das Reich. Zu schwach indeß, den Herrscherplan ihres Gatten, nämlich die Vereinigung der Herzogthümer mit der Krone, zu verfolgen, und die Großen in der bisherigen Abhängigkeit zu erhalten, konnte sie nicht hindern, daß viele unter ihnen, geistliche wie weltliche, — nicht zufrieden, wieder mehr Selbständigkeit erlangt zu haben, — darauf ausgingen, sich über einander emporzuschwingen und an Macht und Besitz zu wachsen. Wer nicht durch die Gunst des Hofes emporkommen konnte, versuchte es mit Waffengewalt: es entstanden Parteiungen und Fehden, und da keine feste Hand die Ruhestörer scheuchte, so „verlor das Reich seine Schrecken“. Dazu gewährte die Kaiserin-Mutter mit Kummer, daß sich ein Theil der deutschen Bischöfe von ihrem Hofe abwandten

und auch der lombardische Alerus, ja selbst der päpstliche Stuhl anfieng, eine gegenkaiserliche Stellung einzunehmen.

Sie suchte daher sich zunächst dadurch Stützen zu verschaffen, daß sie unbesezt gebliebene oder erledigte Herzogthümer wieder verlieh. So gab sie dem Lothringer Gottfried dem Bärtigen Toscana wieder dazu Spoleto mit der Mark Camerino und machte ihn zum kaiserlichen Statthalter in Italien; den Sohn desselben, Gottfried den Budligen, Gemahl der Mathilde von Toscana, belehnte sie mit Oberlothringen; sie gab Schwaben und einen Theil von Burgund dem Grafen Rudolf von Rheinfelden, dem Gemahle ihrer von ihm entführten Tochter, — Kärnthen mit der Markgrafschaft Verona dem Grafen Berthold von Zähringen, und ihr eignes Bayern dem tapfern, aber ehrgeizigen Grafen Otto aus dem mächtigen sächsischen Hause der Billunger. Um dem Erzbischoff Hanno von Köln, einem durch seinen strengen Glaubenseifer und rücksichtslosen Herrscherinn unter allen Fürsten hervorragenden Mann, der in seinem Emporkömmlingsstolz sich vom Hofe ziemlich fern hielt, gefällig zu sein, gab sie auf seinen Wunsch einem seiner Freunde das Bisthum Bamberg und einem seiner Neffen das Bisthum Halberstadt.

Deßungeachtet täuschte sie sich in vielen dieser Fürsten. Ein Theil der angesehensten traten in der Absicht zusammen, sich dem Dienst der Kaiserin und ihres Beiraths zu entziehen und die Reichsverweigung in andere Hände zu geben. An der Spitze dieser Unzufriedenen stand der ebengenannte **Hanno von Köln**, der im Einverständniß mit dem Grafen Otto von Nordheim, welchen nicht lange zuvor die Kaiserin zum Herzog von Bayern erhoben hatte, und mit dem jungen, ehrgeizigen Grafen Eckbert von Braunschweig (nachmaligem Markgrafen von Meissen) den Plan faßte, den jungen Kaiser durch einen Gewaltstreich seiner Mutter zu entreißen und in seinem Namen das Regiment zu führen. Der listig angelegte Plan glückte.

Während nämlich die Kaiserin Agnes mit ihrem zwölfjährigen Sohne und einem geringen Gefolge nach dem Osterfeste (1062) im jetzigen Kaiserswerth am Rhein ihr Hoflager hielt, erschienen eines Tages jene drei Fürsten mit zahlreichem Gefolge zu einem Besuche. Nach der Tafel, bei welcher der Wein reichlich gespendet worden war, beredete der Erzbischoff Hanno den jungen Heinrich, sich das neue schöne Schiff anzusehen, auf dem er von Köln heraufgefahren war. Kaum hatte der Königsfnabe mit den Gärten und ihrem Gefolge das Schiff bestiegen, als es vom Lande stieß und rheinabwärts fuhr. Erschrocken, von seiner Mutter getrennt zu sein, sprang er heftig und herzhast, wie er war, in den Rhein und wäre ertrunken, wenn ihn nicht Graf Eckbert nachgesprungen wäre, um ihn zu retten. Mit Mühe brachte man den Widerstrebenden auf das Schiff zurück und suchte ihn mit Schmeicheleden zu beruhigen. Inzwischen hatte die untröstliche Mutter Alles aufgeboten, ihren Sohn wieder zu erhalten; selbst das Landvolk lief auf beiden Ufern den Königsräubern unter Vermünfungen nach, um die That zu hindern. Allein das Schiff entwand bald den Augen und trug seine Beute nach Köln.

Als bald berief Hanno eine Fürstenversammlung, in welcher der Beschluß gefaßt wurde, daß die Vormundschaft über den König zusammt der Reichsverweigung auf die Gesamtheit der Bischöfe übergehen und unter denselben von demjenigen ausgeübt werden sollte, in dessen Sprengel der König jeweilen Hof hielte.

Da erkannte die Kaiserin Agnes, daß keine Hülfe mehr für sie da war: sie legte daher, ohne einen Versuch zum Widerstand, die Regentschaft nieder, und zog sich anfangs auf ihre Güter und dann nach Italien zurück, erschien wohl auch noch mehrmals am Hofe ihres Sohnes wieder, ohne aber einen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Reichsgeschäfte zu haben.

Obgleich Hanno sich auf die alleinige Regentschaft Rechnung gemacht hatte und ihm also jener Fürstenbeschuß nicht ganz zu Sinne war, so zweifelte er doch nicht, daß man ihm vorzugsweise die Regierung überlassen werde, deren Ziel dahin gieng, das Königthum durch die Fürstenmacht zu beschränken. Daher sah man nun den Erzbischoff oder seine Vertrauten meist in der Nähe des jungen Königs, dessen Launen und Neigungen er mit strengem Ernst, oft selbst mit schonungsloser Härte entgegentrat.

Als sich jedoch binnen einem Jahre das Gesammtregiment der Bischöffe durch ihre beständigen Spaltungen unter einander als unfähig erwies, so übergab eine neue Fürstenversammlung die Regentschaft dem Erzbischoff Hanno und dem Erzbischoff Adalbert von Bremen. Aber diese zwei Reichsregenten waren im Charakter und Streben einander völlig entgegengesetzt: denn während Hanno seine hohe Stellung seiner eigenen Kraft und Anstrengung und seiner Klugheit im Umgang mit seines Gleichen und selbst gegen Niedrige zu danken hatte, dabei aber gegen Höhere stolz und hochmüthig, daher auch dem höfischen Kreise abgeneigt war und keinen Widerspruch ertrug, — stand Adalbert durch hohe Geburt (aus dem in Norddeutschland mächtigen Geschlechte der Markgrafen von Wettin) durch Geist und seine Bildung und durch stete Hofgunst bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen, war aber dabei eitel, hochfahrend gegen Gleiche, leidenschaftlich, ja hart gegen Niedere und Untergebene, im Zorn wie „ein Löwe“, durch Schmeichelei lenksam wie „ein Lamm“, daher meist von Schmeichlern umgeben und gegen sie verschwenderisch; im Übrigen der Krone unbedingt ergeben und darauf ausgehend, dem Königthum die Gewalt über die Fürsten zu erhalten.

Adalbert hatte schon am Hofe Heinrichs III. eine einflußreiche Stellung gehabt und diese während der Regentschaft der Kaiserin beibehalten. Denn am Kaiser suchte er einen Anhalt gegen seine Hauptgegner, die sächsischen Fürsten weltlichen und geistlichen Standes aus dem Hause der Billunger, die seinen Sprengel allerdings auf das gewaltsamste bedrängten und seinem Streben nach dem geistlichen Primat in Norddeutschland, insbesondere seiner Absicht, Bremen zu einer glänzenden Metropole zu machen, in aller Weise entgegen waren. Kaum konnte er sich, da sie weder seinen Bann, noch das Wort der Kaiserin achteten, durch schwere Opfer an Lehen vor einem Theile von ihnen Ruhe verschaffen. Daher sein Haß gegen das sächsische Haus und sein Bestreben, die Krone von der Knechtschaft der Fürsten überhaupt zu befreien, in welche Hanno sie gebracht hatte.

So standen denn die beiden Führer des jungen Königs im schroffsten Gegensatz, und nur darin waren sie sich gleich, daß beide vor Allem ihre Erzbisthümer (namentlich durch Erwerbung von Grafschaften) zur höchsten Bedeutung zu erheben suchten; ferner daß sie die Pflichten ihres bischöflichen Amtes mit Würde und eifriger Devotion verrichteten, wenn auch Adalbert seinen Anhängern rauschende Genüsse zu bereiten liebte.

Übrigens stärkte sich doch auch das Reich unter ihrer Doppelregierung einigermaßen. Man machte einen glücklichen Feldzug gegen die Ungarn, in welchem der junge König, von Adalbert begleitet, durch die Tapferkeit Otto's von Nordheim den König Bela, der den König Salomo vertrieben hatte, besiegte, und letztern wieder auf seinen Thron zurückführte, und von ihm die Lehenshuldigung erhielt. — Dieses Ereigniß mehrte den Ruhm Otto's, aber auch das Ansehen Adalberts, dem der König wegen seiner Geschmeidigkeit und Gefälligkeit seine ganze Zuneigung schenkte, während er den Hanno haßte.

Als bald darauf, in Folge der Wahl des Papstes Alexanders II und seines Kampfes mit seinem schismatischen Gegner, es nöthig wurde, daß auch das deutsche Episcopat sein Gewicht in die Waagschale legte, und Hanno, als Reichserzkanzler von Italien, zu einem von ihm veranstalteten und nach Mantua ausgeschriebenen allgemeinen Concil (1064) reiste, blieb Adalbert zur Besorgung der deutschen Reichsgeschäfte beim Könige zurück und benützte die auch bis ins folgende Jahr noch dauernde Abwesenheit Hanno's, seinen Einfluß auf den König zu vermehren und ihn durch Schmeichelei und Nachgiebigkeit gegen seine Gelüste ganz für sich einzunehmen.

1065 Um dann Hanno's Einfluß vollends zu nichte zu machen, ließ Adalbert im März den erst 15jährigen Heinrich mündig erklären, was durch die Ceremonie der Wehrhaftmachung geschah. Auch Heinrich war nun froh, von dem frühern lästigen Zuchtmeister ganz befreit zu sein, dem er jenen Tag von Kaiserswerth, an dem er ihn seiner Mutter entrißen hatte, niemals vergessen konnte.

Die Regentschaft hatte nun ein Ende: Hanno konnte nach seiner Rückkehr aus Italien nicht mehr aufkommen und mußte den mündig gemachten König ganz seinem Nebenbuhler überlassen, der nun unter den königlichen Rathgebern fortan die erste Stelle einnahm und sich beständig um ihn am Hofe zu Goslar aufhielt, um jeden andern Einfluß zu verdrängen.

Da viele Stimmen in Deutschland und Italien zur Schlichtung der italienischen Wirren das Einschreiten des Kaisers verlangten und der junge Heinrich selbst nach einer Romfahrt begierig war, um sich die Kaiserkrone zu holen, mußte Adalbert den schon auf den Mai 1065 anberaumten Zug, zu dem selbst Hanno gerathen und gerüstet hatte, auf den Herbst zu verschieben, weil er besorgte, daß in Italien der Einfluß Hanno's und des dortigen kaiserlichen Statthalters, Gottfried von Tuscanien, steigen möchte, — und da auch der Papst die Romfahrt nicht wünschte, um sich dem Kaiserthum nicht beugen zu müssen, so kam sie auch im Herbst nicht zu Stande. Es zeigte sich in der Folge, daß die völlige Einstellung dieses Zugs dem Kaiserthum unberechenbaren Schaden zugefügt hat.

Nun erst hatte Adalbert den König ganz in der Hand, und fortan trat des Mannes Eitelkeit, Herrschsucht und Habgier vollends zu Tage.

Nur auf den Glanz und Reichthum seiner Bremer Kirche bedacht, verwandte er ihre reichen Einkünfte allerdings einestheils zu Missionen unter den Slaven, größtentheils aber zu den kostbarsten Bau- und andern stolzen Unternehmungen, ohne daß davon etwas seinen Domherren, die fast darben, oder dem Volke in seinem Sprengel, das durch Steuern erdrückt wurde, zu Gute kam. Die königliche Gunst mißbrauchend verschenkte er bald an diesen, bald an jenen Fürsten Abteien, um desto leichter selbst zum Besitze der reichsten Abteien Lorsch und Corvey (Corbie) zu gelangen, und als die Abte

daſelbſt ſich von ihm auch nicht mit Waffen vertreiben ließen, ließ er ſich vom Könige andere Schenkungen machen.

Am Hofe des Königs zu Goſlar lebte er, umgeben von Schmeichlern und Schmarozern, herrlich und in Freuden, und ließ den Vergnügungen des heißblütigen Jünglings jeden Zügel, ſo daß derſelbe bei ſeinem freien Umgang mit Jugendgenoſſen ungehemmt und ungewarnt, in Auſſichweifungen verfiel, die zwar nachher vom Gerücht maßlos übertrieben wurden, doch nicht ganz ohne Grund allgemeines Argerniß gaben.

Seine Willkühr und Härte erſchien vornehmlich dem ſächſiſchen Volke am Harz unerträglich, daß der jahrelangen Fieſerungen und Laſten für den königlichen Hof müde wurde, und deſſen Herzog die drückende Zurückſetzung hart empfand, die er dem Könige gegen ihn und ſein Geſchlecht einſchloß.

Endlich erregte der Mißbrauch, den der Erzbischoff mit dem Namen des Königs trieb, den Unwillen der höchſten Reichsfürſten in dem Grade, daß ſie ſich über ſeinen Sturz beriethen und bei einer Fürſtenverſammlung zu Tribur, bei der vorzüglich der Erzbischoff Hanno von Köln, der Erzbischoff Siegfried von Mainz, die Herzoge Otto von Bayern, Berthold von Kärnthen und Rudolf von Schwaben das Wort führten, dem Könige erklärten, daß ſie einen andern König wählen würden, wenn er nicht den Adalbert vom Hofe und von den Reichsgeschäften entfernen würde.

Vergebens ſträubte ſich der König: ſein Rathgeber mußte ſich ſchimpflich noch in der Nacht aus Tribur fortmachen und zog ſich nach Bremen zurück. Hierauf wurde der König aufs Neue unter die Bevormundung der Fürſten geſetzt. Obgleich nun die Erzbischoffe von der Führung der Reichsgeschäfte auſgeſchloſſen ſein ſollten, ſo hatte doch Hanno den hauptſächlichſten Einfluß auf dieſelben.

Der ſchmählige Zwang, dem ſich nun Heinrich allenthalben unterworfen fühlte, erfüllte ſein von Natur feuriges und offenes Gemüth mit der größten Erbitterung und Verachtung inſbeſondere gegen diejenigen Biſchöffe und Fürſten, die vorher bei ihm nur ihren eigenen Vortheil geſucht hatten und doch ſiets ihre Treue brachen. Zu ohnmächtig aber gemacht und Abſetzung fürchtend, ließ er gewähren, ward aber mißtrauiſch und neigte „zur Verſchlagenheit“. — Um ihn zu einem häuſlich geordneten Leben zu vermögen, zwangen ſie ihn, ſich mit Bertha, der Tochter des verſtorbenen Markgrafen von Suſa, mit der ihn ſein Vater ſchon zehn Jahre zuvor verlobt hatte, zu vermählen. Obgleich er ihre Vorzüge bemerkte und ſie ihn liebte, hielt er ſich doch von der ihm aufgenöthigten Gattin gänzlich entfernt.

Dem Erzbischoff gieng es aber in ſeinem Bremen ſchlimm: Magnus, der ältere Sohn des noch regierenden ſächſiſchen Herzogs Odo, ließ an dem Gefallenen ſeine Rache auſſetzen: er fiel verheerend in deſſen Diöceſe ein und belagerte ihn in Bremen, ſo daß Adalbert abermals fliehen und ſich ein halbes Jahr lang verſteckt halten mußte. So viel Mißgeſchick machte ihn nur unleidlicher, und mit Ungebuld hoffte er auf eine Wiederherſtellung ſeines vorigen Glücks, an der er nicht zweifelte.

Um dieſelbe Zeit war in Italien der päpſtliche Stuhl von den Normannen bedrängt, und lud, um ſich zu halten, nun ſelber den deutſchen König zu einer Komfahrt ein. Heinrich, voll Begierde, dem Kaiſerthum dort wieder Anſehen

zu verschaffen und sich die römische Krone zu holen, rüstete bereits; allein Gottfried (von Tuscanen), eifersüchtig auf seine Stellung in Italien, vereitelte das Unternehmen dadurch, daß er einen Frieden mit den Normannen unterhandelte und nun der Papst kein weiteres Verlangen nach deutscher Hülfe bezeugte. Daher richtete der König nun gegen die abgefallenen Wenden seine Waffen, die aber keinen bleibenden Erfolg hatten. Glücklicher dagegen waren sie in Bekämpfung eines thüringischen Aufstandes.

Als allmählich Heinrich sich etwas selbständiger fühlte, erklärte er den Fürsten, daß er sich von seiner Gemahlin Bertha scheiden lassen wolle; allein hierin fand er nicht nur bei den Fürsten, sondern auch bei dem päpstlichen Stuhle den entschiedensten Widerstand. Er stund daher von seinem Vorhaben ab und überwand seine Abneigung gegen Bertha: ja er vereinigte sich jetzt erst mit ihr und sollte später im Unglück den Werth ihrer Treue noch besser erkennen. — Da inzwischen der Erzbischoff Hanno, sammt dem Erzbischoff von Mainz, um der Simonie willen eine große Demüthigung von dem Papst und den Cardinälen erfuhr, und sein schon länger her wankendes Ansehen dadurch sehr abnahm, so sah sich König Heinrich in einer freieren Lage und rief ungehindert seinen alten Günstling Adalbert an seinen Hof zurück, an welchem derselbe wieder, wenn auch mit mehr Vorsicht, die wichtigsten Geschäfte übernahm, im Übrigen aber nach seinen frühern Grundsätzen verfuhr und es nun besonders dem sächsischen Fürstenhause entgelten ließ.

Da Hanno nicht mehr zu fürchten war, so kehrte sich des Königs Sinn wider den noch sehr mächtigen Bayernherzog Otto von Nordheim, dem er gleichfalls den Tag von Kaiserswerth nicht vergessen konnte, zumal derselbe sich auch bei andern Gelegenheiten der Untreue und Undankbarkeit verdächtig gemacht hatte. Er erklärte ihn auf einen neuen, jedoch unerwiesenen Verdacht hin, als trachte derselbe ihm nach dem Leben, in die Acht, nahm ihm das Herzogthum Bayern und gab es dem Sohne des Markgrafen von Este, Welf IV, der in Bayern als Welf I der Stammvater der jüngern welfisch-estensischen Linie wurde.

Otto hatte in seinem Ehrgeize Handlungen begangen, die ihm am Hofe den von Heinrich's Umgebungen genährten Verdacht zuzogen, als strebe er sogar nach der Krone. Der Ermordung eines Getreuen des Königs wurde die Absicht unterlegt, als habe der Anschlag dem Kaiser gegolten, und sei von Otto ausgegangen. Der Verdacht schien begründet, als ein, übrigens übelberücktigter Ritter, Namens Eginno, mit der Behauptung auftrat, Otto selbst habe ihm den Dolch zur Ermordung des Kaisers gegeben. Otto, vom König auf einem Fürtentage zur Rede gestellt, erklärte den ihm vorgeführten Ankläger nie gesehen zu haben. Eginno berief sich auf ein Gottesurtheil und der Kaiser setzte dazu einen Termin an, an welchen sich der Herzog in Goslar zum Zweikampf mit Eginno stellen sollte. Otto, überzeugt, daß man es auf sein Verderben abgesehen habe, zog zwar dahin, aber mit einem starken Gefolge und begehrte von der sächsischen Gränze bis Goslar sicheres Geleite. Da ihm dieses verweigert wurde, entzog er sich dem Zweikampf, den ohne dieß Viele, einem Menschen, wie Eginno, gegenüber, nicht billigten. Der König verhängte nun durch einen Spruch sächsischer Fürsten die oberwähnte Strafe über ihn, ließ seine sächsischen Privatgüter verwüsten und zwang die Verwandten desselben zur Stellung von Geiseln. Otto vergalt durch Verheerung der königlichen Kammergüter, schlug die Thüringer, die ihm Einhalt thun wollten, und sand zuletzt Schutz bei seinem Vetter, dem Herzog Magnus, dem ältern Sohne des noch lebenden Herzogs Dordulf. Als zuletzt der König selbst gegen ihn auszog,

kam es zu einem Waffenstillstand und Austrag, demgemäß Otto der Acht entledigt wurde und auf Erzbischoff Adalberts Verwendung wenigstens seine Alodien wieder bekam, aber sich mit Magnus zur Haft stellen mußte.

Diese Demüthigung Otto's, des vornehmsten unter den weltlichen Reichsfürsten, war ein Triumph für den nun 20jährigen Heinrich, der, mehr und mehr das Blut seiner Ahnen in sich fühlend, immer begieriger darauf ausgieng, sich die Fürstenmacht zu unterwerfen und zunächst die unruhigen Sachsen zu demüthigen, die seit dem Tode seines Vaters jeden Aufstand unterstützt hatten. Die Sachsen dagegen empfanden den Druck, der auf ihnen dadurch lastete, daß der König den Sitz seiner Macht vorzüglich in ihr Land verlegt hatte, mit dem größten Widerwillen, der noch dadurch wuchs, daß ihr Herzog Magnus noch immer in Haft gehalten wurde. Ihr Widerstreben, welches mehrmals bis zur Verweigerung der Lieferungen für den Unterhalt des Hofes gieng, reizte andererseits des Königs leidenschaftliche Hitze, welche, vom Erzbischoff Adalbert nicht gemäßigt, vielmehr bis zur Härte gesteigert wurde.

Da auch seine übrigen Rätthe, die er aus seinen jungen Jagd- und Lustgenossen nahm, durch Gewaltthätigkeiten das sächsische Volk zu Klagen reizten und durch Stolz und Übermuth die sächsischen Fürsten beleidigten, so mieden nicht nur diese, sondern auch andere Große des Reichs, darunter selbst des Königs Schwager, Herzog Rudolf von Schwaben, seinen Hof: denn jeder befürchtete für sich ein ähnliches Schicksal wie Otto; ja es bildete sich um Rudolf eine gegen den König gerichtete Vereinigung von Fürsten, während die Gährung im Volke zunahm, das mit Furcht und Schrecken die vielen festen Burgen, die der König in allen Landestheilen hatte bauen lassen, besonders die gewaltige Harzburg ansah, die auf dem Sachsenberg bei Goslar lag, und deren innern Raum der König mit einem herrlichen Palast und einem reichen Kloster geschmückt hatte. Kein Wunder, wenn das Volk gerade diese Festung für eine gegen seine Freiheit gerichtete Zwingburg hielt, zumal er zur Befestigung derselben, so wie aller seiner übrigen Burgen, keine Sachsen, sondern nur Franken nahm.

Während Heinrich durch ein entschiedenes Auftreten gegen das unruhige Flandern, so wie auch gegen die Absichten der Polen auf Ungarn und Böhmen den Königsnamen zu erhöhen suchte, — starb am 16. März 1072 Erzbischoff Adalbert, der ungeachtet seiner hereingebrochenen Alters- und Leibeschwäche bis zum letzten Augenblick die wichtigsten Geschäfte des Reichs mit dem Könige berathen hatte. In ihm verlor der König seinen treuesten Anhänger, aber auch den schuldigsten seiner übeln Berather.

Sogleich traten die verbundenen Reichsfürsten zusammen und nöthigten den König, den Erzbischoff Hanno wieder zum Reichsgehilfen zu nehmen, der sich freute, dadurch wieder zu Ansehen zu kommen, und alsbald mit der ihm eigenen Kraft und Strenge dem Könige sowohl, als allen denjenigen Herren entgegentrat, die sich Gewaltthätigkeiten und Erpressungen erlaubten. Ihm hatte Otto von Nordheim es zu danken, daß er wieder seiner Haft entlassen und sein Ankläger Eginowegen Landfriedensbruch in Fesseln gelegt wurde. Auf Hanno's Betrieb und auf Bitten der aus Italien

herbeikommanden Kaiserin-Mutter versöhnte sich der König wieder mit Rudolf von Schwaben und es schienen die Dinge am Hofe eine andere Wendung zu nehmen.

Allein der König fuhr, dem alten Plane seines Hauses gemäß, in dem Bestreben fort, die Selbständigkeit der Fürsten zu brechen und insbesondere den Trotz der Sachsen zu beugen. Denn da der alte Herzog *Ordulf* (im März 1072) gestorben war und Jedermann dessen Sohn *Magnus* als den Nachfolger seines Vaters betrachtete, entließ der König ihn nicht nur nicht aus der Haft, sondern wollte ihm die Freiheit nur dann gewähren, wenn er dem Herzogthum und dem väterlichen Erbe förmlich entsage. Vergebens erbot sich *Otto*, an seiner Statt die Haft zu bestehen und seine eigenen Güter abzutreten: der König wies ihn mit der Äußerung zurück, er solle sich selbst erst von der alten, auf ihm noch haftenden Beschuldigung reinigen.

Weil nun hierauf die Fürsten wieder eine drohende Haltung annahmen und der König dem Herzog *Berchtold* sein Kärnthen nahm, so erkannte selbst *Hanno*, daß er in seinem Alter nicht mehr die frühere Kraft zur Lenkung des leidenschaftlichen Königs beiaß, und trat freiwillig von den Reichsgechäften zurück, zu denen nun der König den Erzbischoff *Siegfried von Mainz* berief, indem er ihn durch Ertheilung des längst gewünschten thüringischen Zehnten für sich gewann.

Ogleich sich nun der König einigen Fürsten wieder günstiger bewies und selbst dem Herzog *Berchtold* Kärnthen zurückgab, weil er eine allgemeine Heerfahrt gegen die Polen vorhatte, so trauten ihm doch die meisten Fürsten nicht: sie hatten vielmehr ihre Verbindung zu einer Verschwörung ausgebildet mit der Absicht, den Herzog *Magnus* aus seiner Haft zu befreien und denselben in das Herzogthum einzusetzen. Zu dem Ende bestärkten sie das Volk in seiner Befürchtung, der König wolle Sachsen zu einem Kronland machen und alle in die Knechtschaft stürzen. Als sich daher ein großer Theil des zum Polenkrieg aufgebodenenen allgemeinen Heerbannes zu sammeln begann, argwöhnte das Volk, dieses Heer sei zugleich dazu bestimmt, die sächsische Freiheit zu vernichten.

Bereits hatte der König die sächsischen Fürsten nach Goslar beschieden, um sich mit ihnen über den Zug zu berathen. Sie erschienen sämmtlich — Herzoge, Markgrafen, Grafen und Bischöffe — mit *Otto von Nordheim* und dem Bischoff *Bukko* (*Burkhard*) von Halberstadt (*Ordulf's* Bruder) an der Spitze, in der Pfalz zu Goslar. Der König aber hatte inzwischen Kenntniß von ihrer Verschwörung erlangt, und verließ, anstatt sich in ihrer Mitte zu zeigen, insgeheim die Stadt, zog sich zu seiner Sicherung auf die Harzburg zurück, und beschied eiligst den Herzog *Berchtold* zu sich.

Voll Unwillen entfernten sich sämmtliche Fürsten und hielten an einem andern Orte unter *Otto's* Leitung eine Versammlung, zu der sie auch das Landvolk hinzunahmen. Hier gelobten sich Fürsten und Bauern gemeinschaftlichen Beistand zum Schutze der allgemeinen Freiheit und der alten Rechte ihres Landes. Darauf zog die Menge, an 60,000 Bewaffnete, vor die Harzburg und konnte nur mit Mühe durch die Fürsten von einem Sturm auf die Burg zurückgehalten werden. Vom Könige beauftragt,

kam nun Herzog Berchtold mit dem Biſchoff von Münſter in das Lager der Sachſen und ermahnte ſie, die Waffen niederzulegen: der König wolle ſie bereitwillig anhören und ihren Beſchwerden abhelfen. Die Sachſen erklärten ſich jedoch nur unter der Bedingung dazu bereit, wenn er zuvor alle in ihrem Lande von ihm erbauten Burgen niederriffe, widrigenfalls ſie ihre Freiheit und Habe vertheidigen würden.

Der König, nicht Willens, in ſolche Forderungen einzugehen, übertrug den Seinen die Vertheidigung der Burg und die Feſthaltung des in ihr gefangen gehaltenen Herzogs Magnus, und begab ſich unter Voraussendung der Reichsinſignien und ſeines Schazes, auf einem geheimen Wege noch in derſelben Nacht, begleitet vom Herzog Berchtold und den Biſchöffen von Zeiz und Osnabrück, auf die Flucht, bei der ein des Weges kundiger Jäger Hülfe leiſtete. Nach einem dreitägigen Zug durch die Wälder gelangte er über Eſchwege nach der Abtei Herſfeld, wo ſich eben der oberdeutſche Heerbann zum Zuge gegen die Polen ſammelte.

Auf die Nachricht von der Ankuft des Königs dajelbſt eilten zwar fränkiſche, ſchwäbiſche und rheiniſche Biſchöffe, ſelbſt auch Rudolf von Schwaben mit einigen andern Fürſten herbei. Obgleich er, um ſie im Voraus günſtig zu ſtimmen, bereits den Herzog Magnus aus der Haft zu entlaſſen befohlen hatte, der dann von ſeinen Sachſen mit Jubel empfangen wurde, — ſo konnte er jene Fürſten nur dadurch, daß er ſich ihnen flehentlich zu Füßen warf, dahin bewegen, daß ſie ihm Hülfe gegen die Sachſen zuſagten.

Inzwiſchen ſuchte Heinrich ſich durch Verſprechungen und Spenden beſonders in Franken Freunde zu gewinnen und knüpfte durch die Erzbiiſchöffe von Mainz und Köln in Corvey Unterhandlungen mit den ſächſiſchen Fürſten an, welche aber dabei die ſchmählichſten Anklagen über den König vorbrachten, mit denen ſie auf ſeine Abſetzung drangen. Da es aber galt, auch den König zu hören, ſo wurde eine Fürſtenverſammlung nach Gerſtungen (auf der Gränze von Thüringen und Heſſen) anberaumt, auf welcher die Fürſten aus allen deutſchen Stämmen erſchienen. Der König aber erſchien nicht ſelbſt, ſondern ſchickte nur Abgeordnete dahin, weil er ſich nicht als Angeklagter mit den Rebellen als Klägern auf gleichen Fuß ſtellen wollte. Daher gelang es den ſächſiſchen Fürſten durch die gleichen Beſchuldigungen die übrigen Fürſten für ihre Sache zu gewinnen, ſo daß man übereinkam, den König mit Rückſicht auf ſeine vielfachen Vergehungen für regierungsuntüchtig zu erklären und zu einer neuen Wahl zu ſchreiten, wobei der Erzbiiſchoff von Mainz nicht undeutlich auf Rudolf von Schwaben hinwies.

Um aber dieſes ihr hochverrätheriſches Verfahren zu bemänteln, ſchloßen die Fürſten mit den Sachſen einen Scheinvertrag, worin ſich die letztern an Weihnachten zu unterwerfen verſprachen, wenn der König ihnen Straflosigkeit und Abhülfe ihrer Beſchwerden verbürge. Ohne zu ahnen, daß dieß ein neuer Fallſtrick für ihn ſein ſollte, gab er (von Würzburg aus) ſeine Einwilligung dazu und entließ ſeine Mannſchaft, die er bereits zum Zuge gegen die Sachſen geſammelt hatte, welche unterdeß den Aufſtand über ganz Sachſen und Thüringen verbreitet hatten.

Als hierauf König Heinrich Franken und Bayern durchreiste, fand er überall die Stimmung gegen sich, ja als er in Nürnberg mit Rudolf und Berchtold zusammentraf, trat ein neuer Anschlag gegen ihn hervor, der darauf berechnet war, des Königs moralische Existenz in den Augen der Nation zu vernichten. Ein Ritter Reginger, der einst Hofgunst genossen hatte, trat da mit der Beschuldigung auf, der König habe in Würzburg ihn und einige Andere aufgefordert, diese beiden Fürsten zu ermorden, und erbot sich, seine Aussage durch ein Gottesurtheil in einem Zweikampf zu erhärten. Bestürzt entfernten sich die beiden Fürsten und ließen dem Könige den Gehorsam auftragen, wenn er sich nicht von jener Beschuldigung reinigen würde.

Heinrichs gerechter Zorn richtete sich zunächst gegen Rudolf, und einer der Rätthe des Königs, Udalrich von Godesberg, erbot sich zum Zweikampf mit Reginger, den aber Rudolf von der Entscheidung der Fürsten abhängig machte, die sich auf Betrieb der sächsischen Häupter in Mainz versammeln wollten. (Schwerlich war Rudolf der Anstifter dieser Beschuldigung, wohl aber haftet der Verdacht auf einem der sächsischen Häupter und es scheint, als ob sich Otto dadurch für die Eginogeschichte habe rächen wollen.)

Als Heinrich Kunde von der bevorstehenden Versammlung erhielt, eilte er, um den Fürsten zuvorzukommen, an den Rhein. Vor der Stadt Worms angekommen, sah er sich vom dortigen Bischoff abgewiesen; allein die dem Kaiser treue Bürgerschaft vertrieb ihren Bischoff, holte den König freudig in ihre damals mit 60,000 Einwohner bevölkerte und gutbefestigte Stadt ein und erbot sich mit ihrer ganzen Macht zu seinem Dienste.

Darüber berichtet die Wormser Chronik treuherzig: „Anno 1073 als hochgedachter Kaiser den langen krieg wider die Sachsen geführt, und darum aus falscher Verleumdung derselbigen bei aller Weit in Ungunst kam hat er sich aus Bayern an den Rhein gemacht, und als er gen Ladenburg kommen, ist er tödtlich krank worden. Demnach aber er sich ein Bischen erkobert, eilet er nach Worms, welche Stadt ihm fast hold und überaus treu war, ist er mit großer Pracht von den Bürgern empfangen worden, welche, auf daß sie ihren unterthänigen Willen und Gehorsam k. M. desto klarer zu verstehen gaben, haben sie die Landsknecht des Bischoffs, welche dem Kaiser die Stadt versperren wollten, aus der Stadt getrieben und wo der Bischoff nicht bei Zeit sich aus der Stadt hinaus getrollt hätte, hätten sie ihn dem Kaiser gefänglich überliefert. Nach diesem Allen ziehen sie ihm mit ihren Wehren wohlgeputzt entgegen und lassen allda die Macht ihres Volks und ihrer Bürgerschaft sehen, auf daß seine Majestät wiffete, was er im Fall der Noth zu ihnen sich zu versehen hätte; bieten ihm ihren Dienst gutwillig an, schwören und hulden ihm, sind erbötig ein jeder nach seinem Vermögen die Kriegskosten helfen zu erlegen und so lang sie das Leben haben, seine Ehr und Ruß helfen zu versehen. Als er aber so die allerfesteste Stadt inbekommen, hat er aus derselben nochmals seinen kriegssiz, beste Besatzung und Zuflucht in allen Nothen gemacht.“

Die Folge war, daß auch andere rheinische Städte sich dem Könige geneigt zeigten und die rheinischen Bischöffe nichts zu unternehmen wagten, ja daß die Mainzer Versammlung gar nicht zu Stande kam, weil die meisten Fürsten, aus Furcht vor des Königs gedecktern Stellung in Worms, daheim blieben.

Allein wohl fühlend, wie schwach noch seine Stellung war, lud der König die oberdeutschen Fürsten zu einer Zusammenkunft nach Oppenheim, wo er vor ihnen bekannte, daß er in jugendlicher Leidenschaft viel gefehlt

habe, und sie bat, ihm in seiner Noth Treue zu halten. Sie wollten sich aber nicht eher entscheiden, als bis er sich durch das angebotene Gottesgericht gereinigt habe. Der Zweikampf zwischen Udalrich und Reginger sollte daher auf einer Rheininsel bei Mainz vor sich gehen. Zwei Tage zuvor jedoch verfiel Reginger in Wahnsinn und starb eines elenden Todes. Da nun hier Gott selbst das Urtheil gesprochen zu haben schien, so erklärten diese Fürsten den König für gereinigt und erließen ihm auch den Reinigungsseid, zu dem er sich erboten hatte.

Damit waren aber die sächsischen Fürsten nicht zufrieden, forderten die andern Fürsten zur Ausführung der Gerstunger Beschlüsse und auf trugen auf eine neue allgemeine Versammlung zu Fritzlar an, wo sie über den König zu Gericht sitzen wollten.

Dies zu verhindern, erließ der König ein Reichsaufgebot, dem sich aber die Herzöge und Erzbischöffe entzogen und nur eine Anzahl Bischöffe gehorchten. Als Heinrich — es war im Januar 1074 — mit nur 6000 M. an der sächsischen Gränze anlangte und in der Werragegend sich ein Heer von 40,000 Sachsen entgegenstehen sah, schlug er in seiner durch Mangel und Kälte bedrängten Lage den Weg der Unterhandlungen ein, in welche sich die sächsischen Fürsten wider Erwarten einließen (wahrscheinlich weil sie bei der allgemeinen Bauernaufregung für ihre eigne unabhängige Stellung anfiengen besorgt zu werden). Sie verlangten aber, der König solle alle seine Burgen abbrechen, die eingezogenen Güter herausgeben, den Grafen Otto von Nordheim wieder in das Herzogthum Bayern einsetzen und alle übrigen in ihre Sache verwickelten Fürsten amnestiren.

Im ersten Unwillen verwarf der König zwar diese demüthigenden Bedingungen und wollte den Kampf beginnen; allein da sich selbst die zu ihm stehenden Fürsten weigerten, die Waffen zu gebrauchen, so sah er sich in seiner Hülflosigkeit genöthigt nachzugeben, und so kam am 2. Febr. 1074 der Vertrag von Gerstungen zu Stande, worauf der König sein Hoflager nach Goslar verlegte, um die Vertragsbedingungen zu erfüllen. Die Belagerungen seiner Burgen wurden aufgehoben, die Besatzungen zurückgezogen, und nun machten sich, nachdem seine Versuche, sie noch zu retten, vergeblich waren, die Bauern mit Herzenslust daran, sie alle bis auf den Grund zu zerstören: von der mächtigen, prachtvollen Harzburg ließen sie nur das Münster und Domherrnstift stehen, wie verabredet war.

Mit bitterm Gefühlen verließ der König Goslar und das Sachsenland und kehrte nach dem treuen Worms zurück. Aber schon am dritten Tag nach seinem Abzug stürmte ein fanatischer Bauernhaufe wieder auf die Harzburg, steckte die Kirche in Brand, zertrümmerte die Altäre, raubte die heiligen Gefäße und gieng in seinem rohen Haß gegen den König so weit, daß sie aus der Gruft die Gebeine seines begrabenen Bruders und Sohneleins herausriffen und zerstreuten. Zwar strasten die sächsischen Fürsten selbst die Frevler und ließen dem Könige durch Gesandte ihre Unschuld an diesem Vorgang betheuern; aber der tiefgekränkte König nahm ihre Rechtfertigung nicht an, und rief, weil ihn das Reich nicht stütze, die Hülfe

des — Papstes gegen das tempelschänderische Volk der Sachsen an!

Während aber der Papst in seiner Politik zögerte, den Bann über die Sachsen auszusprechen, erschienen jetzt die oberdeutschen Fürsten in Person beim Könige — unter ihnen der Erzbischoff Siegfried, die Herzöge Rudolf, Berthold, Welf und Gottfried — und boten dem Könige ihren Beistand gegen die Sachsen an, die daraus mit Schrecken wahrnahmen, daß der König mehr und mehr an Kraft gewann.

Nachdem hierauf Heinrich die deutsche Westgränze gegen etwaige Absichten Frankreichs und Englands dem treuen lothringischen Gottfried zur Bewachung übertragen hatte, gieng er nach der Ostgränze und traf Anordnungen den von den Polen aus Ungarn verdrängten König Salomo wieder in sein Reich einzusetzen. — Sein Ansehen war nun bereits so gehoben, daß die oberdeutschen Fürsten seinem Rüstungsaufgebot gegen die Sachsen folgten, deren Fürsten nun die Rache des Königs fürchteten und sich, weil selbst ein Theil von ihnen zu ihm übertrat, um seine Gnade zu bewarben. Diese wollte er ihnen aber nur auf bedingungslose Unterwerfung und gegen Auslieferung Otto's und Buxto's gewähren.

Als sich das aufgebotene Reichsheer mit allen Fürsten bei Breitenbach an der Fulda eingefunden hatte, war auch das sächsische Heer mit einer großen Anzahl Bauern — nach vergeblichen Versuchen, die Gefahr von sich abzuwenden, — bis an die Unstrut gerückt, und dort zwischen Homburg (Hohenburg) und Vogelstädt kam es im Juni 1075 zu einer entscheidenden Schlacht, aus welcher der König als Sieger hervorgieng.

Die Sachsen waren auf beiden Ufern des Flusses gelagert. Da sie den König noch bei Breitenbach wähnten, so überließen sie sich sorglos dem Gelage. Unvermuthet aber überraschte sie das nach Stämmen geordnete königliche Heer. Mit Noth sammelten sie sich und stürmten den Schwaben entgegen, welche nach alter Sitte mit ihrem Herzog (Rudolf) vorankämpften und die Bayern zur Stütze hatten. Ungeachtet der Übermacht waren anfangs die Sachsen, von Otto's Tapferkeit und Umsicht geleitet, im Vortheil und nicht wenige Grafen und Herren fielen auf Seiten des Königs. Als nun aber auch die Franken in den Kampf einrückten und die Lothringer und Böhmen folgten, da ermatteten die Sachsen und flohen nach ihrem Lager, wo die zurückgebliebenen Bauern voll Angst des Ausganges harrten und nun von den eindringenden Feinden theils im Lager, theils auf der Flucht mit niedergemacht wurden. An 8000 Sachsen bedeckten das Schlachtfeld; aber auch das Reichsheer verlor 1500 Mann.

Da aber Otto mit den andern Anstiftern des Aufstandes entkam und noch ein Theil des sächsischen Heeres in den Waffen war, ließ der König durch den Erzbischoff Siegfried den Kirchenbann über die Rebellen aussprechen und wandte sich mit seinem Heere nach den Harzgegenden. Auf diesem Zuge beobachtete der leidenschaftliche Sieger keine Gränze der Mäßigung: Blut und Brand bezeichneten seine Schritte; das Land wurde schrecklich verwüstet, selbst Kirchen und Kirchengüter nicht verschont. Erschreckt über solche Gräuelt thaten Berthold und Rudolf ein Fasten an und gelobten, ihr Schwert nicht mehr für diese Sache zu ziehen.

Zwar unterwarfen sich nun einige sächsische Fürsten und Herren; aber hartnäckig wiesen Otto und die Billunger jede Aufforderung zur Unter-

werfung zurück. Schon war der König bis Goslar vorgebrungen, als eintretender Mangel ihn zwang, das Reichsheer zu entlaſſen, jedoch gegen das Verſprechen, daß ſie ſich im Herbſt zu einem neuen Zug gegen die Sachſen einfinden wollten. Darauf kehrte Heinrich nach Worms zurück und belohnte ſeine Getreuen, lehnte aber alle Anerbietungen der Sachſen zu einem Vergleich ab.

Während nun der König, von den Böhmen unterſtützt, in die ſächſiſch-thüringiſchen Marken rückte und ſie zu ihrer Sicherung gegen die Polen dem Böhmenherzog verlieh, beobachteten ihn die Sachſen mit einem Heere und boten ihre Unterwerfung unter den frühern Bedingungen an. Doch der König gieng nicht darauf ein, und ſo ſammelte ſich das Reichsheer wieder, jedoch nicht ſo zahlreich, wie das erſtemal: denn die oberdeutſchen Fürſten blieben aus. Daher ließ ſich, als die Aufſtändiſchen von ihrem Lager bei Nordhauſen aus auf's Neue ihre Unterwerfung anboten, der König zu nähern Unterhandlungen bereit finden.

Von ſeinem Geſandten, dem Erzbischoff Siegfried und dem Herzog Gottfried, durch Verheiſungen in Betreff königlicher Milde bewogen, verſprachen ſie unbedingte Unterwerfung, da ſie keinen Ausweg vor ſich ſahen. Und ſo ſtreckten ſie denn am 26. Oct. auf dem Felde bei Spier vor dem Könige die Waffen, und ihre Fürſten — Otto von Nordheim, die beiden Billunger und viele Biſchöffe, Grafen und andere Herren — mußten in demüthiger Haltung vor den König treten, der ſie einzeln zu bewachen befahl, bis ihr Schickſal von den Fürſten des Reichs entſchieden werden würde.

Niemanden ſchmerzte der Schlag, der die Sachſen traf, mehr als den todtkranken Hanno, der noch vor ſeinem Sterben den König erſuchen ließ, ſich ihrer zu erbarmen. — Er hatte in der letzten Zeit ſelbſt ein ſchweres Geſchick erfahren. Seit die Wormſer Bürgerschaft ihren Biſchoff verjagt und ſich des Königs angenommen hatte, regte ſich in mehreren rheiniſchen Städten ein gleicher Geiſt, und da ſchon längſt die Kölner in ihrem herrſcheriſchen Erzbischoff einen Tyrannen ſahen, waren ſie zu einem Aufſtand geneigt, deſſen entblinder Ausbruch folgende Veranlaſſung hatte. Seine Leute wollten mit gewohnter Annahm das Schiff eines reichen Kaufmanns nehmen, um den Gaſt ihres Herrn, den Biſchoff von Münſter, Rhein-abwärts zu fahren. Der Sohn des Kaufmanns, ein in der Stadt beliebter junger Mann, widerſetzte ſich und ſchlug mit ſeinen Genossen die erzbischofflichen Diener ſammt der herbeieilenden Stadtwache in die Flucht. Im Zorn darüber drohte Hanno mit ſchwerer Züchtigung. Da rotheten ſich die Bürger unter Anführung jenes Kaufmannsſohns zuſammen und ſtürmten mit dem Ruſe Worms! Worms! in ſeinen Palaſt, um ihn zu tödten. Er entkam aber im Getümmel in den Dom und von da durch eine kleine Pforte aus der Stadt und entfloh nach Reuß. Sogleich dachten die Kölner auf Vertheidigung ihrer Stadt: denn wirklich erſchienen Hanno nach vier Tagen mit einem aufgebotenen Heere vor ihren Thüren! Allein da bereits der Böbel in der Stadt große Unordnung anrichtete, ſo entſank den Bürgern der Muth, ſo daß ſie ſich ohne weitem Widerſtand dem Erzbischoff ergaben und auf ſeinen Befehl barfuß und im Büßergewande in ſeinem Lager erſchienen. Als er nach ſeinem Einzug in die Stadt am andern Tage Gericht halten wollte, erſchien Niemand: denn 600 der reichſten Kaufleute hatten in der Nacht die Stadt verlaſſen. Nun kannte ſein Zorn keine Gränzen: ſeine Leute fielen über die Bürger her, tödteten viele, ſchleppten andre in die Gefängniſſe und plünderten und zerſtörten ihre Häuſer. Der Urheber des Aufſtandes wurde mit ſeinen Genossen geblendet und über die Flüchtigen der Bann ausgeſprochen. Die voll-reiche Stadt war wie verödet und ihr Glanz verſchwunden. Die übrige Bürgerschaft aber haßte den Erzbischoff nur noch um ſo mehr. — Als einige Zeit darauf

der König nach Köln kam und die Bürger bei ihm ihre Klage anbrachten, suchte der König eine Ausöhnung zu bewirken, und nur schwer zeigte sich Hanno dazu geneigt. — Einige Zeit darnach sah der alte Erzbischoff sogar von zweien seiner vertrauten Diener sein Leben bedroht. Das Unglück machte ihn endlich milder: er beschäftigte sich viel mit klösterlichen Übungen und ward noch eifriger in der Sorge für seine frommen Stiftungen. In Folge eines Traums — denn sein aufgeregtes Gemüth hatte zuletzt viel mit Träumen und Visionen zu schaffen — hob er den Bann über die flüchtigen Kölner auf, lud sie zur Rückkehr ein und ersetzte ihnen allen ihre Güter. Allmählich schwand seine Kraft, geistliche Leiden befielen ihn und quälten ihn so fürchtbar, daß zuletzt Fußgeschwüre aufbrachen und das Fleisch ihm von den Knochen fielte. Bekümmert über den Gang der politischen und kirchlichen Dinge rief er einmal über das andere aus: „Wehe der armen Welt! und sprach den 5. und 6. Vers des 120. Psalms. Nach neunwöchentlichen Leiden starb er den 4. December 1075. — Sein Tod machte auch auf seine Feinde tiefen Eindruck, und die Kölner erkannten nachher doch, daß er ihre Stadt zum höchsten Glanz gebracht hatte. Obgleich er mit dem päpstlichen Stuhl nicht in besten Einvernehmen stand, hat ihn doch die römische Kirche nachher (1188) unter die Heiligen versetzt.

Der König verharrte in seiner Gesinnung gegen die Sachsen. Auch das Verlangen des Papstes, die sächsischen Bischöfe wieder einzusetzen, erfüllte er nicht, und als die Reichsversammlung zu Goslar zu Stande kam, wurde die Sache der Gefangenen gar nicht erwähnt. Sie mußten alle in Haft bleiben, ja mehrere wurden nach den entferntesten Burgen des Reichs abgeführt. Nur einen entließ der König der Haft, nicht den Magnus, sondern den Otto von Nordheim, nachdem derselbe zwei seiner Söhne als Geiseln gestellt hatte. Es konnte diesen klugen Mann nur die Meinung, daß des Königs Macht nun vollkommen befestigt sei, zum Wechsel seiner politischen Gesinnung gebracht haben: wenigstens gab er nun dem Könige solche Beweise seiner Sinnesänderung, daß dieser ihm sein Vertrauen schenkte und ihm sogar die Verwaltung des Sachsenlandes übertrug, ja ihm befahl, nicht nur die Harzburg, sondern auch alle andern königlichen Burgen in Sachsen wiederherstellen zu lassen. Zugleich vermochte Heinrich die anwesenden Fürsten, seinem zweijährigen Sohne die Nachfolge im Königthum zuzuerkennen, das nach so vielen Störungen seine glückliche Wiederaufrichtung in Deutschland zu feiern schien.

Allein es war noch eine andere Macht vorhanden, mit der sich Heinrich IV noch nicht abgefunden, und auf deren Autorität er sich in seinem Streite mit den Sachsen unvorsichtiger Weise schon einmal berufen hatte. Die Verständigung mit derselben war aber um so nöthiger, wenn er durch eine Romfahrt auch das Kaiserthum herstellen wollte, das seit fast zwanzig Jahren ohne Bedeutung gewesen war.

§. 109. Auf dem päpstlichen Stuhle saß seit 1073 **Gregor VII**, welcher vom einfachen Mönch, **Hildebrand** genannt, allmählich zu dieser hohen Würde emporgestiegen war. Dieser starke und gewaltige Geist, an dem man bei seinem unbeugbaren Willen einen sittenstrengen Wandel anerkennen muß, hielt sich an der Spitze der strengeren kirchlichen Partei dazu berufen, der entwürdigten Kirche mittels Zurückführung derselben zur Reinheit und Einheit aufzuhelfen. Denn da die meisten Bischöfe über dem Trachten nach

weltlichem Besitz und weltlichem Einfluß sich ihrem wahren Berufe ganz entfremdet hatten und durch die eingerissene Simonie (§. 108) die geistlichen Ämter oft an die unwürdigsten und unwissendsten Menschen kamen, ja selbst nicht wenige Päpste den heiligen Stuhl nur niedrigen Parteikämpfen verdankten und nicht selten, ihrer hohen Würde vergessend, ein unheiliges Leben führten, und daher die größte Sittenlosigkeit auch in der niedern Geistlichkeit einriß: so war die Kirche theils durch ihre eigenen Hirten und Wächter, theils durch die willkührlichen Eingriffe der weltlichen Macht in den größten Verfall gerathen. Dieses Grundübel glaubte Gregor nur durch völlige Umkehr des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, Papst und Kaiser heilen zu können. Nicht bloß die Reinigung der Kirche von eingerissenen Mißbräuchen und ihre völlige Unabhängigkeit von der weltlichen Macht, sondern auch die absolute Herrschaft über letztere war sein Ziel, das im Grunde schon in den pseudo-isidorischen Decretalen (§. 103) enthalten war und zu dessen Erreichung sich nur bis dahin die dazu nöthigen Umstände und Personen noch nicht hatten finden wollen.

Hildebrand war geboren zu Roavacum, einem kleinen Landgut im Tuscanischen, das sein Vater Bonizo bebaute und das jetzt nicht mehr nachzuweisen ist. Sein Oheim mütterlicher Seite war Abt eines reichen Marienklosters auf dem Aventin zu Rom, bei welchem der sehr begabte Knabe eine sorgfältige Erziehung für den Dienst der römischen Kirche nach den Reform-Ideen der Cluniacenser erhielt. In seinem 25. Jahre verließ er dieses Kloster und wurde der vertraute Kapellan Gregor's VI. Als dieser entsiegt wurde (s. §. 107), folgte er ihm in's Exil und kam an den Hof Heinrich's III, dessen Herrscheransichten auf Hildebrand's kirchliche Bestrebungen Einfluß hatten. Nach einem Aufenthalte in Clugny ward er von dort dem neuen Papste Leo IX (einem Verwandten des Kaisers) mit nach Rom gegeben, wo er zuerst Cardinal-Subdiacon der römischen Kirche wurde und durch seine Verbindung mit dem römischen Adel diesen deutschen Papst in seiner Stellung befestigten half. Beide Männer unterstützten sich in den erwähnten Reformbestrebungen zur Reinigung der Kirche, ohne daß einer den andern beherrschte. Denn Leo's Eifer in Bekämpfung eingerissener Mißbräuche war so groß, daß er im Sommer und Winter selber von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Synode zu Synode umherreiste und bald im glänzenden Aufzuge des höchsten Priesters, bald zu Fuß als einfacher Pilger, bald vorsitzend mit herbedem Wort im Rathe der Kirchenfürsten, bald einfach predigend vor den Gemeinden — theils die Simonie bekämpfte (wobei er auf drei Nationalconcilien viele Bischöffe zur Niederlegung ihres erkauften Amtes bewog), theils wider die Priesterhe, wider unkanonische Wahlen, falsche Dogmen, Verschleuderung des Kirchenvermögens 2c. eiferte und dabei durch den starken Geist und Willen seines Rathgebers Hildebrand unterstützt wurde. — Bei seinem Sterben verwies Leo die Cardinäle auf den Rath desselben, und obgleich der nachfolgende Papst Victor II eine andere, vorherrschend politische Richtung verfolgte, so behielt Hildebrand doch seine Stellung unter ihm bei und fuhr fort, besonders das Verbot der Simonie mit einer Strenge zu handhaben, die selbst seinen Freunden als tyrannische Härte erschien: denn es kam ihm vor Allem darauf an, die Geistlichen der Bestechung durch weltliche Vortheile weniger zugänglich zu machen.

Nach Victor's frühem Tode folgte der reformeifrige Papst Stephan X, der Bruder des von der Kaiserin Agnes zum kaiserlichen Statthalter in Italien erhobenen Gottfrieds (des Bärtigen) von Toscana. Jest auf Hildebrand sich stützend verfolgte er vorzüglich die verheiratheten Geistlichen und suchte die immer weiter um sich greifende Ausbreitung der normannischen Fürsten Unteritaliens zu beschränken. Allein er starb in kurzer Zeit. Die Gegen-Reformpartei in Rom

wählte nun durch Waffenbedrohung Benedict X., der aber auf Hildebrands Vertrieben mit Gottfried's Hülfe vertrieben und durch Nicolaus II ersetzt wurde, von dessen Pontificat nun Hildebrand die Seele war.

Doch trat nun in dem Verhältniß des Papstthums zum Kaiserthum eine wesentliche Wendung ein. Bis zum Tode Heinrichs III hatte sich die römische Kirche auf die Kaiser Gewalt gestützt; und die übrigen italienischen Großen sich der deutschen Herrschaft gefügt. Als sich aber das Kaiserthum unter der Regentin Agnes zu schwach erwies, fiengen verschiedene italienische Mächte an, sich demselben feindlich entgegenzustellen, und diese Opposition war seit dem Regierungsantritt Heinrichs IV noch mehr gewachsen. Solche Stimmung der Italiener gewährte Hildebrand und sie benützend, nahm auch er nun eine andere Stellung zum Kaiserthum, um das Papstthum dem Einfluß des nunmehrigen deutschen Hofes zu entziehen.

Denn gleich nach der Einsetzung des Papstes Nicolaus bot Hildebrand dem normannischen Fürsten Richard von Capua die Hand zu einer Verbindung mit dem römischen Stuhl, in dessen Bann bisher die Normannen gewesen waren. Von da an gieng die Schutzherrschaft, welche bisher die Kaiser über die Kirche Roms geübt hatten, in die Hände der Normannen über. Denn auch den zweitmächtigsten unter den normannischen Fürsten, Robert Guiscard (aus der zweiten Ehe des genannten Grafen von Hauteville), der bereits seine Herrschaft bis an die Meerenge von Messina ausgedehnt hatte und sich bereits Herzog von Apulien und Calabrien nannte, gewann Hildebrand zum Vasallen des römischen Stuhls.

Zu gleicher Zeit wurde in Oberitalien auf seine Veranlassung die stolze mailändische Kirche mit ihren Bisthümern dahin gebracht, sich dem Stuhle Petri zu unterwerfen, so daß auf der Kirchenversammlung zu Rom (im Lateran) 1059 die ganze italienische Kirche von den Gränzen Apuliens bis zu den Alpen (mit Ausnahme von Ravenna) vertreten war. Schon bei dieser Kirchenversammlung wurde der Beschluß gefaßt, daß das bis dahin dem Adel, dem Klerus und dem Volke zu Rom gemeinschaftlich zugestandene und darum oft unter blutigen Factionskämpfen geübte Recht der Papstwahl ausschließlich an die Bischöffe, Priester und Diacanen von Rom (Cardinales genannt, weil Rom die *cardo totius ecclesiae*), die aus ihrer Mitte den Papst zu wählen das Recht haben sollten, und wobei dem Kaiser das Bestätigungsrecht nur dann zustehen sollte, wann es ihm der Papst besonders verlieden haben werde.

So war dem Papstthum fast die ganze weltliche und geistliche Macht in Italien wie von selbst zugefallen, und da auch in Frankreich durch Hildebrand's Einfluß dasselbe die Lage der Dinge für Rom günstig stand, so war von Deutschlands schwachem Regimente nichts zu fürchten. Noch in dem gleichen Jahre (1059) rückte Hildebrand zum Cardinal-Archidiacon der römischen Kirche auf und erhielt zugleich die große und reiche Abtei St. Paul in Rom. Mehr und mehr erhob sich sein emporstrebender Geist zu weltherrschaftlichen Gedanken, die ihn über sein bisheriges Ziel der Befreiung der Kirche von weltlichem Einfluß hinüberschwangen in das Reich hierarchischer Theokratie nach alttestamentlichem Vorbilde.

Als nach dem Tode des Papstes Nicolaus II von den Cardinälen Alexander II zum Papst erhoben wurde, verfolgte Hildebrand, der diese Wahl geleitet hatte, jenes sein Ideal mit heiligem Eifer. Eine Hauptstütze für dasselbe hatte er auch an zwei ausgezeichneten Frauen, der Wittve Gottfrieds des Bärtigen, Beatrix von Tuscan, und ihrer Tochter Mathilde. Was diese Fürstinnen an Macht und Reichthum besaßen, stellten sie den Bestrebungen Hildebrands zu Diensten. Insbesondere gieng Mathildens kirchliche Begeisterung ganz in den Idealen desselben auf. Obgleich verheirathet (an Herzog Gottfried den Jüngern von Lothringen), war doch ihre Ehe nur eine Scheinehe. Von mehr männlichem Geiste und für irdische Liebe unempfindlich, lebte und webte sie mit allen ihren Sinnen und Gedanken in der Idee des irdischen Gottesreiches, und Niemand erfaßte „die Consequenz“ des kirchlichen und politischen Systems Hildebrands besser, als sie, Niemand bestritt die Weltmacht des Kaisers schärfer als sie, „um die Weltmacht des Papstthums zu begründen.“

Während so sich Alles zu Gunsten der päpstlichen Übermacht in Italien anließ, machte doch die wachsende Ausbreitung der normannischen Fürsten Richard und

Robert, welche zwar äußerlich der Kirche die äußerste Devotion zeigten, aber durch ihre Eroberungssucht die lombardischen Vasallen des Papstes in Unteritalien beeinträchtigten, dem päpstlichen Stuhle große Sorge und mehrmals mußte Hildebrand ihnen ernst entgegenreten; doch stellte sich das gestörte Verhältniß wieder her, ja Robert Guiscard wurde sogar auch mit Sicilien unter der Bedingung belehnt, es den Griechen und Sarazenen zu entreißen, was ihm denn auch in der Folge mit Hülfe seines Bruders Roger durch die glänzendsten Triumphe der Tapferkeit glückte.

So kam das Jahr 1073 herbei, in welchem Papst Alexander II starb, unter welchem das „reformirte“ Papstthum zu einer großen Autorität herangewachsen war. Schon hatte Hildebrand Anordnungen zu einer regelmäßigen Wahl getroffen, als in die Laterankirche, worin noch Zuriistungen zu den Exequien des verstorbenen Papstes gemacht wurden, eine Volksmenge strömte und laut rief: „Hildebrand sei unser Bischoff!“ Hildebrand erschrock und wollte den Tumult stillen, aber ein Cardinal kam ihm zuvor, und schlug gleichsam im Namen der übrigen Cardinäle dem Volke die Erwählung Hildebrands vor, worauf die übrigen Cardinäle mit dem Rufe einstimmten: „Den Papst Gregor hat der h. Petrus gewählt!“ Darauf riß die Menge den widerstrebenden Archidiacon mit sich fort und führte ihn in die Peterskirche, wo er von den sich schnell versammelnden Cardinälen inthronisirt wurde. (So war der Hergang und alle nachherigen Darstellungen seiner Wahl weist Giesebrecht als Erfindungen nach).

Rundmehr sah Hildebrand selbst seine Wahl als eine Berufung des Apostels an und ergriff unter dem Namen **Gregor VII** die Zügel des Kirchenregiments. Auffallender Weise übte König Heinrich das ihm zustehende Recht der Einprache nicht, obgleich die deutschen und lombardischen Bischöfe ihm dazu ratheten. Allein dem Könige lag in seinen sächsischen Verwicklungen nur daran, die Ruhe des Reichs nicht aufs Neue zu gefährden, und so ließ er Gregor's Wahl unangetastet.

Und nun gieng Gregor VII an die vollkommnere Ausführung seines so lange her vorbereiteten Werks. Nachdem er zunächst den alten Umfang des Patrimoniums Petri dadurch hergestellt hatte, daß er mit Hülfe eines Vasallenheeres die dem h. Stuhl entfremdeten Gebietsheile wieder beibrachte, schärfte er, um die Kirche zu reinigen, zunächst die Gesetze gegen die an Heinrichs IV Hofe am ärgsten getriebene Simonie und übte die strengste Zucht gegen unwürdige Geistliche. Alsdann suchte er die Befreiung der Kirche von der weltlichen Macht durch folgende weitere tiefgreifende Maßregeln vollends herbeizuführen:

1) durch die strengste Durchführung des **Cölibats** oder Gebots der Celosigkeit aller Geistlichen ohne Ausnahme, wodurch diese aus der Abhängigkeit von weltlichen Obern, zu der sie die Sorge für ihre Familien nöthigte, heraus und in die unmittelbare Verbindung mit dem Kirchenoberhaupten kamen. Die Celosigkeit der Bischöfe war schon ganz früh kirchliche Sitte geworden; die Ausdehnung dieses Gebots auf alle Geistliche war von der abendländischen Kirche ausgegangen, und schon vom 4. Jahrhundert an hatten mehrere Synoden und Gesetze den allgemeinen Cölibat geboten, sich aber nicht immer und nicht überall völligen Gehorsam verschaffen können. Selbst in Italien fand der Cölibat den hartnäckigsten Widerspruch, zumal Gregor darauf bestand, daß jeder verheirathete Priester sein Weib und seine Kinder von sich thun, oder seine Stelle aufgeben solle. Und so unnachsichtlich Gregor darauf bestand, so dauerte es doch ein ganzes Jahrhundert, bis der Cölibat durchgeführt war —;

2) durch das **Verbot der Investitur**, d. i. durch den Befehl, daß die Belehnung der Bischöfe und Äbte mit der geistlichen und weltlichen Amtsgewalt nicht durch Laien geschehen dürfte, — so daß also von nun an die Kirche selbständig ihre Geistlichen sollte wählen und in's Amt einsetzen dürfen, was an sich nicht unbillig gewesen wäre, wenn nicht längsther mit den Bischofsrechten auch die Grafschaftsrechte verbunden gewesen wären (§. 103). Da nun diese nicht getrennt wurden und auch kaum mehr zu trennen waren, so sollten durch Gregor's Maßregel auch die großen geistlichen Länder und Güter, die bisher Lehen des

Kaisers waren, gewissermaßen Eigenthum der Kirche werden, daher auch die Kaiser stets dagegen Einspruch thaten;

3) durch die schon von Päpsten früherer Zeit (§. 103) aufgestellten, nun aufs festeste wiederholten Behauptungen, daß kein Concilium gültig sei, welches nicht der rechtmäßig gewählte Papst berufen habe, und daß jedenfalls der Papst **über** den Aussprüchen der Concilien stehe, — Behauptungen, durch welche einerseits jeder Eingriff der Kaiser oder Könige, die sich etwa der Concilien gegen die Päpste bedienen möchten, abgehalten, anderseits die Macht der Bischöffe für immer gebrochen und die päpstliche Alleingewalt in der Kirche befestigt werden sollte; — endlich

4) durch die fühne Erklärung, daß alle weltlichen Herrscher ihre Krone vom Papste, als dem „Stellvertreter Christi“, zu Lehen empfangen müßten, weshalb dieser das Recht habe, Kaiser, Könige und Fürsten ab- und einzusetzen, je nachdem sie sich würdig erwiesen, die ihnen anvertrauten christlichen Völker zu leiten.

Dem an sich untadeligen Bemühen, die Kirche zu reinigen und ihre Rechte gegen die Übergriffe der weltlichen Macht zu schützen, mischte sich demnach das von Gregor's glühendem Eifer für die Freiheit der Kirche eingegebenen hierarchische Streben bei, die Kirchengewalt **über** die Staatsgewalt zu erheben. Anstatt die weltliche Macht in das nebeneordnete Verhältniß der Kirche zurückzuführen, nahm Gregor sie in den Dienst der Kirche und trug das, was im geistlichen Verstand dem Reiche Christi, das nicht von dieser Welt ist, zukommt, äußerlich über auf die Kirche und ihr Oberhaupt. Und da die Idee einer solchen geistlichen Herrschaft von Gregor's Nachfolgern häufig noch weit äußerlicher gedeutet, ja oft mit unheiligem und fleischlichem Sinne verfolgt wurde, und anderseits auch manche Kaiser fortführen, die Kirche wahrhaft zu knechten, so mußte sich zwischen Kirche und Staat ein Kampf entspielen, welcher, weil es so Hohes galt, in seinem mehrhundertjährigen Verlaufe beide Mächte zur äußersten Anspannung ihrer Kräfte trieb und auf beiden Seiten großartige, daneben aber auch betrübliche Erscheinungen veranlaßte.

§. 110. **U**bige Grundsätze begann Gregor nun auch nachdrücklicher auf das in sich geschwächte deutsche Reich und dessen Oberhaupt anzuwenden: denn groß erschien ihm dort, wie allenthalben in der Welt, die Verderbtheit der geistlichen und weltlichen Fürsten, vor allen schuldvoll der König, den unter seinen Willen zu beugen sein Hauptziel war. Doch sollte das ohne Bruch und so geschehen, daß ihm die Kaisermacht selbst zur Durchführung seiner Kirchenherrschaft dienen könnte. Daher billigte Gregor den Aufstand der Sachsen anfangs nicht, und als er einen Kreuzzug gegen die Sarazenen im Morgenland in Bewegung setzen und persönlich den Zug begleiten wollte, schrieb er (am 10. Sept. 1074) an den König Heinrich, er solle in seiner Abwesenheit die Kirche, als seine Mutter, hüten und vertheidigen. Weil aber Gregor überhaupt bei den europäischen Fürsten keine Unterstützung zu diesem Zuge fand, und er nun wieder den noch verwirrten Angelegenheiten Italiens seine ganze Aufmerksamkeit widmete, hoffte er den König zur Unterdrückung der wieder abgefallenen mailändischen Kirche zu benützen. Denn in der Lombardei widerstrebten ihm fortwährend die

simonistischen Bischöffe, welche noch vielfach vom deutschen Episcopat abhängig waren, das seine Decrete gegen Simonie und Priesterere noch nicht angenommen hatte.

Gregor lud daher durch seine Legaten die der Simonie verdächtigen Bischöffe zu einer Synode nach Rom; aber die deutschen blieben fast alle aus. Die sächsischen Bischöffe hätten sich zwar gerne gefügt; Gregor fand es aber nicht rathlich, mit ihnen in nähere Verbindung zu treten, so lange er noch hoffen konnte, der König werde ihn in Italien gegen seine lombardischen Gegner stützen. Daß dieß nicht geschah, gab Gregor einigen simonistischen Rätthen des Königs Schuld und forderte ihn daher auf, diese zu entlassen. Weil der König dieß nicht that, suchte Gregor ihn durch einen indirecten Zwang zu einer Entscheidung zu bringen.

Er forderte zunächst mehrere deutsche Fürsten auf, bei simonistischen und verehlchten Priestern keine Messe mehr zu hören, ja gegen letztere einzuschreiten und sich an die Einsprache der Bischöffe nicht zu kehren. Alsdann excommunicirte er außer einigen italienischen und deutschen Bischöffen auch fünf Rätthe des Königs wegen Simonie. Zugleich erließ er das besonders gegen Heinrich gerichtete Verbot der Laieninvestitur, veröffentlichte es aber in Deutschland noch nicht, so lange die Verhandlungen mit dem Könige noch im Gange waren. Doch der König fuhr nach altem Königsrechte nach wie vor fort, geistliche Ämter (darunter namentlich das Erzbisthum Köln) zu vergeben, und ließ, obgleich er früher sich erboten hatte, allein und ohne die Fürsten bloß durch vertraute Rätthe mit dem Papste über alle strittigen Punkte zu verhandeln, nunmehr zu erkennen geben, er könne nur mit Zustimmung der Fürsten an die Ausgleichung gehen.

Daraus erkannte Gregor, daß dem Könige an keiner Verständigung liege, und als der König durch einen abgesandten Stellvertreter sogar den Mailändern einen Erzbischoff gab und noch einige andere Bisthümer in Italien besetzte, vollends als er einen, wiewohl vergeblichen Versuch machte, die Normannen auf seine Seite zu ziehen, — da ließ sich's zum endlichen Bruch an. Der Papst ließ dem Könige ein Schreiben übergeben, worin er, jedoch in gemäßigter Form, verlangte, daß er seine genannten Rätthe von sich thun und sich wegen des bisherigen Umgangs mit ihnen von einem untadeligen Bischöffe Absolution ertheilen lasse, sodann daß er sich in Bezug auf die Investitur fortan der Eingriffe in die Freiheit der Kirche enthalte. Mündlich aber ließ er ihm erklären, daß er wegen der ihm von seinen Gegnern vorgeworfenen Laster, um derentwillen er verdiente excommunicirt und des Reiches entsetzt zu werden, Buße thun solle, und würde er jene fünf genannten Rätthe nicht entlassen, so werde ihn der Papst bei der bevorstehenden Fastensynode von der Kirchengemeinschaft ausschließen! (Daß Gregor ihn aufgefordert habe, vor seinem Richterstuhle in Rom zu erscheinen, läßt sich nicht erweisen).

Eine solche Sprache mußte den König, der sich nach seinem Siege über die Sachsen im Vollgenusse seiner glänzenden Erfolge eben in Goslar befand, doppelt empören. Er theilte diese päpstliche Anmuthung sogleich seiner Umgebung mit und entschied sich mit ihr alsbald dahin, den Papst, noch ehe

er in der Fastensynode den angedrohten Beschluß fassen könne, durch ein Concilium deutscher Bischöffe absetzen zu lassen, da ja ohnedieß Gregor's Wahl keine regelmäßige gewesen wäre und der König ihn nie förmlich anerkannt habe. Und so sprach das zu Worms am 24. Jan. 1076 zusammen-tretende deutsche Concilium im Beisein des Königs die Absetzung Gregor's aus, der sodann auch lombardische Bischöffe auf einer Synode von Piacenza beipflichteten.

Von 36 deutschen Bischöffen waren 24 zugegen, die übrigen fehlten, die meisten nur aus äußerlichen Gründen: von den Erzbischöffen erschien der von Mainz und Trier. Außer ihnen war noch ein Cardinal, Namens Hugo, ein großer Feind Gregor's, aus Italien dazu gekommen und versetzte durch seine von Bosheit und Haß eingegebenen, rein erfundenen Anklagen gegen Gregor die Versammlung in die leidenschaftlichste Stimmung, welche bei dem Könige sich um so mehr steigerte, da auch der Papst den zwar zum Theil wahren, zum größern Theil übertriebenen Schilderungen von seinem frühern Privatleben vollen Glauben geschenkt hatte. — In dem Schreiben, in welchem die Bischöffe dem Papste den Gehorsam aufkündigten, wird ihm vorgeworfen, er gehe darauf aus, die Gewalt der Bischöffe zu vernichten, so daß Niemand mehr Bischoff oder Priester sein könne, der sich nicht in schimpflicher Weise vor Rom demüthige; die gute, alte Ordnung der Kirche sei durch die Decrete seiner angemachten Übermacht aufgehoben worden; aus diesen und andern Gründen könnten sie ihm nicht auf dem Stuhle Petri anerkennen, den er nie hätte besteigen dürfen. — Diesen Synodalbeschluß sandte Heinrich an den Papst mit einem Begleit Schreiben, dessen leidenschaftlichen Ton schon folgende Worte des Anfangs und Schlusses kennzeichnen: „Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern nach Gottes frommer Anordnung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch! Diesen Gruß hast du durch die Verwirrung verdient, die du über alle Stände der Kirche gebracht hast, u. s. w. — Du mit Fluch Befasteter und durch unser und alle Bischöffe Gericht Verdamnter, steige herab! Verlaß den angemachten apostolischen Stuhl! Es soll ihn ein Anderer besteigen, der nicht mit dem göttlichen Worte seinen Übermuth umhüllt. Ich Heinrich, durch Gottes Gnade König und alle unsere Bischöffe sagen dir: Steige herab! Steige herab! — (Zu erwähnen ist aber, daß gleichzeitig mehrere deutsche, besonders sächsische, und auch lombardische Bischöffe dem Papste eine Untermüthigkeitsadresse sandten.) — Zugleich forderte der König in einem andern Schreiben die Römer auf, den Papst zu vertreiben und einen andern zu wählen. Allein diese giengen nicht darauf ein.

Auf die Kunde hievon, säumte Gregor keinen Augenblick und berief den 21. Febr. 1076 ein Concilium nach Rom, bei dem sich 110 Bischöffe einfanden. Als des Königs Abgesandte darin auftraten und dem Papste zuriefen, der König gebiete ihm, vom Stuhle Petri zu steigen, und fordere die Cardinäle auf, einen andern Papst zu wählen, da erhob sich die Versammlung zu einem furchtbaren Sturm gegen die Gesandten und fast wären sie von dem bewaffneten Theile der Versammlung niedergehauen worden, wenn nicht Gregor selbst Ruhe gebietend sie geschützt hätte. Das Concil schloß damit, daß die schismatischen Bischöffe excommunicirt wurden und Gregor auf das feierlichste den Bannfluch über den König mit folgenden Worten aussprach: „Jetzt ist es Zeit, das Radeschwert zu ziehen, den Feind Gottes und der Kirche zu schlagen, damit sein Haupt falle, das sich gegen die Grundfeste der Kirche erhoben hat. — Vermöge der von Dir, Petrus, erhaltenen Macht — untersage ich dem Könige Heinrich — der sich mit unerhörtem Stolge gegen Deine Kirche erhoben hat, die Reichsregierung Deutschlands und Italiens, löse alle Christen von den Banden des

Eides, welchen sie ihm geleistet haben oder leisten werden, verbiete, daß ihm Jemand als König gehorsame und binde ihn mit Deinem Fluche u. s. w.“

Somit war das bis dahin unerhörte, folgenreichere Wort gesprochen, daß „der Erbe des Kaiserthums, der oberste Schutzherr der abendländischen Kirche“, von dem römischen Bischoff, der selbst in so vieler Hinsicht bisher war von ihm abhängig gewesen, entthront und jeder ihm geschworne Lehnseid aufgelöst werden könne. Weil aber Gregor sein oberhirtliches Amt als eine ihm von Gott gegebene Macht über die Kirche, wie über die Welt faßte, so war es begreiflich, daß er der Aufforderung eines jungen Königs von so bescholtenem Character, der sich mit einer Anzahl widerstrebender Bischöffe zum Verderben seiner Person, die der Papst mit der Sache Gottes als Eins dachte, verbunden hatte, kein Gehör gab, sondern eben so entschieden gegen ihn aufzutreten beischloß, als jener es versucht hatte. Es bekam nun der Umschwung, der sich seit Heinrichs III Tod in dem Verhältnisse des Papstthums und Kaiserthums vorbereitet hatte, erst seinen äußern Ausdruck und seine reelle Bedeutung.

Vor Allem begann Gregor mit den Normannen Friedensunterhandlungen, und diese schloßen sich endlich unbedingt an ihn an; dann knüpfte er die Markgräfin Mathilde, deren Mutter Beatriz und Gatte Gottfried d. J., des Kaisers stärkste Stütze, um diese Zeit starben, näher an den apostolischen Stuhl, und suchte seine Partei in der Lombardei zu verstärken. In Betreff Deutschlands wußte er, daß das Königthum Heinrichs keinen festen Boden mehr hatte, und die meisten Fürsten ihm ihren Lehnseid schon häufig gebrochen hatten und daß wenigstens die Bischöffe cluniacensischer Richtung es mit dem Papste hielten.

Als König Heinrich das Verfahren Gregor's erfuhr, gerieth er in den höchsten Zorn und schrieb sogleich ein Nationalconcilium nach Worms aus, um über den Mönch Hildebrand in canonischer Form zu richten. Allein die meisten Bischöffe erschienen nicht; eben so wenig die oberdeutschen Fürsten und ihre Anhänger, so daß er eine neue Versammlung nach Mainz berief. Die Wirkung des Bannes machte sich ihm aber mehr und mehr fühlbar: die meisten Bischöffe und Fürsten wandten sich vom Könige ab und die unter erhöhten Steuern und Frohnden seufzenden Sachsen begannen sich wieder im Aufstand zu erheben, zumal als mehrere der als Geiseln verhafteten sächsischen Herren von den Fürsten, in deren Verwahr sie sich befanden, entlassen und nach ihrer Rückkunft in die sächsische Heimath mit Jubel empfangen wurden.

In kurzer Zeit griff das ganze Volk wieder zu den Waffen, vertrieb die königlichen Besatzungen und verheerte die Güter der königlichen Anhänger, so daß auch Otto von Nordheim, des Königs Statthalter, wieder abfiel. Nichts half es, daß der König zu Mainz, wo sich nur eine Anzahl Bischöffe einfand, mehreren sächsischen Großen gegen das eidliche Versprechen, die Sachsen zur Ruhe bewegen zu wollen, die Freiheit gab: sie hielten ihr Wort nicht und Sachsen war für ihn verloren.

Auch im übrigen Deutschland war der Abfall allgemein und bereits sprachen die Fürsten von einer neuen Wahl und hielten deshalb einen Für-

ſtentag zu Tribur am Rhein. Anfangs waren unter ihnen die Meinungen getheilt: denn Gregor hatte ihnen gerathen, nur in dem Falle, wenn Heinrich ſich nicht reumüthig dem Willen des Papſtes unterwerfe, an eine neue Königswahl zu gehen. Täglich ſandte Heinrich von Oppenheim aus, wo er ſich während dieſes Fürſtentages aufhielt, nach Tribur über den Rhein Geſandte hinüber und erbot ſich, die Regierung den Fürſten zu überlaſſen, wenn ſie ihn nur als König behalten wollten, und beſchwor ſie, den Glanz des deutſchen Reichs nicht durch den Makel eines ſo ſchimpflichen Abfalls für alle Zeiten zu trüben.

Die Fürſten trauten aber ſeinen Verſprechungen nicht: ſeine Verwerfung ſchien ausgemacht und Heinrich gab ſchon die Hoffnung auf, ſie zu erreichen, als ſie ſich unerwartet erboten, mit ihm in Oppenheim zu unterhandeln. Das Ergebniß dieſer Verhandlungen war, daß ſich der König dem Papſte „in allen Dingen“ unterwerfen, ſich von den alten Beſchuldigungen reinigen und unmittelbar bei dem Papſte die Loſſprechung vom Banne nachſuchen müſſe; würde dieſe nicht binnen Jahresfriſt erfolgen, ſo würden ſie ihn nicht mehr als ihren Herrn erkennen und ſich einen andern König wählen. Überdem ſollte er den ſächſiſchen Fürſten die chriſtliche Erklärung geben, daß er ſie mit Unrecht verfolgt habe, Johann Worms an den vertriebenen Biſchoff herausgeben und ſeinen Aufenthalt in Speyer nehmen, wo er ſich, getrennt von ſeinen Räthen und unter der Aufſicht des dortigen Biſchofs, aller Regentenhandlungen zu enthalten habe, biß der Papſt ihm Loſſprechung gewährt habe und auf einem Fürſtentag zu Augſburg, wohin der Papſt eingeladen ſei, in Übereinkunft mit den Fürſten das Endurtheil fällen würde.

Heinrich ſah ſich gezwungen, ruhig alle dieſe ſchmählischen Bedingungen einzugehen und lebte nun mit ſeiner Gemahlin Bertha, die ihm im Unglück die treuſte Stütze war, zu Speyer in völliger Zurückgezogenheit und ſcheinbar geduldig in ſein Schickſal ergeben. Aber ſein Geiſt war nicht müßig, auf Mittel zu ſinnen, wie er ſich aus ſeinen drückenden Feſſeln loſwinden und ſein königliches Recht und ſeine Krone retten könne. Es kam ihm vor Allem darauf an, den drohenden Augſburger Fürſtentag dadurch zu vereiteln, daß er ſich perſönlich in Rom die Abſolution zu holen gedachte, die zu erlangen er um ſo mehr hoffen zu können glaubte, da der Papſt ein Jahr zuvor nichts mehr gewünscht hatte, als ohne die Fürſten mit ihm zu verhandeln.

Er ließ daher durch einen Vertrauten beim Papſte ſein Vorhaben anzeigen; allein dieſer erklärte nun, daß er den König in Rom nicht annehmen werde, ſondern bald nach Augſburg kommen wolle, um mit den Fürſten das Nöthige zu beſtimmen. Nichts deſto weniger entſchloß ſich Heinrich ſchnell nach Italien zu reiſen, um den Papſt noch vor deſſen Reiſe nach Augſburg zu treffen und ihn zur Abſolution zu bewegen.

Es war einige Tage vor Weihnachten in dem Winter des Jahres 1076 (der ſo kalt war, daß der Rhein vom 11. November biß in die Mitte des März zugefroren war), als ſich Heinrich heimlich mit ſeiner treuen Gemahlin Bertha, ſeinem dreijährigen Sohne Konrad und einem Diener aus Speyer entfernte und, weil die oberdeutſchen Fürſten die Alpenpässe bewachten, den Weg durch Hochbur-

gund und Savoyen nach Italien einschlug, Nachdem er in Susa bei seiner Schwiegermutter, der Markgräfin Adelheid, freundliche Aufnahme und Unterstützung gefunden, gieng die Reise über den Mont Cenis. Unter großen Beschwerden, welche die von Schneemassen bedeckten Wege verursachten, erreichte man den Gipfel; noch gefährlicher war das Hinabsteigen, so daß die Königin mit ihrem weiblichen Gefolge auf Rindshäute gesetzt über die Eisfelder hinabgeschleift werden mußte.

Kaum auf piemontesischem Boden angelangt, sah der König von allen Seiten lombardische Bischöffe und Fürsten, Balvassoren und Städteabgeordnete zu ihm herbeieilen, welche als Gegner des neuen päpstlichen Systems sich ihn schon lange herbeigesehnt hatten und ihm nun ihre Hülfe gegen den ihnen verhassten Papst anboten. Es hätte nur eines Winkes bedurft, so hätte er ein mächtiges Heer zusammengebracht, mit dem er dem Papst hätte entgegentreten können. Allein einzig darauf bedacht, durch seine Lossprechung seinen Feinden in Deutschland den Vornand zu einer Neuwahl zu benehmen, schlug er ihr Anerbieten mit der Vorstellung aus, daß jetzt die Anwendung von Gewalt eine unabsehbare Vermirung herbeiführen könne. Sie gaben nach, empfahlen ihm aber, dem Papste möglichst bald Ernst zu zeigen.

Noch ehe der König in Italien angekommen war, hatte sich Gregor von Rom aus über Florenz nach Deutschland aufgemacht und von der Markgräfin Mathilde selbst das Geleite bis Mantua erhalten, als ihm die Kunde zukam, der König sei über die Alpen gekommen. Erschreckt und ungewiß, ob er mit Heerezmacht gegen ihn anrücken werde, gieng er wieder über den Po zurück und begab sich mit der Markgräfin nach Canossa, ihrer festesten Burg, um dort das Weitere abzuwarten.

Dahin begab sich nun Heinrich ohne Säumen, nur begleitet von seiner Schwiegermutter Adelheid und dem Markgrafen Azzo von Este, und verlangte eine Unterredung mit der ihm verwandten Mathilde. Sie erschien, vernahm seinen Wunsch und kehrte mit Adelheid und Azzo in die Burg zurück, um den Papst durch ihre Fürsprache dazu geneigt zu machen. Gregor wies anfangs alle Vorstellungen zurück. Hierauf erbot sich Heinrich zu den strengsten Bußübungen und zu jeder möglichen Genugthuung: denn er dachte, wenn der Papst auch dieß verweigere, so sei er kein wahrer Priester und gebe ihm dadurch das Recht des Widerstands.

Daher erschien mit einigen andern Gebannten Heinrich in Canossa d. 25. Jan. 1077 barfuß und in härenem Bußgewand vor dem Burghore und bat um Einlaß. Dieser wurde ihm verweigert, so sehr er auch flehte. Am zweiten Tage stund er gleichfalls vom Morgen bis zum Abend vor dem Eingang, aber der Papst ließ sich nicht bewegen, sondern weidete sich hinter dem Burgfenster an der Erniedrigung des königlichen Büßers. Als Heinrich auch noch am dritten Tage dem Papste das gleiche klägliche Schauspiel bot und diesen seine eigne Umgebung einen grausamen Tyrannen schalt, gab Gregor endlich den Thränen Mathildens und den Bitten des Abtes Hugo von Clugny nach, ließ sich aber vorher durch ihre Vermittlung die schriftliche Versicherung ausstellen, daß Heinrich in einer vom Papst zu bestimmenden Frist den deutschen Fürsten eine dem päpstlichen Urtheile gemäße Genugthuung geben oder sich mit ihnen vergleichen solle; ferner daß er nicht nur dem Papste auf seiner Reise über die Alpen oder sonst wohin, sondern auch den Gesandten desselben Sicherheit des Leibes und Lebens, so wie auch Unaufgehaltenheit gewährleisten solle.

Heinrich willigte in diese Bedingungen, weigerte sich aber, sie persönlich zu beschwören; daher sich der Papst mit dem stellvertretenden Schwur des Markgrafenizzo und einiger anwesenden Cardinäle und Bischöffe und mit der Unterschrift der beiden Markgräfinnen und des Abts Hugo begnügte. Jetzt erst, am vierten Tage, öffnete sich die Pforte und Heinrich warf sich unter Thränen dem Papste zu Füßen. Die ganze Umgebung weinte laut und selbst dem strengen Gregor feuchteten sich die Augen. Nach abgelegtem Schuldbekenntnisse erhielt der Reuige (mit noch einigen andern Gebannten) die Absolution mit dem apostolischen Segen. Darauf führte der Papst ihn in die Burgkirche, ertheilte ihm nach einem feierlichen Dankgebete den apostolischen Kuß und hielt selber die Messe.

Von diesem Hochacte und dem Benehmen des Papstes und Königs dabei macht der Chronist Lambert von Hersfeld, der sich übrigens in seinen Aufzeichnungen als ein Gegner Heinrichs erweist, eine ergreifende Beschreibung. Gregor habe, als er mit dem Könige das Abendmahl feierte, eine Hostie genommen und sich zu Heinrich wendend gesagt: „Du beschuldigst mich, den apostolischen Stuhl durch Simonie bestiegen und mein Leben durch Verbrechen besleckt zu haben. Obwohl ich durch viele unbescholtene Zeugnisse diese Beschuldigung widerlegen könnte, so will ich doch, um das menschliche Zeugniß dem göttlichen nicht vorzuziehen, jetzt zum Beweis meiner Unschuld den Leib des Herrn zu mir nehmen, damit mich der allmächtige Gott reinige, wenn ich unschuldig bin, oder mich mit plötzlichem Tode erlöse, wenn ich schuldig bin.“ — Nach diesen erschütternden Worten brach er die Hostie in zwei Hälften und genoß die eine davon. Nach also bestandnem „Gottesurtheil der Abendmahlsprobe“ fuhr er fort: „Thue nun auch du, mein Sohn, also! Die Fürsten beschuldigen dich schwerer Vergehungen, die dich zeitlebens von der Regierung ausschließen müßten. Fühlst du dich unschuldig, so befreie auf kürzestem Wege die Kirche Gottes von Argerniß und dich von einem langen Kampfe. Nimm diesen übrigen Theil vom Leib des Herrn, damit durch Gottes Zeugniß deine Unschuld klar werde! — Verlegen habe Heinrich im Bewußtsein mannichfacher Schuld diese Zumuthung mit der Entschuldigung abgewiesen, daß er dieß in Abwesenheit der Fürsten nicht thun könne, welche Zeugen seiner Reinigung sein müßten. — (Neuere Forschung aber bezweifelt diesen Vorgang aus innern Gründen.)

Nach der Messe behielt der Papst den König zum Mahle bei sich, und als sich Heinrich nach demselben entfernen wollte, erinnerte Gregor ihn noch einmal an seine Versprechungen, warnte ihn vor erneuertem Umgang mit Gebannten und versprach ihm seine Unterstützung bei den Fürsten, so weit er sie ohne Verletzung der Gerechtigkeit gewähren könne.

Heinrich hatte nun zwar wirklich sein Ziel erreicht, nämlich die Losprechung und die Vereitlung des Augsburger Fürstentags. Er setzte auch voraus, daß ihm die Regierung, wiewohl ihm der Papst mit der Lösung vom Banne das Recht dazu nicht einzuräumen gedachte, nicht weiter vor-enthalten werden könne: denn sie war ihm ja nur, weil er im Banne war, von den Fürsten entzogen worden.

Nichts desto weniger hatte er durch seine schmachvolle Erniedrigung zu Canossa dem Papste und der Kirche den großen Triumph bereitet, daß das höchste Richteramt auf abendländischem Boden vom Kaiser auf den römischen Bischoff übergegangen sei! Das erkannte die ganze Welt auf weite Zeit hinaus und von den Tagen zu Canossa begann in der Weltgeschichte eine neue Ära. Davon hatte auch Heinrich ein Vorgefühl, und darum gieng er mit einem schmerzenden Stachel im Herzen aus den

Thoren von Canoſſa. Und als er, auf dem Rückweg durch die Lombardei, gewahrte, daß ihn auch die gegenpäpſtlichen Biſchöffe mieden und die Städte ihre Thore verichloßen, steigerte ſich die Scham und Erbitterung ſeines Innern ſo, daß es dem Erzbischoff Wibert von Ravenna, dem entſchiedenſten und mächtigſten Feinde Gregors, nicht ſchmer wurde, den König zum Anſchluffe an die Lombarden zu bereden und ihn dadurch in ſeinem Entſchluße zu beſtärken, ſich ſein angeſtammtes Recht zu erkämpfen, das er „weder aufgeben wollte, noch konnte.“ Noch fühlte der nun 28jährige König Kraft zum Widerſtand in ſich, und, durchdrungen von der Nothwendigkeit, für die Rettung des Königthums ſein Leben einzusetzen, trat er in einen Kampf ein, der, ſo verzweifelt und verheerend er war, ihn doch, wenn auch nur zu einem vorübergehenden Sieg über ſeinen gewaltigen Gegner führte.

Unterdeß hatten ſich die deutſchen Fürſten (nachdem der auf den 22. Febr. 1077 anberaumt geweſene Augſburger Tag nicht zu Stande gekommen war) am 10. März zu einer Verſammlung in Forchheim eingefunden und ſowohl den Papſt, als auch den König dazu eingeladen, — dieſen, damit er ſich gegen die wider ihn erhobenen Beſchuldigungen reinige, jenen, damit er den Schiedsſpruch thue. Aber Heinrich wollte ſich nicht zum zweitenmal erniedrigen: er entſchuldigte ſich mit ſeinen Geſchäften in Italien und verlegte dem Papſte in Canoſſa den Weg, ſo daß dieſer weder nach Deutſchland noch nach Rom gehen konnte. Daher ſchritten die Fürſten, die den Kaiſer wieder in den Bann zurückgefallen betrachteten, in Gegenwart der päpſtlichen Legaten zur Wahl eines andern Königs. Sie ſiel nach dem Vorſchlage, des „wetterwendlichen“ Erzbischoffs Siegfried von Mainz auf den Herzog Rudolf von Schwaben, der zuvor hatte verſprechen müſſen, die Wahlfreiheit der Fürſten anzuerkennen und die Biſchoffswahlen freizugeben.

Der Tag von Forchheim bildet einen entſcheidenden Wendepunkt in der Geſchichte des deutſchen Königthums: denn hier wurden von den Fürſten zwei verhängnißvolle Grundſätze zur bleibenden Anwendung gebracht: 1. daß das Königthum nicht mehr, wie bisher, durch Erbllichkeit vom Vater auf den Sohn übergehen, vielmehr es in der Gewalt des Volkes ſtehen ſolle, im Falle dieſer unwürdig wäre oder das Volk ihn nicht wollte, zur Wahl eines beliebigen andern zu ſchreiten, Deutſchland alſo förmlich zu einem Wahlreich erklärt wurde; 2. daß zur Gültigkeit der Wahl die Beſtätigung des Papſtes nöthig ſei.

Die Wahl dieſes „Paffenkönigs“, wie ihn ſeine Gegner nannten, hatte aber bei den Städten keinen Beifall, und als Rudolf zu Mainz von dem Erzbischoff gekrönt wurde, konnte er ſich nur mit Mühe vor einem Aufruhr der Bürger retten. Auch in Worms, Augſburg und in andern Städten erhoben ſich die Bürger gegen den neuen König; ebenſo waren die meiſten Biſchöffe Süddeutſchlands wider ihn, mit Ausnahme der Biſchöffe von Worms, Würzburg und Paſſau; und die meiſten Prieſter erregten das Volk.

Auf die Nachricht von dieſen Vorgängen in Deutſchland hielt ſich Heinrich vollends aller ſeiner Verſprechungen entbunden. Er brach nun von Verona auf, zog durch Värnthen und Banern, und drang mit einem durch Zuzüge aus den fränkischen, rheiniſchen und burgundiſchen Städten verſtärkten Heere in Schwaben ein.

Der Krieg, der nun vom Rhein bis zur Elbe und an den beiden Donau-
ufern entbrannte, war durch die Gereiztheit beider Theile äußerst verhee-
rend und ganz Deutschland war Jahrelang zwischen Kaiser und Papsi ge-
theilt. Zwar gelang es dem Könige bald, seinen Gegner aus Schwaben und
Franken hinauszudrängen, so daß Rudolf nach Sachsen entwich, wo er ohne
Heer ankam und in Goslar seinen Sitz nahm. Allein die Verbündeten des-
selben, der Herzog Welf von Bayern und der Herzog Berchtold von
Kärnthen, wußten den König Heinrich zu einem Vertrage geneigt zu ma-
chen, demgemäß beide Theile ihren Thronstreit auf einem Reichstage durch
die Fürsten und päpstlichen Legaten entscheiden lassen wollten. Allein Hein-
rich traute ihnen nicht und blieb aus. Daher traten seine Gegner in Gos-
lar zusammen und ließen ihn durch ihre Bischöffe mit dem Banne belegen,
so daß der Kampf aufs Neue ausbrach. Es kam in Thüringen bei Mel-
richstadt (1078) zu einer Schlacht, die aber unentschieden blieb; daher
Heinrich wieder nach Schwaben zurückgieng, wo er sich an dem hochstre-
benden Grafen Friedrich von Würen, der durch Verlegung seines
Sitzes in die neuerbaute Burg Hohenstaufen der erste Hohenstaufe
hieß, eine kräftige Stütze dadurch schuf, daß er ihm das Herzogthum Schwa-
ben zu Lehen und seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab.

Dieser Stand der deutschen Angelegenheiten bestimmte den Papsi Gre-
gor, der den König Heinrich nicht ganz fallen lassen, aber in ihm einen
unterwürfigen König haben wollte, zu einer zuwartenden Politik, indem er
die Erklärung gab, daß er bald nach Deutschland kommen und den Thron-
streit zwischen beiden Königen schlichten wolle.

Über dieses zweideutige schwankende Benehmen Gregor's beklagten sich die Sach-
sen bitter, und Bruno, der Geschichtschreiber dieses mit großen Gräueln bezeich-
neten Kriegs, sagt: „Es geschah nichts, als daß die päpstlichen Gesandten zu beiden
Theilen kamen und bald diesem, bald jenem die päpstliche Gunst verhiessen, dabei
aber von beiden so viel Geld mit sich forttrugen, als sie nach Römer Art
bekommen konnten.“

Nach einiger Zeit kam es in Thüringen zu einer zweiten Schlacht —
bei Flarchheim (unweit Mühlhausen), — welche jedoch abermals für
Heinrich keine Entscheidung brachte. Da sprach der Papsi zum zwei-
tenmal den Bann über Heinrich aus und erkannte den Rudolf als
König an, indem er ihm eine goldene Krone mit dem Sinnspruch zusandte:
Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho, d. h. der Fels (Christus)
gab die Krone dem Petrus, Petrus gab sie dem Rudolf.

Sogleich ließ auch Heinrich wieder durch ein Concilium deutscher Bischöffe
seines Anhangs, welchem auch ein lombardisches Concilium zu Brigen bei-
stimmte, die Absetzung Gregors aussprechen und den Erzbischoff Wi-
bert von Ravenna unter dem Namen Clemens III zum Papsie wählen
und als bald darauf in einer dritten Schlacht an der Elster (in der Näh-
e von Weissenfels) Rudolf durch die Feldherrnkunst Otto's von Nordhein
zwar siegte, aber dabei durch einen Hieb seine rechte Hand verlor und
einen tödtlichen Stich in den Unterleib bekam, so daß er an den Folgen die-
ser Verwundung starb, — da schien Vielen darin ein Gottesurtheil
für Heinrich zu liegen, und sein Anhang vermehrte sich zusehends, zuma-

an dem gleichen Tage, da Rudolf fiel, Heinrich's lombardischer Anhang ein Heer der Markgräfin Mathilde am Mincio schlug.

Als den Urheber jener Verwundung nennt ein späterer Bericht den lothringischen Ritter Gottfried von Bouillon, einen Verwandten des ehemaligen Herzogs Gottfried d. F. von Lothringen, denselben der sich nachher im ersten Kreuzzug so großen Ruhm erwarb. Rudolf soll bei seinem Sterben seine abgehauene Rechte mit der Linken emporgehoben und reumüthig gesagt haben: „Das war die Hand, womit ich meinem Könige Treue geschworen habe!“ — Nach dem obenerwähnten gleichzeitigen Berichtgeber Bruno soll der sterbende Rudolf auf die erhaltene Nachricht von seinem Siege ausgerufen haben: „Tobt oder lebendig! ich trage, was Gott schickt.“

Jetzt konnte Heinrich die Fortsetzung des Krieges in Deutschland seinem Schwiegersohne, dem tapfern Friedrich von Hohenstaufen, übertragen, um raich einen Zug nach Italien zu machen und dort seinem Hauptgegner die Schmach von Canossa zu vergelten.

Zuvor versuchte Heinrich, die Sachsen dadurch zu gewinnen, daß er ihnen vorschlug, seinen siebenjährigen Sohn Konrad zum künftigen König anzunehmen, dann wolle er nie mehr nach Sachsen kommen. Allein Otto von Nordheim widerrieth es ihnen mit den Worten, „wenn der Bulle nichts taugt, taugt auch sein Kalb nichts.“ — Zwar ermahnte jetzt Gregor wieder die Gemäßigten unter den päpstlich gesinnten Deutschen zu einer Versöhnung mit Heinrich, blieb aber fest auf seinem Grundsatz, daß Gehorsam gegen die Kirche die Hauptbedingung sei.

Bei seiner Ankunft in Italien fand Heinrich auch dort seinen Anhang, selbst unter Mathildens Vasallen vermehrt, so daß er ohne bedeutenden Widerstand vor Rom erschien, wo Gregor auf normannische Hülfe wartend sich einstweilen mit toscanischer schützte. Allein da Heinrich zu einer Belagerung nicht hinreichend verziehen war, mußte er mehrere Jahre lang vor Rom liegen, ohne etwas auszurichten, da Gregor alle Anforderungen Heinrich's und zuletzt selbst alle Bitten der Römer in Betreff der Übergabe standhaft zurückwies, und sich in die feste Engelsburg zurückzog. Als hierauf Heinrich den Römern erklärte, er wünche aus Gregor's Händen die Kaiserkrone zu empfangen, obwohl er zweifelte, daß dieser sich je dazu verstehen würde, so öffneten die Römer dem Könige die Thore, der dann nach seinem Einzug sogleich die Engelsburg einschloß und sich von Clemens III, den nun auch die Römer förmlich anerkannten, zum Kaiser krönen ließ (1084).

Plötzlich erscholl die Kunde von der Annäherung der Normannen: denn Gregor hatte unterdeß den Robert Guiscard zu Hülfe gerufen, und obwohl dieser in seinem Bestreben, sich sogar auch das griechische Reich zu unterwerfen, bereits in Syrien bei Dyrrhachium ein griechisches Heer geschlagen hatte, so daß man schon in Constantinopel vor den Normannen zitterte, — so stellte er doch auf den päpstlichen Hülfersruf seinen Eroberungszug ein und eilte, seinen bedrängten Lehenzherrn zu retten.

Da Heinrich, der schon einen Theil seines Heeres entlassen hatte, bei dem bekannten Wankelmuth der Römer, es für rathsam hielt, seine Person in Sicherheit zu bringen, so überließ er die fernere Belagerung der Engelsburg den Römern und kehrte nach Deutschland zurück, wo der Kampf noch fortbauerte.

Nun war es dem Robert Guiscard ein Leichtes, in Rom einzudringen, das er sogleich einer dreitägigen Plünderung preisgab, und als darüber

die Römer zu den Waffen griffen, ließ er die Stadt anzünden. Hierbei geschah es, daß durch normannische Rohheit viele der schönsten Palläste und Kirchen zusammen mit dem Colosseum in Trümmer und Asche sanken. Darauf verließ Gregor unter normannischem Schutze die Stadt und das römische Gebiet und wählte anfangs Monte Cassino, dann die Stadt Salerno zum Zufluchtsorte, wo er jedoch schon im nächsten Jahre, den 25. Mai 1085, nach wiederholtem Bannfluch über Heinrich, mit den Worten starb: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Bosheit gehaßt, darum sterb' ich im Eil.“ — Dennoch „nahm die Idee, die er vertrat,“ auf Jahrhunderte „die Welt ein.“

Daß Gregor VII durch sein Kirchenystem das Wohl der Kirche zu fördern glaubte und daß er darin nicht nur seine eignen Ansichten, als vielmehr diejenigen einer strengern kirchlichen Partei vertrete, welche nach dem Begriffe jener Zeit das Ansehen der Kirche herzustellen trachtete, kann man nicht bezweifeln; ebenso, daß die von ihm angewandten Mittel zur Durchführung seines Zweckes, die Kirchengewalt über die weltliche Macht zu erheben, vollkommen wirksam waren. Allein jene Mittel selbst waren großen Theils vom Übel und schlugen, wenn sie auch allerdings zum Siege der Kirchenherrschaft führten, in ihren spätern Wirkungen zum Schaden der Kirche aus. Sein Bestreben, die Kaisermacht, statt sie blos in ihre Schranken zu weisen, auf ein Minimum hinabzudrücken, führte zur größern Zersplitterung Deutschlands. Wenn auch dieses nicht ursprünglich in seinem Plane lag, so wurde doch nicht sehr lange darnach (im Beginne des 12. Jahrhunderts) von einem Anhänger des Papstthums offen ausgesprochen, „es müsse noch dahin kommen, daß die goldene Bildsäule des Königthums ganz zermalmt und jedes große Reich in Vierfürstenthümer aufgelöst werde: dann erst werde die Kirche frei und ungebrückt bestehen unter dem Schutze des größten gekrönten Priesters.“ — Ja schon elf Jahre nach dem Tode Gregors VII hielt Papst Urban II zu Mailand über den Text: „Das geringste Priesterlein in der Kirche Gottes ist größer, als alle irdlichen Könige“, eine unzweideutige Predigt. So mußte es ja wohl kommen, daß der hierarchische Gedanke des gewaltigen stolzen Gregors auf lange hinaus die Welt einnahm. (Nander bemerkt über denselben sehr wahr: Wer einer einseitigen Idee sich so ganz hingiebt, daß sie alle andern menschlichen Interessen verschlingt —, wer den Eifer für diese Idee an die Stelle des Eifers für Wahrheit und Recht treten läßt: bei dem wird auch leicht ein particuläres Gewissen sich bilden, durch welches zum Vortheile dieser Parteirichtung Manches, was durch das wahre Gewissen und das göttliche Gesetz verdammt wird, gutgeheißen werden kann.)

§. 111. Gregor's Tod brachte dem Kaiser Heinrich keine Ruhe, weil die beiden folgenden Päpste, Victor III und nach dessen Tode Urban II, wenn auch nicht mit dem gleichen Geiste, doch mit gleicher Festigkeit die Grundsätze Gregors festhielten und dem Kaiser, der seinen von ihm aufgestellten Papst nicht aufgeben wollte, mit Bann und Verfolgung entgegen waren.

Schon als Heinrich noch in Italien war, hatten seine Gegner in Deutschland (1081) einen Gegenkönig in dem Grafen Hermann von Salzm (Sohn des Grafen von Nuremberg) aufgestellt, den aber Heinrich nach seiner Rückkehr aus Rom (1084) bald über die Elbe zurückdrängte. Zwar verlor Heinrich, als er dem in Würzburg bedrängten Friedrich von Hohenstaufen Beistand leistete, 1086 bei Weichfeld ein Treffen. Dennoch kam Hermann vor dem ehrgeizigen Bestrebungen seines Nebenbuhlers, des Markgrafen Eckbert II von Meissen, der auch seine Hand nach der Krone ausstreckte, nicht auf; er gab daher durch einen freiwilligen Vertrag

mit Heinrich 1088 seine Ansprüche auf und starb auch bald nachher. Obgleich Eckbert II vom Papst Urban und den Fürsten unterstützt wurde, so unterlag er doch im Kampfe gegen Heinrich und wurde von dessen Kriegseleuten in einer Mühle des Seltethals am Unterharz 1090 erschlagen.

Da der Tod den Kaiser Heinrich auch von seinen gefährlichsten Gegnern, dem Grafen Otto von Nordheim, der schon 1081 gestorben war, und dem kriegswilden Bischoff Bucco von Halberstadt, der 1088 bei einem Aufruhr zu Goslar von einem Schmied erschlagen wurde, befreit hatte, so neigte man sich auch in Sachsen zum Frieden: der schon längst dafür gestimmte Herzog Magnus bot nun mit seinen Sachsen die Hand zur Ausöhnung und trat auf die Seite des Kaisers, also daß es schien, als ob wenigstens in Deutschland die Zeit der Ruhe für Heinrich gekommen sei, da nur noch Welf IV von Bayern und ein Theil der Schwaben gegen ihn waren.

Heinrich's hoher Begabung ließen nun auch seine Feinde Gerechtigkeit widerfahren. So wie er mit edlen Gesichtszügen, besonders mit feurigen, scharblickenden Augen, hohem Wuchs und schöner, wirklich königlicher Gestalt ausgestattet war, so ausgezeichnet war er durch Geist und Scharfsinn und durch eine große Begierde nach allem Wissenswerthen, die er im Umgang mit gebildeten Männern zu befriedigen suchte. Eben so ausgezeichnet war er im Felde durch persönliche Tapferkeit, und wiewohl er mannigfache Niederlagen erlitt, war er doch immer zuerst wieder im Felde und ließ sich durch keine Unfälle und Strapazen ermüden. Unerachtet er in den letzten dreißig Jahren seines Lebens in den vielen Kämpfen gegen ungehorsame Vasallen kaum den Panzer abgelegt, war er doch weichen Gemüths und besonders seinen erprobten Freunden von Herzen zugethan. Obgleich er oft selbst am täglichen Unterhalt Noth litt, war er doch immer in heiterer Stimmung. In den spätern Jahren seines Lebens, da Leiden und bittere Erfahrungen ihn mehr nach innen getrieben hatten, nahm er sich vorzüglich der Armen gerne an, so daß er, wo er gieng und zog, von vielen derselben begleitet war, wie er denn oft sogar die Pflege der Kranken unter ihnen übernahm.

Allein noch war dem Kaiser Heinrich keine Ruhe beschieden. Papst Urban wußte dem Kaiser einen neuen Krieg dadurch zu erwecken, daß er den alten Welf IV von Bayern durch eine Ehestiftung zwischen dessen 18jährigen Sohn Welf V mit der Markgräfin Mathilde für die Sache des päpstlichen Stuhls gewann: denn die Aussicht, seinem Hause Toscana zu erwerben, ließ den jungen Welf über die 43 Jahre Mathildens hinwegsehen. Dieß bewog nun den Kaiser 1090 zu einem neuen Zug nach Italien, wo es ihm übrigens bald gelang, die mathildischen Anhänger in die Enge zu treiben. Nun aber wußte die kircheneifrige Mathilde, in einer kurzen Abwesenheit des Kaisers von Italien, seinen Sohn Konrad (den Heinrich schon 1087 in Aachen zum deutschen König hatte krönen lassen) durch die Verstellung, sein Vater werde doch nie des Baunens entledigt werden, zu bereden, daß er die Partei des Papstes ergriff und sich vom Erzbischoff von Mailand 1093 in Monza zum König von Italien krönen ließ. Roger von Sicilien gab ihm seine noch im Kindesalter stehende Tochter Solantha zur Ehe; ein gegen den Kaiser gestifteter lombardischer Städtebund mit Mailand an der Spitze erklärte sich für Konrad, und die Römer zwangen den Papst Clemens, der noch einen Theil von Rom inne hatte, sich nach Deutschland zu flüchten.

Der Schmerz des alten Vaters über den Abfall seines Sohnes war groß. Zum Glück für ihn entzweiten sich seine Gegner bald: der junge Welf entdeckte, daß seine Gemahlin alle ihre Güter schon längst vor dieser Ehe dem päpstlichen Stuhle vermacht hatte: daher trennte er sich nicht nur von ihr, sondern ergriff nun sammt seinem Vater die Partei des Kaisers, dem sie auch noch andere Freunde warben. Da indeß zu dieser Zeit alle Gemüther auf den bevorstehenden Kreuzzug (welchen der Papst Urban zur Befreiung des h. Landes aus den Händen der Sarazenen in Bewegung setzte), gerichtet waren, so konnte der Kaiser in Italien nicht viel ausrichten. In Deutschland dagegen, wohin er nach einer siebenjährigen Abwesenheit zurückkehrte, gewann er, durch das Unglück weiser und gemäßigter geworden, in Kurzem alle seine Widersacher, so daß endlich allgemeine Ruhe und Ordnung eintrat.

In dem Mainzer Sühnevertrag v. 1097 wurde dem Herzog Welf IV Bayern und dem Friedrich von Hohenstaufen Schwaben erblich zugesichert, und Berthold II von Zähringen erhielt die Reichsvogtei über Thurgau und Zürich und für seine Erbgüter den Herzogstitel. — Auf dem Reichstag zu Köln 1098 ließ der Kaiser sodann seinen Sohn Konrad zur Strafe der Empörung absetzen und an dessen Stelle seinen jüngern Sohn Heinrich zum König wählen. Vor seiner Krönung zu Aachen mußte derselbe schwören, ohne väterliche Genehmigung kein Regierungsrecht ausüben zu wollen. Konrad sah sich von seiner Partei in Italien verlassen und starb 1101 zu Florenz. Aber bald sollte er auch von jenem seinem zweiten Sohne einen ungleich größeren Kummer erleben.

Mit dem Tode Urbans II (1099) schien die kirchliche Spannung nachzulassen, und als einige Jahre darauf auch Clemens III starb, suchte sich der Kaiser mit Urban's Nachfolger Paschalis II auszusöhnen. Er versprach einen Landfrieden aufzurichten und einen Kreuzzug zu unternehmen; er sorgte für Sicherung der Straßen und Flüsse, strafte den Raubadel, wehrte den Judenverfolgungen und unterstützte die Armen und Kranken. Aber alle diese Werke des Friedens konnten den von der strengen Kirchenpartei gestützten Papst nicht bestimmen, den Bann aufzuheben. Vielmehr gewann dieser des Kaisers Sohn, den jungen Heinrich, welcher von leichtsinnigen Jugendgenossen und ehrgeizigen bayrischen Großen angereizt und selbst ehrgeizig und gemüthlos, unter dem Vorgeben, seinen Vater zur schuldigen Rücksicht gegen den heiligen Stuhl bringen zu wollen, unter den Fürsten einen Anhang sammelte, mit dem er, begleitet vom apostolischen Segen, einen Krieg gegen seinen alten Vater begann und diesen nach unerhörten Demüthigungen durch den schändlichsten Verrath zur Thronentsagung zwang.

Kaiser Heinrich, von seinem Sohne zum Kriege genöthigt, wollte bei Regensburg eine Schlacht liefern, wurde aber von seinen Vasallen verlassen, so daß er nach Böhmen und von da nach Sachsen floh, was die Folge hatte, daß noch andere von ihm abfielen. Doch fand er Unterstützung bei den rheinischen Städten und rückte nun besser gerüstet wieder ins Feld. Da nahm sein Sohn, aus Furcht vor dieser Macht, seine Zuflucht zur Verstellung und Verrätherei. Er bat seinen Vater um eine Zusammenkunft, die in Coblenz erfolgte. Beim Anblick des Sohnes übermächtigte den Vater der Schmerz und vor ihm auf die Kniee stürzend rief er aus: „Sohn, wenn ich für meine Sünden gestraft werden soll, so befehle du doch deinen Namen und deine Ehre nicht: denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über die Sünden des Vaters als Richter auftrete!“ — Voll Verstellung bat der Sohn, ebenfalls auf die Kniee fallend, um Verzeihung und versicherte ihn

unter vielen Schwüren, er wolle nichts, als zu des Vaters Ausöhnung mit der Kirche redlich beitragen: er solle sich daher zu diesem Zweck mit ihm nach Mainz begeben, aber, gleich ihm, nur 300 Reiter mitnehmen. — Der Kaiser den Schwüren des Sohnes trauend, entließ sein Heer und ließ sich auch bereden, einstweilen, bis der Sohn in Mainz bei dem Erzbischoffe, der ihn als einen Gebannten nicht aufnehmen könne, die nöthigen Schritte gethan habe, inzwischen seinen Aufenthalt in der Burg Beseleheim bei Kreuznach zu nehmen. — Kaum in die Burg mit nur drei Begleitern eingetreten, wurde er darin gefangen gehalten und unter Drohungen zuerst zur Herausgabe der Reichsleinodien, darauf in Ingelheim von dem jungen Heinrich selbst zur Abdankung gezwungen.

Vergebens hat der Tiefgebeugte, ihm doch nun auch die Lösung vom Banne zu gewähren: die mitanwesenden päpstlichen Legaten verweigerten sie mit der Zumuthung, diese müsse er sich selbst in Rom auswirken. Weil er nun sogar den Tod oder wenigstens ewige Gefangenenschaft gewärtigte, so gelang es ihm nach Köln und von da nach Lüttich zu entkommen, wo sich Bischoff Ottbert aus alter Freundschaft seiner annahm. Darauf kam ihm auch der Herzog Heinrich von Niederlothringen gegen den unnatürlichen Sohn, der sich gleich zum König hatte ausrufen lassen, zu Hülfe und schlug diesen an der Maas zurück. Als sich derselbe nun zur Belagerung Köln's wandte, sah er sich auch von dieser Stadt zurückgewiesen. Schon sollte es zwischen den Heeren des Vaters und des Sohnes zu einer Schlacht kommen, als der alte Heinrich, dem Kummer erliegend, am 7. Aug. 1106 zu Lüttich starb, nachdem er zuvor seinem Sohne feierlich verziehen hatte.

Bischoff Ottbert hörte ihn in Lüttich vor seinem Ende öffentlich seine Sünden beichten, und reichte ihm selbst das Abendmahl, das er in heiliger Begier und in fester Hoffnung auf Gott empfing. Er klagt darüber, daß ihm jene ungetreuen Erzieher in seiner Jugend zu große Freiheit gelassen, daß ihm aber nichts desto weniger seine Gegner Laster angedichtet hätten, wie sie nur giftiger Haß zu erfinden vermöchte, — Laster, die ihm zu schmutzig und eckelhaft wären, als daß er davon reden könnte; doch fügte er aufrichtig hinzu: „sie mischten Wahres und Falsches unter einander.“ — Bischoff Ottbert ließ ihn zwar mit kaiserlichen Ehren beisetzen, mußte aber, von den übrigen Bischöffen mit dem Banne bedroht, den Leichnam des Gebannten von seiner Ruhestätte wegnehmen und auf einer kleinen Insel der Maas aussetzen lassen, wo ein Mönch aus Jerusalem freiwillig aus Mitleid zu gewissen Stunden des Tags und der Nacht Bußpsalmen für des Kaisers Seele sang. Nach einiger Zeit ließ König Heinrich V. den Leichnam nach Speyer bringen, wo ihn das Volk voll Ehrfurcht in der neuerbauten Marienkirche beisezte. Aber auch hier ward ihm die Ruhe nicht gegönnt: der dortige Bischoff ließ ihn wieder herausnehmen und in eine noch ungeweihte Nebenkapelle der h. Afra (am Dom) setzen, wo der Sarg fünf Jahre lang über der Erde stand. Erst nachdem Heinrich V. durch mehrere Zeugen hatte dorthun lassen, daß sein Vater bußfertig gestorben sei, nahm Paschalis II. den Bannfluch von ihm, und nun wurde der Todte in der dortigen Kaisergruft beigesetzt, und zwar unter desto größerer Theilnahme des deutschen Volkes, je weniger dasselbe mit der Regierung seines hartenherzigen Sohnes zufrieden war. Heinrich's IV. Anhänger unterwarfen sich dem neuen Reichsregiment, mit Ausnahme des obenwähnten Herzogs von Niederlothringen, welcher deshalb seiner Würde entsetzt wurde.

§. 112. Voll Begierde, die ganze Gewalt des Königthums wieder herzustellen, und dazu allerdings mit Kraft und festem Willen ausgerüstet, hatte bereits **1106** **Heinrich der Fünfte** den Zügel der Regierung ergriffen, den er seinem Vater auf eine so unedle Weise entrißen hatte. Obwohl vorher mit dem Papste Paschalis II. gegen seinen Vater einig, gerieth er doch nun mit

ihm wegen des Investiturrechts in so heftigen Streit, daß er den Papst sammt seinen Cardinälen in der Peterskirche gefangen nehmen ließ und ihn zwang, nicht nur in der Investitursache nachzugeben, sondern ihn auch zu krönen und ihm zu versprechen, daß er ihn wegen des Vorgefallenen nie bannen wolle.

Als nämlich Heinrich V. 1110 auf dem Zug gegen Rom war, ließ ihm der Papst gegen Entsagung des Investiturrechts die Zurückgabe aller mit den Bischöfen verbundenen weltlichen Güter und Regalien anbieten. Heinrich gieß, obgleich er so gut als der Papst voraussehen konnte, daß die Ausführung dieses Angebots von Seiten der Bischöfe Widerstand finden würde, den Vergleich ein und hielt seinen Einzug in Rom. Eben sollte die Krönung in der Kirche vor sich gehen, da, als der Papst zuvor noch einmal die Bestätigung jenes Vertrags aussprach, erklärten die Bischöfe jenes Anerbieten für „*heresy*“, und als Heinrich bereit war, den Vergleich aufzuheben, weigerte sich der Papst, ihn zu krönen. Da rief ein Deutscher aus Heinrichs Gefolge: „Was braucht es vieler Worte! unser Herr, der König, will gekrönt werden, wie weiland Karl der Große!“ Dar auf folgte jener Auftritt an heiliger Stätte. Zwar erhoben sich nun die Römer im Aufruhr, der aber sogleich unterdrückt wurde. Doch verließ der Kaiser Rom und führte den Papst mit sich fort, bis derselbe nach einigen Monaten einen Vertrag einging, worin er dem Könige das Investiturrecht zu gestand, und versprach, sich nicht rächen und den König nicht mit dem Banne belegen zu wollen. Hier auf erfolgte die Kaiserkrönung in Rom.

Kaum war der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt, so erklärte der Papst alles Eingewillte, als gewaltiam erzwungen, für ungültig, und späterhin ließ er den Kaiser durch den Erzbischoff Guido von Vienne 1111 mit dem Banne belegen, und als dieser Guido späterhin selbst unter dem Namen Calixt II den päpstlichen Stuhl bestieg, wurde dieser Bann erneuert. Heinrich konnte sonach, zumal er auch die meisten Fürsten gegen sich hatte, wenig ausrichten: denn der Geist der Zeit hatte sich der Kirche zugewendet.

Da unterdeß die Widerjeglichkeit seiner Gegner in Deutschland wieder gewachsen war, zeigte sich der Kaiser nachgiebiger, bernahnte die sächsischen Fürsten durch Zurückgabe ihrer Güter und Erbtheile und bot auf dem Reichstage zu Würzburg 1121 die Hand zu einem allgemeinen Reichsfrieden, so wie zur Aussöhnung mit dem Papste, die denn endlich unter Vermittlung der Fürsten nach einem Vergleich mit Calixt II in dem **Wormser Concordat** zu Stande kam, worin der Kaiser in Betreff der Investitur auf die Belehnung der Bischöfe und Äbte mit den geistlichen Rechten durch Ring und Stab verzichtete, und die Freiheit der Bisthofs- und Abtsahlen nicht zu stören versprach; wogegen der Papst sich verpflichtete, diese Wahlen nur in Gegenwart des Kaisers oder seines Bevollmächtigten vornehmen zu lassen, und dem Kaiser das Recht, den Gewählten mit den weltlichen Rechten durch das Scepter zu belehnen, (und zwar in Deutschland vor der Weihe, in Italien nach der Weihe) nicht mehr zu bestreiten.

Im deutschen Reiche hatte von Anfang an das Streben dieses Kaisers nach unbeschränkter Macht unter den Fürsten viel Mißrauen und Unzufriedenheit erregt. Ein empörenderes Bündniß, das Herzog Lothar von Sachsen, den er durch Eingiehung des erledigten Fürstenthums Weimar beleidigt hatte, mit dem Pfalzgrafen Siegfried, dem er dieses Fürstenthum mit Recht verweigerte, so

wie mit dem Landgrafen Luowig dem Springer von Thüringen, mit dem Grafen Wiprecht von Groitzsch, dem Biſchoff von Halberſtadt und dem Markgrafen Rudolf gegen den Kaiſer ſchloßen, führte zu einem Straffrieg, in welchem der kaiſerliche Feldherr Hoyer von Mansfeld 1113 bei Wernſtadt unweit Duedlinburg ſiegte, worauf eine Zeit lang Ruhe folgte. Die Verhaftung Ludwig's von Thüringen (bei des Kaiſers Hochzeit zu Mainz 1114) führte aber zu einem neuen Aufſtand, wobei der jüngere Wiprecht von Groitzsch den Grafen Hoyer in der Schlacht am Welfesholze bei Eisleben 1115 beſiegte und tödtete. — Nach zur Noth wieder hergeſtellter Ordnung machte der Kaiſer ſeine zweite Heerfahrt nach Italien und ſetzte ſich in den Beſitz der mathildiiſchen Güter, die ihm jedoch die Päpſte ſtets ebenſo entſchieden beſtritten, wie das Inveſtiturrecht.

Wiewohl ihm alle ſeine bisherigen Entwürfe auf Herſtellung der königlichen Vollgewalt mißglückt waren, ſo ſann er doch immer wieder auf neue Pläne der Machterweiterung; aber indem er ſogar, wie wohl vergeblich, die deutſchen Fürſten in Verbindung mit England zu einem Krieg gegen Frankreich bewegen wollte, ſtarb er, von Niemand geliebt und kinderlos, zu Utrecht, an einem Krebsähnlichen Geſchwür, nachdem er zuvor, als der Letzte aus dem ſaliſch-waiblingiſchen Geſchlechte, das hohenſtaufiſch-waiblingiſche Haus, nämlich ſeine beiden Schweſterſöhne Konrad und Friedrich, in das Erbe ſeiner Güter eingefeßt hatte. Heinrich V erhielt, als der letzte Salier, ſeine Ruheſtätte ebenfalls im Dom zu Speyer.

§. 113. Nach dem Erlöſchen des ſaliſch-fränkischen Hauses rechnete der tapfere Herzog Friedrich von Schwaben (Hohenſtaufen) ſicher auf die Erlangung der deutſchen Krone. Weil er aber den meiſten Fürſten zu ſtolz und ſelbſtändig erſchien, ſo wurde auf Betrieb des Erzbischofs Adalbert von Mainz, als Reichserzkanzlers, welcher dem ſaliſch-fränkischen abſolutiſtiſchen und gegenkirchlichen Streben ein Ziel ſtecken wollte, in einer großen Wahlverſammlung der deutſchen Stämme zu Mainz, jedoch nur durch künstliche Wahlumtriebe Lothar der Zweite oder der Sachſe i. J. 1125 unter der Bedingung zum Kaiſer gewählt, daß er den geiſtlichen Fürſten ihre weltlichen Güter und Rechte beließ und nicht einmal den Lehnseid von ihnen forderte.

Bei der Wahlhandlung wurden aus jedem der vier Stämme (der Franken, Sachſen, Schwaben, Bayern) 10, zuſammen alſo 40 fürſtliche Wähler beſtimmt, welche den würdigſten erſüren ſollten. Die Vorwahl ſchwankte zwischen Friedrich von Schwaben, Lothar von Sachſen und Leopold von Oſterreich. Als ſich die beiden letztern die ihnen zugedachte Ehre verbateten, fragte der Erzbischoff, ob ſich jeder von den dreien denjenigen, welchen die Wahl treffen werde, unterwerfen wolle? Lothar und Leopold erklärten ſogleich ihre Beſeitwilligkeit. Friedrich der hierin eine Liſt ſah, wollte ſich darüber erſt mit ſeinen Freunden berathen und entfernte ſich zu dieſem Zwecke. Dieß Benehmen erklärten ſeine Gegner für Unmaßnahme und thaten Alles, ſeine Wahl zu hintertreiben. Unter wildem Geſchrei drängte ſich ein Haufen Menſchen in den Saal und hob den Lothar auf die Schultern, der dann mitten in dieſem Tumulte zum König gewählt wurde.

Lothar war ein Sohn des Grafen von Supplinburg, und Heinrich V hatte ihm nach dem Tode des Herzog Magnus, des Letzten aus dem Geſchlechte der Billunger (1107), das Herzogthum Sachſen zu Lehen gegeben. Seine Streitigkeiten mit jenem Kaiſer ſind §. 112 erwähnt. Dadurch, daß er den Biſchöffen den Lehnseid erließ, opferte er den Grundſatz, auf welchem ſeit Karl dem

Großen die Kaiſermacht beruhte. Auch verzichtete er auf das aus dem Wormſer Concordat erworbene Recht, die Biſchoffswahlen in des Kaiſers oder ſeines Bevollmächtigten Gegenwart und die Inveſtitur unmittelbar nach der Wahl des geiſtlichen Würdenträgers vornehmen zu laſſen, ſondern verpflichtete ſich, ſie erſt nach der Weihe deſſelben zu vollziehen, ja ſich anſtatt des Lehnſeides der Biſchöffe oder Äbte bloß mit einem Treugelübde deſſelben begnügen zu wollen. Dadurch entließ er die Geiſtlichkeit gewiſſermaßen aus dem Reichsverband und entzog der Krone die Güter, über die ſie vorher frei verfügt hatte. Auch ließ er durch eine Geſandſchaft den Papſt um Beſtätigung ſeiner Wahl anſuchen.

Um die Hohenſtaufen zu demüthigen, gab Lothar ein Geſetz mit rückwirkender Kraft, durch das er die Herausgabe der von den ſächſiſchen Kaiſern eingezogenen Reichsgüter verlangte, obgleich die von den ſächſiſchen Kaiſern eingezogenen Reichsgüter nach dem Erlöſchen ihres Stammes nicht zurückgefordert worden waren und ſie ſich größtentheils aus ihrer langjährigen Vermischung mit den Familiengütern nicht mehr ausſondern ließen. Als ſich nun Friedrich deß weigerte, ſprach Lothar die Acht über ihn aus, und ſchuf ſich, um ſich gegen den mächtigen Hohenſtaufen zu halten, an dem Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern eine Stütze, indem er ihm ſeine einzige Tochter und Erbin zur Gemahlin gab und ihn noch mit ſeinem eigenen Herzogthum Sachſen belehnte. Durch dieſe Vergrößerung des bayeriſch-welfiſchen Hauſes veranlaßte er jene Feindſchaft zwiſchen den Welfen und Hohenſtaufen, welche für die Zukunft des Reiches von unberechenbaren Folgen war, und ſchon jezt zu einem Krieg zwiſchen beiden führte, der neun Jahre lang beſonders das ſüdweſtliche Deutschland verheerte.

Schon hatte der hohenſtaufiſche Konrad, Friedrich's Bruder, nach ſeiner Rückkehr von einem Zug ins heilige Land, in Italien ſich die lombardiſche Krone 1128 aufgeſetzt, und wollte ſein Kriegsglück mit Hülfe der italieniſchen Städte weiter verfolgen, als Papſt Honorius II auf Lothar's Seite trat und die Hohenſtaufen mit dem Banne belegte, ſo daß Konrad nach Deutschland zurückkehrte und dort in Verbindung mit ſeinem Bruder noch mehrere Jahre den Krieg fortſetzte, bis beide nach mannichfachen Verluſten für dießmal in einem Vergleich (1135) ihren Anſprüchen entſagten, dagegen, von Lothar in dem vollen Beſitz ihrer Herzogthümer beſtätigt, durch den Papſt aber vom Banne losgeſprochen wurden.

Lothar machte zwei Römerzüge. Der erſte war, auf Betrieb des Abts Bernhard von Clairvaux, zu Gunſten des Papſtes Innocenz II wider den ſchiſmatiſchen Gegenpapſt Anaclet II und deſſen Beſchützer, den Normannenherzog Roger II, gerichtet, welcher von Honorius II Neapel und Sicilien zu Lehen erhalten und von Anaclet zum König gekrönt worden war. Lothar konnte indeß mit ſeinem geringen Heere den Anaclet und die Normannen nicht aus Rom vertreiben, empfing jedoch von Innocenz II dafür, daß er ſich ſeinen Entſcheidungen fügte, im Lateran die Kaiſerkrone und für ſein Haus die mathild'iſchen Güter (Toscana) als päpſtliches Lehen, jedoch unter der Bedingung des Rückfalls. Dadurch mehrte er die Macht der Päpſte, welche fortan die Kaiſer als ihre Vaſallen behandelten.

Nach der Rückkehr von dieser ersten Römerfahrt brachte er die Dänen zur Unterwerfung; auch schlichtete er den Thronstreit des Ungar Königs Bela II mit den Polen. Da nun auch seine erwähnte Ausöhnung mit den Hohenstaufen in diese Zeit fällt, so brachte ein von den deutschen Fürsten zu Magdeburg beschworener Frieden eine zehnjährige Ruhe in das Land.

Auf seinem zweiten italienischen Zuge, auf welchen ihn Heinrich der Stolz und Herzog Konrad begleiteten, fiel er in Neapel ein und zwang den Roger, nach Sicilien zu fliehen; dann vertrieb er den Anaclet aus Rom und setzte den Innocenz dajelbst ein. Weil aber seine Deutschen beim Ablauf des Heerdienstes nicht länger bleiben wollten, trat er, ohnedieß unpaß, die Rückkehr an, hatte aber kaum die Gränze erreicht, als er erkrankte und in einer Bauernhütte des Dorfes Breitenwang bei Reuti im Oberleththal starb, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen (1137). Bei seinem Sterben erst belehnte er seinen Eidam mit Sachsen und übergab ihm zugleich die Reichsinsignien, in der festen Hoffnung, daß demselben nun die Nachfolge im Reiche nicht fehlen werde.

Unter seiner großentheils unruhigen Regierung lebte das Kaiserrecht wieder stark auf. — Durch das während seines italienischen Aufenthalts erlassene Gesetz, daß hinfort ein durch Aussterben erledigtes Reichslehen nicht an das Reich zurückfallen, sondern an die nächsten fürstlichen Verwandten kommen sollte, machte Lothar, die großen Lehen, gegen ihre Natur, erblich, und legte dadurch den Grund zur völligen Ausbildung selbständiger Fürstenmacht. Er gab dieses Gesetz zwar nur zunächst für Italien; nachher aber fand es auch in Deutschland auf dem Wege der Gewohnheit Eingang. — Dadurch, daß Lothar im Jahre 1133 die Markgrafschaft Nordachsen (oder die heutige Altmark) dem Grafen von Ballenstädt, Albrecht dem Bären, aus dem Hause Anhalt oder Ascanien verlieh, wurde der Grund zur nachherigen Macht des anhalt-brandenburgischen Hauses gelegt. Denn Markgraf Albrecht eroberte dazu noch die Ufermark und die Priegnitz von den Wenden, zog Ansiedler aus Flandern und den Niederlanden in diese Länder und machte Brandenburg zur Hauptstadt.

Kap. 22. Innere Zustände Deutschlands unter den salisch-fränkischen Kaisern.

§. 114. Das Papstthum und die Kirche. In der Kirche, in welcher die schon §. 103—4 erwähnte Verweltlichung und in Folge davon das sittliche Verderben (die Simonie, der Nicolaitismus), immer mehr um sich gegriffen hatte, war schon seit dem 10. Jahrhundert eine kirchliche Partei entstanden, welche diesem großen Uebel abzu- helfen und das Ansehen und die Heiligkeit der Kirche wieder herzustellen trachtete. Dazu gehörten, außer vielen erstor gekünnnten angesehenen Geistlichen und Laien, besonders die strengen Mönchsorden, von Clugny, Citeaux und Chartreux, welche endlich einen so großen Einfluß erlangten, daß selbst Fürsten sich ihrem Bestreben anschloßen, wie z. B. Heinrich III, und von da an eine Reihe von Päpsten in ihrem Sinne ernannt wurden. Durch den gewaltigsten derselben, Gregor VII, war zwar die Kirche aus der schmächtlichen Abhängigkeit, in welche die Weltmacht sie gebracht hatte, herausgerissen; allein durch den Umstand, daß das Papstthum bei dieser Emancipation zugleich selbst die weltliche Macht an sich zu reißen und dadurch eine geistliche Universalmonarchie zu gründen strebte, nahm die Kirche zugleich ein in der Weltmacht liegendes widerchristliches Element und durch dasselbe den Keim der Selbstzerstörung in sich auf. Blick dieser Keim auch lange den Augen der Zeit vor der allgemeinen Verehrung, welche sich der römische Hieropapat, der auf dem deutschen Cäsaropapismus folgte, zu erzwingen mußte, verborgen: so blieb seine innere Entwicklung doch nicht aus und brach späterhin nach Außen hervor.

War nun zwar die Einheit der Kirche gesichert, so konnte doch die Reinheit derselben durch die Minderung der störenden Eingriffe des Staates und durch die Erschwerung der Simonie noch nicht hergestellt heißen. Der innern Reinigung standen noch andere große Hemmnisse im Wege. Diese bestanden theils in dem wilden gewaltthätigen Fehdegeist der Großen, den sogar manche Bischöffe und Äbte theilten, und in den dadurch auch im Volke genährten rohen und heftigen Leidenschaften, theils in dem sich in Kirchen und Klöstern häufenden Reichthum und dessen schlimmen Folgen, die sich in der Uppigkeit und Zuchtlosigkeit des größten Theils der Welt- und Klostergeistlichkeit zeigte.

Die Mittel, welche die Kirche zur Hebung und Tilgung dieser Übel anwandte, waren zum Theil nicht ausreichend, zum Theil sehr oft hemmend. Den Fehdeunfug z. B. konnte der für Burgund ertheilte, nachher auch auf Deutschland ausgedehnte Gottesfrieden (§. 106 a. E.) nur zum geringen Theile hemmen; die Verbesserung der Klosterzucht, welche einzelne fromme Männer durch Aufstellung strengerer Ordensregeln zu erzielen suchten, hielt meist nur so lange nach, als die dadurch neu entstandenen **Mönchsorden** vom ersten Eifer beseelt waren, bei dessen Nachlaß sich die alte Verderbniß wieder einschlich. Die wichtigsten Mönchsorden, welche (außer dem schon im vorigen Zeitraume genannten Benedictinerorden) aufkamen, sind: der im Jahr 910 vom Abt Berno gestiftete Orden der **Cluniacenser** (vom Kloster Clugny oder Cluny in Burgund), welcher in Petrus Mauritius Venerabilis (1122—1156) seine größte Zierde hatte, aber später durch Reichthum und Uppigkeit erschlaffte; — der i. J. 1098 von Robert geistliche Orden der **Cisterzienser** (vom Kloster Cîteaux oder Cistercium bei Dijon in Frankreich), der durch den oben erwähnten heiligen Bernhard von Clairvaux † 1153 (welcher allein 160 Klöster seines Ordens gründete), seine größte Bedeutung und Berühmtheit erhielt; — der im Jahr 1084 von Bruno von Köln gestiftete Orden der **Kartäuser**, in der Einöde von Cartusia (Kartause) oder Chartreux bei Grenoble, der strengste unter allen Mönchsorden, der durch seine völlige Abgeschlossenheit von der Welt allerdings einen stark mahnenden Gegensatz gegen die in andern Klöstern herrschende Weltlichkeit bildete, aber das Christenthum wesentlich nicht förderte. — (Die Wirksamkeit dieser und der übrigen gegen das Ende dieses Zeitraums gestifteten Orden, deren Klöster sich zahllos vermehrten, gehört der folgenden Periode an, so wie dort auch der Einfluß der schon unter Heinrich IV. begonnenen Kreuzzüge nähere Würdigung findet.)

Das Hauptmittel aber zu einer Reinigung der Kirche und Erneuerung derselben im Geiste des Evangeliums, und somit auch einer größern Sittlichkeit im Volke, nämlich die Reinhaltung der Lehre Christi und die lautere Verkündigung des Wortes Gottes, wurde vernachlässigt. Die Lehre Jesu hatte schon längst her durch sogenannte neue Offenbarungen manche trübende Zusätze erhalten. Insbesondere hatte die Lehre von der Sündenvergebung und von der Rechtfertigung eine von der heiligen Schrift zum Theil abweichende Auffassung und Deutung erlitten, wodurch bei dem Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst — einem werthheiligen, allgemein verbreiteten, sehr einträglichen, aber gläubischen Wesen großer Vorstoß geleistet wurde. Zwar erhoben einzelne erleuchtete Bischöffe muthig ihre Stimme dagegen, drangen aber nicht durch.

§. 115. **Die Reichsverfassung.** Noch fehlte es an durchweg festen Bestimmungen in der Verfassung des deutschen Reichs. Schon der Übergang Deutschlands aus einem Erbreich in ein Wahlreich hatte einen schwankenden Zustand hervorgebracht und bei Erlöschung einer Dynastie, ja selbst oft noch während der Dauer derselben, häufige Veranlassung zur Störung der allgemeinen Ruhe und Ordnung gegeben. Seit vollends bei der Erhebung Rudolfs von Schwaben zum Nachtheil eines starken Königthums die Gezieltheit der Wahl förmlich ausgesprochen und nachher durch Lothar den Sachsen sogar die Erblichkeit der Herzogthümer allmählich eingeführt wurde, entstand eine noch größere Unsicherheit der königlichen Erbfolge, welche auf das Kaiserthum sowohl, als auf die Einheit der Nation einen störenden Einfluß hatte. Doch trug anderseits die größere Unabhängig-

keit der Herzoge und Fürstenthümer Vieles zur besondern Ausbildung des eigenthümlichen Lebens der einzelnen deutschen Stämme bei.

Als die Herzoge sich mehr und mehr in ihren Erwerbungen erblich festsetzten, suchten die Kaiser sich in ihrer Macht vorzüglich einigermaßen dadurch zu halten, daß sie Freibriefe an Städte ertheilten und Markgraffschaften, Pfalzgraffschaften und Landgraffschaften gründeten, deren Inhaber von ihnen ernannt wurden und vom Einflusse der Herzöge frei waren. — In diesem Zeitraume hatten die Herzöge von **Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern** die höchsten weltlichen Reichswürden, die Erzbischöffe von **Mainz, Köln und Trier** die höchsten geistlichen inne. Doch war das Recht, den Kaiser zu wählen, damals noch auf keinem bestimmten Fürstenhause oder Lande ruhend, sondern setzte sich erst späterhin fest, wie denn auch der Titel „Kurfürst“ erst in der Folge aufkam. (§. 175.) — Da seit der ältesten Zeit der Erzbischoff von Mainz, als Primas Germaniae, die Kaiserwahlen leitete, so war Mainz die herkömmliche Wahlstadt, während Aachen (seit Karl dem Großen) die Krönungsstadt war. — Die Reichsgewalt selbst war noch durch kein Gesetz bestimmt. — Das Reichsheer war in sieben Heerschilde (Heerhausen) getheilt.

§. 116. **Das Lehnrechtswesen.** Diejenigen Vasallen oder Dienstmannen eines und desselben Lehnsherrn, die sich auf der gleichen Stufe der Würde befanden, betrachteten sich als Pares, d. h. Gleiche, von einander Unabhängige, so daß also ihr Verhältniß zu einander nur sehr lose war. Weil daher diese Feudalglieder unter einander zu vereinzelt und abgesondert standen und höchstens im Lehnsherrn und seiner Umgebung einen verbindenden Mittelpunkt hatten, so konnte ein allgemeines Bürgerthum noch nicht aufkommen.

Dieser Mangel innerlicher Beziehungen zu einander wurde, jedoch nur nothdürftig, durch das aus dem Lehnrecht entstehende Band ersetzt. Da es nämlich noch keinen besondern Richterstand gab, so bildete sich ein eigenes Lehnrecht aus, das auf den Grundsätze ruhte, daß der Gleiche nur vom Gleichen gerichtet werden könne: dem Lehnsherrn wurde alsdann die Vollziehung des Richterspruchs überlassen. Ein solches Lehnsgerecht schlichtete sowohl die Streitigkeiten der Vasallen untereinander, als auch die der Vasallen mit dem Lehnsherrn, so weit nämlich jene Streitigkeiten sich auf Lehnsverhältnisse bezogen. Andere Streitfälle mußten vor den höheren Lehnsherrn gebracht werden. War eine Partei mit dem Lehnrechtspruch unzufrieden, so galt Berufung (Appellation) an den höhern Lehnsherrn und zuletzt an den König. Diese Berufung wurde allmählich auch auf nicht-lehnrechtliche Fälle angewendet.

§. 117. **Das Ritterwesen.** Eine andere dem Mittelalter eigenthümliche, sittlich- und politisch-wichtige Einrichtung, durch welche sich wenigstens die Glieder der höheren Klasse des Lehnstaates einander näher kamen, war das Ritterthum. Weil nämlich seit Heinrich I der Reiterdienst vorherrschend wurde, der mehr Übung verlangt und größere Kosten verursacht, so zogen sich die ärmeren Freien auf dem Lande vom Heerbanne zurück, überließen dem Adel die Ehre des Dienstes, zogen unter seiner Fahne oder gaben ihren Geldbeitrag zu den Kriegskosten, den sogenannten Heerschilling. Dadurch verloren sie aber auch allmählich jenes Bewußtsein der Freiheit und Kraft, das in dem Adel und in den Bürgern der Städte sich erhielt. Das Volk war nicht waffenfähig und Bauern durften kein Schwert tragen.

Wer ein größeres Freigut oder ein größeres Lehnsgut hatte, so daß er den ordentlichen Heerdienst zu Rosse leisten konnte, gehörte zum Stande der Ritter, denen, seit der Sonderung des Adels- und Bürgerstandes, in den Städten nur die Glieder der patrizischen Geschlechter ebenbürtig geachtet wurden.

Eine vorzügliche Bildungsschule des Ritters waren die **Turniere**, d. i. die Waffenspiele, zu denen nur zugelassen wurde, wer ritterbürtig war oder dafür galt, und als solcher die Waffenführung kunstgerecht verstand, dabei eine bestimmte Anzahl von Alnen nachweisen konnte und einen christlich-sittlichen Wandel führte. Es bestanden eigene Turniergeetze, an die sich die Kämpfer und Kampfrichter streng halten mußten. Turniervögte, Wappen-

könige, Herolde und Grieswärtel hatten dabei, jeder in seiner Weise, zur Aufrechthaltung der Ordnung und Verhütung von Unglück beizuwirken.

Der Waffendienst und die Aftersitte erforderte lange und sorgfältige Vorübung, zu deren Behuf der junge Adelige, wenn er den Frauenhänden entwachsen war, zwei Stufen durchmachen mußte, ehe er die dritte Stufe, die Ritterwürde, als das Ziel seines ganzen Strebens, erreichte. Zuerst nämlich lernte der Sohn des geringern Ritters als Edelknaube den Hofdienst bei seinem Lehnsheirn oder irgend einem andern angesehenen Ritter. Sodann wurde er zwischen seinem 15. und 18. Jahre wehrhaft gemacht und trat in den Stand des Knappen (Edelknechts, Junfers): als solcher lebte er seinem Herrn zu treuem Dienst und begleitete ihn, als sein Schildträger oder Wappner, zu Turnier und Kampf. Hatte er, nach einer meist siebenjährigen Lehrzeit, hinreichende Proben seiner Waffentüchtigkeit und eines muthlofen Lebens abgelegt, so erhielt er, nach feierlicher Ablegung der Rittergelübde (daß er nämlich Religion, Wahrheit und Recht, daß er Wittwen und Waisen, überhaupt die bedrängte Unschuld vertheidigen wolle), durch die *Recolade* oder den Ritterschlag, den ihm nur ein Höherer ertheilen konnte, die eigentliche Ritterwürde, wobei ihm die verschiedenen Waffentüde unter angemessenen Sprüchen angelegt wurden. — Doch muß man nicht glauben, daß alle jene Formen und Ceremonien zum Eintritt in den Ritterstand bei Jedem, ja nur in der Regel eingehalten worden seien: Stand, Vermögen, Zeit, Ort und Umstände waren dabei maßgebend und abändernd; — wie auch das Gelübde selbst keineswegs in idealem Sinne, sondern nach Maßgabe der damaligen Sitten und des Personnens zu verstehen ist.

Der Ritterstand mit seinen Eigentümlichkeiten und Rechten bekam bei den christlichen Völkern des Abendlandes vorzüglich erst durch die Kreuzzüge theils einen festern, körperschaftlichen Zusammenhang, theils eine höhere Richtung, besonders in den geistlichen Ritterorden, von denen weiter unten die Rede sein wird. (§. 136; 139.)

§. 118. Das Städtewesen. Die Zahl der i. g. Freistädte, in welchen eine städtische Verfassung ursprünglich bestand, war eine kleine: Köln, Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, nebst Regensburg. Ähnliche Städteneinrichtungen aber fiengen seit Heinrich I. unter den sächsischen und fränkischen Kaisern an, sich allgemeiner auszubilden. Eine Stadtgemeinde überhaupt bestand in Deutschland (wie in allen karolingischen Reichen) ursprünglich aus der Vereinigung dreier Bestandtheile: 1. aus den Ministerialen oder ritterlichen Dienstleuten des Stadtoberherrn (entweder des Königs oder eines der weltlichen oder der geistlichen Fürsten; 2. aus den noch übrigen Gliedern ehemals schöffensbarfreier Gemeinden (den ritterbürtigen Gutsbesitzern und Kaufleuten), und 3. aus den zinspflichtigen, hörigen Gewerbs- und Ackerleuten. Die beiden ersten dieser drei Bestandtheile machten den Stand der *Patrizier* oder Geschlechter aus, bildeten eine geschlossene Körperschaft und führten die Waffen, wie auch das städtische Regiment.

Die Patricier waren die Schöffensbarfreien, und der aus ihnen gewählte Schöffennath (auch Consulincollegium genannt) waren Vertreter der ganzen Stadtgemeinde; doch hatte der ihm vorgesetzte Beamte des Oberherrn, unter dem Titel Vogt, oder Burggraf oder Schultheiß, mehr Recht und Gewalt als der Schöffennath, indem er die Hoheitsrechte seines Herrn ausübte.

Späterhin erwarben die Schöffensbarfreien von dem Oberherrn entweder durch Schenkung, oder durch Abtretung, oder durch Kauf gewisse Hoheitsrechte (z. B. die eigene Gerichtsbarkeit, das Marktrecht, das Münzrecht, das Zollrecht, das Stapelrecht etc.), und übten dieselben durch den Schöffennath aus, jedoch noch unter dem Vorsitze jenes den Oberherrn vertretenden Beamten.

War aus verschiedenen Ursachen vom Oberherrn ein solcher Beamter noch nicht ernannt, oder von der Stadt nicht anerkannt, oder durch Vertrag mit dem Oberherrn abgeschafft, so wählte sich der Schöffennath aus seiner eigenen Mitte einen Vorstand (den Rathmeister oder Bürgermeister); und dadurch bekam die Stadtgemeinde vollends einen republikanischen Charakter.

In Städten, wo das Schöffencollegium für die Menge der Geschäfte nicht mehr aus-

reichte, entstand ein zweites Collegium, das der Rathsmänner, und an der Spitze dieser beiden Collegien standen dann zwei Bürgermeister.

War in einer Stadt das Amt des oberherrlichen Beamten aufgehoben, so traten die zinspflichtigen und hörigen Gewerbsleute, die bisher unter ihm ihren besonderen Gerichtsstand gehabt hatten, aus der Hörigkeit heraus und als gemeine Freie unter das gleiche Gericht mit dem übrigen Theile der Gemeinde, ohne jedoch vorerst am Stadtre Regiment einen Antheil zu haben. (§. 175.)

Ein solches freistädtisches Wesen, dessen allgemeine Grundlage hier bloß angedeutet ist, bildete sich jedoch (nach dem Muster der lombardischen Städte) in Deutschland erst im 13. und 14. Jahrhundert aus, während es in Italien schon vom 10. Jahrhunderte an blühte.

Durch die Vorrechte und Freiheiten, welche besonders die Kaiser in sogenannten Freibriefen den deutschen Städten gewährten, hoben sich dieselben schon im 11. und 12. Jahrhundert bedeutend. Es vermehrte sich ihre Gewerthätigkeit und dadurch ihr Wohlstand, auch die Pflicht der Selbstvertheidigung trug nicht wenig zur Erstarkung der Städte bei. Ihre wachsende Macht erregte daher bald die Eifersucht und die Feindschaft der Fürsten und des Adels gegen sie, und darum hielten es die Städte lieber mit dem Kaiser, zu seinem und ihrem Vortheile. (§. 149.)

§. 119. **Die Rechtspflege.** Die alten deutschen Rechtsbücher verloren ihre Anwendung, und es bildete sich durch die Schöffennurtheile eine neue Rechtsgrundlage. Doch erhielt sich der Grundsatz; „daß jeder Deutsche nach dem Wohnheitsrechte seines Landes und Ortes und von seines Gleichen gerichtet werden mußte.“ — Das Faustrecht, das die öffentliche Sicherheit so sehr gefährdete, konnte, selbst durch die strengsten Strafen, nie ganz unterdrückt werden und richtete besonders unter schwachen Regierungen viel Unheil an.

Vierter Zeitraum.

Vom Kampf des Kaiserthums mit dem Papstthum bis zum
Untergang der Kaiserherrlichkeit.

1138—1276.

Kap. 23. Die Kaiser aus dem hohenstaufischen Geschlechte.

(1138—1254.)

(Histor. Atlas, Tab. X.)

1138 §. 120. Nach Lothar's Tode strebte die weltliche Partei, den Gidam Lothar's, Heinrich den Stolzen, Herzog von Bayern und Sachsen und Markgrafen von Toscana, — die hohenstaufische den Herzog Konrad, Sohn des Herzogs Friedrich von Schwaben, zur Kaiserwürde zu erheben. Aus Furcht vor dem nunmehr übermächtigen Welfen wählten die meisten deutschen Fürsten, mit der Zustimmung des Papstes Innocenz II, den Hohenstaufen und so eröffnete Konrad der Dritte die Reihe der schwäbischen oder hohenstaufischen Kaiser. Er wurde zu Aachen von einem päpstlichen Legaten gekrönt, weil der erzbischöfliche Stuhl von Köln noch erledigt war. Selbst die Sachsen mit der kaiserlichen Wittve Richenza unterwarfen sich ihm.

Heinrich der Stolze gab zwar die Reichskleinodien heraus, stellte sich aber mit einer Heeresmacht am Lech auf, um sich im Besitze der beiden Herzogthümer Sachsen und Bayern zu vertheidigen. Als hierauf König Konrad von ihm die Herausgabe des Herzogthums Sachsen verlangte, weil es rechts- und ordnungswidrig sei, daß Ein Fürst zwei Herzogthümer besäße, und Heinrich den Gehorham verweigerte, sprach Konrad die Reichsacht über ihn aus, und gab von Heinrich's beiden Reichslehen das eine, Sachsen, an den in §. 113 erwähnten Markgrafen Albrecht den Bären von Anhalt (als einen Enkel des früher genannten Herzogs Magnus von Sachsen), und einige Zeit darnach das andere, Bayern, an seinen eigenen Halbbruder, den Markgrafen Leopold von Oesterreich, das damals noch von Bayern abhängig war.

Darob erzürnt, griffen Heinrich und sein Bruder Welf (VI) zu den Waffen, und es entbrannte nun zwischen beiden Parteien, den Welfen und Staufern, in Sachsen, Bayern und Schwaben auf's Neue der Kampf, während welches bei der Belagerung von Weinsberg der Jahrhun-

derte hindurch schreckende Parteiruf: Hie Welf! Hie Waibling! entstand, indem sich an die Namen Welfen und Waiblingen (oder, wie der Italiener sagte, Guelfen und Ghibellinen) im Fortgang des Kampfes die beiden Gegensätze knüpften, welche sich auf weit hinaus um die Herrschaft der Welt stritten.

Unter den **Welfen** (so benannt von Welf, dem Ahnherrn Heinrich's) begriff man anfangs bloß die Anhänger des welfischen Hauses in Bayern und Sachsen, nachher überhaupt alle Gegner der kaiserlichen oder weltlichen und alle Anhänger der päpstlichen oder kirchlichen Macht; die **Ghibellinen** oder **Waiblinger** (so benannt nach dem bei Cannstatt gelegenen hohenstaufischen Stammschloß) umfaßten dagegen anfangs die Anhänger der Hohenstaufen in Schwaben und Franken, und weitergehend überhaupt alle Anhänger der kaiserlichen oder weltlichen Macht. — Von jener Belagerung Weinsberg's her entstand die Sage von der „Weibertreu“. Der über die hartnäckige Vertheidigung der Stadt erzürnte König lächelte über die ganzen männlichen Einwohner die Tod geschworen. Als sich die Stadt endlich ergeben mußte, gestattete er nur den weiblichen Einwohnern freien Abzug, jedoch sollten sie ihre beste Habe mitnehmen dürfen. Als sich die Thore öffneten, trugen die Weiber auf ihrem Rücken die Männer heraus. Der Kaiser lächelte über diese List und schenkte den Männern Leben, Freiheit und Hebe. Als Einige aus seiner Umgebung ihn an die Schuld der Weinsberger erinnerten, entgeanete er: „Eines kaisers Wort soll man nicht drehen und deuten.“ Die Treue der Weinsbergerinnen wurde zum geschichtlichen Sprüchwort und ein Gegenstand des Preises der Dichter bis herab zu Justinus Kerner, dem auch die Ruinen der Burg Weinsberg ihre Verschönerung verdanken.

Da während dieses mit vieler Erbitterung geführten Kriegs Heinrich der Stolze (an einer Krankheit) erst 37 Jahre alt, 1139 starb, Heinrich's Bruder Welf aber, so wie auch die Sachsen für den 12jährigen Sohn des Verstorbenen, den nachmals sogenannten Heinrich den Löwen, den Krieg mit Glück fortsetzten, so beendigte Konrad die Fehde dadurch, daß er den letztern gegen Verzichtleistung auf Bayern, mit dem Herzogthum Sachsen belieh, welches Albrecht der Bär in diesem Kriege nicht hatte behaupten können. Doch trennte er davon die Nordmark, gab sie dem Ascanier und bestätigte ihn in der Markgrafschaft Brandenburg. In Bayern war nämlich Herzog Leopold schon im nächsten Jahre gestorben und ihm sein Bruder Herzog Heinrich Jasomirgott (so beigeenannt von einer Betheuerung, die er sich angewöhnt hatte) nachgefolgt. Dieser hatte sich dann mit der 26jährigen Wittve Heinrich's des Stolzen, Gertrude, der Mutter Heinrich des Löwen, vermählt, zu Gunsten welcher der letztere auf Bayern verzichten mußte, um Sachsen zu bekommen.

Da Konrad mit dem Wiederordnen der deutschen Angelegenheiten genug zu thun hatte, so konnte er nicht um Italien, wo die Verwirrung damals noch größer war, sich bekümmern, obgleich ihn der Papst Lucius um Hülfe gegen die Antriebe Arnold's von Brescia angien, der damals durch seine kirchlich-politischen Lehren darauf ausgieng, das Papstthum zu stürzen und Rom in eine Republik zu verwandeln. Dagegen unternahm Konrad, als er im Dom zu Speyer von der begeisterten Rede des h. Bernhard, Abt's von Clairvaux, tief ergriffen wurde, einen Kreuzzug in das gelobte Land, den ersten, an welchem ein deutscher König Theil nahm. Er kehrte jedoch bald wieder zurück, ohne dort etwas ausgerichtet zu haben. (Von Konrad's Kreuzzug s. §. 137). Seine Vermählung mit einer

Tochter des griechischen Kaisers sollte das Bündniß der beiden großen Reiche zu dem Kampf mit den Ungläubigen besiegeln und das Sinnbild des Bündnisses der *Doppeladler* sein, den seitdem beide Reiche in ihrem Wappen führten. — Ein Jahr nach seiner Rückkehr hatte Konrad den Schmerz, seinen ältern Sohn Heinrich, der in seiner Abwesenheit das Reich frätig verwaltet hatte, durch den Tod zu verlieren, und eben, als Konrad die Anstalten zu einem Römerzuge beendet hatte, auf dem er sich die Kaiserkrone holen wollte, starb er am 15. Febr. 1152 zu Bamberg, nachdem er in edler Selbstverläugnung nicht seinen zweiten erst siebenjährigen Sohn, sondern seinen tapfern Neffen Friedrich zum Reichsnachfolger empfohlen hatte. Die Erfüllung seiner Hoffnungen auf volle Wiederherstellung der Ordnung in Deutschland und des deutschen Einflusses in Italien sollte einer neuen Zeit vorbehalten sein, welche mit neuen Führern und Häuptern den Durchbruch neuer Lebenskräfte zu fördern bestimmt war.

§. 121. Mit der Wahlfürsten allgemeiner Zustimmung wurde daher
 1152 **Friedrich der Erste**, von den Italienern genannt **Barbarossa** oder **Rothbart**, Konrads edler, willenskräftiger und tapferer Neffe zum König gewählt. Er hatte unter seinem Theim den Kreuzzug mitgemacht und sich durch männliche Schönheit, heldenmüthige Tapferkeit und natürlichen Edel-muth Aller Herzen gewonnen, so daß er als die Blume der Ritterschaft, als das Musterbild der Fürsten, als der Hört der Bürger erdienen. Kaiser zu sein im alten Sinne des Worts und daher die kaiserliche Macht in ihrer Vollgewalt wieder herzustellen, war das Hauptstreben seines Lebens.

Friedrich war von mittlerer Größe und wohlgebaut, sein Haupthaar blond und auf der Stirne gekräuselt; seine Haut weiß, seine Wangen roth und sein Barthaar röthlich; er hatte blaue Augen und einen heitern, aber seiner innern Kraft entsprechenden Blick, festen Gang, reine Stimme, männlichen, würdevollen Anstand, große Gewandtheit in allen Leibes- und Wassenübungen. Er verlor weder in Freude, noch in Schmerz jemals Würde und Haltung. Ohne besondere wissenschaftliche Kenntnisse verstand er doch, wie jeder Kaiser lateinisch und las gern die Schriften und Thaten der Alten; er hörte gerne Rath, gab aber selbst die Entscheidung; selten trog ihn sein Urtheil, fast nie sein Gedächtniß. Gegen Widerstrebende furchtbar und streng, war er gegen Reuige versöhnlich, gegen die Seinigen herablassend, gegen Arme mitleidig und freigebig. Gleich bei seiner Krönung in Aachen zeigte er seinen ernsten Sinn: ein verstoßener Diener warf sich ihm zu Füßen und bat um Gnade. „Ich entfernte Dich nicht aus Haß, sondern um der Gerechtigkeit willen, darum ist kein Grund zum Widerruf“, war die eines Königs würdige Antwort. Die Bürger von Hörter waren von einigen Grafen bewästigt und gezwungen worden das Niederreißen ihrer Befestigungen und Geld zu versprechen. Als bald schrieb Friedrich: „Da ihr jenen Frevlern Geld versprochen habt, so befehle ich, daß ihr nichts verzahlt. Ebenso versühe ich, daß ihr eure Heilungswerke unter meinem Schutze wieder aufbauen sollt.“ Überhaupt ließ er es sich angelegen sein, im Reiche durch strenge Rechtspflege Ruhe und Sicherheit herzustellen. Er verurtheilte z. B. den Pfalzgrafen vom Rhein und den Bischoff von Mainz wegen Friedensbruchs zur Strafe des Hundetragens, welche jedoch nur bei jenem zur Ausführung kam, und zerstörte viele Burgen der Raubritter, welche vom Stegreif lebten. Dieses gute Beispiel fand bei bessern Fürsten Nachahmung. (Vom Landgraf Ludwig von Thüringen z. B. wird erzählt, er sei einst auf der Jagd bei einem Schmied in Ruhla eingekehrt, welcher bei jedem Schlag auf den Ambos ausrief: „Landgraf werde hart!“

Auf Befragen, was dieses Wort bedeute, habe dann der Schmied geklagt, wie sehr das Landvolk von dem Adel mißhandelt werde, weil bei der Obrigkeit kein Recht zu finden sei, deshalb wünsche er, der Landgraf möge hart werden gegen die Uebelthäter. Ludwig von diesen Worten betroffen, suchte die Strafbarren auf und ließ sie, als sie troßig antworteten, an einen Pflug spannen, um einen Acker zu pflügen, weil sie das arme Volk wie das Vieh behandelt hatten.) — Schon in den letzten Regierungsjahren seines Oheims hatte Friedrich sich durch seinen Gelmuth und Gerechtigkeitsinn die Herzen der Hohen und Niedern gewonnen, und als Sohn eines hohenstaufischen Vaters und einer welfischen Mutter gab er allen die Hoffnung, durch ihn werde der verderbliche Streit zwischen den beiden Häusern geschlichtet werden, der nach Gertrudens Tode zwischen deren zweiten Gatten, dem Herzog Heinrich Jasomirgott von Bayern und deren Sohne Heinrich dem Löwen in Sachsen ausgebrochen war.

Um zuvor in Deutschland den Frieden herzustellen, sehnte er sich mit dem welfischen Hause dadurch aus, daß er das Herzogthum Bayern dem Jasomirgott wegen Ungehorsams ab- und es **Heinrich dem Löwen** zusprach, auch dessen Streit mit dem Erzbischoff von Bremen wegen Forderung der Bisthümer in den überelbischen Slavenlanden zu Gunsten Heinrich's entschied. Friedrich ahnte nicht, welche Gefahr ihm diese Politik einst bringen würde: denn Heinrich der Löwe wurde durch jene Vereinigung von Sachsen und Bayern, so wie nachher durch die allmähliche Bezwungung wendischer und anderer slavischer Völkerschaften (in Holstein, Mecklenburg und Pommern) so mächtig, daß seine Herrschaft von der Nordsee bis zu den Alpen reichte, und er deshalb für die übrigen deutschen Fürsten der Gegenstand des Neides und der Furcht wurde.

In Italien galt es, das tief gesunkene kaiserliche Ansehen wieder herzustellen, namentlich in Ober- und Mittelitalien den monarchischen Grundsatz gegen das republikanische Aufstreben der Städte, in Unteritalien aber die Rechte verschiedener Lebensgroßen gegen die gewaltthätigen Anmaßungen des Königs von Neapel und Sicilien zu schützen. Daher unternahm **1154** Friedrich Barbarossa seinen ersten Zug nach Italien. Am zunächst die früherhin den Kaisern zugestandenen Hoheitsrechte, welche die durch den Handel mit dem Orient reich gewordenen lombardischen Städte unterdeß an sich gerissen hatten, wieder zu gewinnen, hielt er nach altem Herkommen auf den roncalischen Feldern (bei dem Dorfe Roncaglia im Fürstenthum Piacenza) seinen ersten italienischen Reichstag. Auf demselben erschienen die meisten lombardischen Lehnsträger, unter andern auch der Markgraf von Montferrat, welcher über den Übermuth der ihm lehnspflichtigen Städte Chiari und Asti klagte, die ihm die Lehnspflicht verweigerten, — desgleichen die Städte Lodi, Pavia und Como, welche über das übermächtige Mailand, das seine Markungen auf Kosten der schwächeren Nachbarn zu erweitern strebte, gerechte Klagen führten. Friedrich, der in diesen Auswüchsen des städtischen Freiheitsgeistes, so wie in dem völligen Losreißen vom Reichsverband ein Unrecht sah, dem er zu steuern für Königspflicht hielt, gebot Rückkehr zu den früheren Ordnungen, und als die mailändischen Stadtconsuln ihn durch ein Selbangebot zu befriedigen suchten, wies er sie mit Unwillen zurück. Die meisten Vasallen unterwarfen sich dem kaiserlichen Ausspruch; nur Mailand und einige andere Städte trötkten.

Da Friedrich nicht hinreichende Streitkräfte bei sich hatte, so verschob er die Bestrafung dieser mächtigen Stadt, glaubte aber einstweilen durch die Eroberung und Zerstörung einiger kleinern Städte Mosate, Asti, Chiari und Tortona, ein abschreckendes Beispiel aufstellen zu müssen. Darauf führten ihn die Paviesen im Triumph in ihre Stadt, wo er aus den Händen ihres Bischofs die lombardische Krone erhielt. Hierauf zog er ohne weitem Aufenthalt über die Apenninen gegen Rom, um sich die Kaiserkrone zu holen, die ihm aber Hadrian IV nur nach erfolgter Auslieferung **Arnolds von Brescia** zusagte.

Arnold (s. §. 151) hatte nämlich bei seinem Streben, Rom in eine Republik zu verwandeln, den Papst zwingen wollen, auf seine weltliche Herrschaft zu verzichten; dieser aber floh nach Unteritalien und besetzte von dort aus Rom mit dem Interdict und den Arnold mit dem Bann. Dadurch bekamen die päpstlich Gesinnten in Rom den Muth, den Arnold zu verjagen, so daß Hadrian wieder nach Rom zurückkehren konnte. Arnold wurde zwar von einem Cardinal gefangen, aber von einigen italienischen Grafen befreit.

Weil nun der Kaiser denselben um so mehr als einen Rebellen ansah, da Arnold die Römer aufgefordert hatte, sich selber ihren eigenen Kaiser zu wählen, so bewirkte er die Auslieferung desselben an die Cardinäle, die ihn im Angesichte Roms noch vor Tagesanbruch auf einem Scheiterhaufen verbrennen ließen.

Nachdem Friedrich dem Papste Sicherheit zugeschworen hatte, begab sich Hadrian mit den Cardinälen in das königliche Lager und Friedrich gieng ihm entgegen. Weil er aber dem Papste bei dessen Absteigen nicht, dem alten Herkommen gemäß, den Steigbügel hielt, so entfernten sich die Cardinäle und ließen den Papst bestürzt zurück, der dann, als Friedrich zu ihm trat, den Friedensfuß verweigerte und auch das königliche Lager verließ. Da nun aber Friedrich auf Bitten der Fürsten, welche eine Spaltung des Reichs und der Kirche besorgten, den Papst zurückrufen ließ und ihm durch jene Förmlichkeit die herkömmliche Ehre erwies, so erfolgte nun zu Rom den 18. Juni 1155 die feierliche Kaiserkrönung.

Sie war aber noch mit andern Schwierigkeiten verbunden. Die republikanischgesinnten Römer hatten nämlich vor des Kaisers Einzug in ihre Stadt demselben die Bedingung gestellt, daß er ihnen 5000 Pfund Silbers zahlen solle. Wegen dieser Annahmung ließ Friedrich in der Nacht durch tausend Deutsche die Peterskirche, die Burg und die Tiberbrücke besetzen, so daß das Volk vom rechten Tiberufer ausgeschlossen blieb. Dann hielt er mit seinen Fürsten und dem Papste seinen Einzug. Gleich nach der Krönung jedoch machten die Römer einen Angriff auf das deutsche Lager vor der Stadt, wurden aber in einem blutigen Gefechte, vorzüglich durch die Tapferkeit Heinrich's des Löwen, zurückgeschlagen. Da sprach Friedrich: „Das Verlangen der Römer ist erfüllt und auf deutsche Weise haben wir das Kaiserthum erkauft.“

Heinrich der Löwe, der sich bereits durch seine obberührten Kämpfe mit den Slaven den Ruhm größter Tapferkeit erworben, aber auch durch seinen leicht in Zorn überwallenden, unruhig emporstrebenden Character bei seinen norddeutschen Nachbarn gefürchtet gemacht hatte, war als mächtigster Vasall dem Kaiser auf diesem Römerzuge die stärkste Stütze. Eben bei jenem tückischen Angriffe der Römer war er es, der, als Friedrich im Getümmel des Kampfs vom Pferd stürzte, ihn gegen den Andrang der Feinde schützte und diese hinter die Mauern der Stadt zurück trieb.

Als er, im Gesichte verwundet, in das kaiserliche Zelt zurück kam, trocknete ihm der Kaiser das Blut ab und jagte dankbar: „Heinrich, ich gedenk' dir's!“

Darauf war Friedrich im Begriff, sich gegen die Normannen in Neapel zu wenden; aber sein durch Krankheiten geschwächtes Heer nöthigte ihn zur Rückkehr nach Deutschland. Zwar suchten ihm dieselbe die Veroneser im Einverständnis mit den Mailändern durch eine Hinterlist beim Übergang über die Etsch, und als ihnen diese mißlang, durch einen Hinterhalt bei der Veroneser Claufe unmöglich zu machen; aber die aufopfernde Treue und Tapferkeit des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach rettete den Kaiser und sein Heer.

Eine Schaar lombardischer Wegelagerer hatte sich in eine unzugängliche Felsenburg an jenem ganz schmalen Engpaß geworfen und hinderte durch herabgeworfene Felsstücke und Baumstämme das Heer am Durchzug. Da nahm Otto 200 Leichtbewaffnete, erkletterte die hintere, durch den Wald gedeckte, steile Felswand und eroberte von oben herab die Burg. An 500 jener Wegelagerer wurden im Kampfe getödtet, der Anführer mit 11 Edlen aufgehängt.

§. 122. Nach Deutschland zurückgekommen, stellte Kaiser Friedrich verschiedene im Reiche eingerissene Unordnungen ab, bestrafte insbesondere den überhand genommenen Fehdeunfug an dem rheinischen Pfalzgrafen Hermann und an dem Erzbischoff Arnold von Mainz, so wie auch das im Schwang gehende Raubunwesen mancher Ritter durch Zerstörung ihrer Burgen, brachte den Herzog Heinrich Jasomirgott zur bisher vorerhaltenen Herausgabe Bayerns an Heinrich den Löwen, trennte aber davon die Ostmark und erhob sie mit dem Lande ob und unter der Enns unter dem Namen Ötterreich zu einem selbständigen, auch in weiblicher Linie erblichen Herzogthum, mit welchem er den Herzog Jasomirgott entschädigte. Die Ansprüche des Herzogs Welf VI an Bayern vergütete er ihm durch die Belehnung mit Toscana sammt Spoleto und einem Theile von Sardinien. Auch gieng er nach Burgund, um die dort länger her bestehende, zum Theil von den französischen Königen genährte Verwirrung zu heben, und ließ sich 1157 in Besançon krönen.

1156

Dabei löste er die Grafschaft Burgund, deren Erbin Beatrix er ein Jahr zuvor aus der Gefangenschaft ihres Theims befreit und zur Gemahlin genommen hatte, vom Verband mit dem Herzogthum Hochburgund ab und stellte sie als Freigrafschaft (Franche Comté) unter die Aufsicht seines Sohnes Otto. (Das cisjuraniische Burgund (§. 92) hatte er schon 1152 an Herzog Berthold IV von Böhren verlichen.)

Nachdem er auch die Polen, durch die Beilegung eines Bruderkriegs, wieder zum Lehnseid gebracht und dem Böhmenherzog Vladislav für seine Beihülfe im Polenkriege die Königswürde verlichen, somit allenthalben im Reich die Stärke seiner kaiserlichen Macht bewiesen hatte, gedachte er wieder der italienischen Angelegenheiten. Mit verstärkter Macht trat Kaiser Friedrich seinen zweiten Zug nach Italien im Jahre 1158 an. Denn dort mußte das kaiserliche Ansehen, den Städten sowohl, als dem Papste gegenüber, erit noch mehr befestigt werden.

1158

Die Spannung zwischen dem Kaiser und dem Papste hatte eine Weichwerdeschrift des letztern veranlaßt, welche er durch zwei Legaten auf dem Reichstag zu Besançon hatte übergeben lassen, worin er den Kaiser an das Beneficium erinnerte, daß er

ihm durch die Krönung erwiesen habe. Weil nun dieser Ausdruck in der Feudalsprache „Lehen“ bedeutet, so gerieth der Kaiser mit den versammelten Fürsten darüber in Entrüstung. Als einer der Legaten (der nachmalige Papst Alexander III) mit der Frage entgegenkam: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste? so drang Kaiser Otto von Wittelsbach mit dem Reichsschwert, das er dem Kaiser vortrug, zornig auf ihn ein und würde sich an ihm vergriffen haben, wenn nicht Friedrich selbst ihn zurückgehalten hätte. Der Streit würde schlimme Folgen gehabt haben, wenn nicht die deutschen Bischöfe den Papst vermocht hätten, zu erklären, daß er das Wort nur in dessen ursprünglicher Bedeutung „Wohlthat“ genommen habe. — Um sich aber gegen den Kaiser zu wahren, bot Hadrian alles auf, die Normannen als Schutzmacht fester an den päpstlichen Stuhl zu binden.

Alle lombardischen Städte unterwarfen sich den Beschlüssen des Reichstags, welchen Friedrich zur Festsetzung der kaiserlichen Rechte über Italien auf der ronalischen Ebene hielt; nur Mailand, das so eben die dem Kaiser treuen Städte Lodi und Crema in Trümmer gelegt hatte, trotzte fort: daher der Kaiser Mailand in die Acht erklärte und sogleich belagerte. Nach vierwöchentlicher Vertheidigung jedoch unterwarf sich die Stadt, durch Hunger bezwungen, auf das demüthigste und erhielt Begnadigung.

Die Mailänder mußten Treue schwören, auf alle angemachten Regalien verzichten, Friede mit den Nachbarstädten geloben, 300 Geiseln stellen, 9000 Mark Silbers in drei Fristen zahlen, auch versprechen, eine Kaiserpfalz in ihren Mauern zu bauen. Bei der Huldigung, die auf freiem Felde vor sich gieng, mußten sie vor dem auf einem Throne sitzenden Kaiser im unterwürfigsten Aufzug vorübergehen, zuerst ihre Geistlichen mit vorangetragenen Kreuzen, dann der Adel mit den beiden Consuln das Schwert auf dem Rücken, darauf die Bürger mit Stricken um den Hals, dabei alle barfuß und ohne Obergewand.

Unterdessen waren die kaiserlichen Rechte durch die vier größten italienischen Rechtsgelehrten unter Mitwirkung von 24 Abgeordneten aus 14 Städten festgesetzt worden.

Diese Festsetzung sprach dem Kaiser das Recht zu: 1) in allen Städten die Obrigkeiten (Podestà's, Consuln) einzuziehen; 2) die Hoheitsrechte (Regalien) bestehend in der Seeraksteuer, in Zöllen, im Hafen-, Fluß- und Brücken-Geld, Münzrecht etc. (in der Lombardei zusammen jährlich auf 30,000 Pf. Silber geschätzt); endlich 3) das Recht über alle Lehen, welche ohne kaiserliche Genehmigung weder verpfändet, noch veräußert werden durften. Außerdem waren Fehden, Bündnisse und Verschwörungen bei Strafe verboten.

Da nun diese Rechte noch über die Bedingungen des Mailänder Friedens hinausgiengen, so verweigerten die Mailänder denselben die Anerkennung und verjagten den ihnen vom Kaiser gesetzten Podestà, den er ihnen zur Wahrung seiner Hoheitsrechte gesetzt hatte. Da sprach Friedrich wiederum die Acht über Mailand aus und schritt 1160 nach der Zerstörung der wieder mit den Mailändern ausgeföhnten und verbündeten Stadt Crema zu einem abermaligen Strafgericht über Mailand.

Auf den Gang der nun folgenden Ereignisse hatte eine nach dem Tode des Papstes Hadrian IV eingetretene zwiespaltige Papstwahl einen wesentlichen Einfluß. Die normannisch gesinnte Partei der Cardinäle wählte nämlich in canonischer Weise den klugen und thatkräftigen Alexander III, die deutschgesinnte den schwachen Victor IV. Da Kaiser Friedrich

den letzteren durch ein Concilium deutscher und lombardischer Bischöffe zu Pavia bestätigen ließ, so bekräftigte Alexander (von Frankreich aus) die Mailänder in ihrem Widerstande gegen den Kaiser so, daß dieser schwur, seine Krone nicht eher wieder auf's Haupt zu setzen, als bis er die Stadt Mailand dem Erdboden gleich gemacht hätte.

Mailand galt damals für die reichste Stadt Europa's und soll im 13. Jahrhundert 8000 Ritter und 250,000 bewaffnete Bürger in seinem Gebiete gezählt haben. Sie war durch eine 12 F. breite Lauermauer mit 100 Thürmen und 6 Hauptthoren und durch Gräben und breite Erdwälle geschützt. Die Bürgerchaft bestand 1. aus dem höhern und niedern Adel (den Capitani's und Balvasoren), die zwar oft in innerlichen Zerwürfnissen mit einander lebten, aber gegen den äußern Feind zusammen hielten. — 2. aus Freijassen oder Bürgern des höhern Handels- und Künstlerstandes, zu dem auch ein Theil der Balvasoren gehörte; — 3. aus der niedern Bürgerchaft (Krämer und Handwerkern, welche theils Freijassen, theils ehemalige Leibeigene waren). Letztere Klasse war in Zünfte getheilt und begnügte sich mit dem Wahlrecht. An der Spitze standen acht Consuln oder Rathmeister. Alle Bürger vom 18. — 70. Jahr dienten in der Landwehr und waren nach Stadtvierteln in Rotten getheilt, deren jede einen Gonfaloniere oder Bannerträger hatte. Der Adel und die reichen Freijassen bildeten die Reiterei, der Mittelstand das Fußvolk. Irga das Heer aus, so fuhr das Carocium oder der Stadtfahnenwagen (ein eisenbeschlagener Wagen mit einem beweglichen Mast, dessen Gipfel ein Kreuz und das Bild des h. Ambrosius schmückte) voraus und wurde, umgeben und geschützt von einer erlesenen Schaar, bei einer Schlacht in die Mitte des Feldes gestellt.

Daher vertheidigte sich Mailand zwei Jahre hindurch mit der größten Standhaftigkeit. Auf beiden Seiten geschahen Wunder der Tapferkeit, aber auch manche grausame Unthaten, bis sich endlich die Mailänder, durch Hunger, Krankheit und innere Zwietracht genöthigt, unbedingt unterwarfen, worauf sie ihre Stadt verlassen und sich an vier offenen Orten ihres Gebiets ansiedeln mußten.

Das Strafurtheil sprach der Kaiser in verschiedenen Zwischenräumen aus. Am 1. März 1162 mußten die 8 Consuln mit 8 Rittern nach Lodi in das Hauptquartier des Kaisers kommen und mit dem Schwert auf dem Nacken den Eid der Treue schwören; am 4. März mußten 300 Abgeordnete die Schlüssel der Stadt und aller Burgen sammt 36 Fahnen ausliefern; am 6. März mußten alle Mailänder, in 100 Schaaren getheilt, mit Stricken um den Hals, Nische auf den Häuptern und Kreuzen in den Händen vor dem Kaiser, der mit seiner Gemahlin auf einem Throne saß, vorüberziehen. Als bei dem langsamem, todstillen Zuge das Carocium dem Kaiser gegenüber zu stehen kam, senkte sich der Mast und unter dem letzten Schmettern der beiden freistädtischen Silberposaunen wurde der Wagen in Trümmer zer schlagen! Wohl fühlend, daß es nun aus war mit ihrer republikanischen Größe, fielen alle weinend auf die Kniee und flehten um Erbarmen. Der Kaiser blieb unbeweglich. Nachdem sie 400 Geiseln gestellt, entschied Friedrich durch den Reichstag von Pavia das Endgeschick der geängsteten Stadt. Der Spruch der Stimmenv Mehrheit lautete, daß Mailand, „als der Herd aller Unruhen und als Zerstörerin anderer Städte von Grund aus solle zerstört werden.“ — Am 26. März hielt der Kaiser, umgeben von seinen Deutschen und mit ihm verbündeten Lombarden, seinen Einzug (nicht durch das Thor, sondern durch einen neben demselben niedergehenden Mauerthril) in die Stadt. Noch schwankte er, ob er den Spruch vollziehen solle, gab aber den drängenden Mahnungen der alten Feinde Mailands nach und ließ der — vermeintlichen Gerechtigkeit ihren Lauf!

Dann erfolgte die verhängnißvolle Katastrophe der Zerstörung Mailand's, 1162 welche zu allgemeiner Verwunderung durch die, von den Mailändern früherhin bedrückten Städte mit so schadenfroher Lust und Hast vollzogen

wurde, daß das Niederreißen, wozu gewöhnliche Arbeiter wenigstens sechs Wochen gebraucht hätten, in sechs Tagen vollendet war. Nur die Kirchen, manche Paläste und die meisten Kunstdenkmäler des Alterthums blieben verschont. Darauf setzte der Kaiser bei einem Dankfest zu Pavia seine Krone wieder auf und kehrte, weil sich nun auch die noch übrigen ihm wideripenitigen Städte zu huldigen beeilten und zur Niederreißung ihrer Mauern sich bequemen, und somit Italien beruhigt zu sein schien, — über Burgund nach Deutschland zurück.

Dieses harte Verfahren Friedrich's gegen Mailand, noch mehr aber die ungerechten Bedrückungen der kaiserlichen Podestà's reizten die Lombarden zu erneuerter Widersegllichkeit, in der sie Papst Alexander, unterstützt von Frankreich und England, zu bestärken fortfuhr, so daß Friedrich auf seinem dritten italienischen Zuge es keinem recht machen konnte, und es geschehen lassen mußte, daß mehrere Städte — darunter Verona, Padua, Vicenza, Treviso — gegen ihn den sogenannten Veroneser-Bund schloßen. Nach Victor's Tod war daher Friedrich nicht ungeneigt, den Alexander anzuerkennen; allein der Erzbischof von Köln, als Kanzler von Italien, hatte an Victor's Stelle schon einen andern, Paschalis III., wählen lassen, und Friedrich beließ es dabei. Dafür sollte er nun auch erfahren, was ein Kampf gegen die Freiheit und den Papst zugleich gegen sich habe. Dieser Kampf wurde nun um so schwieriger, als Alexander mit Unterstützung der Normannen nun seinen Sitz in Rom einnahm und von da aus, während der Kaiser auf seiner vierten italischen Heerfahrt in Ancona gegen die Römer und Normannen zu Felde lag, in dessen Rücken mit großer Energie **1167** einen allgemeinen lombardischen Städtebund zu Stande brachte, in Folge dessen die Lombarden die Podestà's verjagten und — den Mailändern ihre Stadt wieder aufbauen halfen, die nun wieder an die Spitze der Bewegung trat.

Nach wendete sich nun Friedrich durch die Enghäße des Apennin gegen Alexander in Rom, eroberte die Peterskirche und ließ sich, während Alexander nach Benevent floh, von Paschalis krönen. Aber eine furchtbare pestartige Seuche, die in seinem Lager Tausende der Edelsten hinraffte, nöthigte den Kaiser, alle Erfolge seiner Anstrengung aufzugeben und über die Apenninen nach Pavia, von da über Susa (wo er glücklich einem Mordanschlag entging) nach Deutschland zurückzueilen.

Die obenwähnte Pest brach im kaiserlichen Lager so schnell um sich, daß oft die, welche eben noch zu Pferde steigen wollten, todt niederfielen und die, welche Andere begruben, plötzlich mit in die Grube stürzten. Unter den Großen, die der Krankheit erlagen, befand sich ein Herzog Friedrich von Schwaben, ein junger Herzog Welf u. a. Der ganze Verlust soll 25,000 Mann betragen haben, darunter 2000 Edle. — Als der Kaiser, von den Lombarden verfolgt, in Susa ankam, wollten ihn die Bürger zwingen, die Gefangenen zurückzulassen. Weil er diese Forderung zurückwies, verschworen sich einige Bürger, in der Nacht den schlafenden Kaiser zu tödten. Der Anschlag aber wurde verrathen und dadurch vereitelt, daß, während der Kaiser verkleidet mit 5 Garrenen aus der Stadt entkam, sich ein anderer seiner Treuen, Ritter Hartmann von Siebeneichen in des Kaisers Bette legte. Als die Bürger diese Täuschung entdeckten, schonten sie um seiner Treue willen sein Leben.

Hierauf erneuerten die Lombarden ihren Bund auf fünfzig Jahre und benützten die Zwischenzeit, in welcher der Kaiser durch vielfache Wirren in Deutschland zurückgehalten wurde, dazu, daß sie zur Erichwerung seiner Rückkehr, namentlich zur Unterbrechung der Verbindung zwischen Pavia und Montferrat, am Tanaro eine neue feste Stadt bauten, die sie dem Papste zu Ehren Alessandria nannten. Auch verstärkten sie die Befestigungen Mailands und anderer Städte und traten in ein Bündniß mit den Normannen, ja selbst mit dem griechischen Kaiser. Allenthalben in Italien zeigte sich ein Gemeingeist, dem kein Opfer zu schwer wurde, um fortan der lombardischen Freiheit den Sieg zu verschaffen.

§. 123. **U**nterdessen hatte Heinrich der Löwe sein norddeutsches Besizthum durch Besiegung des obotritischen Fürsten Niklot erweitert, sich das damals noch slavische Mecklenburg und Pommern unterworfen, wo er durch zahlreiche slämische und westfälische Colonisten der deutschen Bevölkerung das Übergewicht sicherte, und die Hafenstadt Lübeck durch große Freiheiten zu schnellem Glanze erhob. Dabei war er gegen seine fürslichen und bishöflichen Nachbarn so gewalththätig verfahren, daß sie ein großes Bündniß gegen ihn schloßen und eben in heftiger Fehde mit ihm begriffen waren, als der Kaiser (der ihn bisher hatte schalten lassen, weil er seine Hülfe gegen die Lombarden bedurfte) nach seiner Rückkehr aus Italien Landfrieden gebot.

Diesem Bündnisse gegen Heinrich den Löwen hatten sich angeschlossen die Erzbischöffe von Magdeburg und Bremen, die Bischöffe von Hildesheim und Lübeck, der Markgraf Otto von Meissen, der Pfalzgraf Albrecht in Sachsen, Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen und Markgraf Albrecht der Bär von Brandenburg. — Dem Grafen von Holstein drängte er Lübeck ab, das er dann durch Errichtung einer Zoll- und Münzstätte, Verleihung großer Vorrechte und Errichtung eines Bisthums emporbrachte. — Dem Bischoff von Freising zerstörte er die Zollstätte bei Böhning und legte eine Stunde davon selbst eine Zollstätte an, aus der allmählich die Stadt München entstand, die um 1175 Mauern und Stadtrechte bekam.

Fortan trat eine Spannung zwischen Friedrich und Heinrich ein, und als die Fürsten, dem Kaiser zu Gefallen, seinen fünfjährigen Sohn zum deutschen König wählten, stimmte allein Heinrich dagegen. Jene Spannung wurde noch durch folgenden Umstand vergrößert. Der alte Welf VI hatte bei seinem schwelgerischen Leben schwere Schulden gemacht: daher bot er, nach dem Tode seines bei Rom an der Seuche gestorbenen einzigen Sohnes, seine Erbgüter in Schwaben und Bayern, desgleichen die vom Kaiser erhaltenen mathildischen Güter seinem Neffen Heinrich dem Löwen für eine Geldsumme an, welche ihm dieser nicht gab, weil er dachte, daß er Welfs Befizungen ohnedies einst erben werde. Nun bot Welf sie dem Kaiser an und dieser gieng den Erb-Vertrag ein. Daher faßte Heinrich der Löwe einen tiefen Groll gegen den Kaiser, und machte, um bei dessen beabsichtigtem neuem Römerzuge seine Vasallenpflicht nicht leisten zu müssen, eine Andachtsfahrt nach Jerusalem. Nach seiner Rückkehr konnte er aber doch dem Kaiser, der noch mit den Vorbereitungen zum Zuge beschäftigt war, nicht ausweichen, und bequeme sich, wiewohl ungern, zur Heeresfolge.

Vorzugsweise nun auf Heinrich's Beistand bauend, unternahm im Jahre

Friedrich seinen fünften Zug nach Italien. Nachdem er zuerst die Stadt Suja zur Strafe für den an ihm verübten Verrath zerstört hatte, begann er die Belagerung von Alessandria, konnte aber trotz aller Anstrengungen diese feste und geschickt vertheidigte Stadt nicht einnehmen. Als daher das Heer der Verbündeten im offenen Felde gegen ihn heranzog, hob er die sechsmonatliche Belagerung auf und rückte ihnen entgegen. Indessen boten sie selbst die Hand zu einem Waffenstillstand, der den Kaiser bestimmte, sein Heer zu entlassen.

Nach einiger Zeit aber brachen die Lombarden die Friedensunterhandlungen ab und griffen wieder zu den Waffen. Als nun der Kaiser eiligt die deutschen Fürsten wieder zur Hülfe aubot, beging Heinrich der Löwe, der nicht länger seine Kräfte für des Kaisers Zwecke, sondern lieber für seine eigene Größe verwenden wollte, das Verbrechen der Felonie, d. i. er versagte treulos und undankbar seinem Lehnsherrn die Pflicht der Heeresfolge und ließ sich auch bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser (wahrscheinlich zu Chiavenna) nicht dazu bewegen, sondern kehrte, taub gegen alle Bitten desselben, nach Bayern zurück.

Bei dieser Zusammenkunft suchte Heinrich seine Nichttheilnahme durch den Vorwand zu entschuldigen, er scheue den Bann (den er doch bisher nie gescheut hatte) und ipüre die Gebrechen des Alters (und war doch erst 46 Jahre alt). Der Kaiser beschwor ihn bei seiner Lehnspflicht und bei seiner Reichslehre, ja er soll ihn sogar auf den Knien gebeten haben. Heinrich, darüber betreten, hob ihn auf, blieb aber unbeweglich. Da sprach die Kaiserin zu ihrem Gemahl: „Stehet auf, lieber Herr! Ihr werdet einst dieses Tages und Hochmuths denken und Gott wird Euch helfen!“

So schieden der Staufer und Welfe wieder als Feinde. Daher kam es, daß zumal die Lombarden dem Kaiser keine Zeit ließen, die übrige aus Deutschland eingetroffene Hülfe ganz mit der italienischen zu vereinigen, am 29. Mai die **Schlacht bei Legnano** (unweit des Ticino) mit einer völligen Niederlage für Friedrich endete.

Schon war er mit der größten Tapferkeit bis in die Mitte der feindlichen Schlachordnung vorgedrungen und hatte sich des mailändischen Carocium's oder Stadtbanners bemächtigt: als sich die „Schaar des Todes“, d. i. eine Schaar von 900 edlen Jünglingen, die sich auf Leben und Tod zur Vertheidigung jenes Heiligthums verschworen hatten, wieder ermannete, und mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Kaiser eindrang, so daß derselbe, als sein Roß, tödtlich getroffen, unter ihm zusammen sank, im Getümmel verschwand. Als seine Schaaren dieß gemahrten, überließen sie in regelloser Flucht den Feinden das Schlachtfeld. Das reich versehene Lager fiel sammt des Kaisers Schild und Lanze den frohlockenden Lombarden in die Hände. -- Jedermann hielt den Kaiser für todt, und schon hatte die Kaiserin zu Como Trauerkleider angelegt, als Friedrich am vierten Tage nach der Schlacht, wie durch ein Wunder gerettet, bei den Seinigen in Pavia eintraf.

Dieser Schlag brachte den Kaiser auf gemäßigtere Gedanken: er entschloß sich, Alexander III als den allein rechtmäßigen Papst anzuerkennen, und da auch dieser von dem wachsenden Übermuth der freien Städte Gefahr für die eigene Stellung besorgte, so kam nun zwischen diesen beiden größten Männern ihrer Zeit zu Venedig ein aufrichtiger Friede zu Stande, der zugleich mit den Lombarden einen sechsjährigen, mit dem König Wilhelm II von Neapel einen fünfzehnjährigen Waffenstillstand in sich schloß. Alle Welt freute sich über die friedliche Beendigung dieses

hartnäckigen Kampfes, nur Heinrich der Löwe nicht, der — in der Hoffnung, der Kaiser werde beständig in Italien beschäftigt bleiben — ihm damals den Lehensgehoriam zu verweigern gewagt hatte.

Es war am 17. Juli 1176, als Kaiser Friedrich im Gefolge seiner geistlichen und weltlichen Großen, auf reichverziertem Schiffe nach der Lagunenstadt fuhr und Papst Alexander, umgeben von seinen Cardinälen ihn am Eingang der Markuskirche empfing. Friedrich, den Mantel von sich werfend, ließ sich vor ihm aufs Knie nieder und küßte ihm die Füße, worauf der Papst ihn aufhob, ihn nach ertheiltem Friedenskuße in die Kirche führte, und ihm dort nach einem feierlichen Te Deum den Segen ertheilte. — Somit erkannte Friedrich das Übergewicht der päpstlichen Gewalt vollständig an.

§. 124. Nach Deutschland zurückgekehrt, gedachte der Kaiser zunächst das von dem Übermuth eines Vasallen entwürdigte kaiserliche Ansehen herzustellen: er erklärte daher Heinrich den Löwen — jedoch erst auf die allgemeinen Klagen der deutschen Fürsten über dessen bedrückende Gewalt, und nach viermaliger vergeblicher Vorladung vor das Fürstengericht — in die Acht, entsetzte ihn aller seiner Würden und gab im October des Jahres **1180** **Bayern an Otto von Wittelsbach**, der ihm durch seine Tapferkeit und Treue, besonders in Italien durch die Eroberung der Mark Verona und bei der Veroneser Klause so große Dienste geleistet hatte, — Sachsen aber an den Grafen Bernhard von Anhalt, den Sohn Albert's des Bären; den übrigen Länderbesitz Heinrich's vertheilte er an verschiedene andere, besonders geistliche, Fürsten Deutschlands, die von ihm geschädigt worden waren.

Von Bayern wurden aber Steiermark und Tyrol förmlich getrennt (erstes war übrigens nie fortdauernd von Bayern abhängig gewesen, und Tyrol, Istrien, Trient, Chur und Brizen gehörten längst nicht mehr dazu); auch wurden mehrere bayerische Bisthümer sammt den Städten Regensburg und Passau reichsfrei. Von Sachsen wurde Westfalen getrennt und als ein Herzogthum dem Erzbischoff von Köln untergeben. — Meissen, die Lausiz, Anhalt, Holstein, Zülich, Berg und Cleve wurden vom herzoglichen Verbands befreit, Pommern und Mecklenburg zu Herzogthümern erhoben und Lübeck zur freien Reichsstadt erklärt. — Zugleich machte er noch eine große Anzahl anderer fürstlicher und bischöflicher Städte reichsunmittelbar. Außer den Erzstiftern Magdeburg und Bremen wurden noch neun Bisthümer (darunter Paderborn und Hildesheim) reichsfrei.

Dies that der Kaiser, um sowohl die ganze Welfenmacht zu brechen, als auch um überhaupt durch die Verringerung der großen Herzogthümer das Königthum von seiner größten Gefahr zu befreien.

Zwar widerstand der Löwe besonders durch die Treue seiner Städte bis ins dritte Jahr allen seinen Feinden auf's tapferste, eroberte Goslar und Halberstadt, verbrannte Mühlhausen, Nordhausen und andere Orte, schlug den Erzbischoff von Köln, nahm den Bischoff von Halberstadt und den Landgrafen von Thüringen gefangen und kehrte mit reicher Beute nach Braunschweig zurück. Als aber Friedrich selbst mit großer Heeresmacht gegen ihn anrückte und Heinrich zu Stade eingeschlossen ward, so unterhandelte er mit dem Kaiser, bat ihn auf dem Fürstentag zu Erfurt 1182 fußfällig um Gnade und erhielt sie von Friedrich's Großmuth, der dadurch, daß er ihm seine Erbländer Braunschweig und Lüneburg zurückgab, zeigte,

daß er keinen perſönlichen Haß trug. Doch mußte Heinrich auf drei Jahre Deutſchland verlaſſen, damit der neue Zuſtand Deutſchlands ſich befeſtigen könne. Er gieng nach England, wo ihm ſeine Gemahlin Mathilde, die Tochter des engliſchen Königs, Heinrich's II, ſeinen dritten Sohn Wilhelm gebar, von dem die nachmaligen Könige von England aus dem Hauſe Hannover abſtammten.

1183

Um nun auch mit den italieniſchen Städten alle Irrungen vollends auszugleichen, ſchloß Friedrich mit den Lombarden im Jahre den Frieden zu Conſtanz, welcher — unter Beſchränkung der von den Rechtsgelehrten aufgeſtellten kaiſerlichen Rechte — im Allgemeinen den herkömmlichen Zuſtand zurückführte und die gegenseitigen Rechte feſtſtellte.

Eine wichtige Beſtimmung war, daß die Lombarden ihren Bund nach Gefallen ſollten erneuern, innerhalb ihrer Ringmauern alle Hoheitsrechte, außerhalb derſelben aber nur diejenigen ausüben dürfen, die ihnen beſonders verliehen wurden; die zweifelhaften Rechte aber ſollten durch ein Schiedsgericht beſtimmt oder jährlich mit 2000 Mark Silbers gelöſt werden. Doch mußten die Bürgermeiſter den Lehnseid leiſten und alle Bürger ſchwuren den Eid der Treue, der alle 10 Jahre erneuert werden ſollte.

So in der Fülle ſeines Glücks feierte er 1184 ein allgemeines Reichsfriedens- und Familienfeſt zu Mainz, deſſen Glanz und Pracht noch lange in Liedern fortlebte; denn es war von 40,000 Rittern beſucht und der 62jährige Kaiſer, der ſelbſt noch mit in den Schranken des Turniers ritt, ſchlug ſeine beiden Söhne Heinrich und Friedrich zu Rittern. — Im folgenden Jahre unternahm er ſeine ſechſte Fahrt in das nun beruhigte Italien, und wurde allenthalben mit der größten Verehrung aufgenommen, zumal er, um ſich in den Lombarden einen Anhalt gegen den päpſtlichen Stuhl zu gewinnen, es an Gnadenſpenden nicht fehlen ließ. Denn ſeit Papſt Alexander geſtorben war, hatte ſich das Verhältniß zu Rom wieder getrübt.

Darum richtete er ſeinen Blick auch nach Unteritalien, durch deſſen Beſitz er die päpſtliche Gewalt beſſer in Schranken zu halten hoffte, und verlobte ſeinen älteſten Sohn Heinrich mit der normanniſchen Prinzefſin **Conſtanzia**, der einzigen, 30jährigen Tochter König Roger's II und Erbin ihres kinderloſen Neffen, des Königs Wilhelm II von Neapel und Sicilien. Ungeachtet der Gegenwirkung des Papſtes, der ſich künftig auf beiden Seiten von der kaiſerlichen Macht umſchloſſen ſah, kam die Vermählung zu Stande, und wurde auf Bitten der Mailänder in ihrer Stadt mit der größten Pracht gefeiert (1186). Damals ahnte freilich der hochſtehende Hohenſtaufe nicht, daß er durch dieſe Verbindung, durch die er den Grund zur Größe ſeines Hauſes zu legen wähnte, den Untergang deſſelben vorbereitete!

Schon ſchien das Zermürfniß mit dem Papſt Urban III, der vom Kaiſer die mathildiſchen Güter zurückforderte und ihn mit dem Bann bedrohte, die Kirche und das Reich wieder in Zwiespalt zu verſetzen, als Urban ſtarb, und ſein Nachfolger Clemens III auf die Kunde von Jeruſalems Fall in Saladin's Hände (§. 138) die geſammte Chriſtenheit zu einem neuen Kreuzzug antrieb, an deſſen Spitze ſich Friedrich zu ſtellen beſchloß. Nachdem

er noch einen allgemeinen Reichsfrieden zur Steuerung des Faustrechts zu Stande gebracht und seinem Sohne Heinrich die Regierung übertragen hatte, krönte der alte Held sein thatenreiches Leben mit diesem Kreuzzug, fand aber auf demselben beim Übergang über den Fluß Seleph in Kleinasien seinen Tod den 10. Juni 1190. Dieser Schlag versetzte die ganze Christenheit in eine Trauer, deren Tiefe sich in den Sagen von Friedrich Barbarossa's Fortleben und Wiederkommen zur Aufrichtung der alten Herrlichkeit des deutschen Reiches noch in späten Zeiten fundgab.

Seines Todes Ursache wird verschieden angegeben. Die allgemeinste Annahme ist, Friedrich habe beim Übergang über den Fluß, weil ihn der Zug über die Brücke zu langsam gieng, zu Noth denselben durchschwimmen wollen, sei aber von den Wellen ergriffen und entseelt an das Ufer gebracht worden. Die Trauer des Bilsgerheeres war so groß, daß am Tage die Klage ununterbrochen erscholl und des Nachts vor jedem Gezelt mehrere Fackeln brannten und so das ganze Lager einem Flammenmeer glich. — Welchen Eindruck der Tod des gefürchteten Kaisers auf die Muselmänner machte, beweist folgende Äußerung eines arabischen Geschichtschreibers: „Hätte Gott nicht den Kaiser der Deutschen im Augenblicke seines Einbruchs in Syrien hinweggenommen, so dürfte später von Syrien und Ägypten gesagt worden sein: „hier haben die Muselmänner geherrscht!“ — In Europa wollte man lange nicht an Friedrich Barbarossa's Tod glauben und hoffte lange noch auf das Wiederkommen des unvergeßlichen Kaiserhelden. Mit ihm dachte man sich des Reiches Herrlichkeit verschwunden, und in der Folge, als das Kaiserthum mehr und mehr an Ansehen sank, bildete sich die Sage, Barbarossa sei im Kyffhäuserberge und sitze mit seinem herabhängenden Barte schlafend an einem steinernen Tisch, von Zeit zu Zeit wache er auf und frage die um den Berg fliegenden Naben, ob es Zeit sei, hervorzugehen und des Reiches Herrlichkeit wieder aufzurichten!

§. 125. Schon längst von den deutschen Fürsten zum König gewählt und bereits auch gekrönt, hatte sein ihm zwar an Thatkraft gleicher, aber an Edelsinn und Großmuth unähnlicher Sohn, **Heinrich der Sechste**, 1190 keinen Widerspruch zu befahren. Er hatte zwar einen lebhaften und gebildeten Geist, war klug und berecht, aber Härte und Habgucht im Dienste der Herrschgucht entstellten seinen Charakter. Als er noch Reichsverweier war, hatte er schon mit Heinrich dem Löwen zu thun gehabt, der gleich auf die Nachricht von Barbarossa's Abzug in's Morgenland, aus England zurückgekehrt war, um seine Stammgüter zu schützen, in welche seine alten Nachbarn eingefallen waren. Von seinem Schwager Richard I von England und einigen sächsischen Großen unterstützt, besiegte Heinrich der Löwe in Kurzem seine Feinde und zerstörte dabei seine eigne Stadt Bardewik, die es mit seinen Feinden gehalten hatte, von Grund aus (1187). Da zog König Heinrich gegen ihn aus und zerstörte die Stadt Hannover, worauf sich der Löwe zu einem Vergleich verstand, dem zu Folge er das halbe Gebiet von Lüneburg an den Grafen von Holstein abtreten und Braunschweig und Lüneburg zu offenen Orten machen mußte. Da inzwischen die Nachricht vom Tode Wilhelm's II von Neapel eingelaufen war, so beschloß König Heinrich, sich nach Italien aufzumachen und die Erblande seiner Gemahlin Constanza in Besitz zu nehmen. Schon im Aufbruch begriffen, erhielt er die Kunde von Barbarossa's Tod, und sah sich daher genöthigt, erst noch einen Reichstag in Mainz abzuhalten. Unterdeß aber warf sich

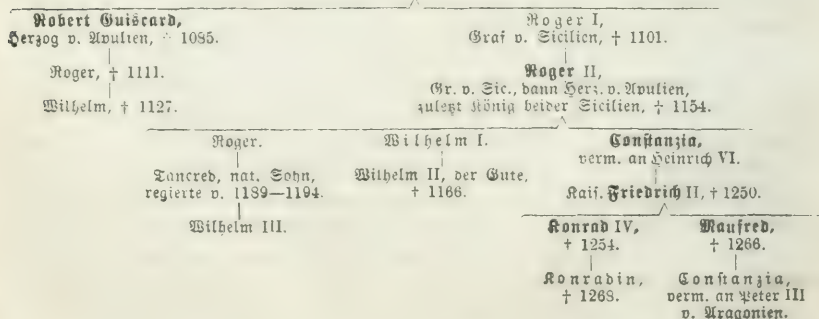
in Sicilien Graf **Tancred**, ein unächter Neffe **Constanzia's**, zum König auf, und erhielt von dem Papste die Bestätigung. *)

Kais. eilte daher **Heinrich** über die Alpen nach Rom, zwang den Papst **Cölestin**, ihn zu krönen, und drang in Apulien ein. Der Sieg führte den Kaiser leicht bis vor Neapel; aber bei der Belagerung dieser Stadt ergriff eine Seuche sein Heer: er selbst wurde krank und mußte die Belagerung aufheben; seine Gemahlin **Constanzia** wurde sogar von den Einwohnern von Salerno verrätherischer Weise an **Tancred** ausgeliefert, der sie gefangen hielt. Da dem Kaiser die Mittel fehlten, sie zu befreien, eilte er nach Deutschland zurück, um einen neuen Feldzug vorzubereiten.

So wie er sich seine Krönung in Rom dadurch verschafft hatte, daß er den Römern die von ihnen gehakte und bedrängte Stadt **Tusculum**, die sich doch in seinen Schutz begeben hatte, zur Zerstörung preis gab (worauf die wenigen übrig gebliebenen Einwohner in grünen Zweighütten wohnten, aus denen späterhin **Frascati** entstand), so auch hielt er es nicht für unedel, den an ihn von Leopold von Oesterreich ausgelieferten König **Richard Löwenherz** (der zwar allerdings ein Feind des Kaisers war und in Sicilien die Rebellen, in Deutschland **Heinrich den Löwen** gegen denselben unterstützte) so lange gefangen zu halten, bis für denselben jenes große in §. 139 erwähnte Lösegeld entrichtet war, das er dann zu seinem neuen Zuge nach Neapel verwendete.

Nachdem er in Deutschland einen erneuerten Kampf mit **Heinrich dem Löwen** durch die Bestätigung desselben in seinem braunschweigisch-lüneburgischen Erbe und durch Zusicherung der Nachfolge in der rheinischen Pfalzgrafschaft für dessen Sohn **Heinrich** beigelegt hatte, trat er seinen zweiten italienischen Zug mit günstigen Aussichten an: denn **Tancred** hatte auf Verwendung des Papstes die Kaiserin **Constanzia** bald wieder freigegeben und war einige Jahre darauf in Palermo mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes, **Wilhelms III**, gestorben. Daher drang **Heinrich**, mit Unterstützung der Pisaner und Genueser, ohne Hindernisse in den italienischen Süden ein, wo ihm nun, nach furchtbarer Bestrafung der Stadt Salerno, alle Städte, selbst Neapel und Palermo, huldigten. — Raum ober war er in Palermo ge-

*) Genealogie des apulisch-sicilischen Hauses **Tancred** von **Hauteville**:
Tancred von Hauteville.



krönt, als er viele sicilische Große, denen er auf die Aussage eines Mönchs eine Verschwörung gegen sein Leben Schuld gab, verhaften und theils blenden, theils hängen oder speien, theils lebendig vergraben oder verbrennen ließ.

Selbst Roger's unmündiger Sohn wurde geblendet und dessen Mutter und Schwester in ein Kloster verwiesen, offenbar in der Absicht, den normannischen Königsstamm auszurotten. — An dem Tage dieser Gräuelt, dem zweiten Weihnachtstage des Jahres 1194, gebar ihm Constanzia zu Salerno seinen Sohn Friedrich, an dessen Söhnen und Enkeln nachher die ewige Vergeltung Heinrich's Frevelthat heimsuchen zu wollen schien.

Wegen dieser Grausamkeit von seinen neuen Unterthanen verwünscht und von der Kirche wegen Verleihung der mathildischen Güter an seinen jüngern Bruder Philipp mit dem Bannfluch beladen, kehrte Heinrich im Besitze reicher Schätze nach Deutschland zurück und suchte im Gefühl verstärkter Macht die deutsche Königskrone in seiner Familie erblich zu machen, das deutsche Reich also aus einem Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln, wobei er sich erbot, Apulien und Sicilien unauflöslich mit dem deutschen Reiche zu verbinden. Allein der Widerstand vieler weltlichen, vorzüglich aber der geistlichen Fürsten, insbesondere der Erzbischöffe von Mainz und Köln, die auf des deutschen Reiches alte Freiheiten hielten, vereitelte ihm diesen Plan, und er mußte sich begnügen, für seinen dreijährigen Sohn Friedrich die Nachfolge im Reich und für seinen Bruder Philipp das Recht der Verwaltung von Schwaben zu erhalten. Während er sich hierauf in Sicilien mit dem Plane, sogar das griechische Kaiserthum mit seinem Reiche zu vereinigen, beschäftigte, und schon einen Kreuzzug, der ihm dazu behülflich sein sollte, in Gang gebracht hatte, starb er den 28. Sept. 1197 zu Messina, an den Folgen eines kalten Trunks in die Hitze, unter Aeußerungen der „Reue über seine Sünden“, im 32. Jahre seines Alters.

Zwei Jahre zuvor den 6. Aug. 1195 war auch der alte Heinrich der Löwe gestorben. Er hatte sich zuletzt, der Kampfesunruhe müde, in die Stille zurückgezogen und mit Lesung alter Chroniken beschäftigt, auch durch manche fromme Werke für seine Seele zu sorgen gesucht. Man hörte in seinen zunehmenden Schmerzen von dem sonst so Ungebuldigen keine Klagen, und mit den Worten: „Herr, sei mir Sünder gnädig!“ gab er seinen Geist auf. Viele seiner Feinde freuten sich, wünschten aber in der Folge den Starken zurück. Er hinterließ drei Söhne, von denen Heinrich Braunschweig, Wilhelm Lauenburg und Lüneburg, Otto Haldensleben bekommen sollte. — Der erstere erhielt nach dem Tode des rheinischen Pfalzgrafen Konrad die ihm für diesen Fall zugesagte Pfalz.

§. 126. Heinrich's VI Bruder Philipp suchte zwar anfangs als Vormund seines Neffen Friedrich den Thron für denselben zu erhalten; weil aber dieser noch ein Kind war und in Deutschland vorzüglich die den Hohenstaufen abgeneigte päpstliche Partei, an deren Spitze die Erzbischöffe von Köln und Trier standen, das Wahlgeschäft in der Hand hatte und den Wahltag anberaumte, so trat eine zwiespältige Königswahl ein, indem von der ghibellinischen Partei, zu welcher die Herzöge von Bayern und Sachsen gehörten, **1198 Philipp von Schwaben**, dagegen von der welfischen Partei anfangs Berthold von Zähringen —, und als dieser seine Ansprüche

für 11,000 Mark Silbers an Philipp abtrat, **Otto der Vierte**, Heinrich's des Löwen jüngster Sohn, gewählt wurde.

Philipp, ein sanftgemütheter Mann, dessen Gemahlin Irene die Tochter des griechischen Kaisers Isaac II war, hatte die Erzbischöffe von Bremen, Magdeburg und Trier, die Herzöge von Sachsen, Bayern, Zähringen, Lothringen, Oesterreich, Kärnthen und Böhmen, die Markgrafen von Meissen, Brandenburg, Mähren, die Pfalzgrafen von Wittelsbach, Thüringen, Burgund, und vom Ausland Frankreich auf seiner Seite; — Otto, zwar tapfer und stark, aber stolz und von wenig Verstand, stützte sich, da die welfische Partei in Deutschland (zu der nur Köln, Brabant und andere niederländische Großen gehörten) schwach war, auf England (von wo aus ihn sein Oheim Richard Löwenherz mit großen Geldsummen unterstützte), auf Dänemark und auf den Papst Innocenz III, dem Alles daran lag, den Hohenstaufen ein Gegengewicht zu geben. Als der Papst den Bann über Philipp aussprach, fielen zwar die meisten Bischöffe, auch Thüringen und Böhmen und viele Städte von Philipp ab; doch die übrigen Fürsten blieben ihm treu. Otto hatte dem Papste versprechen müssen, ihm Ravenna, die Pentapolis und die mathildischen Güter zu überlassen und ihm stets gehorsam zu sein.

Von der Wahl Otto's und den päpstlichen Eingriffen dabei jagt die Urlsrufer'sche Chronik: „diese Unthat war der Same des größten Unheils 2c. Zu Rom wurde dann Entscheidung gesucht, aber nicht mit leerer Hand. So freue dich denn, du Rom, unsere Mutter, weil sich die Schätze der Erde eröffnen, weil Ströme und Haufen von Geld zu dir hinfließen 2c. Nicht Frömmigkeit führt die Menschen dir zu, sondern die vielen verübten Frevel, die vielen Streitigkeiten, die durch Bestechung entschieden werden.“ Und Walter von der Vogelweide singt:

Ei, wie christlich mag der Papst nun lachen,
 Wenn er zu seinen Welschen spricht: seht, solches kann ich machen!
 (Was er da spricht, das hätt' er besser nicht gedacht),
 Zwei Alemannen hab' ich unter Einen Hut gebracht.
 Nun müssen sie das Reich zerstören und belasten!
 Unterdessen füllen wir die Kasten;
 Zinspflichtig sind sie meinem Stod und all' ihr Gut ist mein:
 Ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein:
 Ihr Pfaffen esset Hühner und trinket Wein
 Und laßt die Deutschen fasten.

Auf diese Weise entzündete sich ein heftiger Krieg zwischen beiden Parteien, welcher fast 12 Jahre hindurch die Lande am Niederrhein, in Thüringen, Franken und an der Elbe verwüstete.

Anfangs war Otto im Glück; als aber der Landgraf von Thüringen wieder zu Philipp übertrat und Otto's Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, ja selbst der Kölner Erzbischoff (durch die Eroberung von Köln, dem Hauptstützpunkt Otto's) die Hand zur Ausöhnung bot, endlich auch Böhmen sich wieder für ihn erklärte, so bekam Philipp die Oberhand, so daß er, um von seiner ersten Wahl den Vorwurf der Unrechtmäßigkeit zu entfernen, sich noch einmal wählen und nun vom Erzbischoff von Köln krönen ließ. Weil daher seine Friedensliebe, mit der er seinem Gegner mehrmals eine gütliche Ausgleichung anbot und zuletzt auch einen einjährigen Waffenstillstand gewährte, dem Papste nunmehr eine bessere Sicherheit für die Kirche

zu bieten schien, so nahm Innocenz den über ihn ausgesprochenen Bann zurück und war schon im Begriff, ihm die Anerkennung zu ertheilen, als i. J. 1208 Philipp von Schwaben von dem jähzornigen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach (einem Seitenverwandten des bayrischen Herzogshauses) auf der Alten-Burg bei Bamberg überfallen und ermordet wurde.

Der Unthat lag Privatrache zum Grunde. Philipp (erzählte man) habe dem Pfalzgrafen, für seine Verdienste um ihn, seine Tochter Kunigunde versprochen, sie aber dann dem Böhmenkönige gegeben, weil der Pfalzgraf in seiner rohen Leidenschaftlichkeit einen Edelmann gemeuchelmordet hatte. Darauf habe der Pfalzgraf den Kaiser um sein Fürwort bei seiner Bewerbung um eine schlesische Fürstentümer gebeten und ein Schreiben zu diesem Zweck bekommen. Aus Neugierde oder Mißtrauen habe der Wittelsbacher es eröffnet und darin statt einer Empfehlung eine Abmahnung gefunden, und daher aus Rache jenen Mord begangen. Philipp genoss eben mit dem Bischof von Speyer und dem Truchseß von Waldburg vom Burgfenster aus die schöne Aussicht in die Umgegend, als der Pfalzgraf mit verstörtem Blick und mit wie zum Scherz geschwungenem Schwert in das Gemach stürzte. „Hier ist nicht der Ort zum fechten!“ rief ihm Philipp entgegen. — „Aber der Ort, den Verrath zu bestrafen!“ schrie der Pfalzgraf und hieb den König in den Hals. Als der Truchseß zu Hülfe sprang, vermundete er auch diesen und eilte davon. Philipp trat noch einige Schritte vor und sank entseelt zu Boden. Die sanfte Kaiserin Irene starb vor Schrecken darüber. Mit Philipps Tochter Beatrix, die damals 10 Jahre alt war, verlobte sich König Otto, um durch diese Verbindung die hohenstaufische Partei zu gewinnen, erreichte aber dadurch seinen Zweck nicht: denn kaum hatte er vier Jahre darnach seine Hochzeit mit Beatrix gefeiert, so starb sie vier Tage darauf in ihrem 14. Jahre. — Der Königsmörder wurde in die Acht erklärt, seine Burg Wittelsbach gebrochen und er selbst, vogelfrei umherirrend, in einem Gehöfte unweit Regensburg von einem Edelmann getödtet und sein Haupt in die Donau geworfen.

Dieses Ereigniß änderte den Stand der Dinge, ohne den Parteikampf zu beenden. Deutschland's Geschick lag nun ganz in den Händen des Papstes. Denn dem durch Charakterstärke und außerordentliche Geistesgaben ausgezeichneten Innocenz III war es im Laufe jener Verwirrungen in Deutschland gelungen, die von Gregor VII begründete Unabhängigkeit und Allgewalt der Kirche zur vollen Ausführung zu bringen und die Macht und das Ansehen des päpstlichen Stuhls auf den höchsten Gipfel zu erheben, indem nicht nur ganz Italien ihm huldigte, sondern auch alle übrigen Fürsten Europa's sich seinem Willen und seinen Anordnungen fügten.

Mit seiner Zustimmung unterzog sich Otto IV einer neuen Königswahl in Frankfurt, holte sich dann in Mailand die lombardische Krone und empfing in Rom dafür, daß er dem Papste die Aufsicht über die kaiserliche Macht einräumte, die Kaiserkrone (1209). Kaum hatte er aber dieses Ziel erreicht, so änderte er seine Stellung zum Papste, gab, seinem eidlischen Versprechen zuwider, die mathildischen Güter nicht heraus, fiel sogar, nach dem hohenstaufischen Erbe tragend, in Apulien und Calabrien ein und wollte schon nach Sicilien überziehen —: da schleuderte Innocenz den Bannstrahl gegen ihn und veranlaßte die eifreuten Gegner Otto's in Deutschland, einen andern König gegen ihn aufzustellen, und zwar in der Person eines — Hohenstaufen. Es war dieß Heinrich's VI obgenannter Sohn, Friedrich, der, als Kind zum König von Neapel und

Sicilien gekrönt, zu Palermo unter der Vormundschaft der sicilischen Stände und seines Oberlehnsherrn, des Papstes Innocenz, aufgewachsen war, und von diesem vielfachen Schutz gegen die in seinem Reiche sich befindenden Parteien genoßen hatte.

§. 127. Entsproßen aus einer Mischung deutschen und italienisch-normannischen Blutes und ausgerüstet mit Schönheit des Leibes, besonders aber mit hohen Gaben des Geistes und Gemüthes, thatkräftig und flug, berecht und sprachenkundig, für Bildung und Wissenschaft entflammt, dabei freigebigen und anmuthigen Wesens, und in allen ritterlichen Künsten geübt, war der junge Hohenstaufe schon längst die Hoffnung seiner Partei. Von ihr nun gerufen, verließ er — nachdem seine Gemahlin *Constanzia* (die Tochter Peters von Aragonien) zur Regentin von Sicilien ernannt und sein eben geborner erster Sohn zum Thronfolger gekrönt war — im Sommer 1212 die jüdische Heimath, empfing zu Rom gegen wiederholte Anerkennung der päpstlichen Oberlehnsherrlichkeit über Apulien und Sicilien, den apostolischen Segen, zog durch das Trientiner Thal über die Alpen nach Chur und von da mit täglich wachsendem Geleite über Constanz und Basel in das freudig ihm huldigende Elsaß, wo er mit dem König Philipp II August von Frankreich das Bündniß seines Oheims gegen die Welfen und England erneuerte, und ward nun allenthalben in Schwaben, Franken und am Rhein als Barbarossa's blühender Enkel mit begeisterten Hoffnungen aufgenommen. So wurde denn noch am 5. December des Jahres 1212 **Friedrich II** zu Frankfurt am Main von seinen Anhängern zum römischen König gewählt und am 9. December zu Mainz gekrönt. Am 2. Febr. 1213 huldigten ihm zu Regensburg auch die oberdeutschen Fürsten, und unter diesen selbst der Herzog von Bayern, Ludwig der Kehlheimer. Otto, der ihm bis Breisach entgegengerückt war, hatte sich vor der Uebermacht nach Sachsen zurückziehen müssen.

Während Friedrich 1214 seine Macht in Schwaben und am Oberrhein zu befestigen fortfuhr, hatte der nach Niederdeutschland zurückgedrängte Otto im Bunde mit England einen Heereszug gegen den obgenannten König von Frankreich unternommen. Dieser Zug fiel aber so unglücklich aus, daß Otto am 27. Juli 1214 in Flandern die Schlacht bei *Bouvines* und damit sein ganzes Ansehen in Deutschland verlor. Denn sogleich eilte Friedrich mit den süddeutschen Fürsten, darunter Ludwig I von Bayern, an den Niederrhein und unterwarf sich daselbst die meisten Anhänger Otto's.

Auf diesem Zuge hatte der Herzog Ludwig das Unglück, in die Gefangenschaft des Grafen von Jülich zu gerathen, der ihn hinterlistig bei sich aufnahm und im Schlosse Ridesen zurückhielt. Friedrich rächte ihn zwar durch die Zerstörung Jülichs; doch wurde Ludwig's Freilassung nur gegen ein großes Lösegeld zugestanden, zu welchem sein Land viel beisteuerte. Ihn zu entschädigen und überhaupt ihn Verdienst um ihn zu belohnen, verlich Friedrich im Jahre 1214 ihm und seinem Sohne Otto die pfalzgräfliche Würde. Denn der letztere sollte als Verlobter der Tochter des Pfalzgrafen Heinrich des Schönen (von Braunschweig, Sohnes Heinrichs des Löwen und Bruders Kaiser Otto's IV) die Pfalz als Erblehen erhalten, Herzog Ludwig aber einstweilen die vormundschaftliche

Regentschaft führen. Die Vermählung erfolgte 1225. So kam die Pfalz an Bayern. (Die Übergabe der Regierung der Pfalz vom Vater an den Sohn erfolgte 1228.)

Friedrich zog sodann in Ludwigs Begleitung an den Niederrhein, wo Kaiser Otto in Köln weilte, eroberte Aachen und wurde daselbst den 25. Juli durch den Erzbischof von Mainz, als päpstlichen Legaten, nochmals feierlich gekrönt. Mit der Unterwerfung Kölns war Kaiser Otto's Macht auch am Niederrhein gebrochen. Er zog sich in seine Erblande zurück und als er auf der Harzburg an einer Krankheit 1218 starb, wurde Friedrich in ganz Deutschland anerkannt, in das er nun in kurzer Zeit die Ordnung zurückführte. 1215

Im Jahr 1216, am 1. Juli hatte Innocenz sich von Friedrich das unfundliche Versprechen geben lassen, das Reich beider Sicilien stets als Lehen der römischen Kirche zu betrachten, es seinem Sohne Heinrich zu überlassen und es niemals mit dem Kaiserthum zu vereinigen. Sechs Tage darauf starb dieser mächtige Papst, dessen hierarchische Wirksamkeit einen so weiten, tiefeingreifenden Einfluß auf die Geschichte der Kirche nach Innen und Außen gehabt hat.

So lange sein Wohlthäter Innocenz gelebt und Friedrich's geistige Natur sich noch nicht scharf ausgeprägt hatte, war sein Verhältniß zum päpstlichen Stuhle ungetrübt. Auch der folgende Papst, der milde Honorius III. erfuhr Friedrich's Ergebenheit, weil er nicht nur die Wahl seines kaum 8jährigen Sohnes Heinrich zum deutschen König trotz jenes Versprechens zuließ und ihn, den Vater im Nov. 1220 zum Kaiser krönte, sondern ihm auch in Betreff der Ausführung des Kreuzzuges, den er schon bei seiner Wahl und nun bei seiner Krönung in Rom hatte geloben müssen, Nachsicht gewährte und ihn auch in seinem mütterlichen Erblande ungestört walten ließ, das sich Friedrich zum Hauptstützpunct seines auf ganz Italien gerichteten Herrscherplans zu machen strebte. Ja Honorius gestattete ihm sogar, die schon zum Kreuzzug gerüstete Flotte zur völligen Unterwerfung des seit Innocenz's Tode unruhig gewordenen Siciliens zu verwenden.

Friedrich's II Hof zu Palermo war der Mittelpunkt eines reichen Lebens in materieller und geistiger Beziehung. In erster Beziehung liebte er, wenn auch persönlich nicht unmäßig, einen kostbaren Tisch und zu dem Glanze seines Hofes prächtig gekleidete Mohren, saracenische Tänzer und Tänzerinnen, Sänger, Tischenspieler etc. Als Freund der Jagd, besonders der Falkenjagd, beschäftigte er sich gern mit der Naturgeschichte der Vögel und Pflanze und schrieb in dieser Beziehung seine Beobachtungen nieder. Auch hielt er reiche Thiergärten, darinnen auch Giraffen. — Aber auch das Ernste fand an seinem Hofe eine Stelle, und unter Friedrich's Vorsitz wurden die Werke der Gelehrten, Dichter und Künstler geprüft, gelesen, dargestellt und der Sieger mit Kränzen belohnt. Er selbst dichtete in italienischer Mundart und in selbst erfundenen Weisen und Versarten. Von seinem Hofe gieng eine große Einwirkung auf die Entwicklung der italienischen Sprache aus. Auch die Wissenschaften liebte er: arabische Schriftsteller rühmen seine Kenntnisse in der Philosophie und Mathematik, und von ihm selbst kennt man die Aeußerung: „Ohne die Wissenschaft würde das Leben aller freisinnigen Leitung entbehren und durch sie allein wird das Gefühl unserer Größe im Unglück erhalten!“ — Von ihm wurde gerühmt, daß er sechs Sprachen redete: italienisch, lateinisch, deutsch, französisch, griechisch und saracenisch.

Da Friedrich's erste Gemahlin Constanze 1222 gestorben war, so vermählte er

sich 1225 mit Jolanta, der Tochter des Titular-Königs von Jerusalem, Johann von Brienne, und beabsichtigte nun im gleichen Jahre noch dieses Erbe auf seinem Kreuzzuge in Besitz zu nehmen; allein die Ausführung zog sich abermals hinaus.

Als daher nach des Honorius Tode Gregor IX, ein zwar schon 80jähriger, aber an Thatkraft und Unbeugbarkeit dem siebenten Gregor ähnlicher Papst, Friedrich's üppiges Leben, das er an seinem Hofe zu Palermo führte, mit Ernst rügte und ihn streng an den Kreuzzug mahnte, den er von Jahr zu Jahr aufgeschoben hatte: so war es bald mit dem Welt- und Kirchenfrieden aus. Friedrich betrieb nun ernstlich die Einschiffung, und obgleich unter den Kreuzfahrern ein böse Krankheit ausbrach, die den Landgrafen von Thüringen und einige Bischöfe hinraffte, so segelte Friedrich dennoch ab. Er war schon zwei Tage auf der Fahrt, als er am dritten Tage selbst erkrankte und zurückkehrte, um in den Bädern von Puzzuoli seine Genesung abzuwarten. Weil sich nun deßhalb auch der übrige Theil seiner Kreuzfahrerabtheilung nach allen Seiten hin zerstreute und nun zu erwarten war, daß auch die schon früher vorausgesegelten Kreuzfahrer im Morgenlande nichts ausrichten würden, so sprach Gregor, welcher Friedrich's Krankheit für Verstellung hielt, den Bannfluch über ihn aus.

Hiermit war der Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum auf's Neue eröffnet, und in Friedrich stellte sich fortan entschiedener und schneidender, als je vorher, die weltliche Macht der geistlichen gegenüber. Denn weil der Papst in der Bannbulle den Kaiser einen falschen, ungehorsamen und undankbaren Sohn der Kirche nannte, den sie als einen Basilisken in ihrem Busen genährt habe, so hielt Friedrich mit seiner wahren Gesinnung gegen den römischen Stuhl nicht mehr zurück und suchte in seiner Rechtfertigungsschrift denselben als den Ursprung und die Wurzel aller Übel darzustellen, der seine Hände nach Königreichen und Kaiserthümern ausstrecke und die ganze Welt verwirre, die daher recht thue, wenn sie sich zur Vernichtung dieser unerhörten Tyrannei vereinige. Um aber nicht wortbrüchig zu erscheinen, trat er nun wirklich, obgleich im Banne, im Jahr 1228 den Kreuzzug (§. 142), obgleich der Papst alle mit dem Banne bedrohte, welche dazu Steuern zahlen würden, wieder an, landete in Palästina und gewann Jerusalem, wo er sich die Krone aufs Haupt setzte; doch kehrte er schon nach einem Jahre auf die Nachricht, daß unterdessen ein päpstliches Söldnerheer tief in Apulien eingedrungen war, nach Italien zurück. Binnen wenigen Wochen säuberte er sein Land von den päpstlichen „Schlüsselsoldaten“ und nöthigte den Papst 1230 zum Frieden von San Germano und zur Aufhebung des Bannes. Der Friedensvermittler war vorzüglich der Deutschmeister Hermann von Salza.

Während der nun folgenden sechsjährigen Ruhe ordnete Friedrich sein italisches Erbreich mit Hülfe seines klugen Kanzlers Peter de Vineia (auch Vineis, d. i. von Weingarten) durch eine zweckmäßige Gesetzgebung, und hielt in Palermo einen durch den Geist der Kunst und Wissenschaft, aber auch durch morgenländische Pracht und Üppigkeit ausgezeichneten Hof, dessen politische und sittliche Richtung jedoch dem Papste fortwährend ernstliche Sorge machte. Neapel und Sicilien hatten übrigens damals unter Friedrich

die glücklichste Zeit, während Oberitalien wegen des schrankenlosen Übermuths der lombardischen Städterepubliken in einer Zerrüttung war, die Friedrich auf dem Reichstag zu Ravenna vergeblich zu heben suchte.

Die Besorgniß, es möchten die Freiheitsbestrebungen dieser Städte auch die Städte und unabhängigen Gemeinden in Deutschland zu ähnlicher Widerseßlichkeit reizen, veranlaßte ihn zu den strengsten Gesetzen nicht nur gegen die künftigen Corporationen und gegen die in den Städten sich umtreibenden Kexer, sondern auch gegen den niedern Lehnsadel, wogegen er die großen Reichsfürsten durch Erweiterungen ihrer Vorrechte begünstigte, — ein Verfahren, das auch in Deutschland große Mißbilligung erweckte. Ihm liegt auch der Unter- gang des freien friesischen Volks der Stedinger (an der Hunte und Jahde) zur Last, indem er den vom Erzbischoff von Bremen gepredigten Kreuzzug bestätigte. — Daß übrigens Friedrich nicht allen Volksrechten abhold war, beweist sein den Sicilianern gegebenes Gesetzbuch, das auf normannischem (also germanischem) Rechte ruht, und worin er neben dem herkömmlichen Reichstage noch eine Vertretung der Städte (als eine „Art von Provincialständen“) zuließ, um dadurch die Nation zur Stütze gegen die päpstliche Lehenshoheit zu gewinnen. — Seinen Freisinn bewies in anderer Weise sein Grundsatz: „die Wissenschaft muß der Gesetzgebung und Verwaltung zur Seite gehen“, — und diesem Grundsatz gemäß stiftete er im Jahre 1224 die Universität Neapel.

Unterdessen war sein Sohn Heinrich mündig geworden und hatte als Reichsverweser von Deutschland aus Ehrgeiz, gestützt auf einen Theil der von ihm durch Geld und Drohungen bestochenen Städte und des niedern Adels, eine Partei gegen seinen Vater zu bilden gesucht, so daß die größeren deutschen Fürsten förmliche Klage über ihn führten und sein Vater ihn ernstlich warnte. Weil nun Heinrich auch seinem Vater trogte und sich sogar mit den aufrührerisch gesinnten Lombarden gegen ihn verbündete, gieng Friedrich nach Deutschland, gewann die Anhänger seines Sohnes durch größere Begünstigungen für sich und brachte dadurch diesen zur Unterwerfung, worauf er ihm verzieh. Weil er ihm aber nicht mehr die volle Macht anvertraute, empörte sich Heinrich abermals, und soll seinem Vater sogar nach dem Leben gestanden haben. Da nahm ihn Friedrich gefangen, ließ ihn durch ein Fürstengericht verurtheilen und verbannte ihn nach Apulien, wo er nach sechs Jahren in der Festung St. Felice ohne Neue starb (1242).

Hierauf hielt Kaiser Friedrich zu Worms mit fast orientalischer Pracht die Feier seiner dritten Vermählung, und zwar mit Isabella, der schönen Schwester König Heinrich's III von England, und suchte unmittelbar darnach auf dem glänzenden Reichstage zu Mainz im Jahre 1235 auf dem fast alle deutschen Fürsten zugegen waren, durch Bestätigung der Landeshoheit der Fürsten, Beschränkung der Städte in der Wahl ihrer Obrigkeit und Verbot von Bündnissen und durch einen allgemeinen Landfrieden die Ordnung in Deutschland wieder zu befestigen.

Bei dieser Gelegenheit verschaffte er seinem zweiten, kaum neunjährigen Sohne Konrad die Nachfolge im Königthum, erklärte den Herzog Friedrich den Streitbaren von Österreich als Theilnehmer an der Empörung seines Sohnes Heinrich in die Reichsacht und legte den alten Streit des welfischen und staufischen Hauses dadurch bei, daß er dem Enkel Heinrich's des Löwen, Otto dem Kind, Braunschweig-Lüneburg als ein vereinigtcs und in beiden Linien erbliches Herzogthum zurückgab.

§. 128. Der erneuerte heftige Kampf mit den lombardiſchen Städten und dem Papſte zog ihn aber wieder von Deutſchland ab. Anfangs nur von 1500 hohenſtaufiſchen und ſchwäbiſchen Rittern über die Alpen begleitet, demüthigte er einſtweilen einige oberitaliſche Städte (darunter Vicenza) und kehrte dann wieder zurück, um den Herzog Friedrich den Streitbaren von Öſterreich, der in Bayern eingefallen war, zur Ruhe zu bringen, und ſeinen zweiten Sohn Konrad zum König krönen zu laſſen (1236), dem er nun die Reichsverweſerſchaft von Deutſchland übertrug. Im folgenden Jahre 1237 erſchien er wieder in Oberitalien, und zwar dieſesmal mit einem anſehnlichen deutſchen Heeresgefolge, dem ſich auch eine größere Anzahl italieniſcher Ghibellinen anſchloß, an deren Spitze der Markgraf von Treviso, **Ezzelino da Romano**, ſtand, ein eben ſo fühner, als ſchlauer Mann, der aber dabei die Vergrößerung ſeiner eigenen Herrſchaft im Auge hatte. Die Eroberung von Mantua und die Schlacht bei Cortenuovo, in welcher Friedrich mit Hülfe von 10,000 Sarazenen, die er in Sold genommen hatte, die verbündeten Lombarden ſchlug, hatte die Unterwerfung vieler lombardiſchen Städte zur Folge, ſo daß er zur Feier dieſes Sieges dem tapferen, aber graufamen Ezzelino ſeine natürliche Tochter zur Gemahlin — und ſeinem eigenen durch Tapferkeit und Schönheit gleichberühmten, aber unechten Sohne **Enzio** 1238 mit der Hand **Adelaſia's**, der verwittweten Königin und Erbin von Sardinien, dieſes reiche Königreich, gab, auf das der römische Stuhl Eigenthumsanſprüche machte.

Auch die Stadt Mailand wollte nun huldigen, wenn ihr das Recht geſſen würde, ihre eigene Obrigkeit zu wählen. Allein, vom Glücke verblendet, verlangte Friedrich ihre unbedingte Unterwerfung. Da ermannten ſich die Mailänder und verſchworen ſich zum Kampfe auf Leben und Tod für ihre ſtädtiſche Freiheit, und durch ihr Beiſpiel ermuntert, hielt ſich auch das von Friedrich belagerte Breſcia ſo ausdauernd, daß er 1238 einen Waffenſtillſtand eingehen mußte. Von da an aber ſchwand, ſelbſt bei vielen unterworfenen Städten, die Furcht vor den kaiſerlichen Waffen, und die Hoffnung auf Rettung der Freiheit belebte ſich um ſo leichter, als nun auch der Papſt den Rückgang des kaiſerlichen Glücks benützte und den Lombarden aufs Neue mit der ſchärſten Waffe der päpſtlichen Macht zu Hülfe kam.

Hauptſächlich ergrimmt über jene Entziehung Sardinien's, trat Gregor IX ſowohl mit den Lombarden, als auch mit Venedig und Genua in ein enges Bündniß und ſprach am 20. März 1239 über den kaiſer abermals den Bannfluch aus, wobei er alle Untertanen deſſelben ihres Eides entband. Friedrich dagegen wies die vom Papſte gegen ihn vorgebrachten Beſchuldigungen der Gottesläſterung und des Abfalls vom Chriſtenthum aufs entſchiedenſte zurück und rechtfertigte ſich in einem Schreiben an die europäiſchen Fürſten. In dem dadurch veranlaßten Schriftenwechſel überboten ſich nun beide Theile in den heftigſten Vorwürfen und Schmähungen.

Gregor ſchrieb unter Anderm über den Kaiſer: „Dieſer König der Peſtilenz behauptet, die ganze Welt ſei von drei Verräthern — Moſes, Muhammed und Chriſtus — getäuscht worden, von denen zwei in Ehren, Chriſtus aber am Holze hängend geſtorben ſei“, und nannte ihn „das aus dem Meere geſtriegene Thier der Offen-

barung, das mit seinen Klauen und eisernen Zähnen Alles zerbreche, mit den Füßen Alles zertrete und sich, von allen Kernen unterstützt, gegen Christus erhebe, um seinen Namen von der Erde zu vertilgen.“ — Hierauf erklärte Friedrich, was sein Verhältniß zu Christus beträfe, so sei „das apostolische und athanasianische Bekenntniß auch das seinige“; den Moses hatte er für einen Freund Gottes, den Muhammed dagegen für einen Erzbetrüger; den Papst aber verglich er mit jenem Pferd in der Offenbarung, von dem geschrieben stehe: „ein anderes Pferd gieng heraus, das war roth, und der darauf saß, nahm den Frieden von der Erde weg, damit sich die Lebendigen unter einander erwürgten“, und nannte ihn einen zweiten Bileam, den großen Drachen, ja den Antichrist.

Die Versuche Gregor's, einen Gegenkönig aufzustellen, waren indeß vergeblich, weil die deutschen Fürsten nicht darauf eingiengen: die geistlichen riethen dem Papst, zur Vermeidung eines Argernisses, mit dem Kaiser Frieden zu machen, und mehrere der weltlichen Fürsten erklärten, der Papst habe keine Kaiserwahl anzuordnen, sondern nur ihren gewählten König zu krönen. Selbst als Gregor die deutsche Krone sogar dem Könige von Frankreich Ludwig IX dem Heiligen, antrug, wies dieser fromme König sie zurück und redete dem Kaiser das Wort. Indes that in der Lombardei der Bann seine Wirkung, denn er hatte den Abfall vieler Städte vom Kaiser zur Folge. Erst als Friedrich in den Kirchenstaat einfiel und Rom bedrohte und selbst Gregors erneuerter Bannfluch des Kaisers Fortschritte nicht hemmen konnte, indem er Ancona, Ravenna, Faenza und Benevent einnahm, so zeigte sich der Papst zur Nachgiebigkeit geneigt und versprach, den Streit durch eine Kirchenversammlung zu Rom beilegen zu wollen. Da er aber zu derselben nur Gegner des Kaisers berief, so erklärte dieser die Versammlung für ungültig, da sie nicht zum Frieden, sondern zur Verlängerung des Kampfes führen werde, und warnte alle dazu eingeladenen Prälaten der verschiedenen Länder vor der Reise nach Rom. Und als nichts desto weniger die meisten sich nicht abhalten ließen, nahm Enzio mehr als hundert über's Meer dahin ziehende Bischöffe und andere hohe Kirchenbeamte mit einer Flotte (1241) gefangen, so daß die Versammlung nicht zu Stande kommen konnte.

Diese Prälaten (Cardinäle, Bischöffe, Äbte) hatten sich zu Nizza zusammengefunden und benutzten eine genuesische Flotte von 60 Schiffen, um sich nach Rom überfahren zu lassen. Aber Enzio stand mit sicilischen Galeeren und pisanischen Schiffen auf genauer Wache und griff die genuesische Flotte so nachdrücklich an, daß 22 Schiffe erobert, die übrigen theils versenkt, theils in die Flucht geschlagen wurden; 2000 Menschen ertranken in den Fluthen, 4000 Bürger mit 100 lombardischen Abgeordneten und über 100 Prälaten sammt vielen untergeordneten Geistlichen mußten ihre Gefangenschaft auf einem Schlosse zu Neapel bestehen (1241).

Vergebens klagte Gregor den Kaiser vor der ganzen Christenheit der Arglist und Tücke an, und als dieser mit seinen Eroberungen im Kirchenstaate fortfuhr, starb Gregor vor Kummer, als ein fast 100jähriger Greis, dessen achtbare Standhaftigkeit nur mit zu viel Starrsinn verbunden war, der eben den Trog Friedrich's auf's Äußerste brachte.

Während dieses in Italien vorgieng, war Deutschland durch einen Einbruch tartarisch-mongolischer Horden von Osten her in der äußersten Gefahr. Die Tartaren hatten unter **Dschingischan** und seinem Sohne **Oktai** Rußland erobert und waren verheerend in Ungarn eingedrungen, und nun brach ein tartarisches Heer unter **Batu** durch Polen sogar in Schlesien ein, das damals bereits durch betriebsame Deutsche germanisirt war. Schon war Oberschlesien verheert, als sich der edle Herzog **Heinrich von Niederschlesien** (Liegnitz und Bres-

lau) mit den deutschen Ansiedlern und deutschen Ordensrittern aus Preußen den Feinden bei Liegnitz am Riesengebirge entgegenstellte. Obgleich die Tartaren fünf bis sechsmal überlegen waren, so erhielt doch das kleine deutsche Heer im Jahre in der **Tartarenschlacht bei Wahlstatt** zwei Tage lang tapfer aus, bis es sammt seinem tapfern Herzog der Übermacht erlag, worauf die Tartaren, welche selbst großen Verlust erlitten hatten, umkehrten und sich nach Olmütz wandten. Da bei der Belagerung dieser Stadt ihr Führer Batu fiel, verheerten sie im Zorn Ungarn gräßlich. Unterdeß hatten sich Kaiser Friedrich's Söhne, Konrad aus Deutschland und Enzo aus Italien, aufgemacht und schlugen die Tartaren in einer blutigen Schlacht bei Neustadt an der Donau so, daß diese sich wieder weiter nach Osten zurückzogen und vor deutscher Tapferkeit gewaltige Achtung hatten.

§. 129. Da nach Gregor's Tode, dessen Nachfolger Cölestin IV schon nach 17 Tagen starb, so blieb der päpstliche Stuhl wegen Zwiespalts unter den Cardinälen fast sieben Vierteljahre unbesetzt, bis ihn am 25. Juni 1243 Innocenz IV bestieg, in welchem Friedrich einen noch heftigern Gegner erhielt. Dieser hatte sich vor der Wahl als Freund zu Friedrich gestellt, nach derselben aber wies er einen Antrag Friedrich's auf mündliche Verständigung mit der Forderung ab, er solle sich erst vor einem Gericht geistlicher und weltlicher Großen gegen Gregor's Anschuldigungen reinigen. Getäuscht rief Friedrich: „Ich fürchte einen Freund unter den Cardinälen verloren zu haben und ihn als Feind auf Petri Stuhl zu finden; kein Papst kann ein Ghibelline sein!“

Nach langen Unterhandlungen erbot sich Friedrich, nicht nur allen der Kirche zugesügten Schaden zu ersetzen, sondern sogar Kirchenbuße zu thun und dem Papste in geistlichen Dingen die unbeschränkte Gewalt über die Könige und Fürsten zuzugestehen! Weil aber Innocenz jene Zugeständnisse vor der Lösung des Bannes beschworen haben wollte, so brach Friedrich die Unterhandlungen ab und traf Anstalten, den Papst in Rom einzuschließen. Daher floh dieser verkleidet aus Rom über Genua nach Frankreich, um zur Demüthigung des Kaiserthums freie Hand zu bekommen, und schrieb eine Kirchenversammlung nach Lyon aus. Vergebens ließ sich der Kaiser durch seine Gesandten Peter von Vinea, Thaddäus von Cessa (auch Sueffa) und Walter von Oera gegen die päpstlichen Anklagen vertheidigen, und erbot sich zur Ablegung seines Glaubensbekenntnisses: der Papst ließ durch die Versammlung mit schauerlicher Feierlichkeit seine Verdamnung aussprechen und erklärte den Kaiser Friedrich, als einen von Gott Verworfenen, aller seiner Würden und Kronen verlustig.

Als nach den letzten Worten des Fluchs sämtliche Bischöfe die brennenden Kerzen, die sie dem Ritus gemäß in den Händen gehalten hatten, auf die Erde warfen, daß sie erloschen, rief Thaddäus von Cessa, an die Brust sich schlagend: „Das ist der Tag des Zorns, der Trauer und des Verderbens! Nun werden die Keger jubeln, die Chowaresmier im Morgenland herrschen und die Tartaren sich erheben!“ und verließ in Eile die Versammlung, um seinem Herrn die Unheilsbotschaft zu bringen. — Friedrich's Zorn entbrannte auf das heftigste: er ließ sich eine Krone bringen, setzte sie auf und rief mit furchtbarer Stimme: „Noch hab' ich meine Krone! und kein Papst und keine Kirchenversammlung soll sie mir ohne blutigen Kampf entreißen!“

Friedrich protestirte zwar Angesichts aller europäischen Könige und Fürsten, und forderte sie auf, die Anmaßungen des Papstes nicht zu dulden, und an ihm, dem Kaiser, ein Beispiel zu nehmen, daß sie alle ebenfalls von

der römischen Herrschgier würden untertreten werden, wenn sie nicht, vereint mit ihm, den Mißbrauch der Priestergewalt hemmen würden; der Reichthum habe die Geistlichen dem ursprünglich apostolischen Leben entfremdet: ihnen denselben zu nehmen, sei ein Werk christlicher Liebe! — Allein solche Sprache schadete ihm; selbst die Könige von Frankreich und England sahen in den von Friedrich gegen alle Geistliche ohne Unterschied ausgesprochenen Beschuldigungen einen unberechtigten Angriff auf den ganzen Priesterstand, und nur Ludwig IX bot seine Vermittlung zur Sühne. Doch Innocenz blieb auf seinem Bescheid: er ließ durch die drei geistlichen Wahlfürsten Deutschlands 1246 den Landgrafen **Heinrich Raspe von Thüringen** als Gegenkönig aufstellen und unterstützte ihn aus seinem Schatze, weshalb das Volk ihn „Pfaffenkönig“ nannte. Derselbe erlitt aber schon im folgenden Jahre gegen Friedrich's Sohn, den König **Konrad**, bei Ulm eine Niederlage und zog sich verwundet nach der Wartburg zurück, wo er bald darauf starb. Vergeblich machte **Friedrich** nun Vergleichsvorschläge und **Ludwig IX** mahnte den Statthalter Christi zur Versöhnlichkeit. **Innocenz** blieb unbeweglich: er bot die Krone wieder aus und sparte durch Zehnterpressungen, Ablass- und Pfündenverkauf in allen Ländern kein Lockmittel der Bestechung; aber kein deutscher Fürst wollte die Schmach auf sich nehmen, bis sich endlich der 20jährige ehrgeizige Graf **Wilhelm von Holland** zum Gegenkönig hergab, worauf der Papst die Länder, die dem Kaiser treu blieben, mit dem Interdict belegte und zugleich durch die Bettelmönche das Kreuz gegen den „kaiserlichen“ Hohenstaufen predigen ließ, also, daß ganz Deutschland dadurch in die größte Verwirrung gerieth und König **Konrad**, dem zuletzt nur Bayern treu blieb, sich nicht mehr im offenen Felde halten konnte und daher einstweilen Schutz und Rath bei seinem Vater in Italien suchte.

In Italien vollends erreichte nun der Kampf zwischen den Welfen und Ghibellinen durch den maßlosen Haß beider Theile den höchsten Gipfel. Der wüthende Fanatismus von Seiten der hierarchischen Partei, die von Versöhnung nichts wissen wollte, verbunden mit dem gränzenlosen Ehrgeiz der italischen Städte, die schonungslose Zertretung alles Heiligen von Seiten der Ghibellinen, verbunden mit der unerhörten Grausamkeit **Ezzelino's**, der mit **Enzio** fortwährend des alternden Kaisers Hauptstütze war, — erfüllte ganz Italien mit Blut und Schrecken.

Auf Betrieb der päpstlichen Partei stifteten selbst apulische Große eine Verschwörung gegen Friedrich's Leben, die aber von dem treuen Grafen von **Caserta** entdeckt wurde, aber dennoch einen Aufruhr in Neapel und Sicilien zur Folge hatte, den Friedrich mit den härtesten Strafen unterdrücken mußte. Uebermals bot Friedrich wieder die Hand zur Ausöhnung und **Ludwig IX** unterstützte ihn dabei; aber **Innocenz** wies alle Vorschläge zurück und fuhr fort, diesseits und jenseits der Alpen das Kreuz gegen Friedrich predigen zu lassen, als gegen einen „zweiten Pharao“, „den Statthalter des Satan's“ und „Vorläufer des Antichrist's“. — Da beschloß Friedrich sich durch einen raschen Zug nach Lyon einen Vergleich zu erzwingen, als der plötzliche Abfall **Parma's** ihn zur Belagerung dieser Stadt und nachher die Zerstörung seiner zur Bezwingung **Parma's** aufge-

bauten Festung Vittoria durch die Parmesaner (welche dabei den treuen Thaddäus von Sessa in ihrer Wuth zerrissen) — zu neuen Anstrengungen nöthigte.

Lange hielt sich bei abwechselndem Glücke der Kaiser noch muthig aufrecht; als aber sein Kanzler und vertrauter Freund Peter von Vinea der Mitwissenschaft einer Verschwörung gegen sein Leben beschuldigt wurde und derselbe im Gefängnisse sich tödtete; als sogar sein geliebter Sohn Enzo, dieser Stern der Ghibellinen, in der Schlacht an der Fossalta (bei Modena) in die Gefangenschaft der Bologneser gerieth, (in welcher derselbe zeitlebens zu schmachten verurtheilt wurde), und auch Ezzeleino mit seiner wahren Absicht hervortrat und in seinen oberitalischen Eroberungen selbstherrlich schaltete — da brach dem Kaiser die Kraft.

Lange Jahre hindurch war Peter von Vinea, als sein gebildeter, gewandter und bereiteter Staatsmann, des Kaisers Freund gewesen. Erst als auch der durch Klugheit und Beredsamkeit ausgezeichnete Thaddäus von Sessa, der die kaiserliche Partei durch unermüdete Thätigkeit zu stärken wußte, mehr Einfluß auf den Kaiser bekam, erlittete Peter aus Eifersucht in seinem Eifer für seinen Herrn. Er scheint um die obervähnte Verschwörung gegen des Kaisers Leben gewußt zu haben; vernichtens bedienten sich Päpstliche seiner als eines blinden Werkzeugs, indem er auf ihr Ersuchen dem Kaiser, der gerade unabhängig war, einen Arzt empfahl, der ihm eine vergiftete Arznei reichte. Der Kaiser, dem Menschen mißtrauend, befahl ihm, die eine Hälfte der Arznei zu trinken. Im Gewissen getroffen warf sich der Arzt auf sein Antlitz und verschüttete dabei die Hälfte des Trankes. Da ließ Friedrich den Rest von einem zum Tode verurtheilten Missethäter trinken, und als derselbe gleich daran starb, den Arzt mit dem Tode bestrafen und den Peter auf andere eingezogene Anzeichen hin ins Gefängniß werfen. Überwältigt vom Gefühl seines Unglücks versetzte sich der unglückliche Mann sein Haupt an der Säule seines Kerkers! — Der Kaiser war darüber untröstlich und rief aus: „Wehe mir! Die Treuesten bereiten mir den Tod, und der Papst, den meine Vorfahren emporhoben, sinnt auf das Verderben des Reichs und auf meinen Untergang! Wem soll ich ferner noch trauen?“

Von Seelen- und Körperleiden ergriffen, befand sich Friedrich eine Zeit lang in einer unthätigen Abspannung. Dann aber raffte er sich noch einmal in alter Kraft auf, und da er nicht nur in Toscana und im Kirchenstaate mit Hülfe saracenischer Schaaren, welche mit entsetzlicher Schonungslosigkeit verfahren, noch im Vortheil war, sondern auch Neapel und Sicilien ihm noch gehorchten, so glaubte er den Boden unter seinen Füßen noch fest und hoffte, nach seinem eigenen Ausdruck, „aus einem geduldigen Amboß“ wieder ein den Hochmuth seiner Gegner zertrümmernder „Hammer“ zu werden. Auch schienen sich anderwärts die Verhältnisse für seine Sache günstiger zu gestalten: denn in Rom, wo des Papstes lange Abwesenheit ungern gesehen wurde, dachte man schon daran, einen andern Papst zu wählen; in der Lombardei trat Piacenza auf des Kaisers Seite und Bologna mußte sich zu einem Waffenstillstand verstehen; in Deutschland zog Wilhelm von Holland den Kürzern; in Frankreich und England stieg der Unwille über die Uppigkeit des päpstlichen Hofes in Lyon, — da erkrankte der Kaiser ernstlich und sein am 13. Dezember 1250 eintretender Tod setzte den weitem Bestrebungen seines von Leidenschaft und Kummer umgetriebenen Geistes ein Ziel, der nicht, wie sein Großvater, zu rechter Zeit zum verlassenen Maaß zurückzukehren verstand.

Er starb nach einer 30jährigen Regierung, 56 Jahre alt, zu Firenzuola an einer ruhrartigen Krankheit in den Armen seines jüngsten Sohnes. Manfred, nachdem er zuvor seine Sünden gebeichtet und vom Erzbischoff von Palermo die Losprechung vom Bann erhalten hatte. Noch 1783 sah man bei Eröffnung der königlichen Gruft zu Palermo seinen Leichnam wohl erhalten.

Reich an Geist, Edelsinn und Muth, fehlte ihm zu einem wahrhaft großen Kaiser nur die Herrschaft über seine Leidenschaften. Umgeben von einer Überfülle von Schönheit, Pracht und Herrlichkeit der Welt, wie fast kein Anderer, wurde es ihm, obwohl selber sogar Meister der Künste und Wissenschaften, nur um so schwerer, Meister jener zahllosen Verwicklungen zu werden, die er meist sich selbst, zum Theil ein Gegner ihm bereitete, dem die Pflicht der Mäßigung noch weit näher hätte liegen sollen.

§. 130. Während in Oberitalien **Ezzelino**, in Unteritalien Friedrich's jüngster, gleichfalls tapferer Sohn **Manfred** den Kampf gegen die päpstliche Macht fortsetzten, kehrte **Innocenz IV** mit dem Vorsatz der völligen Vertilgung des hohenstaufischen Geschlechts aus Lyon nach Italien zurück, erklärte Neapel und Sicilien für ein der Kirche heimgesunkenes Lehen, und unterlagte denjenigen Deutschen, von welchen Friedrich's Sohn, **Konrad IV** 1250 als Nachfolger im Reiche anerkannt worden war, nicht nur den Gehorsam gegen diesen „kezerischen Herodessohn“, wie er ihn nannte, sondern erklärte auch seiner schwäbischen Erblande verlustig.

Da **Konrad** sich gegen die täglich anwachsende Kirchenpartei in Deutschland nicht halten konnte, gieng er nach dem Verluste eines Treffens bei Oppenheim nach Italien, nachdem er zu diesem Zuge viele seiner deutschen Besitzungen verpfändet hatte. Vergebens erbot er sich dort, der Kirche alle ihre Rechte und Besitzungen zurückzugeben: der Bann des Papstes verfolgte auch ihn. Nun vereinigte er sich mit seinem Stiefbruder **Manfred**, der unterdeß den größten Theil des sicilischen Reiches wieder gewonnen und seines Vaters Einrichtungen aufrecht erhalten hatte, und half das allein noch widerstrebende Neapel erobern. Zwar traten nun zwischen beiden Brüdern, wegen gewisser früheren Königsrechte, welche König **Konrad** von Neuem geltend machen wollte, ein Mißverhältniß ein; doch **Manfred** gab nach, obgleich sowohl die Verwandten seiner Gemahlin aus dem Hause Lancia, als auch die Sicilianer lieber ihn, als den **Konrad**, gekrönt hätten. **Konrad** verwies nun die Lancia's aus dem Lande, schonte aber den **Manfred**, welcher um des Ganzen willen fortfuhr, die Einigkeit zu erhalten. Eben war **Konrad** im Begriff, sich mit 20,000 Mann wieder nach Deutschland aufzumachen, um auch dort noch seine Erbländer zu retten: da ward er fieberkrank und starb i. J. 1254 in seinem 27. Jahre als der letzte deutsche König aus dem hohenstaufischen Geschlechte.

Die Geistlichkeit hatte gegen den genannten König sogar den Mordmord versucht. Der Abt Hermann von Altaich berichtet: Als **Konrad** zu Regensburg im Kloster St. Emmeran übernachtete, überfielen bischöfliche Dienstleute den König in seinem Schlafgemache, wo sie glaubten, daß nur vier von des Königs Gefährten bei ihm schliefen. Allein da in dieser Nacht zufällig noch ein Gefährte des Königs dazu gekommen und dieser an des Königs Statt getödtet worden war, so blieb **Konrad**, der sich bei dem Tumult unter eine Bank verborgen hatte, am Leben.

Konrad IV hatte einen zweijährigen Sohn, Konrad, von den Italienern Konradin genannt, hinterlassen, für welchen Manfred nun das sicilische Reich verwaltete. Denn Innocenz IV ließ sich sogar herbei, dem Manfred Neapel und Sicilien als Kirchenlehen zu überlassen. Weil jedoch fortan der Papst als Oberherr darin nach Gutdünken schaltete, so erhob sich Manfred mit den Ghibellinen gegen ihn und brachte dem päpstlichen Heere eine Niederlage bei, die den in Neapel krank liegenden Papst so ärgerte, daß er bald darauf starb. Darauf besetzte Manfred das Land von den Päpstlichen und ließ sich (auf eine falsche Nachricht von dem Tode Konradin's) von den sicilischen Großen 1258 die Krone ertheilen. (Von seinem Ausgang s. §. 132.)

Der vom Papste als Kaiser anerkannte Wilhelm von Holland regierte noch zwei Jahre lang in Deutschland. Er konnte jedoch, obgleich ihn der um das Jahr 1247 zur Sicherung des Landfriedens gestiftete rheinische Städtebund unterstützte, nicht zu Macht und Ansehen gelangen und fand zuletzt in einem Kriege mit Flandern am 28. Jan. 1256 von friesischen Händen seinen Tod.

Die geringe Achtung, in welcher dieser König stand, zeigte sich unter Anderm darin, daß man ihm in Utrecht bei einem Aufruhr einen Stein an den Kopf warf, und daß ein Raubritter Wilhelms Gemahlin, als sie in der Gegend von Trifels einen Spazierritt machte, ihrer Kleinodien beraubte. Als er den Friesen ihre alten Freiheiten, die sie sich noch erhalten hatten, nehmen und sie zum strengern Gehorsam gegen das Reich anhalten wollte, brach er auf dem Zuge gegen sie bei Nebenblick mit seinem Pferde durch das Eis eines Morastes, konnte sich nicht herausarbeiten und wurde unerkannt von friesischen Bauern erschlagen.

Kap. 24. Das Interregnum.

§. 131. **M**it dem letzten Staufenkönig hatte das Reich sein Haupt verloren und die Lebenskraft sich in die Glieder zurückgezogen. Die Welfenmacht war gebrochen, die Hohenstaufenmacht vernichtet; die Fürsten hatten ihre Kaiser häufig im Stich gelassen, um nur für sich zu sorgen und innerhalb ihres Gebiets die kaiserlichen Rechte an sich zu nehmen. So kam es, daß die deutsche Krone völlig machtlos wurde, und daß, als König Wilhelm mit Tod abgegangen war, siebenzehn Jahre hindurch, von dem J. 1256—1273 das sog. **Interregnum** eintrat, d. h. eine Zeit, in welcher das kaiserliche Ansehen so gesunken war, daß kein deutscher Fürst die Krone annehmen wollte, sondern daß sie gleichsam den Weistbietenden unter den ausländischen Fürsten, und zwar durch den Erzbischoff von Köln dem reichen englischen Grafen **Richard von Cornwallis**, durch den Erzbischoff von Trier aber dem König **Alfonso dem Weisen von Castilien** überlassen wurde. Beide vergaben von den ohnedies so geschmälerten Kaiserrechten an diejenigen deutschen Fürsten, deren Gunst sie gewinnen wollten, immer mehr und mehr und ließen dadurch künftigen Kaisern vollends nur eine Schattenmacht. Und da noch dazu von diesen Gegenkönigen der erstere nur viermal, und zwar bloß an den Rhein, der letztere gar nie nach Deutschland kam, so herrschte während dieser fast gefesselten Zeit eine so große Verwirrung im deutschen Reiche, daß fast alle Bande der Ordnung sich zu lösen schienen.

Indeß hatte doch bei der Wahl dieser Ausländer die Blutsverwandtschaft einigen Antheil. Der Graf **Richard**, welchen der geistträftige Kölner Erzbischoff **Konrad von Hochstaden** (der Gründer des Kölner Doms) bei den nieder- und mittelrheinischen Fürsten durchsetzte, indem er zugleich für den damals in braunschwei-

gischer Gefangenschaft befindlichen Erzbischoff von Mainz die Stimme führte, war der Bruder des Königs Heinrich III von England und daher mit dem westfischen Hause verwandt. Da die andere Wahlpartei (Trier, Sachsen, Brandenburg und Böhmen) früher in Frankfurt erschienen war, so wurde Richard durch den Herzog von Bayern vor den Thoren Frankfurts gewählt. Nach kaum zweijährigem Aufenthalt am Rhein kehrte Richard nach England zurück und wurde dort in die Streitigkeiten seines Bruders so verwickelt, daß er in 15 Jahren nur viermal an den Rhein kam, um Geld und Gnaden zu spenden: denn er war durch die in seinem Erblande befindlichen Silberbergwerke ein reicher Fürst. Diejenigen Deutschen aber, die mit ihm nach England gegangen, kehrten bald von dort zurück, weil es ihnen nicht gefiel, daß man ihrem Könige in England nicht die Ehrfurcht zollte, wie man es in Deutschland gewohnt war.

Sein Gegenkönig Alfons IX war ein Tochtersohn Philipp's von Schwaben und hatte wegen seiner Weisheit einen europäischen Namen. Mit ihm hielten es besonders die oberrheinischen Städte und Bischöffe. Er regierte blos aus der Ferne und suchte durch übermäßige Verleihung von Vorrechten seine Partei sich günstig zu erhalten. Nach Richards Tode wurde er von seiner Partei in Deutschland nicht mehr beachtet.

Innocenz IV soll (nach Höfler's Berechnung) 400,000 Mark Silber für die Wahl und Unterstützung Heinrich Raspe's und Wilhelms von Holland aufgewendet haben, — und Richard zahlte für die seinige an den Erzbischoff von Köln 12000, an den von Mainz 13000, an den Herzog von Bayern 9000 und an andere Fürsten 8000 Mark Silber. — Der Erzbischoff von Trier dagegen versprach den Fürsten seiner Partei für die Wahl des Alfons 20,000 Mark.

Die Fürsten und der Adel, von keinem Oberhaupte in der Nähe gezügelt, thaten nach ihrem Gutdünken. Viele von ihnen lebten — wie das schon unter Konrad's IV und Wilhelm's schwacher Regierung der Fall war — entweder unter sich in vielfachen, die Ruhe Deutschlands störenden Fehden, wie z. B. der Markgraf von Meissen mit der Gräfin von Brabant über das thüringische Erbe; oder sie suchten in ungerechtem Übermuth die Städte zu unterdrücken, wie z. B. der Erzbischoff Engelbert die Stadt Köln, der Erzbischoff Ruprecht von Magdeburg die Stadt Halle, Graf Ulrich von Württemberg die schwäbischen Städte etc. Ja ein nicht kleiner Theil des niedern Adels, der schon während der fast beständigen Abwesenheit der hohenstaufischen Kaiser von Deutschland angefangen hatte, seine Ehre in wildem Raubleben zu suchen (vom Stegreif zu leben), trieb dieses Unwesen jetzt ohne alle Scheu, indem er an den Handelsstraßen oder an den Ufern der Flüsse von seinen Felsenburgen aus die Kaufleute entweder durch Zölle drückte, oder sie niederwarf, ihre Güter raubte und ihre Person nur gegen hohes Lösegeld wieder freigab.

In Schwaben fielen nach Friedrich's Tode solche Raubritter über das hohenstaufische Erbe her und rissen an sich, was sie konnten; um aber den Schein einer Berechtigung dazu zu erhalten, wandten sie sich an Innocenz IV, worauf dieser schrieb: „Nachdem Herobes nicht mehr ist, steht ein anderer Archelaus als Erbe seiner Tyrannei auf etc. Die Kirche wird die Schlangenbrut der Staufer sowohl von der Königs- und Kaisermürde, als von dem schwäbischen Herzogsamte fern zu halten wissen.“

Die dadurch benachtheiligten Städte sahen sich daher genöthigt, weil kein Richter da war, zum Schutze ihres Handels und Gewerbes sich in Bündnisse zu vereinigen. So war im Norden Deutschlands schon seit 1241 die **deutsche Hanse**, ein Bund deutscher Städte, entstanden, der unter den Vorgesang Lübeck's und Hamburg's und unter dem Beitritt Braunschweig's

gegen die Beeinträchtigungen ihres Handels von Seiten ausländischer (besonders dänischer) sowohl, als inländischer Fürsten- und Herrengewalt gerichtet war, aber erst in der folgenden Periode (§. 162 und §. 179) zu weiterer Ausbildung gelangte. Eben so traten, von 1247 an, die Städte am Rhein zu gegenseitiger Sicherung zusammen und stifteten unter der Vorstandschaft von Mainz und Worms und auf Zustimmung der Bischöfe 1253 den rheinischen Städtebund zum Schutz gegen den räuberischen Adel.

Die damalige Bevölkerung der rheinischen Städte wird geschätzt in Köln auf 120,000, in Mainz auf 90,000, in Straßburg und Worms auf je 60,000 Einwohner. Auch Regensburg soll zu jener Zeit 120,000 Einwohner gehabt haben. Die rheinischen Städte betrieben schon Seehandel, hatten Niederlassungen in London und stellten zusammen 600 Schiffe mit Matrosen und Soldaten, besonders um die Rheinschiffahrt zu sichern.

1268 §. 132. In dieser Zeit mangelnder Oberaufsicht über die Ehre des deutschen Namens konnte es auch geschehen, daß die Franzosen in Unteritalien Fuß faßten und daß durch sie dort das Geschlecht der Hohenstaufen seinen gänzlichen Untergang fand.

Nach Konrad's IV Tod hatte in Oberitalien der grausame Ezzelino, diese Schreckensgeißel der Welfen und besonders der Priester, noch einige Jahre lang die Oberhand behauptet, aber dabei eine so arge Zwingherrschaft ausgeübt, daß in allen Städten seines erweiterten Machtgebiets die Klagen der Bedrückten und zu Tode Mißhandelten gen Himmel stiegen, und zuletzt Welfen und Ghibellinen, Weltliche und Geistliche, Herren und Bürger der verschiedenen Landschaften und Städte im Jahr 1259 einen geheimen Bund schloßen, um sein Joch abzuschütteln. Es kam zu einem Treffen bei Casiano, in welchem er verwundet und nach wüthendem Widerstand gefangen wurde. Obgleich sorgsam gepflegt, verschmähte er jeden Beistand, besonders geistlichen, nahm weder Nahrung, noch Arznei zu sich, riß zuletzt seine Binden von den Wunden und starb in finstern Troß. Darauf machten sich alle Städte der Trevisaner Mark frei, und vertilgten sein ganzes Geschlecht. In Folge seines Falles unterlagen die Ghibellinen in Oberitalien völlig.

In Unteritalien jedoch hatte sich Manfred in der ihm von den Seinen übertragenen Herrschaft von Neapel und Sicilien glücklich erhalten, und sich durch seine Befreundung mit Griechenland, sowie mit Spanien (durch die Vermählung seiner Tochter Constanzia mit Peter von Aragonien) die besten Aussichten auf den Bestand seines Reiches eröffnet. Um daher Manfred's wachsende Macht zu stürzen, rief Papst Urban IV, ein geborner Franzose, den Herzog Karl von Anjou (den Bruder Ludwig's des Heiligen von Frankreich) herbei, damit er sich der Krone Apuliens bemächtigte. Begierig griff Frankreich zu, um sich für die Zukunft den Einfluß in Italien zu sichern, und hat seitdem nicht abgelassen, die Zerrissenheit des deutschen Reichs zu seinem Vortheil zu benützen.

Der an Geist und Körper häßliche Anjou erschien mit einem zahlreichen Heere, wurde vom Papste (gegen das Versprechen, dem römischen Stuhle treu zu sein und ihm jährlich 8000 Unzen Goldes zu entrichten) zu Rom als Kö-

nig gekrönt, und drang durch Verrätherei bis Benevent vor, wo es 1266 zur Entscheidungsschlacht kam. Manfred unterlag und starb den Heldentod.

König Karl hatte in dieser Schlacht geboten, die Stöße und Siege besonders auf die Rosse zu führen. Dadurch geriethen Manfred's noch standhafte Glieder in Verwirrung und Flucht. Als Manfred mit einer gesammelten Schaar vordringen wollte, fiel ihm sein Helmschmuck (ein silberner Adler) auf den Sattelknopf herab, was er als ein schlimmes Vorzeichen erkannte. Nun stürzte er in die dichtesten Reihen der Feinde und fand den Tod an einer Stelle, die man nachher das Rosenfeld nannte. Sein Leichnam wurde erst am dritten Tage gefunden und in einer zerstörten Kapelle bei Benevent beigelegt, bald nachher aber auf päpstlichen Befehl als „Kekerleiche“ an einem kleinen Flusse verscharrt. — Manfred war hochgebildet, las griechische und römische Schriftsteller in der Ursprache, ließ den Aristoteles in's Lateinische übersetzen, belohnte die Gelehrten und hob die Universitäten von Neapel und Salerno wieder empor. Ein freigebiger Patron der Troubadours, dichtete er selbst die anmuthigsten Lieder und hielt die glänzendsten Turnierfeste. Durch ihn entstanden neue Straßen, Brücken und Häfen, insbesondere die Hafenstadt Manfredonia.

Hierauf erklärte sich Karl von Anjou zum Herrn des Landes. Weil er aber mit empörender Härte regierte, so daß dem Volke wie dem Adel, und selbst dem Klerus die französische Herrschaft unerträglich wurde, so luden die italischen Ghibellinen den jugendlichen **Konradin** (§. 130), der bisher unter dem Schutze seines Schwagers, Herzogs Ludwig II des Strengen von Oberbayern, aufgewachsen war, zur Wiedereroberung seiner italischen Erbländer ein.

Schon, als er erst 9 Jahre alt war, wünschten die florentinischen Ghibellinen, daß er nach Italien kommen möchte, aber seine Verwandten gaben es nicht zu. In seinem 10. Jahre gelangte er in den Besitz des Herzogthums Schwaben und um dieselbe Zeit berief der Erzbischoff von Mainz eine Wahlversammlung, in welcher der König Richard abgesetzt und Konradin zum deutschen König gewählt werden sollte. Allein der Papst verhinderte dieß mit der Drohung des Banns gegen alle Wähler, und König Richard entzog ihm das verheißene Herzogthum Schwaben. — Bis in sein Jünglingsalter beschäftigte er sich mit wissenschaftlichen Übungen; er lebte auch eine Zeit lang am Bodensee, wo er Lieder dichtete, deren sich noch eines erhalten hat, und wo er an dem drei Jahre ältern Sohne des Markgrafen Hermann IV von Baden und der Gertrude von Oesterreich, (aus dem Hause Badenberg), Friedrich, einen Freund gewann, der von ähnlichem Geschick betroffen war, indem ihm Ottokar von Böhmen sein mütterliches Erbe Oesterreich entrißen hatte.

Konradin war 16 Jahre alt, als er seine Heerfahrt nach Italien antrat, um sein väterliches Erbe wieder einzunehmen, in dem er zugleich hoffte, den verbliebenen Stern seines Hauses wieder aufglänzen zu sehen. Zwar warnte ihn seine besorgte Mutter Elisabeth vor dem Lande, dessen Tücke seine Vorfahren empfunden hätten; doch da seine bayrischen Oheime darin kein Wagniß sahen und selbst ihn unterstützten, so zog er von 10,000 Deutschen, meist Bayern und Schwaben, begleitet, 1267 von Hohenschwangau und Brezgenz aus über die Alpen. Theils durch den Widerstand einzelner lombardischer Städte genöthigt, theils um den sicilischen Ghibellinen Zeit zur Hülfsrüstung zu lassen, verweilte er drei Monate in Verona, während welcher aber der Eifer seiner Deutschen erkaltete, so daß die meisten, selbst seine Oheime, nach Deutschland zurückkehrten und er nur noch 3000 Deutsche um sich hatte. Als es ihm jedoch glückte, mit denselben Pavia einzunehmen, so sammelten sich mehr und mehr italische Ghibellinen um ihn, und von ihnen unterstützt,

zog nun Konradin durch das ihm zujauchzende Rom, aus dem der Papst sich geflüchtet hatte, nach den Abruzzen und lagerte bei dem Städtchen Tagliacozzo, in dessen Nähe es mit dem von der Belagerung Nocera's herbeieilenden König Karl zu einer Schlacht kam, in welcher Konradin's Schaaren schon den Sieg in den Händen hatten und sich nur zu eilig über die Beute hermachten, als — ihnen der Franzose durch einen (bei Scurcola?) gelegten Hinterhalt den Sieg wieder entriß und ihnen eine völlige Niederlage beibrachte. Selbst Konradin widerstand seinem Freund Friedrich nach tapferstem Widerstand in die Flucht mit fortgerissen. Beide entkamen nach Rom, wo aber Konradin in der Stimmung der Römer einen so großen Umschlag fand, daß er sich mit Friedrich südlich nach der Küstenstadt Astura wendete, um sich zu Schiffe nach Sicilien zu retten. Allein der verrätherische Herr der Stadt, ein Römer, aus der Familie Frangipani, die von Friedrich II viele Wohlthaten erhalten hatte, holte sie mit einem Schnellsegler auf der Flucht ein und hielt sie so lange zurück, bis die Stadt von der Land- und Seeseite eingeschlossen war, worauf er sie für großen Lohn an Karl von Anjou lieferte. Dieser setzte ein eigenes, aus königlichen Räten, berühmten italienischen Juristen und apulischen Städteabgeordneten bestelltes Gericht nieder, um ihn wegen Hochverraths verurtheilen zu lassen. Weil aber die Richter, mit Ausnahme des knechtisch gesinnten Kanzlers Robert von Bari, den Angeklagten schuldig frei sprach, so fällte König Karl selbst das ungerechte Todesurtheil und ließ den Konrad und seinen Freund Friedrich auf dem Carmelitermarkt zu Neapel (den 19. Oct. 1268) mit dem Beile enthaupten.

Vergebens hatte selbst Papst Clemens IV mit seinen Cardinälen vor solchem blutdürstigen Verfahren gewarnt. Karl sah nur in der Vernichtung dieses letzten Hohenstaufenproffen für sich die Bürgschaft eines gesicherten Thronbestandes. — Konradin und Friedrich spielten im Gefängniß eben Schach mit einander, als ihnen das Urtheil verkündet wurde. Konradin bat um drei Tage Aufschub, um sich vorzubereiten und sein Testament zu machen. In diesem bestätigte er seinem Oheim Ludwig von Bayern die frühere Schenkung, beobachtete auch andere Verwandte und Freunde und machte noch fromme Stiftungen. Am Morgen des Todestages bestiegen beide barfuß und in Hemdärmeln das Blutgerüste. Als der Kanzler vor der Versammlung der Ritter und des Volks die Anschuldigung darlegte und das noch nicht öffentlich bekannte Todesurtheil verkündete, befundete ein dumpfes Gemurmel das Erschrecken des Volks, und Graf Robert von Flandern soll aufgesprungen sein und mit dem Schwerte drohend zum Kanzler gesagt haben, wie er einen so herrlichen Ritter so ungerecht zum Tode verurtheilen könne? — Hierauf umarmte Konradin seinen Freund, hob die Arme gen Himmel und rief: „O Jesus Christus, wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so empfehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Dann legte er mit den Worten: „O Mutter, welch einen Schmerz bereite ich Dir!“ das Haupt auf den Block und empfing den Todesstreich.

Als Friedrich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er laut auf, so daß alle Umstehenden weinten, kniete nieder und erlitt das gleiche Geschick. Mit ihm theilten es noch 13 vornehme Mitverurtheilte. Karl sah hinter einem Schloßfenster mittheilslos dem Blutschauspiele zu.

Im Jahr 1270 starb Kaiser Friedrichs II Tochter Margarethe, die Gemahlin des Landgrafen Albert des Entarteten von Thüringen, nach einem traurigen Schicksal (S. §. 156), und 1272 hauchte der unglückliche Enzo in Bologna's Kerkerhaft, deren Leiden er fast 22 Jahre lang getragen hatte, seine geniale Lebensseele aus. Als er die Nachricht von Konradin's Tode erhalten hatte, befahl ihn lebhafter als je, die Zehnzahl, den Glanz seines Geschlechts wieder herzustellen. Er faßte den Plan zur Flucht und ließ sich, in einem Fasse verborgen, aus dem

Gefängniß tragen, wurde aber an einer aus der Luftöffnung herabhängenden blonden Hauptlocke entdeckt, und mußte die letzten Jahre seines Lebens in strengerer Haft verbringen. — Auch Manfreds Söhne nahmen ein klägliches Ende, indem König Karl sie bis an ihr Ende im Kerker schmachten ließ.

Also erlosch das einst so mächtige Staufengeschlecht, das über ein Jahrhundert lang in so reicher Fülle der Schönheit, der Kraft und des Geistes geblüht und an Glanz alle Fürstengeschlechter seiner Zeit überstrahlt hat, dem jedoch sein ungemeßenes Streben nach irdischer Größe zum Falle gereichte. Selbst von seinem einst prächtigen Stammsitze in Schwaben ist fast der letzte Stein verschwunden. Nichts desto weniger haben seine hochbegabten Glieder viel Geistighohes geschaffen, das heute noch bildend nachwirkt, und gerade darin, daß sie „die Last ihrer Verfehlungen so furchtbar getragen“, so wie in der Betrachtung, daß „Gott mit ihnen wohl mehr, denn mit Andern, schon hier abgerechnet“, liegt die tragische Größe ihrer Geschichte.

Die Grausamkeit aber, womit Anjou fortfuhr, gegen alle Ghibellinen zu wüthen, führte in der Folge jene allgemeine Verschwörung derselben herbei, welche im Jahre 1282 in die blutige sicilianische Vesper ausbrach, die allen Franzosen auf Sicilien fast in Einer Nacht das Leben kostete, und wenn auch nicht Neapel, doch wenigstens jene schöne Insel an die rechtmäßigen Erben, nämlich an Manfred's Schwiegerjohn, den König Peter von Aragonien brachte.

Kap. 25. Kurze Übersicht der Kreuzzüge.

Histor. Atlas, Tab. X.

§. 133. In dem vollständigen Siege der Kirche und des Papstthums über die weltliche Macht und das Kaisertum trugen die Kreuzzüge wesentlich bei, indem sich die von neuem Glaubenseifer durchdrungene Christenheit mit der höchsten Kraft der Begeisterung dem im Morgenland mit neuer Macht sich erhebenden Muhammedanismus entgegenwarf.

Während bei den europäischen Völkern der christliche Glaube gleich einem Sauertheig, allmählich alle Kreise durchdrungen, und dadurch der kirchlichen Heilsanstalt, wie viel ihr auch von der frühesten Reinheit abgieng, ein immer höheres göttliches Ansehen verliehen hatte, vermöge dessen sie über die weltlichen Mächte bis zum Kaisertum hinauf einen überwiegenden Einfluß ausübte, — war der alte orientalische Weltkreis mehr und mehr in den Zustand geistlichen Todes versunken (Off. 8, 6—12), in welchem es den fanatischen Anhängern des falschen Propheten Muhammed in Kurzem gelingen konnte, die Herrschaft des Halbmonds aufzurichten. Allein die Ausdehnung derselben auch über das heilige Land rief bei den occidentalischen Völkern eine Reaction hervor, welche sich in den großartigen Ereignissen der Kreuzzüge geltend machte und, wenn auch nicht die beabsichtigte bleibende Wiedereroberung dieses Landes, doch einen mächtigen Umschwung aller Sitten und Zustände der Heimath herbeiführte, in Folge dessen insbesondere die Macht der Kirche und des Papstthums erhöht und auf Jahrhunderte hinaus befestigt wurde.

Schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, besonders aber seit Erhebung der Kirche durch Constantin, trieb der Glaube viele fromme, um ihr Seelenheil bekümmerte Gemüther zu Wallfahrten nach dem heiligen Grabe des Erlösers, welche nach und nach immer allgemeiner zur Büßung schwerer Sünden nach canonischen Regeln von der Kirche auferlegt wurden. Je mehr diese Wallfahrten zu einem besonderen Verdienste angerechnet wurden, desto häufiger wurden sie; und selbst, als das heilige Land nach der

Einnahme Jerusalems durch den Chalifen Omar 637 in die Hände der Araber gerieth, konnten die Christen ihre Wallfahrten ungestört dahin unternehmen, weil die Araber selbst Ehrfurcht vor dieser Stätte hatten und nicht nur die christliche Gemeinde in Jerusalem und ihren Patriarchen ungefränkt ließen, sondern auch von den Pilgern nur mäßige Abgaben erhoben. Auch der Handel zog Viele nach dem Morgenlande, und die abbasidischen Chalifen in Bagdad (seit 750) förderten diesen Verkehr in aller Weise.

Als die glaubensstrengen ägyptischen Chalifen (der Fatimiten, seit 972 in Kairo) die Herrschaft von Syrien und Palästina erhielten, hatten die Pilger von ihnen schon mancherlei Bedrückungen zu leiden. Ungeachtet der zunehmenden Gefahren wurden diese Wallfahrten häufiger, besonders gegen den Ablauf des ersten Jahrtausends n. Chr., da Viele in der Christenheit das Ende der Welt und die Erscheinung des Herrn zum Gerichte erwarteten.

Als aber die seldschukischen Türken sich des heiligen Landes bemächtigten, und Jerusalem 1072 von dem Turkomanen Atsız erobert und nach dessen Tode 1084 dem Turkomanen Orthof übergeben wurde, — die raubhüchtigen und fanatischen Orthotiden aber die dahin pilgernden Christen unmenschlich behandelten: so erregte der Nothruf der Bedrückten bei der abendländischen Christenheit den Wunsch, das heilige Land, die Wiege des Christenglaubens, den Ungläubigen zu entreißen, und gab so die nächste Veranlassung zu den Kreuzzügen, in welchen der durch Gregor VII erneuerte Glaubenseifer reichliche Nahrung, und insbesondere der abenteuerliche Geist des Ritterthums großen Spielraum, zugleich aber auch eine höhere Weihe erhielt; wiewohl dabei auch durch niedrige Leidenschaften der Glaube sowohl, als auch die Tapferkeit mannigfachen Ausartungen unterlag.

Unter den europäischen Völkern, die in den Kreuzzügen auftraten, standen stets die Franzosen obenan, theils wegen ihrer schnellen Entzündlichkeit für abenteuerliche Unternehmungen überhaupt, theils weil sie schon früher an dem Kampfe der Christenheit in Spanien gegen die Mauren, so wie an den Kämpfen des südlichen Italiens gegen die Sarazenen in Sicilien den lebhaftesten Antheil genommen hatten. Die französische Ritterchaft war die Seele der Kreuzzüge, wie auch der im Morgenlande gestifteten europäischen Ritterreiche: daher bis heute noch die Abendländer in jenen Gegenden „Franken“ genannt werden.

Man zählt viele Kreuzzüge, von denen jedoch sieben als die wichtigsten hervorgehoben werden.

§. 134. **Der erste Kreuzzug** wurde zunächst von dem aus dem Morgenlande zurückkehrenden französischen Pilger Peter von Amiens angeregt, der auf einem Maultiesel reitend, das Crucifix in der Hand, erst Italien, dann Südfrankreich durchzog und auf Straßen und in Kirchen die Bedrücknisse der morgenländischen Christen in glühend-begeisterter, bilderreicher Rede schilderte, so daß Alt und Jung in ihm einen Boten Gottes sah und von dem Drang nach der Befreiung des hl. Landes mächtig erfaßt wurde. Diese

Bewegung benützend, hielt Papst Urban II, ein geborner Franzose, 1095 eine allgemeine Kirchenversammlung zu Clermont, auf der er in eindringender Rede zu einer bewaffneten Pilgerfahrt unter Verheißung eines vollkommenen Ablasses aufrief, so daß gleich Tausende durch den Ruf: „Gott will's!“ ihre Theilnahme zu erkennen gaben und sich das rothe Kreuz auf die linke Schulter heften ließen. Darauf wurde der Kreuzzug in ganz Frankreich gepredigt. Deutschland nahm fast keinen Theil daran, weil es dem Gegenpapste Clemens anhieng; und da bei Frankreich zu den oben angeführten Beweggründen noch der Umstand hinzukam, daß es damals in sich selbst innerlich zerfallen war und Viele sich nach einem besseren Lebenszustande sehnten, gieng dieser erste Kreuzzug fast allein von den Franzosen aus.

Während die Fürsten und Herren ihre Schaaren mit Umsicht für den Zug rüsteten, konnten andere Schaaren ungeduldiger, größtentheils raubfüchtiger Menschen den Ausbruch des Hauptheeres nicht erwarten, sondern zogen unter verschiedenen Führern z. B. unter Walter von Perejo und seinem Nessen, Walter ohne Habe, unter Gottschalk, Wilhelm von Melunx aus, giengen aber unterwegs durch ihre Zuchtlosigkeit und durch den Widerstand der Ungarn und Bulgaren größtentheils zu Grunde; selbst der 40,000 Mann starke Haufe, welchen Peter von Amiens begleitete, wurde vor Nicäa in Kleinasien fast gänzlich aufgerieben. Nur Peter entkam mit einem Rest und schloß sich nachher dem Hauptzuge an.

So vom Gefindel gereinigt und durch dessen Schicksal zur Zucht und Ordnung gemahnt, trat das Hauptheer unter der Führung **Gottfried's von Bouillon**, Herzogs von Niederlothringen, und unter Theilnahme vieler andern Fürsten (darunter namentlich seine beiden Brüder Eustach und Balduin, ferner Graf Balduin von Flandern, Herzog Robert von der Normandie, Graf Hugo von Vermandois, Graf Raimund von Toulouse, Fürst Bohemund von Tarent und sein Nesse Tancred) 1096 den Zug an, und Bischoff Ademar von Puy begleitete ihn als päpstlicher Legat. Die Lothringer unter Gottfried, 80,000 Mann stark, nahmen, unter Beobachtung guter Mannszucht und daher ungefährdet, ihren Weg durch Ungarn nach Konstantinopel, wo auch die übrigen Führer mit ihren französischen und normannischen Schaaren auf anderen Wegen anlangten, so daß sich vor dieser Stadt eine Macht von mehr als einer halben Million wohlgerüsteter Streiter zusammenfand, die den griechischen Kaiser Alexius für sein Reich besorgt machte. Daher ließ er sie nicht eher nach Asien übersetzen, als bis sämtliche Führer ihm den Lehnseid in Bezug auf die ehemaligen byzantinischen Besitzungen geleistet hatten, die sie erobern würden.

In Kleinasien angekommen, öffneten sich die Kreuzfahrer durch Erstürmung der Stadt Nicäa und durch Gottfried's Sieg bei Doryläum den Weg durch das Gebiet des Sultans von Iconium. Unter unausgesetzten Kämpfen mit dem heißen Klima, mit dem Mangel an Lebensmitteln, mit einreißenden Krankheiten, mit der erstaunlichen Tapferkeit der Sara-

zenen bewegte sich der Zug südostwärts fort, bis er die fruchtbaren Ebenen des phrygischen Antiochiens erreichte, wo er lange Rast hielt. Während derselben machte Tancred und Graf Balduin, Gottfried's Bruder, einen Seitenzug über den Taurus nach Cilicien, wo sie über der Eroberung von Tarsus und Mamistra in einen blutigen Streit geriethen. Verjöhnt kehrten sie indeß wieder zum Hauptheer zurück, worauf Balduin sich nach dem Euphrat wandte und die Stadt Edeffa eroberte, die er sich mit einem großen Umgebiet als ein Fürstenthum ertheilen ließ. Als das Hauptheer weiter ziehend in Syrien einrückte und eben unter ungeheuern Anstrengungen und Verlusten durch Bohemund's Schlaueit das prächtige Antiochia erobert hatte, sahen sich die Sieger gleich darauf in dieser Stadt durch ein großes, zum Entsatz herbeigeeiltes türkisches Heer, das der Sultan von Bagdad unter Korboga, seinem Statthalter in Mossul, heranschickte, aufs engste eingeschlossen und dem Hungertode nahe gebracht. Aber durch die Auffindung der heiligen Lanze zu neuem Muthe begeistert, brachten sie in einem Ausfalle den Türken eine völlige Niederlage bei, und gewannen dadurch freie Hand, aus Antiochia ein neues Fürstenthum zu bilden, das Bohemund behielt.

Über den Besitz von Antiochia gerieth Bohemund mit Raymund von Toulouse in Streit, indem letzterer die Burg inne hielt und die Stadt verträglich dem Kaiser Alexius übergeben wissen wollte. Bohemund dagegen behauptete, der Kaiser habe sein Recht daran vermisst, weil er auf mehrmaligen Ruf der Stadt nicht zu Hülfe gekommen wäre. Man wußte freilich nicht, daß der Kaiser wirklich mit Hülfe aufgebrochen, aber von den sog. Strandläufern, d. i. von den aus Antiochia während der Belagerung Entflohenen, welche alle Hülfe für vergeblich erklärten, wieder zur Umkehr bewogen worden war.

§ 135. Mit wieder vereinter Macht zogen sie nun an den Meeresküsten hinab über Sidon und Tyrus und feierten zu Cäsarea das Pfingstfest. Endlich erblickte das durch Schwert und Hunger, Seuchen und Besatzungsentsendungen sehr zusammenge schmoltzene Kreuzheer von den Höhen von Emmaus aus in der Ferne das heiß ersehnte Jerusalem. Da fielen Alle auf die Kniee, küßten den Boden, beteten, sangen und weinten vor Freude. Aber Jerusalem war durch Ringmauern und Thürme wohlbesetzt und von 40,000 Bewaffneten wohlvertheidigt, während die Kreuzfahrer nur noch aus 21,500 Waffenfähigen bestanden und sich alle Belagerungswerkzeuge erst schaffen mußten, wobei sie noch dazu vor Durst fast verschmachteten. Erst als genuesische Schiffe Lebensmittel, Bauwerkzeuge und neue Pilgerschaaren brachten, konnte an etwas Entscheidendes gedacht werden. Endlich nach 39tägiger Umlagerung ward zum Hauptsturm geschritten und trotz der verzweifeltsten Gegenwehr der Sarazenen am zweiten Tage die Mauer ersteigen und unter dem Freudenruf: Gott hilf! Gott wills! am 15. Juli

1099 Jerusalem erobert. Nach einem fürchterlichen Blutbade, durch welches der von dem langen Widerstand bis zur Wuth gesteigerte Glaubenseifer der Kreuzfahrer Strafe an den Ungläubigen üben zu müssen glaubte, zogen sie mit bloßen Häuptern und Füßen nach der Kirche des heiligen Grabes, dankten Gott für diesen Sieg und beichteten ihre Sünden.

Um die Eroberung zu sichern, mußte man Jerusalem zum Mittelpunkt einer festen, den Angriff der mächtigen Feinde des Christennamens widerstehenden Herrschaft machen. Daher wurde Gottfried, der durch Tapferkeit und Milde, Festigkeit und Besonnenheit, Uneigennützigkeit und Frömmigkeit stets Allen vorangeleuchtet hatte, von den Fürsten zum König des neuen Reichs erwählt. Er nahm die Würde, aber nicht den Titel an und nannte sich aus Demuth nur „Beschützer des heiligen Grabes.“

Bereits aber war der Bezier des Chalifen von Aegypten mit einem Heere von 140,000 Mann im Anzug, um Palästina wieder zu erobern, und die Christen konnten ihm nur 20,000 Mann entgegenstellen. Dennoch gewann Gottfried den großen Sieg bei Askalon, durch welchen der neue Christenstaat auf eine Reihe von Jahren hinaus vor den Angriffen der Sarazenen gesichert wurde. Gottfried's Gerechtigkeit und Verjöhnlichkeit bewog viele syrische Städte und Fürsten, Zins- und Handelsverträge mit ihm zu schließen, und mehr und mehr schien das Reich unter seiner Leitung zu erstarken. Allein Gottfried starb schon nach einem Jahre an den Folgen seiner großen Anstrengungen, von Franken, Syrern und Griechen beweint. Auf seinen Wunsch und durch die Wahl der Fürsten erhielt er seinen Bruder Balduin, bisherigen Fürsten von Edessa, zum Nachfolger, und dieser nahm bei seiner Krönung den Titel „König von Jerusalem“ an.

§. 136. Ohne Zuzug aus dem Abendlande konnte aber das neue Reich nicht bestehen. Zwar machte sich schon im Jahre 1102 unter Welf IV von Bayern ein neues Kreuzheer von 150,000 Mann nach dem Morgenlande auf, gieng aber durch die Treulosigkeit der Wegweiser und durch die Macht des Sultans von Iconium zu Grunde.

Die Niederlage dieses Kreuzheeres erschütterte auch den Bestand der Grafschaft Edessa, die nach der Erhebung Balduin's auf den Thron von Jerusalem an den Grafen Balduin von Bourg gekommen war, der nun von den Sarazenen geschlagen und gefangen genommen wurde, so daß Tancred nur mit Mühe Edessa retten konnte; doch wurde Balduin später wieder frei. Auch Bohemund wurde von den Sarazenen bedrängt und vom Kaiser Alexius bekriegt, den er zuletzt als Lehnherren anerkennen mußte. Er starb bald und hinterließ einen unmündigen Sohn, unter welchem dieses Fürstenthum in große Zerrüttung gerieth.

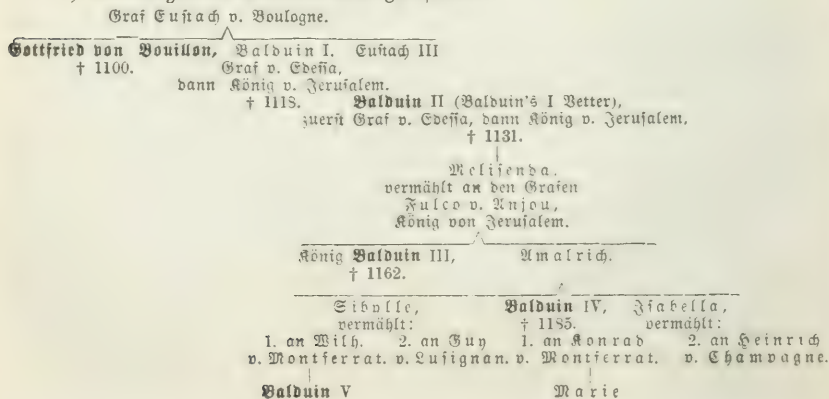
Das neugestiftete Reich erhielt sich unter Balduin I nur dadurch, daß ihm Venedig, Genua und Pisa, vom Handelsgeist getrieben, durch ihre Flotten neue Unterstützungen zuführten, wodurch es ihm möglich wurde, die Gränzen desselben durch die Eroberung von Accon, Casarea, Tripolis, Berytus und Sidon zu erweitern, so daß das ganze Königreich aus dem Kronlande, dem Fürstenthum Antiochia, dem Fürstenthum Edessa und der Grafschaft Tripolis bestand, und unter Balduin II (dem vorherigen zweiten Beherrscher Edessa's) seine höchste Blüthe erreichte. Die innere Einrichtung desselben ruhte auf dem abendländischen Lehnswesen; da aber in diesem Lehnstaate die Kronvasallen fast ganz unabhängig von dem Könige waren und dieser selbst nur als der erste Baron erschien, und außerdem in diesem Staate so verschiedenartige, auf einander eifersüchtige Nationalitäten sich mischten, so fehlte ihm die Gewähr einer festen und beständigen Dauer.

Nach dem ersten Vierteljahrhunderte seines Bestandes entstanden in Palästina die zwei ältesten geistlichen Ritterorden, der Johanniter- und der Tempelherrnorden, in denen sich das Ritterthum und Mönchswesen auf eine eigenthümliche Weise durchdrang; denn durch sie empfing der Geist des Ritterthums eine veredelnde Richtung auf ein höheres Ziel, welche auch auf die weltliche Ritterschaft zurückwirkte.

Zuerst wurde der **Hospitaliter-** oder **Johanniterorden** (der seinen Namen von einem um das Jahr 1048 gestifteten und nach dem Patriarchen Johannes benannten Hospitium oder Kranken- und Armenhaus bekam) 1113 von Gerhard aus der Provence und einigen Kaufleuten aus Amalfi zur Pflege kranker und armer Pilger gestiftet, sodann sein Zweck 1118 durch Raymond du Puy auch auf den Schutz der Pilger gegen die Angriffe der Ungläubigen ausgedehnt und vom Papste bestätigt. Zum eigentlichen Ritterorden wurde er erst 1130 erhoben. — Ein Jahr darauf wurde der **Tempelherrnorden** (so benannt von der Lage seines Ordenshauses neben der salomonischen Tempelhalle) von neun französischen Ritters, darunter besonders von Hugo von Payens, zum Schutz der Pilger und zum Kampf gegen die Ungläubigen 1119 gestiftet und 1128 vom Papste bestätigt. — diese Orden, deren Mitglieder die gewöhnlichen drei Klostergeübde ablegten, wurden wegen jenes nützlichen Zweckes bald mit Gütern und Vorrechten begabt, so daß sie nach und nach reich und mächtig wurden, und eine große Menge Kriegerleute in Sold nahmen, die Tempelherrn sogar ganze Kriegsheere aufstellen konnten. Der Tempelorden besonders genoß wegen seiner Tapferkeit und strengen Sitte bald das größte Ansehen, artete jedoch späterhin durch sein Streben nach Geld und Güterbesitz aus. Lange aber waren beide Orden eine Hauptstütze des Kronlandes. (Fast 200 Jahre nach seiner Stiftung fand der Tempelherrnorden durch den Despotismus König Philipp's des Schönen von Frankreich, der nach seinen Schätzen lüstern war, einen schrecklichen Untergang.)

§. 137. **Zweiter Kreuzzug.** Durch König Balduin's II Tod war die Krone von Jerusalem von dem lothringischen Hause auf das Haus **Fulcos** von Anjou gekommen.*) Unter diesem aber mehrten sich die Bedrängnisse des Reichs, das zwar nordöstlich bis an den Euphrat und südlich bis Aegypten reichte, aber durch die beständige Eifersucht und Zwiesracht der christlichen Fürsten in Palästina untereinander seine innere

*) Genealogie der Balduine von Jerusalem:



Schwäche dem Feinde bloßlegte. Daher gelang es dem Sultan Zentki (bisherigem Statthalter von Mossul), der sich von seinem Chalifen unabhängig gemacht und alle kleineren türkischen Herrschaften bis an den Euphrat sich unterworfen hatte, nach Zulkos Tod unter dessen minderjährigem Sohne Balduin III, 1144 nicht nur die feste Stadt Edeffa, sondern auch alle französischen Besitzungen am linken Euphratufer zu erobern. Zwar kam nach dem Falle Zentki's, der durch einen Sklaven ermordet wurde, Edeffa wieder in die Hände der Christen, wurde aber von Zentki's Sohne Nuredin abermals genommen und bis auf den Grund zerstört, ihre Einwohnermenge aber theils getödtet, theils gefangen.

Die Kunde von dem schrecklichen Fall Edeffa's brachte das ganze Abendland in Bestürzung. Auf Betrieb des Papstes Eugen III, insbesondere aber durch die begeisternden Reden des Abts Bernhard von Clairvaux angeeifert, kam daher der zweite allgemeine Kreuzzug unter Kaiser **Konrad III** und König **Ludwig VII von Frankreich** im Jahre **1147** zu Stande. Das 90,000 Mann starke deutsche Heer, von Konrad geführt, erreichte nach vielen Streitigkeiten mit dem griechischen Kaiser Manuël das kleinasiatische Gestade, gerieth aber durch die Treulosigkeit griechischer Wegweiser zuerst in Wüsten, wo sie dem Hunger und Durst preisgegeben waren, nachher in einen Hinterhalt des Sultans von Iconium, worin es eine so furchtbare Niederlage erlitt, daß Kaiser Konrad nur mit 7000 Waffenfähigen sich rettete und nach Nicäa zurückkehrte, wo unterdeß das französische Heer unter Ludwig VII angekommen war. Da sich die Deutschen und Franzosen nicht vertrugen, so blieb Konrad, um seine Wunde zu pflegen, den Winter über in Konstantinopel, während Ludwig und sein Heer auf dem Weiterzuge durch Kleinasien nicht weniger, als vorher das deutsche, zu leiden hatte. Im folgenden Jahre schifften beide Fürsten — Ludwig von Antiochien aus, Konrad von Konstantinopel aus — nach Palästina, und trafen in Jerusalem zusammen. Hierauf machten sie einen Zug gegen die wichtige Stadt Damascus, konnten sie aber, durch Eifersucht und Betrug der palästinensischen Fürsten gehindert, nicht erobern; und als ihnen auch Askalon, dieser Schlüssel zu Aegypten, widerstand, weil die treulosen Pullanen (so nannte man die palästinensischen Christen, welche von einem europäischen Vater und einer syrischen Mutter oder einem syrischen Vater und einer europäischen Mutter stammten) sie nicht unterstützten, so kehrten sie unverrichteter Sache nach Europa zurück. Zwar eroberte nachher Balduin III Askalon und machte Aegypten zinspflichtig; aber die Bezwingung des Sultans von Damascus 1154 durch den erwähnten Nuredin, Herrn von Aleppo, rückte den mächtigen Feind immer näher an die Grenzen der morgenländischen Christenstaaten.

§. 138. **Dritter Kreuzzug.** Je höher der Feuereifer bei den zur Bekämpfung der Christen stets einigen Muhammedanern stieg, in desto kläglichere Lage geriethen die Christen durch überhandnehmende Uneinigkeit, welche insbesondere durch die Eifersucht der Fürsten von Antiochia, Tripolis und Cypern gegen den König von Jerusalem und gegen die Mitterorden, und die-

fer letzteren wiederum untereinander, unterhalten wurde und keine gemeinschaftlichen Unternehmungen zuließ oder sie wenigstens störte. Dagegen hatten die Muhammedaner an dem Sultan **Saladin** einen gemeinsamen Führer, der durch Tapferkeit und Bildung gleich ausgezeichnet war, und noch überdies seine meisten christlichen Gegner an Tugenden überragte.

Balduin's III Bruder und Nachfolger nämlich, **Amalrich**, hatte zwar den Angriff Nureddin's auf das innerlich zerrüttete Aegypten zurückgeschlagen, aber durch seinen eigenen thörichten Angriff auf dieses Land verursacht, daß Nureddin dem ägyptischen Chalifen den Kurden Schirkuh zu Hülfe sandte, der Aegypten rettete und dort die Statthalterwürde erhielt. In dieser folgte ihm nach seinem Tode sein Neffe **Saladin** (eigentlich **Salaheddin**), der nach des (letzten) fatimittischen Chalifen Tod 1171 sich zum Sultan von Aegypten aufwarf und nicht nur gegen Nureddin sich behauptete, sondern auch nach dessen Tode fast die ganze Herrschaft Nureddin's an sich brachte.

Obgleich **Saladin's** Herrschaft bereits das christliche Reich im Halbbogen umspannte, so stellten doch die christlichen Häupter ihre Zwistigkeiten und Parteilichkeiten nicht ein, welche unterdeß ein dreimaliger Thronwechsel (**Balduin IV**, **Balduin V** und **Guido von Lusignan**) vermehrt hatte. **Raimund**, Fürst von Tripolis, der sich auf den Thron Hoffnung gemacht hatte, wurde sogar an der christlichen Sache zum Verräther und gieng öffentlich zu **Saladin** über, so daß die Schlacht bei **Tiberias** verloren, König **Guido** gefangen, Jerusalem 1187 erobert und das Kreuz, nach einer 88-jährigen Dauer seiner Herrschaft im heiligen Lande, darniedergeworfen wurde. **Saladin** nahm Palästina von Tripolis bis **Accon** in Besitz, mit Ausnahme von **Tyrus**, das die Christen noch behaupteten.

Auf die alle Christen im Abendland erschreckende Nachricht von Jerusalem's Fall stellten sich die drei mächtigsten Häupter der Christenheit, **1189 Friedrich Barbarossa**, König **Philipp August** von Frankreich und König **Richard Löwenherz** von England an die Spitze neuer Kreuzheere. **Friedrich**, der zuerst aufbrach, zog mit 150,000 auserlesenen Streitern, darunter sich der Kern der deutschen Ritterschaft befand, durch Ungarn nach Konstantinopel, erzwang sich von dem treulosen Kaiser **Isaak** die Überfahrt nach Kleinasien und besiegte den Sultan von Iconium, fand aber in Cilicien beim Übergang über den Fluß **Seleph** (Kalitadnos), in der Nähe von Seleucia, seinen Tod, der das ganze Kreuzheer, ja die ganze Christenheit in die tiefste Trauer versetzte. Sein übriges Heer, angeführt von seinem Sohne, **Friedrich von Schwaben**, wurde theils in Antiochia von der Pest aufgerieben, theils zerstreute es sich bei der Belagerung der von **Saladin** unterdeß eingenommenen Küstenfestung **Accon** (auch **Ptolemais** oder **Acre** genannt), welche der von **Saladin** wieder losgegebene **Guido** unternahm. Der junge **Friedrich** selbst starb während der Belagerung, nachdem er kurz zuvor auf Veranlassung einiger deutschen Bürger und Mitter die Gründung des **deutschen Ordens** zu Stande gebracht hatte, dem vorzüglich die Beschirmung und Pflege deutscher Pilger obliegen sollte, deren sich die andern Ritterorden gewöhnlich nicht annahmen.

Endlich, nach der Ankunft der Engländer und Franzosen, erfolgte die Einnahme dieses festen Platzes, nachdem über 100,000 Kreuzfahrer davor durch Schwert und Krankheiten ihren Tod gefunden hatten. Da sich **Philipp** und

Richard über die Theilung des Grobarten und über die künftige Thronfolge im Reiche Jerusalem nicht verständigen konnten, kehrte ersterer ins Abendland zurück, und als der hochfahrende Richard bei der Wiederherstellung der von Saladin geschleiften Mauern von Askalon den Herzog Leopold von Österreich dadurch beleidigte, daß er die österreichische Fahne von dessen Gezelt herabreißen und durch den Roth schleifen ließ, so kehrte auch dieser Fürst mit den ohnedieß stets von den Engländern zurückgesetzten Deutschen ins Abendland zurück, entschlossen, diese Schmach bei Gelegenheit zu rächen.

§. 139. König Richard Löwenherz schloß hierauf mit Saladin 1192 einen Waffenstillstand, wodurch den Christen der Küstenstrich von Joppe bis Accon und der ungehinderte Zutritt zu den heiligen Örtern, mit Ausnahme Jerusalem's (wo die Christen nur unbewaffnet beten durften) zugesichert wurde. Hierauf sprach er nach dem Wunsche der Pullanen dem Grafen Heinrich von Champagne den Königsthron von Jerusalem zu und gab dem König Guido gegen eine Geldsumme die Insel Cypern (die schon durch einen Seitenverwandten der Comnenen vom byzantinischen Reiche losgerissen worden war) zu Lehen, so daß fortan ein Königreich Cypern entstand. Während Richard die Heimfahrt betrieb, eroberte Saladin die Hafenstadt Joppe (jetzt Jaffa). Sogleich machte sich Richard auf, vertrieb ihn wieder und schlug ihn bei einem nochmaligen Angriff mit beispielloser Tapferkeit aus dem Feld, worauf Saladin einen dreijährigen Waffenstillstand einging, der den Christen die Seestädte von Tyrus bis Joppe und andere Landstriche, sowie deren ungestörten Handelsverkehr sicherte. Hierauf kehrte Richard nach Europa zurück.

Auf der Heimfahrt wurde er durch einen Sturm in das adriatische Meer verschlagen, und rettete sich nach einem Schiffbruch in der Gegend von Pola an's Land. Als er auf seinem Wege nach Deutschland in unvorsichtigem Übermuth das österreichische Gebiet, wo man auf ihn fahndete, nicht vermied, wurde er in der Nähe von Wien verhaftet, von dem schwerbeleidigten Leopold auf dem Schlosse Dürrenstein an der Donau gefangen gesetzt und nachher von demselben für Geld an den Kaiser Heinrich VI ausgeliefert, der ihn auf der Burg Trifels gefangen hielt und nur gegen das ungeheure Lösegeld von 150,000 Mark Silbers frei gab, zu welchem Richard von dem Reichsfürstengericht dafür, daß er den Deutschen den Beuteantheil von Accon vorenthalten hatte, verurtheilt wurde.

Der **deutsche Orden** entstand aus einer schon 1128 von Deutschen gestifteten Verbrüderung zur Unterhaltung eines deutschen Krankenhauses zu Jerusalem, genannt das Marienhospital, das unter die Aufsicht der Johanniter gestellt war. Als bei der Belagerung von Accon die kranken Deutschen vernachlässigt wurden, übergaben Lübeckische und Bremische Bürger sie der Pflege jener Marienbrüder oder Marianer. Nun erst, 1190, erhielt diese Verbrüderung die Einrichtung eines geistlichen Ritterordens, dessen erster Hochmeister der bei seiner Gründung vorzüglich thätige Heinrich Waldpot von Bassenheim war.

Auch dieser Orden wuchs durch Verleihung von Gütern und Vorrechten und nahm unter seinem vierten Hochmeister, Hermann von Salza, seit 1210, bereits einen großen Aufschwung. Derselbe verlegte jedoch den Sitz des Ordens nach Venedig, von wo aus dann der Orden 1226 nach Preußen berufen wurde und dort die Bestimmung erhielt, die Christen dieses Landes gegen die übrigen meist noch heidnischen Einwohner in Schutz zu nehmen. (Von den weitem Schicksalen dieses Ordens s. §. 149.)

§. 140. **Vierter Kreuzzug.** Bald nach Richard's Abgang aus dem Morgenlande starb Saladin, und seine Söhne und Verwandte geriethen über die Theilung des Reichs in Zwiespalt: desungeachtet setzten sie sich bei der beständigen Uneinigkeit der Christen, unter denen selbst die Ritterorden in blutigem Hader gegen einander lagen, wieder in den vollen Besitz von Palästina, mit Ausnahme von Accon, das die Christen noch behaupteten. Und wenn auch die von Kaiser Heinrich VI abgeschiedten Kreuzfahrer sich einiger Küstenorte wieder bemächtigten, so war dieß doch nur vorübergehend.

Weil daher nach mehreren verunglückten Zwischenunternehmungen Jerusalem noch immer seiner Befreiung harrete, so setzte Papst Innocenz III alle Mittel für einen allgemeinen Kreuzzug, wiewohl vergeblich, in Bewegung. Indeß gelang es den begeisterten Kreuzpredigten Fulco's von Neuilly, doch eine Anzahl Grafen und Ritter aus Frankreich, Deutschland und Italien zu einer Kreuzfahrt zu bewegen. Die Deutschen sollten nach Aegypten segeln und durch die Einnahme Damiette's den Übrigen die Wiedereroberung Palästina's erleichtern. Die Franzosen sammelten sich in Venedig unter Anführung des Grafen Balduin VIII von Flandern und des italienischen Markgrafen von Montferrat, und schlossen mit den Venetianern einen Überfahrtsvertrag. Allein der Eigennus der Venetianer verzögerte die Abfahrt so lange, bis die Kreuzfahrer ihr Geld größtentheils verzehrt hatten und die bedungene Überfahrtssumme nicht entrichten konnten, so daß sie sich von dem 90jährigen schlauen Dogen Dandolo leicht bereden ließen, den Venetianern die denselben von den Ungarn entrißene dalmatische Stadt Zara erobern zu helfen, um auf diese Weise die Kosten abzuverdienen.

Weil aber die ihnen dabei zufallende Beute noch nicht zur Bezahlung hinreichte, und gerade der Sohn des griechischen Kaisers Jsaak Angelus die Venetianer um Hülfe gegen seinen Oheim Alexius III, bat, der den Jsaak entthront, gefangen und geblendet hatte, so ließen sich die Kreuzfahrer, geblendet von dessen großen Versprechungen, abermals bereden, sich mit den Venetianern in diese fremdartige Unternehmung einzulassen. Der Papst hatte den Dogen sammt den Kreuzfahrern wegen des unchristlichen Zugs gegen Zara in den Bann gethan; da aber die letztern den Papst um Vergebung baten, so löste er den Bann. Hierauf baten sie ihn um die Erlaubniß, jene Hülfe gegen die aufrührerischen Griechen zu leisten, und weil der Papst bei dieser Gelegenheit die stets angestrebte Wiedervereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu Stande zu bringen hoffte, so billigte Innocenz die Unternehmung, und so nahm dieser Kreuzzug seine Richtung gegen das griechische Reich!

Konstantinopel wurde nun belagert, was hinreichte, den Jsaak Angelus wieder auf den Thron zurückzuführen, den derselbe mit seinem Sohn Alexius IV theilte. Aber beide konnten die gegen die Venetianer und Kreuzfahrer eingegangenen Versprechungen nicht erfüllen, am wenigsten die geforderte Kirchenvereinigung zu Stande bringen. Weil nun das deßhalb gegen die Fremden erbitterte Volk einen Aufstand machte, in wel-

dem Jsaak vor Schrecken starb und Alexius IV erdroffelt wurde: so erstürmten die Venetianer mit den Kreuzfahrern Konstantinopel, wobei dieses halb in Flammen aufgieng und zahllose Werke der Kunst und Literatur zu Grunde giengen. Darauf schritten die Sieger 1204 zur Theilung des griechischen Reiches, von welchem Graf Balduin von Flandern das sogenannte lateinische Kaiserthum, nämlich Konstantinopel, Epirus, Thessalien und einen Theil von Griechenland mit der Kaisermürde, — der Graf von Montferrat Macedonien nebst einem Theile von Griechenland unter dem Namen eines Königreichs Thessalonich erhielt, die klugen Venetianer aber den größten Theil, bestehend aus sämtlichen Küstenländern und Inseln, für sich nahmen, und einige französische Grafen und Barone mit kleinen Herrschaften abgefunden wurden.

Die allmächtige Einführung des Lehnswesens löste das griechische Reich dem Wesen nach auf; der Form nach wurde es aber wieder hergestellt, als die Griechen unter Michael Paläologus von Nicäa (wohin der Comnene Theodor Laskaris das griechische Kaiserthum gerettet hatte) mit Hülfe der Genueser 1261 dem lateinischen Kaiserthum wieder ein Ende machten. Doch blieben im südlichen Griechenland noch einige französische Fürstenthümer, so wie denn auch noch die venetianischen Besitzungen in Epirus, Morea und auf den Inseln lagen bestunden.

§. 141. **Fünfter Kreuzzug.** Unterdessen hatte im Morgenlande Saladin's ältester Sohn, Malek-Adel, im Streit mit seinem Bruder die Oberhand bekommen und fortgefahren, die Christen zu bedrängen, die unter so schwachen Königen, wie Amalrich II und Johann von Brienne, wenig Widerstand zu leisten vermochten. Die Leiden der Christen mehrten sich, als nach Malek-Adel's Tod über die Nachfolge in der Herrschaft unter seinen Söhnen gleicher Hader ausbrach, worin dem ältesten Sohne Moaddham Syrien mit Damascus, dem jüngsten Al Camel Ägypten und Palästina zufiel. — Im Abendland aber hatte die Begeisterung der Christenheit für die Kreuzzüge schon bedeutend abgenommen, so daß kein allgemeiner mehr zu Stande kam, obgleich der so mächtige Papst Innocenz III unablässig dazu antrieb. Nur vereinzelte Schaaren, ohne feste Führung und bestimmten Zweck, zogen von Zeit zu Zeit dahin. Nachdem der schwärmerische Eifer sogar auch Kinder ergriffen hatte, welche einmal 7000, das anderemal 20,000 an der Zahl, in den Jahren 1212 und 1213 zu einem Kreuzzuge sich aufmachten, aber unterwegs theils schon in Italien elendiglich verkamen, theils auf dem Meere zu Grunde giengen, theils Sklavenhändlern in die Hände fielen: so brachte man einmal wieder einen größern Kreuzzug zu Stande, an welchem 1217 **König Andreas II von Ungarn**, Herzog Leopold von Österreich, Herzog Ludwig von Bayern, Graf Wilhelm von Holland (an der Spitze von Friesen und Nordsachsen) Theil nahmen. Nach Eroberung einiger unbedeutender Plätze kehrte ein Theil der Kreuzfahrer aus Syrien wieder zurück, während Graf Wilhelm von Holland in Ägypten nach langer Anstrengung das feste Damiette 1219 eroberte, es aber aus Mangel an Verstärkung drei Jahre darauf wieder herausgeben mußte.

§. 142. **Sechster Kreuzzug.** Mit Mühe behaupteten die palästinensischen Christen noch etliche Seeplätze (darunter Accon), und auch diese würden bei den beständigen Zwistigkeiten der Christen, besonders der Templer und Johanniter, untereinander, verloren gegangen sein, wenn nicht zwischen dem Sultan Al-Camel von Ägypten und seinem Neffen Ras' r Da vid von Damascus (dem Sohne des unterdeß gestorbenen Moaddham's) ein Kampf ausgebrochen und dieser den Christen Veranlassung zur Hülfe geworden wäre. Es war dieß die Zeit, in der im Abendlande

1228 **Kaiser Friedrich II.**, um sein Wort zu lösen (§. 127), obgleich im Banne, seinen versprochenen Kreuzzug antrat. Diesem mit der Kirche zerfallenen und der freien, insbesondere arabischen Bildung zugeneigten Hohenstaufen war es ein Leichtes, sich nach seiner Landung zu Accon und nach der Befestigung von Jassa, mit dem Sultan Camel zu verständigen, der sich rücksichtlich des Verhältnisses zu seinen Glaubensgenossen fast in ähnlicher Lage befand und daher theils aus Politik, theils aus persönlicher Zuneigung, mit dem Kaiser 1229 einen Vertrag schloß, wodurch den Christen Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Rama und das Land zwischen diesen Städten und Sidon, Tyrus und Accon eingeräumt wurde.

Da der Papst dem dortigen Patriarchen verboten hatte, dem Kaiser gottesdienstlichen Beistand zu gewähren, so setzte sich Friedrich im folgenden Jahre in der Kirche zu Jerusalem selber die Krone auf, sorgte für die Beschüzung der Stadt und des Landes, und kehrte, da der Papst unterdeß in seine apulischen Besitzungen eingefallen war, schnell nach Europa zurück. Von ihm an blieb der Titel „König von Jerusalem“ bei jedem deutschen Kaiser.

§. 143. **Siebenter Kreuzzug.** So lange Camel in Ägypten und Syrien herrschte, blieben die Christen ungestört und nur ihren eigenen Zerwürfnissen überlassen. Als sie aber nach Camel's Tod, unmutig durch die Ankunft einer neuen, von dem König Heinrich von Navarra geführten Pilgerchaar, den bestehenden Friedensvertrag verletzten, wurde ihnen von Camel's Sohn El-Saleh 1239 Jerusalem wieder entzogen, nach einigen Jahren aber wieder eingeräumt, da der ägyptische Sultan auf einer andern Seite durch die Bewegung der Mongolen in Bedrängniß kam. Von diesen vertrieben, flüchteten sich die Chowaresmier (aus der Gegend von Chorasan) nach Syrien, wo Saleh sie aufnahm, um sich ihrer gegen seine Gegner zu bedienen. Raubend und mordend aber durchzogen sie Palästina und eroberten Jerusalem, wo sie auch das heilige Grab zerstörten. Da sie sonach den Ägyptern selbst zur Geißel wurden, entriß Saleh ihnen Jerusalem wieder und vertrieb sie aus Syrien, worauf es ihm sogar gelang, Damascus zu erobern, und seinem Eubidenreiche wieder neuen Glanz zu verleihen. Weil er aber seinen türkischen Leibwächtern, den Mamelucken, zu viele Gewalt einräumte, so daß diese sich in Regierungssachen mischten, so legte er dadurch den Grund zum Untergang seiner Herrschaft.

Unterdeß hatte auf die Nachricht von der Zerstörung des heil. Grabes Frankreichs König **Ludwig IX., der Heilige**, der gerade schwer erkrankt lag, für den Fall seiner Genesung einen Kreuzzug gelobt. Er genas und als er alle Schwierigkeiten in seinem Reiche beseitigt und auf die Zeit seiner Abwesenheit die Zügel der Regierung Frankreichs, seiner klugen Mutter, **Blanka** von Castilien, übergeben hatte, trat er, von seiner Gemahlin und seinen beiden Brüdern begleitet mit 50,000 Streichern den gelobten Kreuzzug an. 1248

Nachdem er von der Insel Cypern aus, wo er sich bei dem König **Heinrich** von Lusignan aufhielt und mit der Flotte überwinterte, zuerst alle christlichen Parteien im Morgenlande zu versöhnen versucht hatte, wendete er sich zuerst nach Agypten, ohne dessen Besitz auch Palästina nie zu behaupten war, eroberte die feste und reiche Stadt **Damiette**, gerieth aber auf dem Zuge nach Kairo mit seinem ganzen Heere in Gefangenschaft und konnte sich von derselben nur durch die Zurückgabe **Damiette's** und durch Zahlung einer Geldsumme lösen. Darauf landete er zu **Accon** und ließ von da aus die Seeplätze befestigen, mußte aber auf die Nachricht vom Tode seiner Mutter 1254 nach Frankreich zurückkehren, um daselbst Verwirrungen vorzubeugen und schon begonnene religiös-politische Unruhen im Süden Frankreichs zu unterdrücken.

Inzwischen hatten die **Mamelucken** **Saladin's** Dynastie in Agypten 1249 gestürzt und das Sultanat an sich gerissen. Als sie in Palästina eine Besitzung der Christen nach der andern wegnahmen und selbst die feste Stadt **Antiochia** in ihre Gewalt fiel, deren Einwohner sie tödteten und verkauften, so entschloß sich **Ludwig** zu einem abermaligen Kreuzzug. Er gieng, nachdem er sein Reich wohl geordnet hatte, mit 60,000 Mann zu Schiffe, um zunächst die Sarazenen in Afrika zu bekämpfen und den Zusammenhang der muhammedanischen Welt des Orients mit der in Afrika und in Spanien zu trennen. Als er in der Nähe von Tunis angekommen war und seinen Bruder **Karl von Anjou**, der sich nicht lange zuvor zum Herrn von Neapel und Sicilien gemacht hatte, erwartete, um mit ihm den Beherrscher von Tunis zu bezwingen, so brach in seinem Heere vor Tunis eine **Seuche** aus, der auch **Ludwig** 1270 im 55 Jahre seines Alters erlag. Der Rest seines Heeres kehrte in die Heimath zurück.

Weil nun dieses traurige Ende **Ludwig's** die abendländischen Fürsten von der Fortsetzung des Unternehmens abhielt, und auch die Mitterorden unter sich uneinig waren, so verloren die Christen mit dem Falle von **Accon** 1291 die letzte ihrer Eroberungen in Palästina, — und an sechs Millionen Menschen, welche die Kreuzzüge gekostet hatten, wären für den Zweck, wofür sie ursprünglich unternommen wurden, umsonst geopfert worden, wenn die Kreuzzüge nicht in anderer Weise der Menschheit hätten dienen müssen, indem sie in Bezug auf Sitten und Religion, Kunst und Wissenschaft, Staat und Kirche den mächtigsten Umschwung hervorbrachten, der vorzüglich die geistige und materielle Entwicklung des europäischen Völkerlebens zu fördern die Bestimmung hatte. (§. 144.)

Kap. 26. Innere Zustände Deutschlands unter den Hohenstaufen.

§. 144. **Einfluß der Kreuzzüge.** Die Kreuzzüge hatten theils wohlthätige, theils nachtheilige Folgen. Einerseits belebten sie den Glauben und richteten den Sinn Vieler vom Zeitlichen hinweg auf höhere Güter; sie veredelten das Ritterthum durch ein höheres Thatenziel, welches vorzüglich die Ritterorden aufstellten; sie veranlaßten die Gründung neuer Staaten, unter denen für Deutschland das preussische Ordensland (§. 149.) besonders wichtig ist; sie vermehrten die Anzahl der freien Städte, so wie der freien Bauern; sie bereicherten die Städte durch Erweiterung des Handels; sie hoben die Bildung des Bürgerstandes, insbesondere des Handwerksstandes, durch Vermehrung des Wohlstands und der Bedürfnisse; sie gaben der Kunst, vorzüglich der Dichtkunst, reichen Stoff; sie erweiterten endlich die Grenzen der Wissenschaft, insbesondere der Natur- und Länderkunde. Andererseits aber trugen sie wesentlich bei, daß die fürstliche Macht über die kaiserliche, insbesondere aber, daß die geistliche Gewalt weit über die weltliche sich erhob; ferner, daß der Klerus übermäßig reich und dadurch die Kirche ihrem innern Verfall näher geführt wurde; endlich, daß in den Bereich des christlichen Lebens ein aus der Quelle morgenländischer Sinnlichkeit und sarazenischer Bildung fließender, dem Christenthum feindlicher Geist eindrang.

§. 145. **Die päpstliche Macht.** So lange die weltlichen Fürsten mit dem Kaiser wie Glieder mit dem Haupte zusammenhiengen, hielt sich die weltliche und die geistliche Macht bei allem Kampf und Widerstreit doch noch ziemlich im Gleichgewichte, wie solches in dem damals häufig gebrauchten Wibe der „beiden Schwerter“ angedeutet lag, und in Zeiten, da keine dieser Gewalten in die Befugnisse der andern eingriff, stand es gut um Kirche und Reich. Übergriffe der einen Gewalt aber zogen auch Übergriffe der andern nach sich. Als sodann eine Spaltung der deutschen Reichsvasallen (in welfisch- und ghibellinischgesinnte) eintrat, und die eine Partei sich mit dem Papste gegen den Kaiser verbündete, hob sich die geistliche Herrschaft über die weltliche und behauptete dieses Übergewicht bis zur Reformation. Was die pseudo-isidorischen Decretalen im 9. Jahrhundert erstreben (§. 103), ward im 13. Jahrhundert erreicht: denn in diesem Jahrhundert besaß der Papst „unbestritten die oberste Hoheit in Europa.“ Die hiernach maßgebenden Grundsätze waren: Die Wohlfahrt der Christenheit ist von Gott dem Papste als Stellvertreter Christi anvertraut. Die Gewalt in weltlichen Dingen hat Christus dem Kaiser verliehen, jedoch unter Aufsicht des Papstes. In geistlichen Dingen ist der Papst episcopus generalis, Erzbischoffe, Bischöffe, Cardinäle sind nur seine Gehilfen. Er giebt Gesetze, beruft Concilien und Synoden und bestätigt ihre Beschlüsse (was sonst dem Kaiser zustand). Er bestätigt Bischöffe, läßt sie weihen und empfängt ihren Eid des Gehorsams. Er dispensirt selbst vom Recht, bezieht die Anstellung von Geistlichen etc. — Doch waren diese Ansprüche niemals allgemein anerkannt.

Seit die vielen **Mönchsorden**, welche allmählich entstanden waren und anfangs meist unter den Bischöffen stunden, die unmittelbare Stellung unter den Papst errangen, erhielt des letzteren Macht einen großen Zuwachs; während solch Aufhören der näher liegenden bischöflichen Aufsicht über die Klöster zum Verfall der Sittenzucht in ihnen viel beitrug.

Zu den schon oben (§. 114) genannten geistlichen Orden waren unterdeß noch andere hinzugekommen, z. B. die Prämonstratenser, vorzüglich aber die Franciscaner, Dominicaner, Carmeliter und Augustiner, welche vier letztere das Gelübde der Armuth streng zu halten sich verpflichteten, und vom Volke auch Bettelorden genannt wurden. — Besonders merkwürdig ist der Orden der **Franciscaner**, gestiftet 1223 von Franciscus von Assisi, wegen seiner innerlichen Richtung gegen die damalige Verweltlichung der Kirche; eine Fraktion desselben trat in der Folge geradezu gegen den Mißbrauch päpstlicher Gewalt auf, und half dadurch, daß sie mit aller Kraft den Grundsatz verfocht, die allgemeine

Kirche stehe in ihren Concilien über dem Papste, unbewußt die Reformation anbahnen.

Zu den Mitteln, durch welche die Kirche die ihr Ungehorsamen bestrafte, kam 1229 durch die Synode von Toulouse das **Inquisitionsgesetz** gegen die Ketzerei hinzu, das Papst Gregor IX. allgemeingültig zu machen strebte und den Händen der Dominicaner übergab. In Deutschland selbst aber konnte ein stehendes Ketzengericht nur kurze Zeit (unter Konrad von Marburg) aufkommen.

§. 146. **Die kaiserliche Macht.** Die gesunkene Macht des Kaisers, als obersten Lehnsherrn mit unumschränkter monarchischer Gewalt und als Schirmherrn der Kirche, wieder herzustellen, war das Sterbeziel der Hohenstaufen; aber die bereits erlangte Uebermacht der Päpste, die Eifersucht der Fürsten, der Freiheitsinn der Städte und eigene öftere Verfehlung in der Wahl der Mittel hinderte sie daran, und sie selbst erlagen in diesem Kampfe, weil insbesondere Friedrich II. und seine Partei in der Hitze des Streites sich hinreißen ließ, auch das innere Heiligthum des Glaubens anzutasten. Nach dem Fall der Hohenstaufen verlor die Kaiserwürde ihre höhere Bedeutung, und des Reiches Herrlichkeit fiel dahin.

Die Noth, in welche die Kaiser durch die Spaltung der Fürsten in welfisch- und gibellinisch-gesinnte geriethen, führte zu Vergabungen der Reichs- und Hoheitsrechte, sowie zu Verschönerungen ihrer Privatgüter an ihre Anhänger, und die dadurch zunehmende Schwäche des Königthums hatte auch die Folge. Besonders während des Interregnums vergeudeten die beiden ausländischen Kaiser (Richard von Cornwallis und Alfons von Castilien) von den kaiserlichen Rechten so viel an die Fürsten, daß das Kaiserthum gänzlich verarmte und Deutschland von da an eigentlich mehr ein freies Gemeinwesen der Reichsstände als eine Lehnsmonarchie war, wiewohl gewiß nicht zu leugnen ist, daß auf der andern Seite die zunehmende Selbständigkeit der Stände die Quelle einer mannigfaltigeren und tieferen Volksbildung wurde. (§. 243.) Auch Deutschlands Umfang stieg bereits an, sich mit der allmählichen Lösung burgundischer und lothringischer Landschaften vom Reiche zu mindern.

Die Fürsten, welche vorher in ihren Landen nur die Lehnsherrlichkeit besaßen hatten, erlangten in dieser Periode die erbliche Landeshoheit (*dominium terrae*), welche von Friedrich II. 1220 den geistlichen und 1231 auch den weltlichen Fürsten durch ein Reichsgesetz zugesichert wurde.

§. 147. **Die fürstliche Macht und die Stände.** Die Fürsten hatten in ihren Landen die Lehnsherrlichkeit, den Heerbefehl und die Gerichtsbarkeit, jedoch dies alles nur über ihre Vasallen, nicht über die Geistlichen und Reichsunmittelbaren. Außerdem hatten sie noch die Zoll-, Münz-, Bergwerks- und andere Regalien. — Wie die Fürsten sich vom Kaiser unabhängig zu machen suchten, so der landsässige Adel von den Fürsten. Und gleichwie die Reichsstädte selbständig geworden waren, so trachteten auch die fürstlichen Städte nach einer selbständigeren Stellung. — Dadurch, daß die Fürsten, wenn sie in irgend eine Noth geriethen, sich die Hülfe ihrer Unterthanen oft durch Verleihung von Vorrechten erkaufen mußten, entstanden die **Landstände**, die aus den Landtagen (d. i. auf den Versammlungen, welche aus Abgeordneten der drei Stände, nämlich der Geistlichkeit, des Adels und der Städte, bestanden) mit den Fürsten Verträge zum Wohle des Landes eingingen.

Das deutsche Reich zählte in dieser Periode 116 geistliche und 100 weltliche Reichsstände. Mehrere Reichsgebiete hatten auch eine Umgestaltung erlitten: so z. B. hatte sich aus Theilen des Herzogthums **Thüringen** 1130 die Landgrafschaft gleiches Namens gebildet, und das mit Thüringen verbunden gewesene Hessen bekam mit Heinrich von Brabant seine eigene Dynastie; — aus dem Herzogthum **Franken**, das 1039 aufhörte, waren die Pfalzgrafschaft am

Rhein und mehrere Grafschaften, das Erzbistum Mainz, die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Fulda, Worms, Speyer, die Reichsstädte Nürnberg, Frankfurt und das Burggrafthum Hohenzollern entstanden; — **Bayern**, von dem sich Österreich, Kärnten, Steyermark, Tyrol gelöst hatte, wuchs als Erbherzogthum der Wittelsbacher wieder an durch die Länder der rheinischen Pfalzgrafen 1227 und theilte sich 1255 in Ober- und Niederbayern, wovon Oberbayern die rheinische Pfalz, die Kurwürde und das Reichsvicariat hatte; — **Sachsen** ward 1180 in der §. 124 angegebenen Art zerstückelt; — von dem zerpfitterten **Schwaben** waren Württemberg und Baden die Hauptüberreste; **Lothringen** war durch Theilung in Verfall gerathen und die zu Niederlothringen gehörige Grafschaft Zlandern huldigte 1196 dem Könige von Frankreich; das Herzogthum Brabant und die Grafschaften Limburg, Hennegau, Namur, Holland, Geldern, Jülich, Cleve, Berg und die Bisthümer Lüttich und Utrecht wurden unabhängig; die Städte Köln und Aachen waren Reichsstädte geworden; — **Böhmen**, zu welchem damals noch Mähren und die Oberlausitz gehörten, war (durch Philipp von Schwaben) aus einem Herzogthum zu einem Königreich (1198) erhoben worden, blieb aber Bestandtheil des deutschen Reichs. — Jeder Volksstamm hatte zwei Farben im Schild: die Franken weiß und roth, die Schwaben roth und gelb, die Bayern weiß und blau, die Sachsen schwarz und weiß. Zur Reichsfahne nahm man von den Sachsen das Schwarz, von den Franken das Roth, von den Schwaben das Gold (gelb.)

§. 148. **Der Bauernstand** kam erst später bei jenen Landtagen zur Vertretung. Viele Landbewohner hatten sich in die aufblühenden Städte gezogen und die Zahl der Hörigen hatte sich trotz der stark zunehmenden Bevölkerung vermindert, aber bei der Übermacht des Adels waren die meisten von den Herren des Landes unter ihr Gericht gebracht und zinspflichtig worden. Freie Bauern mit eigenem Landbesitz waren wenige mehr. Nur in Schwaben, in Tyrol, in der Schweiz, in Sachsen (besonders bei den Friesen und Dithmarsen) hatten sich noch von alten Zeiten her freie Landgemeinden erhalten, die nach ihren alten Gewohnheiten lebten, aber unter dem Vogt eines geistlichen oder weltlichen Herrn standen. Manche hatten in Vertheidigung ihrer Rechte gegen den sie bedrängenden Adel schwere Kämpfe zu bestehen. In solchen Kämpfen fanden z. B. die Stedinger (§. 127) ein friesischer Stamm an der Hunte und Jahde, gegen die vereinigt wider sie ausziehenden Grafen von Brabant, Geldern, Cleve, Oldenburg, Holstein u. ihren völligen Untergang (1234). Dagegen vertheidigten die Ostfriesen ihre alten Freiheiten in glücklichen Kämpfen gegen die Grafen von Holland und vereinigten sich in sieben Freigemeinden, welche man die Seelände nannte. Ebenso erhielt sich das kleine, aber tapfere Volk der Dithmarsen (ein sächsisch-friesischer Stamm zwischen der Eider und Elbe) seine uralte, zeitweise unterdrückte Freiheit gegen die Dänen. — In den andern deutschen Ländern war die Freiheit der Bauern eng beschränkt; in den slavischen Marken gab es vollends nur Leibeigene. — Die Folgen der Freiheit, welche viele Leibeigene und Hörige bei Gelegenheit der Kreuzzüge, theils von dem guten Willen ihrer Herren, theils dadurch bekamen, daß sie selbst das Kreuz nahmen, zeigten sich erst später. Das Auftreten und der steigende Luxus des Adels legte dem Bauernstande harte Lasten auf, und die schweren Strafen, wodurch der Adel seine Macht sichern wollte, nahmen jenem vollends alles edlere Gefühl. Die üblen Folgen der Lähmung dieses Standes, in welchem doch die Hauptkraft eines Volkes liegt, kamen späterhin grell zu Tage (§. 189).

§. 149. **Die Städte.** Die Zahl der Städte überhaupt wuchs besonders unter den Hohenstaufen, und die Blüthe und Macht der großen Städte hob sich durch die kaiserlichen Privilegien (z. B. daß jeder Hörige, wann er ein Jahr lang in der Stadt gewohnt hatte, frei wurde) immer mehr, so daß sich dadurch sehr viele Städte von der Gerichtsbarkeit der Fürsten und Bischöfe befreiten und reichsunmittelbar wurden. Es gab in dieser Periode 60 Reichsstädte. (§. 117.) Zur Wahrung ihrer Rechte und Vortheile gegen die Eingriffe ihrer Fürsten und des

Nelß traten die deutschen Städte, nach dem Beispiel der lombardischen, in Bündnisse zusammen, von denen §. 131 die Rede war und deren Entwicklung in der folgenden Periode näher wird angegeben werden (§. 162 und 179).

Die Gründung vieler neuen und wichtigen Städte an der nordöstlichen Gränze Deutschlands, in denen deutsches Bürgerthum emporblühte, wurde durch die mit Ausbreitung des christlich-germanischen Wesens verbundene **Eroberung Preußens** durch den **deutschen Orden** herbeigeführt. Die Preußen, ein ästischer Volksstamm im alten Bernsteinlande, traten im 11. Jahrhundert mehr hervor und geriethen frühe mit den Polen, die ihnen das Christenthum aufzwingen und sie unterjochen wollten, in schwere Kämpfe. Als die Liefländer mit Hülfe des Schwertordens befehrt worden waren, stiftete der Herzog von Massovien gleichfalls einen Ritterorden, um durch denselben die Preußen zu dem gleichen Ziele zu bringen. Da aber dieser Orden im Kampfe mit den Preußen unterlag, so erhielt zur Zeit Kaiser Friedrich's II der deutsche Orden (§. 131), dessen Hochmeister damals Hermann von Salza war, jene Bestimmung. Er eroberte in Vereinigung mit dem Schwertorden und mit Unterstützung von Kreuzfahrerzuzügen binnen 55 Jahren das preußische Land und gewann es für Deutschland durch Anlegung von Städten und Gründung von Kirchen und Klöstern, sowie durch Einführung deutscher Bildung und Sitte. — Die erste Anlage des Ordens war Thorn, von wo aus das Kulmerland erobert und Kulm angelegt wurde. Die darauf folgende Gründung war Elbing. Nach dem Tode des ersten Landmeisters Hermann Balk wurden Ermeland und einige andere Landschaften unterworfen. Alzuharte Behandlung der Widerpenstigen rief einen Aufstand hervor, der mit Mühe gedämpft wurde. Nach der Erbauung Memel's wurde Sameland erobert und Königsberg gegründet. Ein furchtbarer Aufstand der Samländer brachte das ganze Ordensland in die Gefahr des Untergangs, und nur der ausharrenden Standhaftigkeit der Ritter hat man es zu danken, daß die christlich-germanische Bildung dort gerettet wurde. Mit der Unterwerfung der noch übrigen heidnischen Gaue war die Eroberung Preußens im Jahre 1283 vollendet.

Das Ordensland Preußen hatte eine eigenthümliche Verfassung. An der Stelle des Hochmeisters, der damals noch seinen Sitz in Acon (nacher in Venedig) hatte, gebot der Landmeister, der in wichtigen Angelegenheiten an den Beirath des Ordensmarschalls und der Comthure (d. i. der Vorsteher der Landschaften) gebunden war. In kirchlicher Hinsicht war das Land in 4 Bisthümer getheilt, die in der Folge meist mit Ordensbrüdern besetzt werden durften. Die Geistlichkeit hatte indeß auf die Politik dieses Ordens keinen Einfluß. — Das Volk bestand 1. aus den eingebornen, dem Orden treu gebliebenen Edlen, die außer ihrem Allod nach Lehnsgut vom Orden bekamen, 2. aus zehntfreien Lehnseuten, 3. aus Zinspflichtigen, 4. aus Leibeigenen. Die deutschen Edlen bildeten den Stand der Landesritter; die deutschen Bürger und Bauern (Ansiedler), die den eigentlichen Kern des Bürgerthums ausmachten, erhielten Grundeigenthum gegen Zins und Zehnten. (S. §. 175 a. C.)

§. 150. Die **Gerichtspflege** richtete sich noch nach den Rechten des Herkommens und der Gewohnheit. Wo die Untergerichte mit ihrer Erfahrung nicht ausreichten, giengen sie die oberen Gerichte um Weisung des Rechts an, und die von ihnen empfangenen Weisthümer galten für künftige ähnliche Fälle. Diese und andere Rechtsbestimmungen wurden allmählich aufgeschrieben, und so entstanden anfangs Sammlungen von Stadtrechten, nacher auch von Landrechten, zu welchen letztern der Sachsenpiegel und der Schwabenspiegel gehört. Die Mangelhaftigkeit dieser Gesetze fieng aber bereits an, dem römischen Rechte Eingang zu lassen, welchem besonders der Umstand Vorschub that, daß die geistlichen Gerichte dasselbe in dem gleichen Maße vorzogen, in welchem Rom's Einfluß zunahm, und daß man die damaligen Kaiser für die Rechtsnachfolger der römischen ansah; während 1137 auch das Manuscript der berühmten Pandecten

aufgefunden und von Bologna aus durch den Professor Irner (einem Deutschen von Geburt) bekannt gemacht wurde. — Bei dem gerichtlichen Verfahren wurden in dieser Periode Zweikampf und Ordeal seltener, die Folter aber gewöhnlich angewendet. — Die Rechtsverhältnisse der Kirche wurden durch weitere Ausbildung des canonischen Rechts vervollständigt. — Die Neigung zur Selbsthülfe nahm unter den Hohenstaufen, welche meist von Deutschland abwesend waren, sehr überhand, und artete, wie erwähnt, bei einem Theile des Adels sogar in Raubwesen aus.

§. 151. **Theologie und christliche Volksbildung.** Die innere Aneignung des Christenthums trat im 11. und 12. Jahrhundert in zwei sich entgegengesetzten Formen auf: in der **Scholastik** (d. i. Verbindung der Philosophie mit der Theologie), welche die Überlieferungslehren logisch zu begründen und zu bestimmen suchte und bei welcher die Schärfe des Begriffs vorherrschte, und in der **Mystik**, welche das Wesen des Christenthums in die Tiefe der Empfindung setzte und auf Heiligung der Gesinnung und des Willens drang. Jene hatte einen Hauptvertreter in **Abälard** zu Paris, diese in **Bernhard von Clairvaux**; durch die Verbindung beider suchte **Hugo von St. Victor** (ein Deutscher aus dem gräflichen Geschlechte von Blankenburg, der an der Schule zu St. Victor bei Paris Lehrer war) eine christliche Wissenschaft zu gründen. Alle diese verschiedenen Richtungen giengen im Anfang des 12. Jahrhunderts von Frankreich aus, und fanden auch in Deutschland Eingang, wo die evangelischen Predigten des Mönchs Berthold viele Tausende von Hörern fanden; doch erhielt die scholastische, durch die einseitige Herrschaft des Begriffs allmählich vom lebendigen Glauben abführende Richtung eine größere Verbreitung.

In der Kirche selbst trat die Einfachheit des Evangeliums mehr und mehr in den Hintergrund und der Wandel im Geiste zeigte sich immer seltener. Obgleich manche Päpste und Bischöffe den eingerissenen Mißbräuchen und Unordnungen in der Kirche und im geistlichen Stande durch kräftige Maßregeln zu steuern suchten; obgleich durch die Kreuzzüge bei Vielen im Volke eine große Begeisterung für den Christenglauben erweckt wurde: so war doch die Lehre des Evangeliums von denen, welche sie rein zu erhalten berufen waren, durch mannichfache Mißbräuche (insbesondere durch eine bis zur Auszeichnung gehende Verehrung der Heiligen und Reliquien) mehr und mehr getrübt worden, der Gottesdienst zu einem toten Werk herabgesunken und das innere Glaubensleben und die christliche Sittenzucht durch das verweltlichte Leben eines großen Theiles der Geistlichkeit in großen Verfall gebracht worden. Verwilderung der Bischöffe im Kriegeleben, Raub und Mord, Rechtlosigkeit, Fehden, Vergewaltigung, Unzucht in Folge des Cölibats war allgemein.

Gegen die also beschaffene Kirche jener Zeit trat daher einerseits die scholastische Theologie, welche das Wesen des Christenthums in das Wissen und in philosophische Speculation setzte, anderseits der Sectengeist, welcher entweder der Kirche den Wahrheitsgrund oder wenigstens die Fähigkeit, sich selbst zu erneuern, absprach, in einen doppelt gearteten Gegensatz.

Jener, von der äußersten Spitze der Scholastik durch **Arnold von Brescia**, Abälard's Schüler, ausgehende Gegensatz drang auf Einfachheit der Sitten, sprach der Kirche, dem Papste und jedem Geistlichen alles Eigenthumsrecht und allen weltlichen Einfluß ab und versuchte es, durch thätliche Gewalt den Papst abzuschaffen und den Kirchenstaat in eine Republik altrömischer Form zu verwandeln. Weil aber dieser Gegensatz in nichts an das Bestehende anknüpfte und zugleich auch politische Absichten verfolgte, so gieng er mit der Verbrennung **Arnold's** durch den Papst Hadrian IV zu Grunde (§. 121).

Der andere Gegensatz, der längst im Stillen gegen das öffentliche Kirchenwesen bestand, war im Grunde ein zweifacher, indem die eine Partei auf die alte gnostisch-ascetische Gegenkirche, die andere auf die ursprünglich-apostolische Kirche zurückgehen wollte. Jene verhielt sich zur Kirche schismatisch, diese nur separatistisch.

Die schismatischen Secten waren besonders im Anfang des 11. Jahrhun-

hundert in Frankreich, in Italien und in den Niederlanden, wo die Kirche damals im tiefsten Verfall war, hervorgetreten. Sie gaben zwar der heiligen Schrift den Vorrang vor der Tradition, giengen aber nicht auf die reine Schriftquelle zurück, sondern nährten ihre größtentheils grundverderblichen Irrthümer durch die von ihnen aus den Streitschriften der Kirchenväter entnommenen gnostischen Ansichten. Man nannte sie an verschiedenen Orten verschieden: Manichäer, Paternerer, Katharer, Gazarer, aus welchen beiden letztern Namen wahrscheinlich das Wort Kether entstanden ist. — Im Anfang des 12. Jahrhunderts traten in Südfrankreich ganze Kethervereine in Massen wider die Kirche auf und giengen auf ihren gänzlichen Umsturz aus. Mit Mühe wurde das gefährliche Feuer durch den heil. Bernhard auf eine Zeit lang gedämpft, indem er durch die Macht seines lebendigen Glaubens die Meisten wieder in den Schooß der Kirche zurückbrachte. — In der Folge ließ die fortdauernde Wertsucht der Geistlichen und die damit zusammenhängende Vernachlässigung des christlichen Unterrichts die Kethervereine allmählich wieder so erstarken, daß der Kirchenabfall, immer größer wurde. Da die gemein bischöflichen Bemühungen bei den Weltgeistlichen keine Unterstützung fanden, so übergab der Papst Innocenz III. vorzugsweise dem **Dominicanerorden** das Geschäft, durch Volksbelehrung und Vertheidigung des Kirchenglaubens dem Abfall entgegenzuarbeiten. Dieß geschah zuerst durch Ermahnung, Belehrung und Religionsgespräche. Wenn auch dabei anfangs mit Schonung verfahren wurde, so mißte sich doch bald in dieses Bekehrungsgeschäft unkluger Eifer, der durch die oben erwähnte Errichtung der **Inquisition** in ein tyrannisches Verfahren übergieng, das die Irrenden nur noch härtnächtiger machte und ihre Zahl vermehrte. Und als Raymund VI. Graf von Toulouse, in dessen Gebiete die Kethersecten vorzugsweise ihr Wesen trieben (besonders in und um Alb), daher sie auch den Namen **Albigenser** bekamen), aus politischen Gründen ihnen seinen Schutz ließ, so ließ Innocenz III. sogar das Kreuz gegen sie predigen, als gegen Menschen, die ärger wären als die Sarazenen. So entstanden die Albigenserkriege, die an 20 Jahre hindurch mit solcher fanatischen Wuth geführt wurden, daß das Blut von Schuldigen und Unschuldigen jedes Standes, Alters und Geschlechts in Strömen floß, die Gräuel der Grausamkeit und Habucht gen Himmel schrieten und das schöne, kunst- und gewerbreiche Land in eine Einöde verwandelt wurde.

Die bloß separatistischen Secten dagegen, welche auf ein reines Apostelchristenthum zurückzugehen strebten, hatten ein überwiegend evangelisches Element und erhielten sich daher lange im Stillen wirkend neben der Kirche. Unter ihnen legten besonders die **Waldenser**, deren Lehren zwar in einem innern, aber nicht in einem äußerlich nachweisbaren Zusammenhang mit den frühern bibelgläubigen Häretikern standen, durch ihre Übereinstimmung mit dem apostolischen Glaubensbekenntniß und durch einen streng sittlichen Wandel ein ernstes Zeugniß gegen die in der Kirche überhand nehmende Verweltlichung ab.

Der Ursprung der Waldenser ist immer noch ein Gegenstand streitiger Untersuchung. Die Waldenser der cottiſchen Alpenhöher in Piemont und Savoyen und diejenigen Schriftsteller, welche auf den Angaben derselben fußen, leiten den Namen Waldenser (Vallenses, Valdenses, Vaudois, Vaudés d. i. Thalleute, Waldthalleute) von vallis (vaux) Thal, oder Walda (vaud) Wald ab und behaupten, es lasse sich aus ihren ältesten, in romanischer Sprache verfaßten Schriften erweisen, daß ihre Lehre mit dem Inhalt des apostolischen Glaubensbekenntnisses völlig übereinstimmt, und daß ihr Gegensatz gegen die Kirche nichts enthalte, was der Zeit widerspräche, aus der sie stammen sollen. Allein die neueste Kritik gesteht ihren Quellschriften, die sie in den Anfang des 11. Jahrhunderts setzen, kein so frühes Alter zu und sucht nachzuweisen, daß diese Schriften meist dem 16. Jahrhundert und zwar zum Theil der Zeit nach der Reformation angehören. Den ersten, wirklich historischen Stützpunkt finde man in den Verhandlungen des Lateran-Concils v. 1215, aus welchen hervorgehe, daß die waldensische Uebersetzung keine Glaubwürdigkeit beanspruchen könne; daß dagegen kein Grund

vorhanden sei zu bezweifeln, was auf dem gedachten Concil über den Stifter dieser Secte berichtet worden. Der Gründer, **Petrus Waldus** (Baldez, Walbesius, Waldensis, Pierre de Vaud, von Spätern Petrus von Walden, einem französischen Gränzstädtchen) genannt, lebte zwischen den Jahren 1160 bis 1180 zu Lyon und war ein reicher Kaufmann. Derselbe ließ sich von befreundeten Geistlichen die Evangelien und andere biblische Schriften, auch eine Auswahl classischer Lehrstellen aus den Kirchenvätern in die romanische Landessprache übersetzen und las zuerst zu seiner eigenen Belehrung fleißig darin. Dadurch im Innern ergriffen und durch den Tod eines Freundes näher erweckt, zugleich betroffen durch die Schriftstelle Matth. 19, 16—26 nahm er sich vor, das von der Erde verschwundene apostolische Leben zu erneuern. Er gab daher alle seine Habe den Armen, führte mit einigen Gleichgesinnten ein Leben in der Armuth und verbreitete die von ihm erkannte Bibellehre in der Umgegend durch Verkündigung des Evangeliums in der Landessprache, indem sie je zwei und zwei (nach Luc. 20, 2 ff.), ohne Stab und Tasche, mit Holzsandalen an den Füßen in den benachbarten Städten und Dörfern, in Häusern und auf Märkten predigten und lehrten. Man nannte sie nur die Armen von Lyon (Pauperes de Lugduno.)

Obgleich sie anfangs eine Entgegensetzung gegen die Kirche gar nicht beabsichtigten, so trat ihnen doch der Erzbischoff von Lyon entgegen, weil er in dem Predigen von Laien einen Eingriff in die Rechte des Klerus sah, und als sie seinem Verbote zu predigen, den Spruch des Apostels, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen, entgegenhielten, wurden sie vom Erzbischoff mit Bann und Landesverweisung verfolgt. Dagegen appellirten sie an den Papst Alexander III und verlangten von diesem die Erlaubniß zu predigen, und als sie auch dieser (1170) zurückwies und nachher Papst Lucius III sie auf dem Concil zu Verona 1183 mit dem Banne belegte, schieden sie förmlich aus der Kirche, von der sie fortan als Ketzer bezeichnet und behandelt wurden. Gerade diese Behandlung aber mehrte ihren Anhang und durch ihre Vertreibung aus Lyon wurde der Samen der neuen Lehre im südlichen und östlichen Frankreich, so wie auch in Oberitalien weiter ausgestreut. Waldus selbst soll zuletzt in Böhmen 1197 gestorben sein. Seine Anhänger verbreiteten sich auch in der Schweiz und in Deutschland, besonders am Rhein.

Für die Entstehung und Gestaltung der Waldenser war demnach das Zurückgehen auf die heil. Schrift (das sog. Schriftprincip) von größter Bedeutung. Allein das Schriftprincip allein und an und für sich kann nicht vor schwerer Verirrung sichern, so lange es noch an dem rechtgefaßten materialen Princip fehlt. Daher waren die Waldenser anfangs noch im Irrthum der mittelalterlichen Kirche gefangen und verstanden noch nicht die h. Schrift in evangelischer Weise zu gebrauchen: denn ihre vor der Ausscheidung aus der römischen Kirche verfaßten Schriften priesen noch den Heiligen- und Mariendienst, Fasten und Almosen als verdienstliche Werke, billigten die Ehrenbeichte, die sieben Sacramente, die Messe, das Mönchthum. Daß sie aber dabei jedem Christen das Recht und die Pflicht des Bibelstudiums zusprachen und sich bemühten, das christliche Leben zur apostolischen Lauterkeit und Einfachheit zurückzuführen, zeigte sich schon in dieser ersten Periode ihrer Entwicklung.

Erst diejenigen ihrer Schriften, welche nach ihrer Ausstoßung aus der römischen Kirche in der eingetretenen Verfolgungszeit von ihnen ausgingen, sind gegen die Kirche gerichtet, und verwarfen den Papst, die Heiligenverehrung, das Mönchthum, den Eölibat, die Messe, die Ehrenbeichte, den Ablass etc. Sie behielten von der alten Kirche nur die apostolische Succession der Ordination bei. — In der dritten Periode ihrer Entwicklung nahmen sie, wiewohl nur sehr bedingt auf, was die reformatorischen Bestrebungen der böhmischen Brüder darboten: wie weit dieser Einfluß gieng, ist noch unaufgeklärt. Von den 7 Sacramenten behielten sie nur Taufe und Abendmahl bei. Gewiß ist aber, daß nachher die Macht der evangelischen Predigt (Luther's, Zwingli's, Calvin's) auch unter den Waldensern die frühern Irrthümer brach und auch sie von ihrer Vergangenheit lösrte.

Die Moral und Askese der Waldenser war sehr streng, ja in Betreff der Mittel Dinge schroff; wiewohl aber nicht vom biblischen Grund und Boden. Die Angriffe auf ihre Sittenreinheit zerfielen alle in Nichts; selbst Zeugnisse ihrer Feinde bestätigen dieselbe aufs unwiderleglichste. — Treu der Obrigkeit, nahmen sie nie eine gewaltthätige Richtung gegen den Staat; selbst einer ihrer heftigsten Gegner, Rainer, wußte ihnen nichts Anderes vorzuwerfen, als 1., daß ihre Secte die älteste unter allen sei, 2) daß es kein Land gebe, wo sie nicht zu finden seien, und 3) daß, während alle andern Secten wegen ihrer gotteslästerlichen Lehren verabscheuungswerth seien, diese Waldenser nicht nur vor den Menschen gerecht lebten, sondern auch an allen Artikeln des apostolischen Glaubensbekenntnisses festhielten, nur daß sie die römische Kirche und Christlichkeit nicht anerkannten.

Als daher der Papst im Anfang des 13. Jahrhunderts gegen die von den Grundwahrheiten des Evangeliums grell abweichende manichäische Secte der Albigenser durch Inquisitionsgerichte und Kreuzzüge die gräßlichsten Verfolgungen verhängte, so wurden auch die Waldenser (die, wenn sie auch in verschiedenen Glaubenspunkten eine noch unentwickelte, zum Theil unrichtige Erkenntniß hatten, doch von den verderblichen paterinischen Lehren frei waren) mit in diese Verfolgungen hineingezogen, welche jedoch ihren Glaubensmuth nicht beugten, vielmehr bekräftigten, daß sich die Waldenser, wie oben erwähnt, noch weiter ausbreiteten.

§. 152. Die Wissenschaft. Unter den Hohenstaufen, und größtentheils durch die Pflege dieses geistvollen Fürstengeschlechts, verbreitete sich auch in Deutschland die wissenschaftliche Bildung immer mehr auch außerhalb der Klöster, indem sich die Dom- und Stiftsschulen vermehrten, und die in andern Ländern entstandenen Universitäten, besonders die zu Paris (in Bezug auf philosophische Theologie), die zu Bononia (in Bezug auf Rechtsgelehrsamkeit), und die zu Salerno und zu Montpellier (in Bezug auf Arzneikunde), auch schon jetzt auf Deutschland großen Einfluß äußerten. — Bemerkenswerth in diesem Zeitabschnitte sind: als Geschichtschreiber der Bischoff **Otto von Freising**, (Halbbruder Kaiser Konrad's III) durch seine Chroniken und seine Lebensbeschreibung Friedrich Barbarossa's; Sago Grammaticus durch seine dänische Geschichte, und Helmsold durch seine Chronik der Slaven, die zugleich für die Geschichte Heinrich's des Löwen wichtig ist; — als Naturkundiger und Mathematiker der Bischoff **Albertus Magnus** von Regensburg, dessen Kenntniß der Natur ihm den Ruf eines Zauberers zuzog.

§. 153. Die Kunst. Die seit dem 9. Jahrhundert verstummte deutsche Poesie erwachte erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts zu einem neuen Leben und erreichte unter den Hohenstaufen ihre höchste mittelalterliche Blüthe. Die Vorbereitungsperiode derselben umfaßt die reimlosen epischen Dichtungen in mittelniederdeutscher Mundart. Alsdann entfaltete sie sich zu einer höhern Stufe in der von Heinrich von Veldeke begründeten mittelhochdeutschen Poesie. — Man unterscheidet Volkspoesie und Kunstpoesie.

Die **Volkspoesie** des 12. und 13. Jahrhunderts wurde von fahrenden Sängern geübt, die bei Hof und bei Volksfesten aus dem Schatz alter Sagen von den Thaten der Heldenkönige und ihrer tapfern Mannen sangen. Die Hauptform dieser Poesie ist also episch und ihr Grundton die Treue der Dienstmannen gegen ihre Herren und umgekehrt. Sie nahm ihren Stoff aus sechs Sagenkreisen, davon vier — nämlich der niederheinische mit Siegfried, der burgundische mit den Burgundenkönigen, der ostgothische mit Dietrich von Bern, der hunnische mit Hgel (Attila) — im **Ribelungenliede** vorkommen, das aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts von einem unbekannten Verfasser herrührt und Siegfried's Tod und Chrimhilden's Rache zum Hauptgegenstand hat. Es fand wegen seiner innern Vollendung die meiste Verbreitung und ist noch unser größtes Nationalepos. — Der fünfte Sagenkreis ist der norddeutsche, aus dem nur das einzige, aber ganz vorzügliche Lied von der treuen **Gudrun** vorhanden ist. Der sechste Sagenkreis ist der lombardische, der die Sagen vom König **Rother**,

vom König Dnrit, vom Hug- und Wolf-Dietrich enthält. Von allen diesen Volksdichtungen kennt man die Verfasser nicht.

Die **Kunstpoesie** wurde vom Adel geübt und zählte selbst Kaiser und Fürsten zu ihren Kunstgenossen, daher man sie auch Ritterpoesie oder höfische Poesie nennt. Sie theilt sich in epische und lyrische, und fesselt theils durch tief sinnige Gedanken, theils durch den Glanz und die Zierlichkeit der Darstellung. Sie hat zwar theils französischen und britischen, theils antiken Sagenstoff entlehnt, aber in eigenthümlich deutscher Weise verarbeitet. Zu jenen gehören die Sagen von Karl dem Großen und seinen 12 Paladinen, in denen das christliche Glaubenshelldenthum seinen Triumph feiert, wie dieß in dem Rolandslied der Fall ist; zum britischen Sagenstoff gehören die Sagen vom König Artus und der Tafelrunde. — Als vorzügliche Meister in der epischen Kunstpoesie glänzen: **Wolfram von Eschenbach**, in dessen größeren Dichtungen, dem *Parcival* und dem *Titurel*, die Sage vom heiligen Graal mit der Sage vom König Artus verbunden ist; — Gottfried von Straßburg durch sein Gedicht *Tristan* und *Isofte*; Hartmann von der Aue durch seinen *Twain* oder *Ritter* mit dem Löwen — Antiken Stoff (doch nicht unmittelbar nach den alten Classikern) behandelt z. B. der „Pfaffe“ *Lamprecht* in seinem *Alexanderlied*, *Heinrich von Veldeke* in seiner *Eneit* (*Aeneis*), *Konrad von Würzburg* in seinem *Trojanerkrieg*.

An die epische Kunstpoesie schließt sich noch: 1. die *Legende*, die aus kirchlichen Sagenkreisen ihren Stoff nahm, wie die goldne Schmiede von *Konrad von Würzburg*, der *h. Georg* aus dem Stein von *Hartmann von der Aue*, *Barlaam* und *Josaphat* von *Rudolf von Ems*; — 2. die poetische Erzählung, theils weltlichen und geistlichen Inhalts, wie die *Kaiserchronik*, ferner die *Weltchronik* von *Rudolf von Ems*; theils moralischen Inhalts, wie der arme *Heinrich* von *Hartmann von der Aue* und der gute *Gerhard* von *Rudolf von Ems*; — 3. die *Thiersage*, wie der *Reinecke Fuchs*; — 4. die *Fabel*, davon „die Welt“ von *Stricker* und der *Edelstein* von *Boner* die Hauptsammlungen dieser Periode sind. (Zu den Spruchsammlungen gehört der *Freysbank* und der *Renner*.)

Die *lyrische Poesie* dieser Periode erschien noch nicht als Volkslied, sondern zuerst als *Kunstlied*, das gleichfalls von ritterlichen Dichtern gepflegt wurde. Es ist dieß der sog. **Minnesang**, in welchem sich die dreifache Beziehung, in der sich das Leben des Ritters bewegte, nämlich *Herrendienst*, *Frauendienst* und *Gottesdienst*, wiederpiegelte. Unter den 160 Minnesängern, von denen die *Manessische Sammlung* Lieder aufbewahrt hat, sind — außer den schon genannten Dichtern — *Heinrich von Veldeke*, *Wolfram von Eschenbach*, *Hartmann von der Aue*, *Gottfried von Straßburg*, *Konrad von Würzburg*, — noch *Heinrich von Ofterdingen* (?) und **Walther von der Vogelweide** die vorzüglichsten. Mit *Heinrich Frauenlob* geht der Minnesang schon in spitzfindige Künstelei über, die den Verfall dieser höfischen Kunst andeutet.

Die **altdeutsche Baukunst** vollendete sich seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts als sog. gothische Baukunst, die in den Kirchenbauten des Spitzbogenstils erhabene Steinschöpfungen hervorbrachte, welche durch die ihnen zum Grunde liegende Symbolik ein Bild des Weltalls darstellten. Aus dem Geiste dieser symbolisirenden Kunst giengen der *Münster* von *Straßburg* (begonnen 1015, vollendet 1275 ohne die Thürme), der *Dom zu Köln* (begonnen 1248), der *Münster* von *Freiburg* (angefangen 1122, vollendet 1513) und ähnliche Kirchenbauten hervor, die wir noch als Denkmale einer reichen, in Glaubenseinigkeit und nationalem Bewußtsein zusammenwirkenden Zeit bewundern. Ihre Ausführung gieng nicht von einzelnen Baumeistern und ab- und zugehenden Gesellen, sondern von einer großen, über ganz Deutschland verbreiteten freien Zunft (Corporation) von Bauleuten und Steinmetzen aus, die unter dem Namen *Baubrüder* in allen bedeutenden Städten unter der Leitung von Obermeistern ihre Hütten oder *Baufrühe* mit besondern päpstlichen und kaiserlichen Privilegien, eigenen Ordnungen und eigener Gerichtsbarkeit, und mit besondern Er-

kennungszeichen, Aufnahms- und Versammlungsgebräuchen hatten. Die älteste und vornehmste Bauhütte war zu Strassburg unter Erwin von Steinbach (der den Thurm des Münsters 1277 entwarf und begann).

Auch die Malerei machte in dieser Periode Fortschritte, besonders am Niederrhein, wo die Kölner Malerschule blühte.

§. 154. **Handel und Gewerbe.** Der Handel, der durch die Kreuzzüge (trotz des päpstlichen Verbots, mit Muhammedanern zu handeln) einen großen Schwung erhielt, hatte zu dieser Zeit in Deutschland als **Seehandel** in Lübeck, Bremen, Hamburg, in den Niederlanden zu Brügge und Gent, — als **Binnenhandel** zu Augsburg, Nürnberg, Ulm, Frankfurt am Main und Köln seine Hauptstze. — Ackerbau und Landwirthschaft gedieh vorzüglich durch Ansiedlung von Niederländern im nordöstlichen Deutschland und da, wo freie Bauern waren. Auch der Bergbau hob sich, vorzüglich in Böhmen. — Die Gewerbe hoben sich insbesondere durch das Entstehen der **Zünfte** oder Handwerks-genossenschaften, die sich besondere Einrichtungen gaben. Nach einer bestimmten Anzahl Jahren wurde der Lehrling zum Gesellen gemacht und begab sich als solcher auf die Wanderschaft. Um Meister zu werden, mußte man seine Befähigung durch ein Meisterstück darthun; die Aufnahme erfolgte unter feierlichen Ceremonien. Strenges Halten auf Ehre erhielt die Zünfte im Ansehen: unechte Geburt und schlechter Lebenswandel schloßen von der Zunft aus. An der Spitze jeder Zunft stand ein Zunftmeister, welcher Ordnung und Zucht handhabte und innere Zwistigkeiten beilegte. Jeder Zunftangehörige erhielt in der Noth eine Unterstützung aus der Zunftkasse. Die Glieder einer und derselben Zunft wohnten meist in geschlossenen Gassen beisammen und hatten auf dem Markte ihre Hallen oder Stände neben einander, in denen sie ihre Arbeiten feil boten. Jede Zunft hatte ihre eigene Fahne und an der Bewachung der Stadt ihren besondern Antheil. Die Zünfte verschiedener Städte standen in keiner allgemein-korporativen Verbindung miteinander, außer daß die wandernden Gesellen Aufnahme bei den Zunftgenossen der andern Städte fanden; ebenso waren die allgemeinen Zunft- und Kunstregeln nicht überall gleich. — Waarenniederlagen, Kaufhäuser, Messen, Jahrmärkte, Wechselbriefe waren bereits eben so viele Beförderungsmittel des Handels und Gewerbsweins.

Fünfter Zeitraum.

Vom beginnenden Verfall des deutschen Reichs bis zum
Ausgang des Mittelalters.

1256—1517.

Kap. 27. Kaiser aus verschiedenen Häusern.

(1273—1347.)

Histor. Atlas, Tab. XI.

§. 155. Die Gesetzlosigkeit und Unsicherheit, welche durch das lange Interregnum im deutschen Reiche herrschte, erregte im Volke die Sehnsucht nach einem tüchtigen Kaiser, der dieser Verwirrung ein Ziel setzen könnte. Daher fiel die Wahl der deutschen Fürsten zuerst auf den mächtigen König Ottokar II von Böhmen, der mit diesem Reichtheile während des Interregnums von dem deutschen Könige Richard belehnt worden war. Allein er schlug — in der Absicht, sich selbständig zu behaupten — die Wahl aus. Denn er hatte nicht nur Oesterreich und Steyermark (durch Heirath der ältesten Schwester des letzten Babenbergers, Herzogs Friedrich des Streitbaren) an sich gebracht, und jenes gegen Bayern, dieses gegen Ungarn behauptet, sondern auch Kärnthen, Krain und Friaul durch Kauf erworben, und gieng darauf aus, im Osten ein mächtiges Slavenreich zu gründen, was manche Fürsten mit Besorgniß erfüllte. Da nun ein neuer Vorschlag, den Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein zu wählen, Streit verursachte, so kamen die Wahlfürsten nach langen Unterhandlungen endlich in dem Grundsatz überein, keinen an Land und Leuten übermächtigen, sondern einen minder mächtigen, aber tapfern und kräftigen Mann zum König zu küren, damit er das zerrüttete Reich zwar wieder herstellen, aber dabei ihrer Mitwirkung nicht entbehren könne.

Der Bischoff Bruno von Osnütz schrieb in dieser Beziehung an den Papst Gregor X: „Es scheint, daß sowohl die geistlichen, als die weltlichen Fürsten vor der Kaisermacht eine starke Abneigung haben: sie wollen zwar einen gütigen und weisen Kaiser, aber seine Macht ist ihnen verhaßt, obwohl Wissen und Wollen ohne Können nichts vermag.“ Doch auch in den Zeiten des größten Reichsverfalls war die Kaiseridee nicht verloren gegangen. War auch Deutschland nie ein eigentlicher „Einheitsstaat“ und zersplitterten sich auch verschiedene Stammesherzogthümer in noch so viele kleine Territorien, so machte sich doch immer, besonders bei den

Städten und Kleinern Fürsten das Bedürfniß, den Landfrieden durch einen Kaiser gesichert zu sehen, geltend, und ebenso konnte die Kirche nicht einen weltlichen Schirmherrn entbehren. Selbst der vorbenannte Papst Gregor X war es, der nach Richard's Tode die deutschen Fürsten ermahnte, sich einen König zu geben, ja er drohte sogar, wenn sie das nicht thäten, werde er ihnen unter dem Beirath seiner Cardinäle selbst ein Oberhaupt setzen.

So wurde denn von den Erzbischöffen von Mainz, Köln und Trier, von dem Pfalzgrafen bei Rhein, Ludwig dem Strengen, dem Herzog Albrecht II von Sachsen und dem Markgrafen Otto von Brandenburg, im Einverständnisse mit dem Papste, **Rudolf von Habsburg** im Jahre 1273 zum König gewählt, ein in der Schweiz und im Elsaß begüterter Graf, der durch Biederfinn und Frömmigkeit, Klugheit und Tapferkeit sich in seinem Kreise als ein Hort und Schirm der Schwachen und Unterdrückten erwiesen hatte. Doch hatte er zuvor den Fürsten den Bestand ihrer ererbtenen Rechte zusichern —, und geloben müssen, dem Papste in Italien freie Hand zu lassen und ihm alle Zugeständnisse der frühern Kaiser zu halten.

Rudolf, geb. d. 1. Mai, 1218, war auf seinem väterlichen Stammschloß im Margau unter Waffenübungen herangewachsen und zwar religiös, aber nicht in wissenschaftlicher Bildung erzogen; hatte sich im Glück und Unglück zu den Hohenstaufen gehalten und war als Anhänger Friedrich's II, seines Vathen, mit dem Bann belegt worden, der wiederholt wurde, als er in einer Fehde ein Kloster verbrannt hatte. Von da an — in seinem 33. Jahre erfolgte eine Wendung in seinem Leben: er nahm zur Sühne Theil an Ottokar's erstem Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen und erschien nach seiner Rückkehr in der kaiserlosen Zeit als ein Schirmer der Schwächern und Unterdrückten, so daß ihn die Brixner, Urner, Schwyzer und Unterwaldner zu ihrem Schirmherrn wählten. Er griff entscheidend in die Fehden seiner geistlichen und weltlichen Nachbarn ein, zumal er als „Landgraf von Ober-Elsaß“ gleich seinen Vorfahren zu dem Stand der Fürsten gehörte. — Rudolf verdankte seine Wahl dem Erzbischoff Werner von Mainz, dem er einst auf dessen Reise nach Italien persönlich sicheres Geleite durch die Alpen gegeben hatte. Rudolf war eben im Begriff, einen in Basel zwischen den Bürgern (den Pissittichern) und den Patriziern (den Sternern) ausgebrochenen Zwist zu sichten, als er von den mit ihm verwandten Burggrafen Friedrich von Hohenzollern, der die Mehrzahl der Fürsten zu Rudolf's Gunsten gestimmt hatte, die Nachricht von seiner Erwählung erhielt. Allerdings waren geheime Unterhandlungen vorhergegangen: den Fürsten, die ihn in Frankfurt wählten, mußte er versprechen, ihnen den Bestand ihrer während des Interregnums gewonnenen oder behaupteten Vorrechte und Besitzthümer zu lassen, zu wichtigen Reichsangelegenheiten Willebriefe von den Kurfürsten einzuholen und die den letztern aus seiner Wahl und Krönung erwachsenden Unkosten aus seinen Mitteln zu decken. Die Bedingungen, die er gegen den Papst (Gregor X) eingehen mußte, bestanden in der unbedingten Verzichtleistung auf alle kaiserlichen Hoheitsrechte und Besitzungen in Italien, wie auch in dem Versprechen, einen Kreuzzug zu unternehmen, wogegen ihm der Papst den Namen „römischer König“ und die Aussicht auf die Kaiserkrönung gab. Von dem Versprechen des Kreuzzugs befreite ihn der Tod dieses Papstes; die erstere Bedingung aber hielt er treu, aus der bei ihm feststehenden Überzeugung, daß die Unternehmungen der Kaiser auf Italien dem deutschen Reiche nur Unheil gebracht hätten: daher er Rom nur die Höhle des Löwen zu nennen pflegte, in die zwar viele Spuren der andern Thiere hinein führten, aber keine Spuren heraus. Er war 55 Jahre alt, als er Kaiser wurde. Als in Aachen bei seiner Krönung unter den Reichsinsignien das Scepter vermißt wurde, zeigte er seine Geistesgegenwart dadurch, daß er ein Crucifix vom Altar nahm und es mit den Worten: „Siehe das Zeichen, durch

welches die Welt erlöſt iſt, mag wohl zum Scepter dienen!" zur Huldigung darreichte.

So wie er als Graf einfach und anſpruchslos, bieder und gerecht war, ſo blieb er es auch als Kaiſer, überall bemüht, Friede und Ruhe zu ſtiften, Recht und Ordnung zu handhaben. Zunächſt ließ er auf ſeinem erſten Reichstag zu Nürnberg 1274 den Grundſatz feſtſtellen, daß er als König von allen Reichsgütern, welche Kaiſer Friedrich II bei ſeiner Communication beſeßen, und von allen, welche nach deſſelben dem Reiche heimgefallen wären, Beſitz ergreifen ſolle, womit die Verleihungen König Richards, darunter alſo auch die an Ottokar für ungültig erklärt wurden, wie denn auch der Papſt die Anſprüche des von den Fürſten beſeitigten Alfons zurückwies. — Der zweite Beſchluß dieſes Reichstags, daß jeder Reichs-Lehnsträger binnen Jahr und Tag ſein Lehen „muthen“ ſollte, widrigenfalls er deſſen verluſtig gehen würde, — war gegen Ottokar gerichtet, der, weil man bei Rudolf's Wahl ſeine Stimme ausgeſchloſſen hatte, von dieſem Reichstage weggeblieben war. Derſelbe wurde nun nach Würzburg beſchieden und als er weder dort noch auf dem nächſten Reichstag in Augsburg 1275 erſchien und ſogar die Anerkennung Rudolf's förmlich verweigerte, ward er in die Reichsacht erklärt.

Doch wendete Rudolf ſeine Waffen nicht gleich unmittelbar gegen ihn, ſondern ſtillte zunächſt Unruhen in Schwaben: denn Ottokar, klug und gewandt, wie er war, hatte ſich mit den beiden Grafen von Württemberg, Ulrich und deſſen hochſtrebendem Bruder Eberhard II, deſſen gleichen mit dem Markgrafen von Baden und dem Herzog Heinrich von Niederbayern verbündet. Rudolf brachte jedoch bald die ſchwäbiſchen Herren zur Ruhe und den niederbairiſchen Herzog durch die Verlobung ſeiner dritten Tochter Katharina mit deſſen Sohn Otto, dem er Oberösterreich als Mitgift verſprach, auf ſeine Seite, auf der auch Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, Otto der Kleine von Brandenburg und Albrecht II von Sachſen-Wittenberg ſtanden, von welchen Ludwig ſeine älteſte Tochter Mathilde, Otto ſeine vierte Tochter Hedwig, Albrecht ſeine zweite Tochter Agnes zu Gemahlinnen bekamen.

Hierauf zog Rudolf mit eigens geſammelter Mannſchaft und dem Reichsaufgebot aus, rückte mit Unterſtützung des Erzbischofs von Salzburg in Öſterreich ein, belagerte das feſte Wien und eroberte es mit Hülfe des Grafen Mainhard von Tyrol. Unter ſolchen Umſtänden ſuchte Ottokar, welcher ſich der Reichsmacht nicht gewachſen fühlte, um Sühne nach: er erbot ſich im Vertrag vom 18. Oct. 1276 Öſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain herauszugeben und wegen Böhmen und Mähren den Lehnseid zu ſchwören. Dieſen legte der Stolze, umgeben vom höchſten Prunk, im Lager vor Wien, in welchem das Reichsheer in zwei Reihen aufgeſtellt war, auf den Knieen vor dem im einfachen, grauen Feldkleide ſitzenden Kaiſer ab.

Durch dieſe Demüthigung gekränkt und von ſeiner noch hoſſärtigeren Gemahlin Kunigunde (einer polniſchen Fürſtentochter und Enkelin des Ungarnkönigs Bela) angereizt, dachte Ottoſkar auf den Bruch ſeines Eides, und rüſtete ſich heimlich, im Bunde mit nördlichen und öſtlichen Nachbarn,

während der Kaiser, nichts befürchtend, das Reichsheer entlassen und nur noch seine Schwaben und Elsäßer bei sich behalten hatte, um von Wien aus, das er zur Reichsstadt erhob, die Ordnung in Österreich herzustellen. Auf einmal brach Ottokar mit einem wohlgerüsteten Heere los; allein Rudolf, unterstützt von den Landesbewohnern und von den Ungarn, zog, obgleich an Heeresmacht um die Hälfte schwächer, über die Donau und lieferte ihm **1278** die **Schlacht auf dem Marchfelde**, welche durch Rudolf's entscheidenden Sieg und Ottokar's Fall das Glück des Habsburgers begründete.

Als kurz vor der Schlacht ein böhmischer Überläufer sich bei Rudolf für Lohn erbot, den Böhmenkönig zu ermorden, wies ihn derselbe mit Unwillen ab und erklärte, daß obwohl Ottokar sein Todfeind sei, er gegen ihn doch nicht ehr- und rechtsvergeßsen handeln wolle. Auch bot er seinem Gegner einen Vergleich an, den aber dieser verwarf, weil er glaubte, das Anerbieten komme aus dem Gefühl der Schwäche. Dennoch suchte Ottokar eine Hauptschlacht zu meiden, sondern durch List und Hinterhalt Vortheile zu gewinnen. Endlich kam es zur Schlacht. Nachdem vor dem kaiserlichen Heere der Bischoff von Basel gebetet hatte, und der Kriegsgefangen angestimmt war, begann der Kampf und dauerte eine Stunde mit der größten Hitze und mit abwechselndem Glücke. — Mehrere feindliche Ritter hatten es in dieser Schlacht besonders auf des Kaisers Leben abgesehen; aber Rudolf wich dem Lanzenstoß des einen aus und streckte ihn mit dem Gegenstoß in's Auge todt darnieder, und als ihm ein anderer das Pferd unter dem Leibe erstach, deckte er sich mit dem Schilde gegen den Ansturm der Feinde, bis er ein anderes Pferd bekam. Nacherneuertem Kampfe wich das böhmische Heer und wurde gänzlich geschlagen, Ottokar aber auf der Flucht von zwei steyerischen Ritters (aus Rache dafür, daß er ihren Vater grausam hatte hinrichten lassen) geödtet. — Rudolf hielt hierauf zu Wien ein Dank- und Siegesfest (wobei unter andern ein über 100 Jahre alter Ritter, von Haslau, mit seinem Urentel turnierte) und brach dann wieder auf, seinen Sieg zu verfolgen.

Zwar wollte der Markgraf Otto der Lange von Brandenburg als Vormund von Ottokar's Sohn Wenzel den Krieg fortsetzen; allein Rudolf überließ aus Klugheit und Großmuth dem jungen Wenzel in dem Vergleiche zu Kollin Böhmen und Mähren als Lehen, da er ihm schon vor der ersten Unterwerfung seines Vaters seine fünfte Tochter, Jutta, verlobt hatte; eben so kam die Verbindung seines Sohnes Rudolf mit Wenzels Schwester zu Stande.

Um hierauf die für das Reich eingezogenen österreichischen Lande seinem eigenen Hause zuzuwenden, dessen Machtvermehrung ihm zur kräftigeren Durchführung seines Kaiserberufs nothwendig schien, hielt er, um die Rechtsform zu beobachten, einen österreichischen Gerichtstag unter Zuziehung des Adels und der Landleute, auf welchem ihm zugestanden wurde, daß der römische König über das babenbergische Erbe verfügen dürfe, jedoch unter Vorbehalt der Rechte der Allodialerben. Nachdem er sodann auch die österreichischen Bischöfe gewonnen und die Willensmeinung der Kurfürsten eingeholt hatte, eröffnete er gegen Ende des Jahres 1282 den Reichstag von Augsburg, wobei ihm seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf, welche gegen Ottokar mitgefochten hatten, zur Seite standen. (Sein dritter, aber zweitgeborener hoffnungsvollster Sohn Hartmann, dem er die Nachfolge im Reich hatte zuwenden wollen, war ein Jahr zuvor im Rhein ertrunken.) Nachdem der König der Reichsversammlung vorgestellt hatte, was er dem Reiche für Opfer gebracht und was man nächst Gott besonders

1282

diesen seinen beiden Söhnen zu danken habe, erhob er sie unter die Reichsfürsten und belehnte beide, unter Erwähnung der Zustimmung der Kurfürsten, mit Osterreich, Steyermark, Kärnten, Krain und der windischen Mark, worauf sodann seine Söhne an den Grafen Mainhard von Tyrol, als einen Seitenverwandten der Babenberger, Kärnten (unter dem Vorbehalt des Rückfalls an Osterreich) verliehen. So ward König Rudolf der Gründer der habsburgisch-österreichischen Hausmacht.

Als ein Jahr darauf der Adel und die Städte in Osterreich dem Könige vorstellten, daß dem Lande eine doppelhauptige Regierung nicht gut sei, ließ er seinen Erstgebornen Albrecht im alleinigen Besitze von Osterreich, und gieng damit um, seinen Sohn Rudolf anderweitig zu entschädigen. — Um den Papst einen Beweis seiner aufrichtigen Gesinnung zu geben, vermählte er die letzte seiner sechs Töchter Clementia an den König Karl Martel von Neapel (den Sohn Karl's von Anjou).

Indem Kaiser Rudolf (denn so nannte ihn das Volk, obgleich die Umstände es nie zur Kaiserkrönung kommen ließen) jede Einmischung in die italienischen Angelegenheiten vermied und den Alpenkamm als die Gränzmark zwischen Deutschland und Wälschland betrachtete, verschaffte er sich Ruhe und Zeit, die Ordnung in Deutschland vollends herzustellen. Er reißte deshalb im Reiche von Gau zu Gau, von Stadt zu Stadt umher, schlichtete, meist in Person, entstandene Streitigkeiten mit Unparteilichkeit, wies die Landfriedensstörer kräftig zurecht, trat besonders dem Unwesen des Raubadel's aufs strengste entgegen und befestigte auf diese Weise allenthalben im Volke das Vertrauen auf seine Gerechtigkeit.

Am meisten zu schaffen machte ihm die Fehdelust und Widerseßlichkeit des Grafen Eberhard II von Württemberg, dessen Wahlspruch war: „Gottes Freund und aller Welt Feind,“ und welcher, um des Kaisers Plan zur Wiederherstellung des Herzogthums Schwaben zu vereiteln, im Bunde mit 16 andern Grafen und Herren die Städte bekriegte, so daß Rudolf mehrmals ein Reichsaufgebot gegen ihn ergehen lassen mußte. Er konnte ihn nur durch die Belagerung von Stuttgart zu Unterwerfung, Abbitte und Schadenersatz bringen, mußte aber bei dem Widerstreben so vieler kleiner Selbstherrlichkeiten jenen Plan aufgeben. Er gewährte ihnen Reichsunmittelbarkeit und stellte sie unter kaiserliche Vögte. — Auch gegen die Grafen von Hochburgund und Savoyen mußte er mehrere Feldzüge unternehmen, um sie zur Rückgabe kaiserlicher Reichsgüter und zur Anerkennung seiner Lehnshoheit zu bringen. Ubrigens sollte der Krieg mit Burgund, sowie seine Vermählung (er war schon 66 Jahre alt) mit Elisabeth, der 14jährigen Erbin der Freigrafschaft Burgund (der heutigen Franche-comté) weniger die kaiserliche Hoheit dort herstellen, als vielmehr sein schweizerisches Erbe mehren und schützen. Fünf Jahre später mußte er nochmals gegen Burgund ausziehen. Während Rudolf Besangon belagerte, bedrohte ihn König Philipp von Frankreich mit Krieg, wenn er nicht abziehe. Als Rudolf dem Boten lachend entgegnete: „Euer König soll nur kommen: wir wollen ihm zeigen, daß wir nicht zum Tanzen hier sind!“ ließ es Philipp bei seinen Drohungen bewenden. Als im Fortgang dieses burgundischen Kriegs seine Deutschen einst in Mangel gerietten und murrten, zog Rudolf eine Rube aus dem Felde, schabte und aß sie mit den Worten: „So lange wir noch solche Nahrung haben, stirbt keiner Hungers! Auf! gegen den Feind! was er hat, gehört unser, wenn wir siegen!“ Dadurch entstand eine so große Kampflust, daß Rudolf äußerte, er getraue sich mit 4000 Reitern und 40000 Fußknechten aus Allemannien aller Welt zu widerstehen. Gleich in der darauf folgenden Nacht fielen 1500 Schweizer seines Heers in das burgundische Lager und kehrten am Morgen

mit reicher Beute zurück, so daß die burgundischen Grafen um Frieden baten. — Verschiedene Theile des ehemaligen Königreichs Hochburgund giengen mehr und mehr an Frankreich verloren; andere Theile riß Savoyen und die schweizerische Eidgenossenschaft (Bern) nach und nach an sich. — Zur Tilgung des Raubwesens zerstörte er in Thüringen 66, in Franken und Schwaben 70, am Rhein ebenfalls viele Raubburgen und ließ nur allein zu Erfurt, wo er ein ganzes Jahr verweilte, 29 Raubritter hinrichten. Einen allgemeinen Landfrieden herzustellen gelang ihm aber nicht, da besonders am Rhein und in den Niederlanden das Faustrecht nicht zu unterdrücken war.

Als das Königreich Ungarn durch den Tod des Königs Ladislaus erledigt wurde, verließ der Kaiser daselbe, gleich einem Reichslehen seinem Sohne Albrecht; doch konnte die Belehnung nicht in Vollzug gesetzt werden, weil auch der Papst dieses Land als päpstliches Lehen in Anspruch nahm. — Da der Herzog Heinrich XIII von Bayern sich mehrfachen Ungehorsams schuldig gemacht hatte, sprach ihm der Kaiser die Kurstimme ab und gab sie an Böhmen, was alsdann zu dem Grundsatz führte, daß das Wahlrecht nicht auf dem Herzogthum, sondern auf dem Erzamt ruhe.

Um das römische Königthum bei seinem Hause zu erhalten, wollte er nun seinem Sohne Rudolf die Nachfolge im Reich verschaffen; allein auch dieser Sohn starb vor ihm, am 8. Mai 1290, weshalb er im nächsten Jahre 1291 auf dem Hoftage zu Frankfurt den Wahlfürsten seinen Sohn Albrecht auf das dringendste empfahl. Allein einige derselben, denen, wie namentlich der Erzbischoff Gerhard von Mainz, die wachsende Hausmacht Habsburgs bange machte, desgleichen König Wenzel von Böhmen, der mit jenem seinem Schwager Albrecht entzweit war, erhoben dagegen Schwierigkeiten; um aber den bejahrten und verdienten Kaiser zu schonen, setzten sie den Endbeschluß hierüber auf eine spätere Berathung aus.

Dadurch gekränkt reiste Rudolf von Frankfurt nach dem Elsaß ab, fühlte sich in Strassburg krank und reiste nun wieder rheinabwärts. Als unterwegs in Germersheim der Ausspruch der Ärzte nur noch auf einige Tage Lebensfrist lautete, rief er: „Wohl auf, nach Speyer, wo ein Theil meiner Vorfahren ruht, die auch die Krone trugen!“ Er erreichte dies Ziel noch und starb zu Speyer bei vollem Bewußtsein am 15. Juli (nicht Juni) 1291 in einem Alter von 73 Jahren.

Er wurde im Dom beigesetzt und auf den seine Gruft deckenden Marmorstein seine 7 f. hohe Gestalt mit dem ernstmißigen Gesicht, den vielen Stirnfurchen, der großen gebogenen Nase und der etwas dicken Unterlippe auf das genaueste nachgebildet. Er war ganz ein Mann des Volks, bei dem sich das Andenken an ihn in vielen Anekdoten erhielt. Besonders erfreute sich das Volk an seiner schlichten Einfachheit und heitern Milde, an seiner Uneigennützigkeit und Redlichkeit. Wenn es einen bezeichnen wollte, der in den beiden letzten Punkten nicht fest war, pflegte es zu sagen, „der hat Rudolf's Redlichkeit nicht!“ Obwohl er seine Freunde freigebig belohnte, so geschah es doch nicht auf Kosten des allgemeinen Wohls, wie er denn auch für sich nichts behielt. — Nur die Dichter und fahrenden Säger der absterbenden Minnesängerzeit, die sich an Rudolf's Hofe eine ähnliche Aufnahme geträumt hatten, wie die frühern Dichter sie am thüringischen und hohenzstaufischen Hofe gefunden, sahen sich in diesem Kaiser getäuscht, und ihre Lieder klagten viel, daß sie unbegabt von dem Hoflager desselben abziehen mußten. Aber diese Klage hätte der ganzen Zeit gelten können, welche durch kein Ideal mehr gehoben und getragen nur die alltägliche Wirklichkeit kannte, darin Fehde suchte, Faustrecht und Raubleben herrschend geworden war und man es als

ein Glück zu achten hatte, daß ein, wenn auch nüchterner, poesieloser, doch ordnender und sittlich waltender Geist die Willkür, das Unrecht und die Rohheit wieder in die gebührenden Schranken zurück führte.

§. 156. Theils weil Albrecht von Österreich nach seines Vaters Tode die Hoffnung auf seine Erwählung nicht aufgab, theils weil durch die Ehr- und Habgier der Herren, die in Schwaben und Ober-Allemannien einander befehdeten, die Wirren des Faustrechts wieder zu beginnen drohten, beeilte der Erzbischoff Gerhard von Mainz, ein abgesagter Feind des habsburgischen Hauses, die Königswahl und lenkte sie — unter Festhaltung des Grundsatzes, die Krone keinem Mächtigen zu geben, — auf den ihm verwandten, noch jungen tapfern und ehrbegierigen, freigebigen und für seine Zeit gebildeten Grafen **Adolf von Nassau**, der denn, weil die übrigen sechs Wähler ihre Stimme dem Erzbischoff übertrugen, am 5. Mai des Jahres
 1291 als König **Adolf** zu Frankfurt einmüthig erkoren wurde. Doch hatte auch er ihnen vorher viele Reichsrechte und Vergünstigungen versprechen müssen (namentlich dem Erzbischoff von Mainz den Rheinzoll bei Boppard auf ewige Zeiten, dem Erzbischoff von Trier und dem Pfalzgrafen bei Rhein den Ersatz der Wahlkosten 2c.); wie es denn überhaupt ein charakteristischer Zug jener Zeit ist, daß bei jeder Kaiserwahl die Stimmen der Kurfürsten durch Geld und Gunst gleichsam erkaufte wurden, und daß sich dabei die Geistlichen stets am habzüchtigsten zeigten.

Nachdem **Adolf** auf seinem ersten Hofstage (im Oct. 1292) den Landfrieden eidlich hatte erneuern lassen, dämpfte er die in Schwaben und im Elsaß ausgebrochenen Unruhen theils mit Gewalt, theils mit Milde, und empfing zu Hagenau von Albrecht von Österreich, der bisher mit einiger Heeresmacht an der Schweizergränze gestanden hatte, mit der Auslieferung der Reichskleinodien dessen Huldigung, wobei derselbe durch Entfaltung einer großen Pracht dem neuen König seine Armuth fühlen ließ. Wie sollte nun diejer nicht um so mehr auch nach Vermehrung seiner Hausmacht gestrebt haben?

Um sich gegenüber den Fürsten zu sichern, bestätigte **Adolf** in allen Reichstheilen dem deutschen Orden seine Einrichtungen, gab in Italien dem **Matteo Visconti** gegen eine Geldsumme das Reichsvicariat über die Lombardei und schloß gegen **Philipp IV** von Frankreich, der durch die Heirath eines französischen Prinzen dem deutschen Reiche die Franche-Comté entzog, ein Bündniß mit König **Eduard I** von England, der ihm zur Anwerbung von Soldtruppen 100,000 Pfund Sterling (nach Andern 30,000 Mark Silbers) Hülfselder gab. Obgleich es nun nicht zum Kriege kam, behielt **Adolf** diese Summe und erkaufte sich mit einem Theile derselben den Beistand des Landgrafen **Albert** des Entarteten von Thüringen, um sich des dem Reiche heimgefallenen Lehens von Meissen zu bemächtigen, welches von **Alberts** Söhnen **Friedrich** und **Diezmann** bereits in Besitz genommen worden war. Als diese nachher sich ihres Besitzes wehrten, führte König **Adolf** mit ihnen einen verheerenden Krieg, der als gewalthätig und unedel erschien, weil

demselben kein rechtliches Urtheil vorausgieng und weil er gegen die mit Unrecht zurückgesetzten Söhne eines entarteten Vaters gerichtet war.

Albert der Entartete (degener), in erster Ehe vermählt mit Margaretha, der Tochter des Kaisers Friedrich II., hatte wegen eines verbotenen Verhältnisses mit dem Hoffräulein Kunigunde von Hsenburg, gegen seine Gemahlin einen solchen Haß gefaßt, daß er sie durch einen Menschen, welcher täglich Milch nach der Wartburg brachte, ermorden lassen wollte. Die Angst aber verrieth den Menschen und Margaretha zauderte nicht, noch in derselben Nacht aus der Wartburg zu entfliehen, nachdem sie zuvor von ihren beiden schlafenden Knaben Abschied genommen und dabei dem ältern und liebsten vor Schmerz in die Wange gebissen hatte: weßhalb er den Beinamen Friedrich „der Gebissene“ oder „mit der gebissenen Wange“ erhielt. (Von Margarethens Ende siehe oben §. 132.) — Da Albert seinen Haß gegen die Mutter auf diese rechtmäßigen Söhne übertrug, wollte er ihnen ihr mütterliches Erbtheil in Thüringen — zu Gunsten seines ihm von Kunigunde unehelich geborenen, und durch seine nachfolgende Vermählung mit ihr legitimirten Sohnes Alpiß mit Gewalt entreißen. Friedrich und Diezmann widersehten sich und kamen ihrem Vater nach dem Tode seines kinderlosen Neffen Friedrich Tuto von Meißn durch die Besetzung des Meißner- und Osterlandes zuvor (1291). Darüber entstand Krieg, während welches der Vater, um seinen Söhnen zu schaden, nicht nur seinen Beistand, sondern auch die Landgrafschaft Thüringen selbst dem Könige für 12,000 Mark Silbers abgetreten und sich nur die Wartburg vorbehalten haben soll. Da Friedrich und Diezmann, gestützt auf ihre treuen Stände, nicht wichen, so ließ Adolf seine Söldner ins Meißnerland einrücken, das diese in zwei Feldzügen schrecklich verheerten. Der König selbst ließ nach der Einnahme von Freiberg, gegen sein Wort, eine Anzahl der angesehensten Vertheidiger dieser Stadt hingerichten. Die beiden Prinzen mußten zwar aus dem Lande fliehen, nahmen es aber nach dem Tode Adolfs wieder in Besitz.

§. 157. **W**eil nun König Adolf bei allen seinen Unternehmungen sich um den Beirath der Fürsten nicht kümmerte, sondern eine selbständigere Kaisermacht anstrebte, ohne doch die Mittel dazu zu beßigen, insbeiondere weil er Kirchen und Klöster besteuerte, geistliche Verbrecher ohne Rücksicht auf ihre Weihe strafte, vollends als er dem Erzbischoff Gerhard den erwähnten Rheinzoll vorenthielt, ja damit umgieng, alle Rheinzölle aufzuheben: da ließ sich Gerhard verlauten, er habe noch mehr Kaiser in der Tasche, und unterhandelte mit Albrecht von Osterreich, der weder Geld, noch Versprechungen sparte, um noch zu seinem Ziele zu kommen. Bald waren auch Sachsen, Brandenburg und Böhmen gewonnen, und so kam bei der Krönung Wenzels II in Prag die Abiezung Adolfs zur Sprache, und obgleich anfangs Pilsz, Köln, Trier und der Pappst dagegen waren, so setzte doch der Erzbischoff von Mainz bei fast allen Wählern am 23. Juni die Abiezung Adolfs und die Erwählung **Albrechts des Ersten** durch, an der nur Trier und die bayerischen Herzöge keinen Theil nahmen. Albrecht, durch ein Bündniß mit Frankreich und Ungarn gestärkt, war bereits an den Rhein gezogen, um seiner Erwählung den vollen Nachdruck zu geben.

1298

Adolf, der kurz zuvor Anstalten getroffen hatte, das dem König von England versprochene Hülfsheer zuzuführen, sah sich jetzt genöthigt, in einen Kampf um seine eigene Krone einzutreten. Anstatt aber auf den Rath seiner Freunde verstärkenden Zuzug aus rheinischen Städten abzuwarten,

rückte er in ungeduldiger Hast von Speyer aus seinem von Mainz heranziehenden Widerjacher entgegen, und ließ sich von ihm durch einen verstellten Rückzug zu der entscheidenden Schlacht bei Göllheim (in der Nähe des Donnersbergs) verleiten, in welcher er nach einem verzweifeltsten Kampfe dem Stöße seines Gegners erlag und mit der Krone auch sein Leben verlor.

Adolf hatte mit einem Theile seines Heeres den sogenannten Hasenbühl besetzt. Nachdem die Bischöfe von Trier und Strassburg das Heer ermahnt und den Schlachtpfalm angestimmt hatten, eröffneten die Bayern in der Thalebene den Kampf. In seiner Ungeduld sprengte Adolf, wider die Ermahnung seiner Freunde, den Hügel hinab, um am Gefechte Theil zu nehmen, stürzte aber mit dem Hofs und wurde ohnmächtig bei Seite getragen. Kaum hatte er sich erholt, so drang er ohne Helm an der Spitze eines zweiten Haufens mit Ungestüm vor, um seinen Gegner persönlich anzugreifen. Aber mitten im Getümmel wurde er am Halse tödlich verwundet und stürzte vom Pferd. Von wessen Hand er fiel, ist schon nach gleichzeitigen Berichten ungewiß. Einige schreiben dem Könige Albrecht selbst die That zu; Andere sagen, der rheinische Markgraf habe ihn getödtet. Alle hatten Mitleid mit dem Gefallenen und selbst Erzbischof Gerhard sagte mit Thränen in den Augen: Heute ist ein tapferes Herz gestorben. König Adolf wurde zunächst im nahen Kloster Rosenthal, später im Dom zu Speyer beigesetzt.

In der Erkenntniß, daß bei seiner Erwählung die Reichsform nicht gehörig beobachtet worden war, erklärte nun Albrecht klüglich, er habe seinen Vorgänger nicht vom Throne stürzen wollen, um sich darauf zu schwingen; falls etwa die Fürsten einen Andern wählen wollten, werde er beistimmen. Daher vereinigten sich am 27. Juli 1298 sämtliche Kurfürsten in Frankfurt zu Albrechts vollgültiger Wahl, worauf er zu Aachen gekrönt wurde. Dafür gewährte er dem Kurfürsten von Mainz außer andern Vorrechten den Bopparder Rheinzoll, dem Kurfürsten von Köln den Rheinzoll zu Kaiserswerth, dem König von Böhmen aber die Freiheit von allen Lehnindiensten und vom Besuche der Reichstage.

Albrecht war ein zwar guter und zärtlicher Vater, aber nach Außen kalter und strenger Mann, mit einem durch den Verlust eines Auges bis zur Auffallenheit entstellten Aushern. Er hatte den Plan, sich ein mächtiges Fürstenhaus zu gründen und die kaiserliche Vollherrschaft wieder herzustellen; dieses Ziel wollte er dadurch erreichen, daß er seine Hausmacht vergrößerte und sich auf das Bürgerthum, namentlich der Städte stützte, indem er ihre Freiheiten in Betreff des Pfahlbürgerthums wieder erweiterte, ihren Handel beschützte, ihre Steuern ermäßigte und ihre Bündnisse gestattete und begünstigte; ja er schien in Deutschland eine ähnliche Einheit und Unumschränktheit der Regierungsgewalt zu erstreben, wie sie seinem Zeitgenossen, Philipp dem Schönen, in Frankreich herzustellen gelang.

Als Albrecht die Kurfürsten um die Reichsnachfolge für seinen Sohn Rudolf angien, waren ihm besonders die rheinischen Kurfürsten entgegen. Drauf gebot ihnen Albrecht, die Rheinzölle, die sie sich seit Friedrich's II Tode angemacht hatten, und wodurch sie den Handel der Städte schwer unterdrückten, aufzugeben, und als sie sich deß weigerten und sich mit dem König von Böhmen zu seinem Sturze verbanden, brachte er sie mit Hülfe der Städte durch Waffengewalt zur Unterwerfung und befreite so den Rhein von vielen lastenden Zöllen. Überhaupt verfolgte er nun mehr

und mehr den Plan, sich auf die Kraft des Bürgerthums durch *Hebung* der Städte gegen die Fürstenmacht zu stützen.

Weil nunmehr auch der Papst Bonifaz VIII an Albrecht eine kräftige Stütze gegen den ihn bedrängenden König Philipp IV den Schönen von Frankreich zu bekommen hoffte, so bot er ihm sogar die Krone Frankreich's an. Albrecht nahm das Anerbieten zwar nicht an, gelobte aber dem Papste, für den Preis seiner Anerkennung (1303), als seinem „Oberlehns-herrn“ Hülfe gegen alle Feinde desselben. Zum Glück starb dieser Papst bald, sonst wäre Deutschland durch diesen Vertrag in noch schlimmere Verwicklungen gerathen.

So wie Albrechts Streben, die deutsche Krone in seinem Hause erblich zu machen, mißlang, so wurden auch seine Versuche, *Holland*, *Böhmen*, *Thüringen* an sein Haus zu bringen, theils durch den Widerstand der Fürsten, theils durch die Mißgunst des Glücks vereitelt.

In *Holland* war Graf Johann I, ein Enkel des ehemaligen deutschen Königs Wilhelm, ohne Nachkommen gestorben, weshalb Albrecht auf einem Hoftag zu Mainz (1300) *Holland* und *Seeland* und *Friesland* sich und dem Reiche zusprechen ließ, obgleich Graf Johann von Hennegau, ein Schwesterjohn König Wilhelms, darauf Anspruch erhob. Albrecht zog gegen ihn aus, wäre aber beinahe in Gefangenschaft gerathen, und mußte ihm in einem Vertrage die ganze Grafschaft als Reichslehen überlassen.

Als der junge König Wenzel III von *Böhmen* 1306 ermordet war und mit ihm die Dynastie *Przemisl* erlosch, wollte Albrecht *Böhmen* als Reichslehen einziehen und es, einem ältern Vertrage gemäß, seinem Sohne Rudolf mit der Hand der Wittve Wenzel's geben. Zwar widersezte sich Herzog Heinrich von *Kärnthen*, als Schwager des Ermordeten; als aber die Kaiserlichen anrückten, erklärten sich die *Böhmen* für Rudolf, der nun seinen Einzug in *Prag* hielt und die Wittve heirathete. Rudolf starb jedoch bald darauf, und als Albrecht seinen zweiten Sohn Friedrich den *Böhmen* zum König geben wollte, erklärten sich diese, denen das *habsburgische* Regiment zu strenge war, für den Herzog Heinrich von *Kärnthen*. Daher rückte Albrecht gegen diesen, richtete aber nichts aus und zog sich, auf spätere Gelegenheit wartend, zurück.

Um *Thüringen* und *Meißen* zur Reichspflicht zu bringen, nahm er den von seinem Vorgänger gegen die Landgrafen Friedrich und Diezmann begonnenen Krieg wieder auf, wurde aber von ihnen 1307 bei *Lützen* (im *Altenburgischen*) und nach Diezmann's Tod von Friedrich bei *Borna* geschlagen und mußte sein Vorhaben aufgeben. (Von jener ersten Niederlage schreibt sich das Sprüchwort her, womit man ähnliche vergebliche Bestrebungen bezeichnen wollte: „Es wird ihm nicht glücken, wie den Schwaben bei *Lützen*.“)

Schon längst war er auch bemüht, seine Stammlande durch den Erwerb vieler kleiner Herrschaften in *Nieder- und Ober-Mannien* (d. i. in *Nieder- und Oberschwaben*, in welchem letzteren Lande der Grundstock seiner Hausmacht lag) zu erweitern. Aber diese seine Bestrebung gab den Anlaß zur Erstarkung einer gegen die Fürsten- und Adels-gewalt gerichteten eidgenössischen Macht, gegen die einst selbst *Österreich's* ganze Macht nichts sollte ausrichten können.

Selbet en*) nämlich (der Name *Schweiz* kam erst später auf) gehörte vor 1032 theils zu dem *burgundischen* Reiche, theils zu dem Herzogthum *Schwaben*, seit Konrad II aber zu dem deutschen Reiche und stand seit 1125 unter der Verwaltung der *Zähringer*. Nach dem Absterben der *Zähringer* 1218 erman-

*) S. Dittmar's Hst. Atlas, Tab. XII.

gelte das Land einer einheitlichen Verwaltung, und neben einigen Freistädten und freien Landgemeinden geboten viele geistliche und weltliche Herren im Lande, unter welchen letzteren besonders Savoyen und Habsburg hervorragten.

Das Haus **Habsburg**, welches schon im 10. Jahrhundert auf beiden Rheinufern im Sund- und Breisgau Stamm- und Lehnsgüter besaß, hatte 1020 durch die Erbauung der Feste Habsburg im Aargau einen Mittelpunkt zu neuen Erwerbungen in Ober-Allemannien bekommen. Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts theilte es sich in eine ältere und eine jüngere Linie; der älteren Linie (aus welcher Kaiser Rudolf stammte) gehörte in der Schweiz die Landgrafschaft Aargau erbeigenthümlich, und unter dieser Landgrafschaft standen als Landvogteien die drei Landschaften Uri, Schwyz und Unterwalden am Vierwaldstädter See (wenigstens dem größten Theile ihrer Bewohner nach, während der Rest theils andern Herren hörig, theils frei war). Auch die jüngere habsburgische Linie hatte Vogteien an diesem See; weil sie aber welfisch gesinnt war, hatte Kaiser Friedrich II, um die ghibellinisch-gesinnte ältere Linie zu stärken, die Vogteiuntergebenen der jüngern Linie unabhängiger gemacht, so daß dieselben dann gegen ihre Grundherrn im Bunde mit Zürich und Luzern zur ältern habsburgischen Linie hielten. Doch mußte die jüngere Linie ihre Vogteien wieder zur Ordnung zurückzubringen. Allein das Freiheitsgefühl in ihnen war einmal erwacht, und der Wunsch, von ihren Oberherren frei zu werden, theilte sich allmählich allen Bewohnern jener Gebirgsthäler mit: so lange aber der geehrte Kaiser Rudolf regierte, unternahmen sie nichts Eigenmächtiges.

Gleich nach Rudolf's Tode aber versuchten es alle diese Gebirgsgemeinden (sowohl die unter Habsburg, als die unter andern Oberherren stehenden), sich zu ganz freien Landgemeinden zu machen, und traten noch in demselben Jahre 1291 in eine förmliche Eidgenossenschaft zusammen, welche König Adolf von Nassau bestätigte. Dem Sohne Rudolf's, Albrecht, gelang es aber, die ihm zuständigen Vogteien in Uri, Schwyz und Unterwalden wieder seiner Landgrafschaft zu unterwerfen, während die übrigen Gemeinden dieser Thäler sich in ihrer errungenen Freiheit erhielten. Als Albrecht sich im Königthum festgesetzt hatte, suchte er sich in der Schweiz allmählich ein österreichisches Fürstenthum zu gründen.

Im Jahre 1300 nämlich machte Albrecht den drei Waldstädten Uri, Schwyz und Unterwalden den Antrag, ihre freie Reichsunmittelbarkeit mit der habsburgischen Schirmherrschaft zu vertauschen, wurde aber damit zurückgewiesen. Hierauf benutzte er das den Kaisern zustehende Recht, Reichsvögte zu setzen, in der Art, daß er dieses Amt 1301 österreichischen Vögten zu Luzern, und — als die Landleute sich darüber beschwerten, Reichsvögten aus dem benachbarten Adel übertrug. Daß übrigens die Grafen von Habsburg das erbliche Recht hatten, den Waldstädten Vögte zu setzen, geht aus neueren urkundlichen Forschungen hervor. Albrecht mißbrauchte es nur dazu, daß er die Vogteien, nicht wie früher, an Freie, sondern an seine „Ministerialen aus dem Adel“ (also an Unfreie, die über freie Leute richten sollten), gab. Daß er den Vögten geheime Befehle zur Bedrückung der Landleute gegeben habe, ist nicht zu erweisen: diese erklärt sich hinreichend aus der Spannung zwischen dem einheimischen Adel und den Bauern.“

Von diesen Bedrückungen der habsburgischen Vögte und den Folgen daraus wird, jedoch nur von Chronisten des 15. Jahrhunderts, Folgendes erzählt: Es waren ihrer zwei Landvögte, von denen der eine, Hermann Gessler von Brunnegg, in Rühnacht (am Luzerner See) über Uri und Schwyz, der andere, Berenger von Landenberg, auf der Burg zu

Sarnen über Ob- und Niedwalden schaltete und jeder in übermüthiger Weise durch harte Bestrafungen und willkürliche Forderungen die Landleute bedrückten. Auf ihre Klagen am Hofe gab man ihnen zu verstehen, daß, wenn sie die österreichische Herrschaft annehmen würden, alle Noth ein Ende haben würde. Weil nun auf ihre fortgesetzte Weigerung der Übermuth und die Habjucht der Vögte bis zu den ärgsten Freveln stieg, stifteten Walter Fürst, Werner Stauffacher und Arnold von Melchtal mit noch 30 freien Männern den Freiheitsbund auf dem Rütli d. 7. Nov. 1307 (es ist dieß eine hochgelegene Waldwiese am Ufer des See's) zur Vertheidigung ihrer Rechte und zur Vertreibung der tyrannischen Vögte, mit dem Vorsatz, dabei die Pflichten gegen das h. römische Reich und gegen die Kirche in keiner Weise zu verletzen, noch jemand Andern, selbst nicht die Habsburger, in ihren Rechten zu kränken. Bis zum festgesetzten Tag der Ausföhrung verhielten sich die Eidgenossen ruhig, selbst als Wilhelm Tell, unabhängig vom Bunde, im Gefühl des empörrten Vaterherzens mit dem Rachepeil den Landvogt Gessler erschoss.

Gessler (wird erzählt) hatte, um die Widerstrebenden von den Unterwürfigen zu unterscheiden, auf dem Markte zu Altdorf eine Stange mit einem Herzogshut aufrichten lassen, dem jeder Vorübergehende dieselbe Ehre erweisen sollte, als ob es der Herzog selbst wäre. Als Tell aus Bürglen im Lande Uri, bekannt als der beste Bogenschütze, beim Vorübergehen mit seinem Knaben sich deß weigerte, ward ihm der Tod gedroht, aber von Gessler unter der Bedingung Gnade angeboten, wenn er von dem Haupte seines Kindes einen Apfel schösse. Vergebens bat Tell, sein Vaterherz mit dieser unmenschlichen Forderung zu verschonen. Er mußte schießen und traf glücklich den Apfel. Weil er aber vorher einen zweiten Pfeil in den Koller gesteckt hatte und auf Befragen antwortete, daß derselbe, wenn er sein Kind getroffen hätte, für den Landvogt bestimmt gewesen wäre, so befahl dieser, ihn gefesselt zu Schiffe zu bringen, um ihn mit nach Rüsnacht zu nehmen. Unterwegs brach ein Sturm aus, der dem Kahn den Untergang drohte. Da Tell auch als guter Jährmann galt, so wurde er losgebunden, um den Kahn durch die Fluthen zu steuern. Er lenkte aber das Schiff nach einem Felsvorsprung (der sogenannten Tellsplatte), sprang hinauf und stieß das Schiff zurück in die Wellen. Dennoch entging Gessler der Gefahr und erreichte das Land. Als er aber die hohle Gasse nach Rüsnacht hinabritt, schoß ihm Tell, der ihm aufgelauret hatte, den Pfeil durch die Brust. (Was den Apfelschuß betrifft, so findet sich allerdings derselbe Zug schon in der ältesten deutschen Sage von Siegel, dem Bruder Wieland's des Schmieds, am Hofe des Königs Nidung.)

Erst am Neujahrstage 1308 lösten die Eidgenossen ihr Wort, nahmen durch raschen Überfall die Zwingburgen ein, verjagten ohne Blutvergießen die Vögte und Untervögte und erneuerten in Brunnen ihren Bund auf 10 Jahre.

Der Vogt Beringer von Landenberg gieng, der Sage nach, am Neujahrsmorgen von seiner Burg Hohenberg hinab in's Dorf, um die Messe zu hören. Auf dem Wege dahin begegneten ihm 20 Unterwaldner mit den herkömmlichen Neujahrsgeschenken für ihn. Er hieß sie dieselben in die Burg tragen und gieng weiter. Unter dem Burgtore steckten die Männer scharfe Eisenspiken auf ihre Stäbe, gaben ein Zeichen, auf welches noch 30 Männer aus einem Verstecke herbeikamen, und nahmen nun die überraschte Burgwache gefangen. Als Landenberg bei seiner Rückkehr das Geschehene wahrnahm, entfloh er, wurde aber hinter Sarnen eingeholt und mußte Urpheid schwören, nämlich daß er nie wieder das Gebiet der Waldstätte betreten und auch keine Rache nehmen wolle.

(Von diesen persönlichen Thatfachen berichten zwar gleichzeitige Chroniken und

Urkunden nichts, sie gehören daher in das Gebiet der Überlieferung; allein die Gründung des eidgenössischen Bundes 1291, die wiederholte kaiserliche Bestätigung desselben, der spätere Druck der Bünde und die Empörung der Landleute gegen dieselben sind unzweifelhaft geschichtlich.)

Eben machte Albrecht Anstalten, wieder gegen Böhmen zu rüsten, als er auf einem Ritte von Baden nach Rheinfelden von seinem kaum 19jährigen Neffen, Johann von Schwaben, (dem Sohne Rudolph's und der oberwähnten Wenzels-Wittwe), weil er diesem sein mütterliches Erbe, die Grafschaft Kyburg in der Schweiz, zu lange vorenthielt, bei Windisch an der Reuß am 1. Mai 1308 ermordet wurde.

Kaiser Albrecht, der an seinem Hoflager zu Baden soeben das Maifest gefeiert, ritt nach der Tafel vergnügt gen Rheinfelden seiner Gemahlin Elisabeth entgegen, die er von dort zurückermartete. In seinem Gefolge befand sich unter Andern Johann und vier Genossen desselben, die den ehrgeizigen Jüngling, bei dem sie sich, wenn er sein Erbe beläme, Ehren und Würden versprochen, auf den finstern Gedanken gebracht hatten, sich durch die Ermordung seines Oheims zu seinem Rechte zu verhelfen. Als man an den Fluß kam, mußten die Verschworenen es so einzurichten, daß sie mit dem Könige zuerst in die Fähre stiegen und übersehten, während das übrige Gefolge auf die rückkehrende Fähre wartete. Angelommen am jenseitigen Ufer ritten sie mit dem Könige eine Strecke vorwärts, als plötzlich Ritter Walther von Eschenbach dem Pferde des Königs in den Zügel fiel. Als Albrecht schrie: „Zu Hülfe, Vetter!“ stieß ihm Johann mit den Worten: „Hier der Lohn des Unrechts!“ das Eisen in den Nacken, und Ritter Rudolph von Baln führte einen Schwertstreich nach dem Kopf, so daß der König vom Pferde sank. Während die Verschworenen entflohen, kam eine alte Frau aus dem Felde herbeigelaufen, um dem Könige zu helfen, der gleich darauf, das Haupt auf ihrem Schooße, starb. — Von den Entflohenen wurde nur Einer, Ritter Rudolf von Wart, gefangen, und obgleich er an den König keine Hand gelegt hatte, doch mit einem gräßlichen Tode bestraft: er wurde lebendig auf's Rad geflochten, auf dem er noch drei Tage lebte, während neben ihm seine Ehefrau bend auf sein Verschleiden wartete. — Johann von diesem Verwandtenmord Parriada genannt) entkam und verscholl gänzlich; auch die übrigen starben im Elend; ihre Burgen, zehn an der Zahl, wurden zerstört, und ihre Verwandten und Dienstleute in großer Zahl (fast 1000) enthauptet oder verjagt. Diese grausame Rache nahmen Albrechts Gemahlin Elisabeth und seine Tochter Agnes, Wittve des Königs Andreas III von Ungarn, welche letztere an der Stelle, wo ihr Vater gestorben, das Kloster Königsfelden baute.

§. 158. Ohne auf Albrecht's Söhne Rücksicht zu nehmen und ohne den Bewerbungen des französischen Königs, Philipp's des Schönen, um die deutsche Krone für seinen Bruder Karl von Valois Gehör zu geben, wählten die Kurfürsten (auf Betrieb Peter Michspalter's, Erzbischoff's von Mainz) unter Festhaltung des Grundsatzes, die Krone keinem durch seine Hausmacht starken Fürsten zu geben, den tapfern und hochstrebenden Grafen von Luxemburg (oder Lützelburg), der in einer Vorwahl auf dem Königsstuhl zu Renfe, sodann bei der Hauptwahl zu Frankfurt einstimmig den 27. Nov. 1308 als Heinrich der Siebente zum deutschen König ernannt wurde. Bei der Wahl fehlte nur die Stimme Böhmens, dessen König, Heinrich von Kärnthen, der Gemahl der ältern Tochter Wenzels, damals nicht vom Reiche anerkannt war. Der Gewählte bestätigte den Kurfürsten ihre erworbenen Rechte und gewährte insbesondere dem Kurfürsten von Mainz den Rheinzoll bei Lahnstein. — Er selbst war am französischen Hofe erzogen, sprach das

Französische geläufig, war französischer Vasall und deutscher Reichsfürst, und hatte in seinem ganzen Wesen etwas Kühnes und Ritterliches.

Nach seiner Krönung, welche den 6. Jan. 1309 zu Aachen erfolgte, strebte er zunächst mit Entschiedenheit die Ruhe im Reich herzustellen, um noch höhere und weitergehende Pläne verfolgen zu können. Er setzte zum Schutz der mittelhheinischen Städte, so wie der Städte in Schwaben gegen die Fehdelust der Großen Vögte oder Rectoren, bestätigte den Städten ihre alten Freiheiten, gab aber den Bischöffen, die er überhaupt begünstigte, sämtliche Zölle vom Rhein, welche ihnen von Albrecht entzogen worden waren, zurück und ertheilte auch in der Schweiz den drei Waldstädten bis auf weitere Verfügung die ihnen einst von Friedrich II (s. §. 127) gewährte Freiheit von den habsburgisch-österreichischen Gerichten (obgleich wenigstens Unterwalden dieselbe weder von Friedrich II, noch von Adolphe erhalten hatte). Auf dem Reichstag zu Speyer, auf dem zum erstenmal auch das deutsche Bürgerthum zur Vertretung kam, gewährte er im September den Söhnen des ermordeten Albrecht's die bis dahin verzögerte Belehnung mit den österreichischen Landen, jedoch gegen Aufhebung aller Ansprüche auf Böhmen und gegen das Versprechen, ihm bei der Besitznahme Böhmens behülflich zu sein; auch that er die Mörder ihres Vaters in die Acht. — Mit dem schon genannten König Philipp von Frankreich schloß er einen Vergleich, wodurch er dessen Sohne die Freigrafschaft Burgund, jedoch als Reichslehen, überließ.

Nunmehr trat er auf dem glänzenden Reichstag zu Frankfurt (im Juli 1310), nach der Feststellung eines allgemeinen Landfriedens, mit seinem längst gefaßten Plan auf Böhmen, das er sich zur Gründung einer größern Hausmacht ansehen hatte, deutlicher hervor. Denn da die böhmischen Stände klagend gegen Heinrich von Kärnthen auftraten und den König Heinrich baten, ihnen seinen 14jährigen Sohn Johann zum Könige und zum Gemahl der jüngsten (22jährigen) Tochter des fünf Jahre zuvor gestorbenen Wenzels II Elisabeth, zu geben, so entband er die Böhmen ihres Eides gegen den Kärnthner, belehnte seinen Sohn mit Böhmen und gab seine Zustimmung zur Vermählung, die am 30. Aug. 1310 zu Speyer vollzogen wurde. Zugleich ließ er seinen Sohn zum Reichsverweser in Deutschland auf fünf Jahre ernennen. So war die luxemburgische Hausmacht begründet.

Nachdem König Heinrich VII den wilden Städtefeind, den Grafen Eberhard II von Württemberg, in die Acht gethan hatte, die dann mit Hülfe des schwäbischen Städtebunds durch die Verjagung Eberhard's und durch Zerstörung seiner Stammfeste Württemberg vollzogen ward, faßte er den Entschluß, auch die Parteien der Ghibellinen und Welfen in Italien, die sich daselbst auf das schrecklichste bekämpften, zu versöhnen, und zugleich die kaiserliche Oberherrlichkeit, welche die Habsburger aufgegeben hatten, wieder herzustellen. Diesem Plane stimmten alle deutschen Fürsten bei, und Papst Clemens V, der auf Betrieb des französischen Königs den päpstlichen Stuhl 1305 nach Avignon verlegt hatte, stellte ihm die Kaiserkrönung in Aussicht: denn dieser nun von Frankreich

abhängige Papst suchte damals in dem deutschen Könige eine Stütze gegen Frankreich.

Heinrich unternahm daher den Römerzug, und als er Italien betrat, jauchzten ihm Viele zu, die dort von ihm für ihre Partei Unterstützung erwarteten; selbst der große Dichter Dante hoffte durch ihn die unseligen Wirren, in welche Italien seit der Abwesenheit der Kaiser verfallen war, beigelegt zu sehen. Ohne Widerstand erfolgte sein Einzug in Mailand, wo er die lombardische Krone erhielt, welche aber, weil die alte, sogenannte eiserne, von der welfischen Partei verpfändet war, mit einer neuen goldenen, ersetzt werden mußte. Bald aber bekam er die Welfen gegen sich: er mußte bald da, bald dort einen Aufstand nieder schlagen und Brescia konnte er erst nach einer viermonatlichen Belagerung einnehmen. Dadurch bekamen seine Gegner in Rom Zeit, und als er vor dieser Stadt ankam, fand er die Parteien in zwei feindlichen Lagern einander gegenüberstehend. Er erstürmte zwar das Capitol, konnte aber die Peterskirche nicht einnehmen und mußte sich daher im Lateran von einem päpstlichen Cardinallegaten krönen lassen (1312). Als hierauf die meisten Deutschen in seinem Heere wieder in die Heimath zurückgekehrt waren, erhoben sich unter dem Vorgang von Florenz, das er vergeblich belagerte, alle Welfen gegen den Kaiser, und auch Robert von Neapel zog mit verstärkter Macht gegen ihn aus.

Nest gab Heinrich seine bisherige vermittelnde Stellung auf, rief alle Ghibellinen zu den Waffen und schloß mit dem aragonesischen König Friedrich von Sicilien ein Bündniß. Schon landeten die Sicilianer in Calabria, schon landeten die Pisaner und Genueser ihre Hülfslotten, schon war Verstärkung aus Deutschland im Anzug, die ihm zugleich Kaiser Albrecht's schöne Tochter Katharina als Braut zuführen sollte — als der Kaiser plötzlich zu Buonconvento (bei Siena) starb, und dadurch nicht nur die Hoffnung auf Wiederherstellung der Kaiserherrschaft in Italien schwand, sondern auch dieses Land wieder in das alte Wirrniß der Parteilungen zurückfiel, in welcher die Freiheit des Bürgerthums vollends untergieng.

Die Behauptung, daß Heinrich von einem Mönch mit der Abendmahlskostie vergiftet worden sei, und als er die Wirkung des Giftes spürte, dem Thäter verziehen und ihm gerathen habe, die Flucht zu ergreifen, — stellen allerdings einige unter den gleichzeitigen Geschichtschreibern auf, wogegen die andern mit gleicher Bestimmtheit behaupten, er sei an einem, nach großer Anstrengung bei der Sonnenhitze durch den unvorsichtigen Genuß rothen Weins entstandenen Fieber und durch hinzukommenden Mangel ärztlicher Pflege gestorben. Sein Leichnam wurde in Pisa beigesetzt.

§. 159. Der Tod dieses Kaisers war ein Unglück für Deutschland: denn es entstand nun wieder eine Doppelwahl, indem von der bayerischen, anfangs durch den luxemburgischen Anhang unterstützten Partei im Jahre 1314 Ludwig der Bayer —, von der habsburgischen, durch die päpstlich-französische Politik unterstützten Partei aber Friedrich der Schöne von Österreich erwählt wurde.

Bayern theilte sich damals in Ober- und Niederbayern. Oberbayern war ebenfalls getheilt, davon der kleinere Theil dem Ludwig gehörte, der größere mit der Pfalz und der Kurwürde seinem Bruder Rudolf. In Niederbayern hatte Herzog Otto III 1312 für seinen unmündigen Sohn jenen Ludwig von Oberbayern zum Vormund gesetzt; der Adel des Landes aber berief den Herzog Friedrich von Österreich zum Vormund. Darüber entstand Fehde, in welcher Ludwig den Friedrich bei Gamelsdorf 1313 besiegte, worauf dieser auf die Vormundschaft verzichtete unter der Bedingung, daß Bayern ihm bei der Kaiserwahl seine Stimme gebe. Pfalzgraf Rudolf versprach es; ob auch Ludwig ihm seine Stimme zugesagt habe, ist ungewiß: jedenfalls wurde er gegen seinen Willen von seiner Partei gedrängt, die Wahl selbst anzunehmen. — Friedrich wurde in Sachsenhausen (bei Frankfurt) gewählt und in Bonn vom Erzbischoff von Köln gekrönt; Ludwig wurde auf der Frankfurter Seite des Rheins gewählt und in Aachen vom Erzbischoff von Mainz gekrönt. Da Frankfurt dem Ludwig die Thore öffnete und sein Recht anerkannte, erschien er in den Augen der meisten Zeitgenossen um so mehr als der rechtmäßige König, in so fern er mit drei, Friedrich nur mit zwei unbestrittenen Stimmen gewählt worden war. Ludwigs Wähler waren Mainz, Trier, Brandenburg, Johann von Böhmen und Johann von Sachsen-Lauenburg; Friedrichs Wähler: Pfalzgraf Rudolf, Köln, Sachsen-Wittenberg und Heinrich von Kärnten.

Beide Könige waren von Character edel und milde, ja Friedrich fast zu weich, und doch entstand nun zwischen ihnen, bei dem verschiedenen Interesse, das eines jeden Anhang vertrat, ein heftiger Krieg, welchen besonders Friedrich's Bruder, der kräftige Leopold, der um jeden Preis die Krone wieder an das österreichische Haus bringen wollte, auf's leidenschaftlichste betrieb. Auf Friedrich's Seite standen außer seinen Erblanden die Pfalz und Köln, dann noch Ungarn und Neapel; auf Ludwigs Seite traten Böhmen, Thüringen und die meisten Städte am Mittel- und Niederrhein: in Friedrich fand der Adel, in Ludwig der Bürgerstand seine Stütze. Weil auch die schweizerischen Waldstädte für Ludwig Partei nahmen, da sie von den Habsburgern nicht die Bestätigung ihrer Freiheit erwarten konnten, so zog Herzog Leopold mit dem Kerne des oberländischen Adels gegen die ihm verhassten Schweizer-1315bauern, wurde aber von den Eidgenossen in dem Engpaß bei Morgarten völlig geschlagen, und mußte mit ihnen einen Waffenstillstand eingehen. Darauf erhielten die drei Waldstädte vom Kaiser Ludwig die Bestätigung ihrer Freiheit und erweiterten nach und nach durch Aufnahme von Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern ihre Eidgenossenschaft.

In der Schlacht bei Morgarten stunden 1300 Eidgenossen den 9000 Österreichern gegenüber. Als letztere in den Paß einrückten, warfen 50 Landesservanten, aber patriotische Schweizer, die den Sattelberg besetzt hatten, Felsblöcke und Baumstämme auf die Vorüberziehenden, wodurch diese gehemmt und in Unordnung gebracht wurden. In diesem Augenblicke erfolgte der Ansturm des eidgenössischen Heeres, wobei ein Theil der Österreicher erschlagen, ein Theil in den Aargerssee gesprengt wurde. Während die Schweizer nur 15 Tote zählten, fielen österreichischer Seits 1500 Gemeine und 350 Edle. Mit Noth entkam Leopold mit dem Reste nach Winterthur. Die Eidgenossen traten hierauf wieder in Brunnern zusammen und erneuerten am 9. Dec. 1315 in einer förmlichen Einigungsurkunde ihren Bund auf ewige Zeiten. König Ludwig bestätigte ihn 1316 und zog die österreichischen Güter in der Schweiz als Reichslehen ein.

Doch konnte Leopold seinem Bruder schon im folgenden Jahre bei Eßlingen wieder Hülfe bringen: denn die Österreicher konnten Bayern von zwei Seiten her bedrängen, vom Inn aus und von den sogenannten vordern Landen aus. Daher dachte Ludwig beim Anblick der großen Verheerungen im J. 1319 daran, dem Elend im Reich durch Verzichtleistung auf die Krone eine Ende zu machen; aber seine Verbündeten stärkten ihn zur Ausdauer.

1322 Nachdem sich der Krieg in Deutschland sieben Jahre lang unentschieden hingezogen hatte, kam es endlich zwischen beiden Königen in dem Jahre zur **Schlacht bei Ampfing** oder Mühldorf (im Salzbürgischen) in welcher Ludwig durch die Kriegskunst seiner Feldhauptleute **Konrad Schlüsselburg** und **Seyfried Schweppermann** siegte und Friedrich gefangen wurde.

Friedrich lagerte mit 30,000 Mann (darunter 5000 ungarische Reiter waren) beim Städtchen Mühldorf, und wollte die Ankunft seines Bruders Leopold abwarten, der von dem Rhein und Schwaben her gegen den Lech im Anzuge war. Indessen aber rückte Ludwig gegen Friedrich und lagerte sich in der Nähe von Mühldorf auf der Haide von Ampfing. Voll Ungeduld, den langjährigen Kampf zu beenden, nahm Friedrich, ohne seinen Bruder abzuwarten, wider den Rath seiner Freunde, die Schlacht an, und kämpfte im goldenen Harnisch leuchtend, mit der größten Tapferkeit den Seinen voran. Ludwig hatte Anordnung und Leitung der Schlacht dem Schweppermann übergeben: auf dem linken Flügel standen König Johann von Böhmen und Herzog Heinrich von Niederbayern; die Oberbayern hielten das Centrum; einen Hinterhalt bildeten 600 Reiter mit österreichischem Feldzeichen, vom Burggrafen Friedrich von Nürnberg geführt. Nach einem zehnstündigen harten Gefecht wichen vor Friedrichs Ansturm die Böhmen und Bayern und kaum entging König Johann der Gefangenschaft. Da ließ Schweppermann den Hinterhalt hervorbrechen, den anfangs die Österreicher für die Vorhut Leopolds hielten, bis sie, enttäuscht, in Verwirrung geriethen und die Flucht gaben. Friedrich setzte verweilungsvoll den Kampf fort, ward aber von seinem verbündeten Noß zu Boden geworfen, vom Ritter Albrecht von Hindesmaul überwältigt und dem Burggrafen übergeben. Mit noch 1400 gefangenen Rittersn vor den König Ludwig geführt, wurde er von diesem mit den Worten empfangen: „Vetter, wir sehen Euch gerne!“ und darauf mit nach München genommen, von wo er auf die Burg Trausnitz (bei Rabburg in der Oberpfalz) gebracht wurde. — Den Schweppermann ehrte Ludwig noch auf der Wahlstatt dtdurch, daß er, als in der Gegend wegen Mangels an Lebensmitteln nur wenige Eier für die Fürsten aufgebracht werden konnten, diese mit den Worten herumreichen ließ: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei“. — (Gleichzeitige Chroniken und Urkunden erwähnen jedoch dieses Feldherrn bei der Ampfinger Schlacht nicht. Die erste bayrische Chronik, die davon berichtet, ist aus dem Jahre 1495.)

Defuncteachtet wollte Leopold, als Vertreter der österreichischen Partei, den Sieger nicht anerkennen und setzte den Krieg fort, während Papst Johann XXII, ein Franzose von Geburt, darauf ausgieng, die Macht des französischen Königs, unter dessen Einfluß der päpstliche Stuhl seit seiner Verlegung nach Avignon (s. oben §. 158. a. C.) stand, auf Kosten Deutschlands zu erhöhen.

Weil nun Ludwig dem Galeazzo Visconti von Mailand ein Hülfsheer sandte, das dort die päpstlichen und neapolitanischen Truppen zwang, die Belagerung von Mailand aufzuheben, so schalt ihn der Papst einen Beschützer der Irrgläubigen und ließ zu Avignon öffentlich anschlagen,

daß kein von den Fürsten Erwählter den Titel „römischer König“ führen dürfe, ehe der römische Stuhl ihm das Recht dazu erteilt habe. Dagegen berief sich Ludwig auf das Herkommen und erklärte, daß er vor einem allgemeinen Concilium beweisen wolle, daß dieser Papst selbst ein Irrgläubiger sei.

Hierauf schleuderte Papst Johann am 23. März 1324 den Bannstrahl gegen ihn, belegte seine Lande mit dem Interdict und reizte die Polen zu einem Einfall in Brandenburg, das Ludwig einige Zeit vorher — nach dem Erlöschen des brandenburgisch-askanischen Hauses — seinem 9jährigen Sohne Ludwig als Reichslehen gegeben hatte (ohne die Ansprüche der beiden andern askanischen Linien anzuerkennen). Drei Monate nach der Bannung verkündigte der Papst Ludwigs Absetzung und rückte mit der Absicht heraus, die deutsche Krone dem Könige Karl IV von Frankreich (dem letzten Capetinger) zuzuwenden. Aber dieser Plan, für den schon mehrere Deutsche Fürsten (besonders Leopold von Oesterreich, der deßhalb mit diesem Könige zu Bar ein persönliches Abkommen traf) gewonnen waren, scheiterte an der vaterländischen Gesinnung des Erzbischofs Balduin von Trier und seines Bruders des Deutschordens-Comenthurs Berthold von Bucheck.

Bei seinem Streite mit dem Papste hatte Ludwig denjenigen Theil der Minoriten (Franziscaner) für sich, der die Unfehlbarkeit des Papstes bestritt und den Grundsatz aufstellte, daß das Concilium über dem Papste stehe. Ebenso traten Gelehrte wie Meister Ulrich von Augsburg, Johann von Gent und Marsilius von Padua, desgleichen die Universitäten von Paris und Bologna auf und bekämpften in Schriften die angemaste Obergerichtsbarkeit des Papstes.

Weil indeß weder der Papst, noch Leopold die von Ludwig gestellten Bedingungen der Ausöhnung annahmen, und Ludwig wahrnahm, daß die lang verzögerte Freiegebung Friedrich's ihm mißbeutet wurde, so begab er sich persönlich auf die Trausnitz und setzte den Friedrich, um den sich seine Gemahlin blind geweint hatte, unter der Bedingung in Freiheit, daß er der Krone entsage und seine Partei zum Frieden bewege.

Weil aber Friedrich weder seine Brüder noch den Papst zum Nachgeben bringen konnte, so stellte sich der treue Mann freiwillig wieder zur Haft ein, so daß Ludwig, dadurch gerührt, in dem Münchner Vertrage v. Sept. 1225 die Regierung mit ihm theilte, so nämlich, daß sie, gleich als eine einzige Person, Alles gemeinschaftlich pflegen und handeln, die wichtigsten Reichsgeschäfte zusammen abthun und dabei in Vorſitz wechseln wollten; ja sie sollen sogar Wohnung, Tisch und Lager mit einander getheilt haben. Diese deutsche Art offener Versöhnung und Freundschaft konnte der Papst Johann anfangs gar nicht glauben, bis er selbst Nachricht davon erhielt, da rief er aus: „Es ist wirklich wahr, man hat mir's aus Deutschland geschrieben.“

Doch diesem Übereinkommen versagten die Kurfürsten ihre Zustimmung, weil es dem Reichsgrundgesetz zuwiderlief. Der Papst aber bot auf's Neue Alles auf, die Kurfürsten zur Absetzung Ludwigs und zur Wahl des Königs

von Frankreich zu bewegen. Schon erbot sich Ludwig, um der Bedrängniß ein Ende zu machen, zur Abtretung der Krone an Friedrich, als unvermuthet Leopold (1326) starb, so daß sich nun Friedrich freiwillig in die Stille der Burg Guttenberg zurückzog, und sich nun Ludwig's Stellung und Macht in Deutschland mehr befestigte.

§. 160. Um aber vorzüglich in Italien dem Papste seine Stützen zu entziehen und sich die Kaiserkrone zu holen, zog Ludwig selbst über die Alpen, erklärte auf den Rath der ihn umgebenden, gegen den päpstlichen Hof zu Avignon wirkenden Franciscanerfraction, an deren Spitze Ludwigs Leibarzt Marfilin von Padua stand, den Papst Johann XXII für einen des apostolischen Stuhles unwürdigen Meher, ließ sich am 31. Mai 1327 zu Mailand die lombardische und in Rom die römische Krone von dem Haupt der herrschenden Partei, Colonna, im Namen des römischen Volks durch zwei gebannte Bischöffe geben, und setzte daselbst einen Minoriten unter dem Namen Nicolaus V zum Papst ein. Weil es ihm aber an Geld und Mannschaft fehlte und ihm die Neapolitaner schon die Zufuhr abschnitten, so kehrte er mit seinem Papste eiligt nach Deutschland zurück, wo eben Friedrich vor Gram gestorben war (1330). Auf dieser Rückkehr aus Italien errichtete Kaiser Ludwig in Angelegenheiten seines Hauses 1329 den Hausvertrag von Pavia, wornach die Rheinpfalz wieder von Bayern getrennt wurde und dieselbe (nebst einem Theile von Oberbayern, der von da an den Namen Oberpfalz bekam) den Söhnen und Nachkommen seines verstorbenen Bruders Rudolfs I zufiel. Zwischen Bayern und der Pfalz sollten aber die Familienbände fortbestehen, die Kurwürde zwischen beiden wechseln, Streitigkeiten durch Austrag beigelegt, keine Landestheile veräußert, weibliche Nachkommen von der Regierung, so lange männliche vorhanden, ausgeschlossen sein und, im Falle des Erlöschens der niederbayerischen Linie, alle obigen Vertragspunkte sich auch auf Niederbayern erstrecken.

Alle Veruche Ludwig's zur Versöhnung mit dem Papste Johann, der den Bann nur um den Preis der Thronentsagung zurücknehmen wollte, waren vergeblich. Zwar starb der 90jährige Papst Johann XXII; allein auch der folgende Papst Benedict XII stellte, obgleich milder gesinnt, doch ebenfalls von Frankreich abhängig, die gleiche Forderung, obgleich Ludwig sich sogar zur Kirchenbuße und zum Huldigungsseid gegen den päpstlichen Stuhl erbot. Da endlich raffte sich Ludwig auf, schloß mit England ein Bündniß gegen Frankreich, ließ auf einem großen Reichstag zu Frankfurt, zu welchem er auch Abgeordnete der Städte berief, alle päpstlichen Richteriprüche gegen den Kaiser für nichtig erklären, hob insbesondere das Interdict im ganzen Reiche auf und forderte auf das Andringen der Stände die Kurfürsten auf, das deutsche Wahlrecht und die Würde der deutschen Nation gegen die Annahmen des päpstlichen Stuhles zu wahren. Daher traten die Kurfürsten (mit Ausnahme Johann's von Böhmen, der unterdeß mit dem bayerischen Hause zerfallen war und sich an Frankreich angeschlossen hatte) zusammen und schloßen zur Aufrechthaltung der Ehre,

Rechte und Freiheit des Reiches den ersten Kurverein zu Rense (a. Rhein 16. Juli) 1338
 welcher den Grundfatz aufstellte, daß hinfort jeder von der Mehrheit der Fürsten gewählte König und deutsche Kaiser seine Würde und Macht von Gott habe und zu deren Ausübung nicht erst die päpstliche Bestätigung bedürfe, so daß also damit die Unabhängigkeit des deutschen Reichs von der römischen Hierarchie ausgesprochen ward. Darüber freute man sich in den meisten Ländern Deutschlands, und in den oberdeutschen Städten wurden alle Geistlichen, die dagegen sprachen, vertrieben.

In dem gleichen Jahre erschien König Eduard III von England persönlich auf dem Reichstag zu Coblenz, wo nicht nur der obermähnte Grundfatz des Kurvereins mit noch andern zweckmäßigen, die Reichssicherheit betreffenden Anordnungen festgesetzt, sondern auch die Klagen Eduard's gegen Frankreich gerecht befunden wurden, auch ihm vom Kaiser die Krone Frankreichs und Hülfe auf sieben Jahre zugesprochen ward. Indes mußte der französische König Philipp VI dieses Bündniß dadurch zu trennen, daß er dem Kaiser seine Vermittlung mit dem Papste anbot, der aber dann doch, ebenfalls auf Verrieth Philipp's, mit der Aufhebung des Bannes zögerte und darüber starb.

Als hierauf der neue Papst Clemens VI wieder mit den alten maßloßen Anforderungen an Ludwig auftrat, die nicht bloß sein persönliches Verhältniß betrafen, sondern selbst seine Stellung zum Reiche gefährdeten, so berief Ludwig 1344 einen Reichstag nach Frankfurt, und ließ von den Fürsten sowohl, als auch ganz eigens von den Städteabgeordneten die Forderungen des Papstes als reichsverderblich erklären. Weil aber bald darauf die Fürsten in dieser Sache wieder uneinig wurden und deßhalb die förmliche Protestation gegen den Papst nicht zu Stande kam, so sah sich Ludwig genöthigt, fortwährend mit dem päpstlichen Stuhle zu unterhandeln und hatte dabei zugleich mit der Eifersucht des luxemburgischen und österreichischen Hauses zu kämpfen.

Deßungeachtet ließ Kaiser Ludwig die Sorge für Ordnung und Frieden im Reiche nicht außer Acht, und weil ihm von Anfang an die Städte so treue Dienste geleistet hatten, so nahm er allenthalben auf ihre Hebung Bedacht: denn sie waren es, welche ihm am willigsten Geldmittel und Streitkräfte boten, weil sie zum Handel und Gewerbe Ruhe und Ordnung bedurften, worin sie von den Fürsten so oft beeinträchtigt wurden. Deßhalb begünstigte Kaiser Ludwig auch ihre Einrichtungen, vorzüglich in den oberrheinischen Gegenden und im nordöstlichen Deutschland.

Unter den Städten hob er besonders sein München, das er in seiner spätern Regierungszeit häufig zu seiner Residenz wählte, da die alte Sitte, Lieferungen zum Unterhalt des umherziehenden Königshofs zu geben, anfang in Abgang zu kommen. Er gab dieser Stadt, gleich einer Reichsstadt, freie Selbstverwaltung, begnügte sich mit einer mäßigen, aber festen jährlichen Abgabe und sorgte durch eigene Soldmannschaft für die Straßensicherheit. — Ebenso entrichteten ihm alle Reichsstädte willig ihre Abgaben.

Da auch er oft die Erfahrung gemacht hatte, daß ein Kaiser ohne Macht bei dem allgemein wachsenden Streben der Fürsten und Städte nach möglichster Selbständigkeit nicht viel ausrichten konnte, so gieng auch er auf Vermehrung seiner Hausmacht aus, wiewohl er dadurch die Eifersucht seiner Feinde, insbesondere der Luxemburger, noch mehr erregte. Erwähnt wurde bereits oben, daß er seinem ältesten Sohne Ludwig die Mark Bran-

denburg gegeben, der dann in der Folge in erster Ehe die dänische Prinzessin Margaretha heirathete, um dadurch gegen seine norddeutschen Nachbarn eine Stütze zu bekommen. — Als Erbchaft zog der Kaiser 1340 Niederbayern (nach dem Tode seines Schwiegerjohnes Johann) an sich, wiewohl er damit der pfälzischen Linie zu nahe trat, welcher nach dem Hausvertrag von Pavia ein Antheil gebührt hätte. — Auffallender erschien eine andere Erwerbung, insofern damit ein Eingriff in die geistlichen Rechte des Papstes verbunden war: der Kaiser trennte nämlich 1342 die Ehe der Erbgräfin von Kärnthen und Tyrol, Margaretha Maultasch, mit des Böhmenkönigs Sohne Johann Heinrich, den sie stets ferne von sich hielt, durch eigenmächtigen Dispens, um durch die neue Vermählung derselben mit seinem ihr verwandten, seit einiger Zeit verwittweten Sohne Ludwig dem Brandenburger die Grafschaft Tyrol zu erwerben und sie dem luxemburgischen Hause zu entziehen, dessen Feindschaft nun aber auf das Höchste stieg. — Kaiser Ludwig selbst hatte sich in zweiter Ehe mit Margaretha, der ältern Schwester des letzten Grafen Wilhelm (IV) von Holland vermählt, und als dieser in der Folge (1346) ohne Nachkommen starb, so zog der Kaiser das reiche Erbe (Holland, Seeland, Friesland und Hennegau), auf das auch die andern Schwestern Wilhelm's Anspruch machten, als Reichslehen ein und belieh damit seine Gemahlin und nachher mit ihrem Willen seinen mit ihr erzeugten zweiten Sohn Wilhelm, der in der Reihe seiner sechs Söhne der vierte war.

Die also wachsende Macht des Kaisers, der nun von Tyrol aus Italien bedrohen konnte, ja der nun wirklich vorhatte, durch einen Zug dahin den König Ludwig von Ungarn in seinem Anspruch auf den durch König Roberts Tod erledigten Thron von Neapel zu unterstützen, erschreckte sowohl den König Philipp, der eben durch einen Krieg mit England beschäftigt war, als auch den Papst, der auf diese Weise seine beiden Stützen (Frankreich und Neapel) gelähmt sah. Daher erneuerte und verschärfte Clemens VI im April 1346 den Bann gegen den Kaiser und stellte durch die drei geistlichen Kurfürsten, sowie durch Böhmen und Sachsen, einen Gegenkönig aus dem luxemburgischen Hause auf und zwar in Karl von Mähren, den Sohn des alten Böhmenkönigs Johann. (Bei der Wahl desselben zu Kenise, am 11. Juli, fiel das alte Reichsbanner in den Rhein und ward nicht mehr gefunden!)

Sogleich zog der Kaiser, von Tyrol aus, an den Rhein, wo ihm alle Städte zusammen den weltlichen Fürsten wider diesen Gegner beistanden, der, weil er sich nicht im Felde halten konnte, vom Niederrhein aus mit seinem erblindeten Vater nach Frankreich gieng, um dem König Philipp gegen den König Eduard beizustehen. Dort in der entscheidenden Schlacht bei Crécy (Aug. 1346) fiel der wilde Böhmenkönig unter den Streichen des schwarzen Prinzen, Eduards Sohn, und mit genauer Noth rettete sich Karl durch die Flucht.

Noch einmal suchte Kaiser Ludwig den Papst zur Zurücknahme des Bannes zu bewegen und wollte ihm das Beaufsichtigungsrecht in Ansehung des Königthums einräumen; dagegen aber protestirten die treuen Städte

auf dem vom Kaiser angeordneten Städtetag zu Speyer (im Sept. 1346) auf das feierlichste und verwarfen alle päpstlichen Verfügungen zusammen mit der Wahl des Luxemburgers. Vergebens suchte sich dieser den Eingang in Aachen zu erzwingen: er mußte sich in Bonn vom Erzbischoff von Köln (den 26. Nov.) krönen lassen. Hierauf fiel er, unterstützt von Italienern, im März 1347 in Böhmen ein, um von Trient aus in Niederbayern einzudringen; er wurde aber von Ludwig dem Brandenburger zurückgewiesen und zog sich nach Böhmen zurück.

Eben hatte Kaiser Ludwig am Oberrhein eine Erhebung des schwäbischen Adels mit Hilfe der Städte bekämpft, als er, nach München zurückgekommen, am 11. October 1347 auf einer Bärenjagd bei Fürstfeld am Schläge starb.

Der 63jährige Kaiser, dem am Morgen dieses Tages ein Kind geboren worden war, saß frühlich an der Mittagstafel, als ihm plötzlich ein Uebelbefinden ankam; rasch stellte er, um sich davon durch Bewegung zu befreien, eine Jagd an, auf der er todt vom Pferde sank. — Während dieser politischen Wirren wurde Deutschland zwischen den Jahren 1337—1348 durch verschiedene furchtbare Landplagen heimgesucht. Zuerst kamen drei Jahre hindurch verheerende Heuschreckenzüge; auf diese folgte an vielen Orten Hungersnoth; darauf erschütterte ein Erdbeben die Alpenländer, so daß Berge einstürzten, und in Kärnten allein die Stadt Villach und 30 Ortschaften zerstört wurden. Zuletzt erschien der schwarze Tod, d. i. eine Pest, die, aus Aien über Agypten, Italien, Frankreich in Deutschland einbrechend, ganze Städte und Dörfer verödete. So verlor Baiern 14000, Straßburg 16000, Lübeck 19000 Einwohner. Alles dies setzte die Gemüther in einen Schrecken, der Viele zum heilsamen Nachdenken, Viele aber auch zu wahrhaft wahnsinnigen Vexirungen trieb, wie man sie an den Flagellanten oder Geißelbrüdern sah, deren Treiben der Staat und die Kirche mit Acht und Bann Einhalt thun mußte.

Kap. 28. Die luxemburgischen Kaiser. *)

Histor. Atlas, Tab. XI.

§. 161. Noch aber war der von der päpstlich-französischen Politik aufgestellte Luxemburger nicht am Ziele. Denn die bayerische Partei (Mainz,

*) Genealogie des böhmischen und luxemburgischen Hauses:

Ditomar II, König von Böhmen, † 1278.

Wenzel IV, der Gütige, † 1305,
verm. an Jutta, Tochter des Kaisers Rudolf.

Wenzel V, † 1306.	Anna, vermählt mit Heinr. v. Kärnten, (1303—1311.)	Elisabeth, vermählt mit Johann v. Luxemburg, (1311—1346.)
----------------------	---	--

Rais. Karl IV, † 1378, verm. 1. mit Blanca v. Valois, 2. mit Agnes v. d. Pfalz, 3. mit Anna v. Schlesen, 4. mit Elis. v. Pommern.	Johann Heinrich, Markgr. v. Böhren, erster Gemahl der Margaretha Maul- tisch.	Wenzel, v. Luxemburg, † 1333.
---	---	-------------------------------------

Rais. Wenzel, † 1410.	Rais. Sigmund, † 1430.	Johann, Markgr. d. Kauffg.
	Elisabeth, verm. an Rais. Albrecht II.	Jodocus, Procopius. † 1411.

Pfalz, Brandenburg und Sachsen) trug die Krone zuerst dem König Eduard III von England an und, da dieser sie ausschlug, dem Markgrafen Ernst von Meissen, der sich aber von Karl mit 10,000 Mark Silbers zum Rücktritt bewegen ließ.

Als um diese Zeit in Brandenburg der falsche Waldemar (ein dem letzten verstorbenen Markgrafen aus dem anhaltischen oder ascanischen Hause ähnlich sehender, wenn auch nicht „gemeiner“ Betrüger) gegen den Markgrafen Ludwig auftrat und in vielen brandenburgischen Städten und bei den anhaltischen und sächsischen Fürsten ermtlichen Anhang fand, so unterstützte auch Karl diesen Aufstand mit aller Macht. Daher trug nunmehr die bayrische Partei die Reichskrone dem ritterlichen, kriegserfahrenen Grafen Günther von Schwarzburg an, der sie annahm, nachdem ihm die wittelsbachischen Fürsten versprochen hatten, ohne seine Einwilligung weder mit Karl, noch mit dem Papste unterhandeln zu wollen.

Allein Karl wußte die bayrischen Fürsten dadurch auf seine Seite zu ziehen, daß er (da seine erste Gemahlin, Blanca von Valois einige Jahre zuvor gestorben war) um Agnes, die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf, warb und versprach, das Recht des Markgrafen Ludwig auf Brandenburg (mit Auschluß der Oberlausitz) anzuerkennen und dem falschen Waldemar seinen Beistand zu entziehen. Der auf diese Weise verlassene Günther wollte nun die Waffen entscheiden lassen: er erkrankte aber plötzlich und ließ sich durch Ludwig den Brandenburger bestimmen, vor seinem Tode seine Kronansprüche um 20,000 M. S. an seinen Gegner abzutreten, der nun Ludwigs Recht auch auf Tyrol anerkannte und dem verstorbenen Günther eine königliche Bestattung gewährte.

Jetzt erst, nachdem er sich durch eine neue allgemeine Wahl und Krönung im römisch-deutschen Königthum hatte bestätigen lassen, sah sich d. 25. Juli 1349 **Karl der Vierte** im uneingeschränkten Besitz der Reichsregierung, in der er sich durch seine am französischen und aragonischen Hofe, sowie in Italien gewonnene diplomatische Gewandtheit und berechnende Klugheit erhielt und dadurch, sowie insbesondere für die Verfolgung seines Sondervorthells, als der Begründer der modernen deutschen Staatskunst erwies.

Aus Karl's IV. früherem Leben sei zum Verständniß seines Charakters hier nur Folgendes nachgeholt. Er war in Prag geboren, wurde von seinem launenhaften Vater 1323 in seinem 8. Jahre zu seinem Oheim, dem König Karl IV., nach Paris gesandt, wo er eine wissenschaftliche Bildung erhielt, so daß er späterhin für den gelehrtesten Fürsten des Mittelalters galt: er sprach und schrieb die böhmische, französische, deutsche, italienische und lateinische Sprache. In seinem 17. Jahre ward er von seinem Vater bei dessen abenteuerlichen Versuche, sich in der Lombardei festzusetzen, zum Statthalter der Lombardei gemacht. Da er sich aber darin ungeachtet einiger Siege nicht halten konnte, erhob ihn sein Vater 1333 zum Markgrafen von Mähren und Statthalter von Böhmen. Als solcher faßte er gleich den Plan, Prag nach dem Muster der französischen und italienischen Städte zu verschönern und sein reichthümliches Vaterland auf eine höhere Stufe der Kultur zu heben. Er stellte zunächst die Unordnung im Finanzwesen ab, führte eine allgemeine Steuer ein und sorgte für bessere Verwendung der Einkünfte. In dem Maaß, als er dadurch die Liebe der Böhmen gewann, erregte er die Eifersucht seines Vaters, der ihn sogar aus seiner Nähe verwies, aber ihn bald wieder in's

Amt einsetzte. Als dann sein Vater, der sich meistens in Frankreich aufhielt, in einem Feldzug daselbst um eines seiner Augen kam, erkannten die böhmischen Stände 1341 den nun 25jährigen Karl als Kronerben an, worauf es ihm gelang, die schlesischen Herzoge zur Anerkennung der böhmischen Lehnshegheit zu vermögen, wie er denn überhaupt darauf ausging, sein Böhmen zur Grundlage seiner künftigen Kaisermacht zu machen, welche ihm vom Papste bei seiner Wahl zum römischen Könige in Aussicht gestellt wurde.

Schon bei seiner Krönung zum böhmischen König (2. Sept. 1347) hatte er Prag zu seiner Residenzstadt erhoben; er erweiterte sie nachher durch Anlegung der Neustadt und sorgte durch Verleihung von Freiheiten und Rechten unermüdet für ihren Flor. — Einem schon früher von ihm gefaßten Plane gemäß stiftete er in Prag die erste deutsche Universität d. 7. Apr. 1348 und zwar nach den Einrichtungen der Universitäten zu Paris und Bologna und erklärte sie ausdrücklich als eine Lehranstalt für ganz Deutschland, indem er die academische Bürgerchaft nach vier Nationen eintheilte, nämlich in die böhmische, wozu die Ungarn und ungarischen Slaven, in die polnische, wozu die Schlesier, Russen und Litthauer, in die bayrische, wozu die süddeutschen und rheinischen Stämme, in die sächsische, wozu die Norddeutschen, Dänen und Schweden gerechnet wurden. Wie sehr er damit dem Bedürfniß entgegenkam, ersieht man daraus, daß diese Universität schon bald nach ihrer Stiftung 5000 bis 7000 (fünzig Jahre darnach sogar 20,000 Studirende) zählte, welche vorher ihre Bildung im Ausland gesucht hatten.

Am Stiftungstage derselben erklärte er Böhmen für ein Erbland seines Hauses, um dadurch die in Wahlreichen gewöhnlichen Parteiwirren abzuschneiden. Auch legte er im J. 1350 (und wiederholt 1355) den böhmischen Ständen ein neues Gesetzbuch zu einer gründlichen Verbesserung der Gerichtspflege und zur Abstellung des Fehdeunfugs und Raubwesens vor, konnte es aber nicht zur Annahme bringen und mußte sich begnügen, durch andere Übereinkommnisse den ärgsten Mißbräuchen abzuhelpen. — Nachdem er sodann die Oberpfalz (als Mitgift seiner zweiten Gemahlin; und Schlesien, das er sich durch seine dritte Vermählung mit einer polnischen Prinzessin sicherte) seinem Böhmen einverleibt und in verschiedenen Gegenden Deutschlands (z. B. in Franken und im Elsaß) die Landfriedensordnungen erneuert hatte, hielt er die Zeitumstände für geeignet, zur Erlangung der Kaiserkrone einen Zug nach Italien anzutreten, wo die großen Wirren, welche in Rom durch die republicanischen Bestrebungen Cola Rienzi's geherrscht hatten, zu Ende gekommen waren. Er hatte jedoch vorher dem päpstlichen Stuhle, der sich noch immer in Avignon befand, versprechen müssen, ohne Heer nach Italien zu gehen und Rom unmittelbar nach seiner Krönung wieder zu verlassen, ohne sich in die italienischen Angelegenheiten zu mischen!

So zog er denn, bloß von einem glänzenden Gefolge begleitet, über die Alpen, empfing in Mailand (für die Bestätigung der Herrschaft der Visconti's daselbst, die sie mit großen Summen erkaufen) die lombardische Krone, hielt in Rom einen feierlichen Einzug und wurde am Oftertage den 5. April 1355 von zwei Cardinälen im Namen des Papstes als Kaiser gekrönt, verließ

aber noch an dem gleichen Tage die Stadt, um nach Deutschland zurückzufahren, verjäumte jedoch nicht, unterwegs von italienischen Fürsten und Städten gegen Überlassung kaiserlicher Reichsrechte große Geldsummen zu erheben. Doch trug ihm sein ganzes unfaiserliches Benehmen allenthalben Spott ein, und der italienische Dichter Petrarca, der von ihm die Herstellung der Ordnung in Italien erwartet hatte, rief ihm in einem Gesange nach: „Wenn dein Großvater Heinrich dir in den Alpen begegnete, wie würde er dich anreden, daß du dein barbarisches Vaterland dem Besitze Italiens vorziehest!“

Nachdem er in Prag seinen Kaisereinzug gehalten hatte, fuhr er in der eifrigen Sorge für seine böhmischen Lande fort, stellte den Landfrieden durch Bestrafung der Friedensbrecher und Zerstörung der Raubburgen her, hob durch Sicherung des Handels, Betreibung des Bergbau's, Herbeiziehung deutscher Künstler und Handwerker den Wohlstand seiner Unterthanen und führte auf diese Weise das ehehin durch seine Barbarei verachtete Böhmen in die Reihe der Culturstaaten ein.

1356 Um aber auch für das gesammte deutsche Reich etwas zu thun, erließ er nach geflogenen Berathungen mit den Reichständen zu Nürnberg und Metz (9. Jan. u. 25. Dez.) die goldene Bulle als „unverbrüchliches, ewiges“ Reichsgesetz, worin das Wahlrecht und die andern Befugnisse der sieben Kurfürsten, namentlich die Untheilbarkeit der Kurfürstenthümer, sowie die Kaiserwahl und die Krönungsordnung festgesetzt wurde, um den jedesmaligen Streitigkeiten der Wahlparteien ein Ende zu machen. (Die nähern Bestimmungen der goldenen Bulle, die sich auf die Beschränkung des Fehderechts, auf das Verbot der Aufnahme von Pfahlbürgern, auf das Verbot der Innungen und Einungen ohne eingeholte landesherrliche Genehmigung erstreckten, §. 175). Karl IV ahnete wohl nicht, daß er mit diesem Reichsgesetze den Grund des mächtigsten Widerstandes gegen Kaiser und Papst legte, weil forthin das Ansehen der Krongewalt von dem Kaiser, als der Einheit, auf die Vielheit des Kurfürstencollegiums übergieng und dadurch auch die andern Fürsten gereizt wurden, den Kurfürsten im Ringen nach landesherrlicher Gewalt nachzustreben, was die weitere Folge hatte, daß dann auch die Ritterschaft und die Städte einen schroffern Gegensatz bildeten, um sich durch geschlossene Einigungen gegen die Gefahr des Verlustes ihrer Selbständigkeit zu schützen. (§. 175.)

Zwar erhob der Papst Innocenz VI seinen Widerspruch gegen die goldene Bulle, weil in derselben abichtlich des Papstes nicht erwähnt war, um die Einmischung der Päpste in die Kaiserwahlen abzuhalten; gewisse Gegenforderungen des Kaisers aber bewogen den Papst, die Sache auf sich beruhen zu lassen -- Weil auch die Herzöge von Bayern sich durch die goldene Bulle verfürzt sahen, in so fern darin das Kurrecht dem pfälzischen und brandenburgischen Zweige zugesprochen war, so widersetzten sie sich und wurden dafür vom Kaiser mit Krieg überzogen, den aber Herzog Albrecht der Weise von Österreich durch Vermittlung verglich. (Dadurch, so wie späterhin durch eine Vermählung einer Tochter des Kaisers mit Albrechts Sohne, Rudolf dem Hochherzigen, bildete sich ein gutes Vernehmen zwischen dem burgundischen und österreichischen Hause. Dieser Herzog Rudolf that nachher für sein Wien, was sein Schwiegervater für Prag gethan, indem er jene Stadt durch den Bau der Stephanskirche

und durch die Stiftung der Universität Wien (1366) zu heben suchte. Um Österreich, das kein Erzamt bekommen hatte, doch einen Vorzug zu geben, wählte sich Rudolf den Titel Erzherzog und erhielt vom Kaiser das privilegium de non appellando. so daß er dadurch im Grunde den Kurfürsten gleichgestellt erschien.)

Nachdem Kaiser Karl IV seinen Sohn Wenzel, ein kaum zweijähriges Kind aus dritter Ehe, 1363 zu seinem Nachfolger in Böhmen hatte krönen lassen, begab er sich im Jahr 1365 persönlich nach Avignon und verabredete mit dem Papst Urban V die Zurückversetzung des päpstlichen Stuhls nach Rom, in welche Frankreich jedoch nur unter der Bedingung willigte, daß Karl, der sich bei dieser Gelegenheit zu Arles die burgundische Krone aufsetzte, die ehemals mit ihr verbunden geweienen Rechte nicht ansprach und den französischen Dauphin mit dem Reichsvicariate von Arrelat belehnte. Als Johann Urban 1367 nach Rom zurückgekehrt war, trat der Kaiser 1368 wieder einen Zug nach Italien an, griff die trotzig aufstrebenden und alle ihre Nachbarn tyrannisirenden Visconti's an, machte aber in kurzem Frieden mit ihnen und eilte nach Rom, wo er seine Gemahlin vom Papste krönen ließ, was dieser unter der Bedingung that, daß der Kaiser bei dem Zug von der Engelsburg in die Peterskirche neben des Papstes Zelter einhergieng und das Pferd am Zaum führte, worüber ein Theil der Römer es nicht an Spott fehlen ließ. — Allenthalben in Italien mit Aufständen bedroht, wußte er sich nur dadurch zu helfen, daß er allgemeine Amnestie ertheilte. Von da an blieb Italien wieder sich selbst überlassen.

Auf seiner Rückkehr wußte sich der Kaiser theils für Verleihung von Vorrechten, theils wegen Erlaß von Strafen seinen Säkel wieder mit großen Geldsummen zu füllen, wie er denn auch nachher in Deutschland sich durch Ertheilung ungemessener Freiheiten an die Reichsstädte, so wie durch Erfindung des Briefadels sich reichliche Geldmittel zu verschaffen wußte, die er zur Verstärkung und Erweiterung seiner Hausmacht bedurfte. — Um seine Macht im Nordosten zu befestigen, wußte er die beiden jüngsten Söhne Ludwigs des Bayern Ludwig den Römer und Otto in Brandenburg zu einem Erbvertrag zu bereuen und durch die Heirath seiner Tochter Elisabeth mit dem letztern und zuletzt fast mit Gewalt ihnen das Markgrathum Brandenburg um den Spottpreis von 500,000 Gulden abzudrängen, worauf er dieses seinem Böhmen einverleibte. — Gegen Polen sicherte er die böhmischen Lande nach dem Aussterben der Jagellonen durch einen Vertrag mit dem König Ludwig dem Großen von Ungarn, mit dessen Tochter Maria der Kaiser seinen zweiten Sohn Sigmund verlobte. — Auch mit der Hanse suchte er zum Besten seiner Hauslande eine nähere Verbindung einzugehen, und that der Stadt Lübeck die Ehre eines feierlichen Besuches an; aber obgleich der Bürgermeister derselben dabei erklärte, „nur der Kaiser sei Herr in Lübeck“, behauptete doch die Hanse ihre freie Stellung und führte, nach wie vor, ihre Kriege, ohne sich um den Kaiser zu kümmern.

Nachdem er noch in Schwaben zwischen den Städten und ihrem Hauptbedränger Eberhard III mehrmals sich bemühte, Ruhe und Frieden herzustellen, ohne jedoch mit seiner schmiegsamen und schwankenden Politik eine durchgreifende Ordnung zu Stande zu bringen, war er nun darauf bedacht, seinem Hause die Nachfolge im römisch-deutschen Königthum zu sichern, wick aber dabei von dem in der goldenen Bulle aufgestellten Grundsatz ab, indem er die Gunst der Städte durch das Zugeständniß des Einigungsrechtes zu gewinnen suchte. Da auch die Kurfürsten und der Papst seinem

Wünsche geneigt waren, so wurde sein Sohn Wenzel am 10. Jan. 1376 in der Wahlversammlung zu Frankfurt gewählt und die Wahl durch den nachfolgenden Papst bestätigt.

Wahrscheinlich um diesen Sohn nicht allzu mächtig erscheinen zu lassen, nahm er eine Theilung seiner Hauslande unter seine drei Söhne vor, indem er dem Wenzel Böhmen beließ, von seinen beiden aus vierter Ehe gebornen Söhnen aber dem Sigmund die Mark Brandenburg, dem Johann die Lausitz nebst Schweidnitz übergab. Kurz darauf starb der schon länger her entkräftete Kaiser zu Prag am 29. Nov. 1378 im 63. Lebensjahre und hinterließ das deutsche Reich in der bedenklichsten Lage. Denn jedenfalls enthält das von dem nachmaligen Kaiser Maximilian I über ihn gefällte Urtheil, daß er, während er für Böhmen ein wahrer Vater war, für das Reich ein „Stiefvater“ gewesen sei, eine Wahrheit.

1378 §. 162. Die Verwicklungen, in denen Karl IV das deutsche Reich hinterließ, steigerten sich, als **Wenzel** (Wenzeslav), Karls ältester, erst 17jähriger Sohn zur Regierung kam. Anfangs nicht ohne guten Willen und rechtliebend, aber noch unerfahren und dabei von Natur reizbar und heftig und nach mißlungenen Anstrengungen gleichgültig und schlaff, hatte desungeachtet in den ersten zehn Jahren seiner Regierung das ernstliche Streben, einerseits die schon kurze Zeit vor seines Vaters Tode entstandene Kirchenspaltung durch Anerkennung und Beschützung des rechtmäßigen Papstes Urban VI zu unterdrücken, anderseits den öffentlichen Landfrieden in Deutschland herzustellen, was ihm freilich in seinem Böhmen nicht schwer war, wo von seinem Vater her noch gute Ruhe und Ordnung herrschte. Allmählich aber, durch seine leidenschaftliche Jagdlust und nichtswerthe Günstlinge aus dem niedern Adel verleitet, wurde er ernstern Geschäften abgeneigt, eigensinnig und streitsüchtig, versiel in Trunksucht, Wollust und Grausamkeit und wurde zuletzt ein bis zur Berrücktheit jähzorniger Wütherich, unter dessen thörichter und nachlässiger Regierung das Kaiserthum zum Spott ward. Italien, Burgund, die Schweiz und die Niederlande trieben es für sich, wie sie wollten, und in Deutschland herrschte eine solche wilde Unordnung und Rechtslosigkeit, daß jeder Stand durch Einigung mit seines Gleichen sich selbst Schutz und Hülfe zu verschaffen suchte. So kam es, daß sich einerseits die früheren Städtebündnisse theils erweiterten, theils vermehrten, anderseits auch besondere Adelsbündnisse sich bildeten, die mit jenen in beständigen landesverheerenden Fehden lebten.

Unter den Städtebündnissen war die norddeutsche **Hansa** unterdeß zu so großer Macht und Bedeutung gelangt, daß sie die gefürchtetste nordische Seemacht war und es mit ihren Flotten und Kriegsheeren siegreich mit der Fürstenthumsmacht aufnehmen konnte (§. 179.) Im Südwesten Deutschlands war der schwäbische Städtebund aufgekommen, welcher die städtischen Freiheiten im Kampf gegen die Grafen von Württemberg und andere, den Städten feindliche, ihnen zum Theil verschuldete Fürsten und Herren mit Glück vertheidigte. Als König Wenzel 1379 dem Herzog Leopold II von Österreich die Reichsvogtei in Ober- und Nieder-Schwaben durch Pfandverschreibung übertrug, sahen jene Städte darin eine neue Gefahr und vereinigten sich mit den rheinischen Städten zu gegenseitigem Schutz, wodurch sie bedeutend an Macht

wuchſen. — Daß es den Städten möglich war, ſolche Schutz- und Trutzbündniſſe zu ſchließen, und nach Gefallen Krieg zu führen, kam eben von den ausgedehnten Freiheiten her, die ihnen Wenzel's Vater, Karl IV, für Geld verkauft hatte: kein Wunder, daß dadurch die kleinen Fürſten und der Adel zur Eiferſucht gereizt wurden, da ſie meinten, die Freiheit für ſich allein in Anſpruch nehmen zu können.

Die Ritterbündniſſe wurden — einige damals, andere in den folgenden Jahrzehnten — von den kleineren Fürſten und Herren geſchloſſen, theils um die Städte zu bekämpfen, theils um ihre Selbſtändigkeit gegen die größern Fürſten zu vertheidigen. Neben dem Schleglerbund, dem Falkenbund, den Rittern vom goldnen Horn u. a. war der Löwenbund der mächtigſte, indem er eine, durch das Elſaß, den Breiſgau, durch Schwaben, Franken und Bayern reichende Kette bildete.

Weil nun in dieſen kleinen Bürgerkriegen die unter ſich zwieträchtigen Ritterbündniſſe gegen die Städte oft den Kürzern zogen, ſo brachte Graf Eberhard III der Greiner von Württemberg, dieſer Erbfeind der Städte, die Adelsbündniſſe in Schwaben und am Rhein (an die er ſich mit den Fürſten von Baden und Zöllern angeſchloſſen hatte) dahin, ſich mit dem ſchwäbiſchen und dem rheiniſchen Städtebunde im Vertrag von Ehingen 1382 zu einem Landfrieden zu vereinigen und ſich gegenseitig gegen die Angriffe der mächtigeren Fürſten zu unterſtützen. Nun verſuchte es Wenzel auf einem Reichstage zu Nürnberg 1383, jedoch nur mit Zuziehung von Fürſten, einen allgemeinen Landfrieden zu Stande zu bringen. Da ſich aber weder die Städte, noch die übrigen Fürſten dazu verſtanden, ſo ſuchte er wenigſtens jene ſüdweſtdeutſche Landfriedensvereinigung durch Beſtätigung derſelben in der Heidelberger Stallung 1384 auf vier Jahre unter ſeiner Aufſicht zu bringen.

§. 163. Die Furcht vor der wachſenden Macht Oſterreich's am Oberrhein und in Schwaben, worüber, wie oben erwähnt, Herzog Leopold II von Oſterreich die Landvogtei bekommen hatte, trieb nun die oberdeutſchen Städte, ſich mit der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft zu verbinden, welche unterdeß nicht nur durch den Beitritt der von Habsburg abgefallenen Städte Lucern, Zürich, Glarus und Zug, ſondern auch durch den Hinzutritt des mächtigen Bern (welches mit eidgenöſſiſcher Hülfe durch Rudolf von Erlach's Sieg bei Laupen (1339) den Nichtländiſchen Adel gedemüthigt hatte) zum Bunde der acht alten Orte herangewachſen war.

Da jedoch die Eidgenoſſen vor einem Krieg außer ihren Gränzen Scheu trugen, ſo mußten jene oberdeutſchen Städte ſich mit Leopold vergleichen. Dadurch bekam dieſer den Rücken frei und faßte den Entſchluß, die von den Eidgenoſſen ſeinem Großvater bei Morgarten (§. 160) zugefügte Schmach zu rächen und die Schweizer wieder dem habsburgiſchen Hauſe zu unterwerfen. Er zog daher, an der Spitze des ſchwäbiſch-oſterreichiſchen Adels, von Baden im Margau aus, um über Lucern in's Gebiet der Vierwaldſtädte zu dringen. Aber die Eidgenoſſen brachten ihm am 9. Juli 1386 in der **Schlacht bei Sempach** durch die edelmüthige Selbſtaufopferung **Arnold's von Winkelried** eine ſo gänzliche Niederlage bei, daß ſelbſt der tapfere Leopold mit 676 edeln Herrn ums Leben kam.

Es hatten innerhalb zwölf Tagen 167 Herren den Eidgenossen Fehde angesetzt. Eine Abtheilung des Ritterheeres sollte die Stadt Zürich beschäftigen, das Hauptheer aber Sempach züchtigen und dann weiter vordringen. Aber die Züricher, zeitig gewarnt, entsandten die bei ihnen befindlichen Lucerner, Urner, Unterwaldner und Schwytzer durch das Reuthal nach Sempach, um das Städtchen zu entsetzen. Man rüstete sich eben zum Sturm auf das Städtchen, als am Waldsaum der eidgenössische Entsatz erschien. — Leopold, von einigen Herren gemahnt, die vor Zürich liegende Abtheilung erst abzuwarten, verwarf jeden Aufschub, und ein Ritter von Schenkein sprach vom Sieden und Braten der rebellischen Bauern. — Als im Beginn des Kampfes die 4000 vom Kopf bis zum Fuß geharnischten Ritter sahen, daß das nur 1300 Mann starke Häuflein der meist ungepanzerten Eidgenossen zu Fuß anrückte, übergaben sie, des ungleichen Kampfes sich schämend, ihre Pferde den Troßknechten und rückten in geschlossenen Reihen mit vorgehaltenen Speeren vor. Vergebens suchten die Eidgenossen diese Eisenmatten zu durchbrechen und viele waren schon den Speeren der Ritter erlegen. Da rief Arnold Struthan von Winkelried (aus Unterwalden): „Getreue, liebe Brüder! ich will euch eine Gasse machen! Sozt für mein Weib und meine Kinder!“ sprang vor und umfaßte mit beiden Armen so viel Speere, als er konnte, drückte sie sich in die Brust, und machte durch die Wucht seines fallenden Körpers in die feindliche Reihe eine Lücke, in welche dann die Eidgenossen einorangen und mit ihren Worggenisternen und Hellebarden das stolze Heer zersprengten und zermalnten. Manche Ritter erstickten im Gedränge unter ihren Fingern, viele, die stiehen wollten, riefen nach ihren Pferden, aber die Troßknechte waren auf denselben entflohen. Sterbend hielt Ritter Ulrich von Narburg das blutige Banner in die Höhe und rief umsonst: Hetta Osterreich! Als Herzog Leopold sein Banner sinken und so viele Gele fallen sah, stürzte er sich in das wilde Schlachtgerümmel, um den Tod zu suchen: denn, sagte er zu denen, die ihn abmahnten, er wolle lieber ehrlich sterben, als unehrlich leben. Man fand ihn nachher todt an der Seite des Bannerträgers der Stadt Freiburg liegen.

Durch diesen Sieg der Eidgenossen, so wie durch noch einen zweiten, den sie bei Näfels den 9. April 1388 über den süddeutschen Adel errangen, wurde die Freiheit der Schweiz noch fester begründet. Ihre Standhaftigkeit ermutigte auch die schwäbischen und rheinischen Städte zur ferneren Ausdauer. Denn als, ungeachtet der erneuerten Landfriedens-Einigung (1387 zu Mergentheim), die bayrischen Herzoge, Stephan III von Bayern-Ingolstadt und Friedrich I von Bayern-Landsbut, in das bundesgenössische Gebiet des Erzbischofs von Salzburg einfielen und einige Städte schädigten, so rüsteten sich die verbündeten Städte in Bayern, Franken und Schwaben gegen die Herzoge von Bayern und deren Verbündete Württemberg und Pfalz. Das war die nächste Veranlassung, daß im Jahre 1388 der große Städtekrieg ausbrach, der ganz Süddeutschland mit schrecklicher Verheerung heimsuchte. Es erlitten jedoch die Städte schwere Niederlagen und zwar zuerst bei Döffingen gegen Eberhard den Greiner von Württemberg und dann bei Worms gegen den Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz. Die Erbitterung beider Theile war groß. Bei dem Dorfe Döffingen z. B. lagerten vor dem Kirchhofe 5000 Städtiche, welche von Ulm her in Württemberg eingefallen waren, als Eberhard mit 7000 Mann gegen sie anrückte und sein Sohn Ulrich, an der Spitze der Vorhut, voll Begierde sich für eine bei Reutlingen erhaltene Schlappe zu rächen, die Städter ungestüm angriff. Diese kämpften aber so muthig, daß Ulrich mit mehreren anderen Herren fiel. Als Eberhard dieß sah, rief er den Seinen zu: „Erschreckt nicht, mein Sohn ist wie ein anderer Mann! Haltet Euch

tapfer: seht der Feind flieht!“ Eine Zeit lang schwankte der Sieg. Plötzlich wendete sich der von den Fürsten bestochene Bannerführer von Nürnberg zur Flucht, und anderseits er schien der Schleglerhauptmann Wolf von Wunnenstein, der über den Haß gegen die Städter seine bisherige Todfeindschaft gegen Eberhard vergaß, zu Hülfe und vollendete mit ihm die Niederlage der Städter. — In dem wechselvollen Kriege sanken nur allein im Württembergischen 1200 Dörfer und Städte in Asche. Hierauf brachten es die Fürsten auf dem Reichstag zu Eger (1389) dahin, daß die Verbindungen der Städte aufgelöst wurden, worauf nur der süddeutsche Landfriede wieder zu Stande kam. Zu einem allgemeinen Landfrieden aber konnte es nicht gebracht werden, da weder im Norden, noch im Süden die Macht des Kaisers ausreichte.

Es machten nämlich die Türken unter Sultan Bajazeth, der den Griechen bereits fast alle ihre Provinzen entrissen hatte, einen Angriff auf Ungarn, dessen Krone Wenzels Bruder, der Kurfürst Sigmund von Brandenburg, mit König Ludwigs des Großen Tochter Maria empfangen hatte. Er hatte in Ungarn eine Partei gegen sich, und dieser Umstand, so wie der Abfall Siebenbürgens verwickelte ihn in den Krieg mit den Türken. Sigmund wäre verloren gewesen, wenn nicht von Deutschland aus wenigstens der Kurfürst Ruprecht von der Pfalz mit dem Burggrafen Friedrich von Hohenzollern, und von Frankreich aus des dortigen Königs Sohn, Philipp von Burgund, mit 8000 Franzosen Hülfe gebracht hätten. Durch diese wurden alsbald die Türken zurückgebrängt, und obgleich sie nachher in der Bulgarei bei Nicopolis 1396 durch ihre Menge über Sigmund siegten, so drangen sie doch für diesmal nicht mehr weiter vor. (Von Sigmund's weiterem Schicksal nach dieser Schlacht s. unten §. 165.)

Sowie Wenzel durch seine Trägheit dem Reiche zum Verderben war, so war er für sein Erbland Böhmen (nach dem ersten Drittheil seiner Regierung) zum Uniegen: denn nicht nur machte er sich dort durch seine tyrannische Art der Zurückforderung der verpfändeten Krongüter den Adel, sondern auch durch grausame Behandlung der Kleriker, insbesondere durch die Ertränkung des erzbischöflichen Vicars Johann von Pomuk (des h. Nepomuk) die Geistlichkeit zum Feind, so daß sich gegen ihn eine vom Adel ausgehende und gegen seine Regierung gerichtete Verschwörung, der böhmische Bund genannt, bildete, der den König Wenzel in Gewarsham nahm, aus der ihn aber sein Bruder Johann, und nach Johann's schnellem Tode, sein Bruder König Sigmund 1396 befreite.

Wenzel führte bei Jagden, Trinkgelagen und Turnieren ein müßiges Leben. Von seiner Grausamkeit wird erzählt, daß er unter seinem Gefolge einen Scharfrichter hatte, den er nur seinen „Vater“ nannte, und durch den er nicht selten ohne allen Proceß den Leuten die Köpfe vor die Füße legen ließ. Eben so führte er Koppeln wilder Hunde mit sich, die er öfters auf die Leute hegte. Wurde doch seine Gemahlin Elisabeth, als sie einst in der Nacht aufstand, von einem dieser Hunde zerissen! — Als in einem Aufstand des Volkes gegen die Juden 3000 derselben erschlagen wurden, eignete er sich ihr hinterlassenes Vermögen zu. — Als er vom böhmischen Adel die verpfändeten Krongüter zurückforderte und die Betheiligten sich weigerten, ließ er auf einem Landtag jeden Edelmann in ein schwarzes Zelt kommen: wer sich nun zur Herausgabe seines Guts nicht bereit erklärte, den ließ er in ein rothes Zelt abführen und darin enthaupten. Als einige hingerichtet waren, gaben die Übrigen alle nach. — Besonders hatte er es auf die Geistlichkeit abgesehen, die er häufig verspottete und in Vergehensfällen härter bestrafte, als Andere. Als der Erzbischoff von Prag ihm wegen seiner Eingriffe in die geistlichen Rechte entgegen trat, stieß Wenzel in der Wuth

einem Domherrn, der den Erzbischoff verteidigte, den Schwertknauf in's Gesicht, und ließ zwei andere foltern, ja den einen davon, Johann von Pomuk, am 20 März 1393 in der Nacht von der Brücke in die Moldau stürzen. — In den böhmischen Bund, den der Adel zum Sturz der verhassten Kabinettsregierung stiftete, ließ sich auch Wenzels Vetter Jodocus (Johst) von Mähren ziehen, und auch Albrecht von Oesterreich begünstigte den Bund. Eines Tages wurde Wenzel auf einer Reise überfallen und nach Prag zurückgebracht, wo ihn die Aufständischen bewachten. Als sein Bruder Johann von der Lausitz zu seiner Befreiung vor Prag rückte und die Bürger für die Übergabe gewann, war Wenzel schon weiter gebracht worden. Während Johann nun eine Vermittlung anstrebte, starb er, worauf Sigmund eine Sühne mit dem böhmischen Bunde zu Wege brachte, die dem Wenzel die Regierung wieder zurückgab. Dafür übertrug Wenzel dem Sigmund das Reichsvicariat in Deutschland. Doch wurde Sigmund gleich darauf von jeder Mitwirkung in Deutschland durch die sein Ungarn bedrohende **Türkengefahr** abgehalten.

Bereits faßten mehrere Reichsfürsten den Gedanken an eine Änderung im deutschen Regiment, und es traten einstweilen der Kurfürst Ruprecht von der Pfalz und der Kurfürst von Mainz mit Wenzel's Feinden in Italien, den Florentinern, in Verbindung. Dort hatte Galeazzo Visconti von Mailand fast ganz Oberitalien unter seine Herrschaft gebeugt und zur Befestigung seiner Selbständigkeit sich vom Kaiser Wenzel die erbliche Herzogswürde für 100,000 Goldgulden erkaufte und sich dadurch einen Platz in der Reihe der römischen Reichsfürsten verschafft. Wenzel gab sich dazu her, weil er bei dem Römerzug, den er vorhatte, sich auf die Macht der Visconti stützen wollte, denen Florenz widersetzte.

Als sich Wenzel 1397 nach langer Unbekümmertheit endlich einmal wieder aus Böhmen nach Deutschland sich aufmachte und auf einem Frankfurter Reichstag einen zehnjährigen Landfrieden zu Stande brachte, beschränkten die Kurfürsten von der Pfalz, von Mainz und Trier denselben auf fünf Jahre. Als er sodann das kirchliche Schisma (zwischen Bonifaz IX in Rom und Benedict XIII in Avignon) durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Könige Karl VI von Frankreich aufheben wollte, ward er 1399 theils durch eine Krankheit, theils durch neue Unruhen in Böhmen daran verhindert.

Diese neuen Unruhen rührten wieder von dem böhmischen Herrenbunde und gleichzeitig von Sigmund her, und waren gegen die Verdrängung des Procopius von Mähren gerichtet, welchen Wenzel während seiner Abwesenheit aus Böhmen zum Statthalter von Böhmen gemacht hatte.

Als Wenzel wieder nach Böhmen zurück gefehrt war, besprachen sich die vier rheinischen Kurfürsten zu Mainz im Sept. 1399 und zu Frankfurt am 1. Febr. 1400 über die Wahl eines andern römischen Königs, der jedoch nicht aus dem luxemburgischen Hause sein dürfte, und da Wenzel zur Abwehr dieser Gefahr keine energischen Schritte that (insbesondere es versäumte, die Reichsstädte für sich zu gewinnen, Sigmund und Jodocus aber mit dem Procop in Böhmen in offenem Krieg verwickelt waren, so luden die genannten Kurfürsten den Kaiser Wenzel vor ihre Versammlung in Oberlahnstein und schritten, weil natürlich Wenzel dieser unberechtigten Vorladung keine Folge leistete, am 21. Aug. verabredetermaßen zur Wahl des Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz.

Kurfürst Rudolf von Sachſen, der noch in Frankfurt gegen dieſe Wahl ſich ausgeſprochen hatte, war inzwischen von Dienſtleuten des Kurfürſten von Mainz überfallen, gefangen und „wie zufällig“ geſchödet worden. Der Kurfürſt von Mainz betrieb dieſe Wahl ſo eifrig, weil er fürchtete, daß, wenn Papſt Bonifaz, von dem er ſein Pallium erhalten hatte, abgeſetzt würde, auch er von ſeinem Erzbisthum abtreten müßte. — Die Gründe der Wähler zu Wenzel's Abſetzung waren, weil er 1. der Kirche nicht zum Frieden verholſen, 2. durch Viſconti's Erhebung das Reich geſchwächt, 3. die Ordnung im Reich nicht hergeſtellt, 4. perſönlich viele Graufamkeiten begangen und 5. ſich um Kirche und Reich nichts gekümmert habe: darum werde er als „ein unnützer und ſaumſeliger Entgliederer des Reichs“ der Krone verluſtig erklärt.

§. 164. Ohne Wenzel's Einpruch, und ohne deſſen Bedingung, daß er ſeinem Gegner den Titel „römischer König“ zuſtehen wolle, wenn dieſer ihn als Kaiſer anerkenne, zu beachten, ließ ſich der am 21. Auguſt des Jahres 1400 gewählte **Ruprecht von der Pfalz**, genannt Clem, nach ſeinem herkömmlichen Einzug in Frankfurt, nicht in Aachen, das ihm die Thore ſchloß, ſondern in Köln am 6. Jan. 1401 krönen. Aber auch er vermochte, ungeachtet ſeiner guten Eigenſchaften, weder in Deutſchland, noch in Italien Ordnung und Ruhe herzuſtellen. Denn die Fürſten, die ſich zu Wenzel's Abſetzung vereinigt hatten, waren nun auch gegen Ruprecht wenigſtens darin einig, ſich durch ihn in keinem ihrer errungenen Rechte beſchränken zu laſſen, und dadurch ſah ſich der Kaiſer in Allem, was er für das Reich unternahm, gehemmt. Als er, gemäß dem bei der Wahl gegebenen Verſprechen, Mailand wieder mit dem Reiche zu vereinigen, in Gemäßheit eines Reichstagsbeſchlusses raſch entſchloſſen von Augsburg aus einen Zug über die Alpen gegen den Herzog Johann Galeazzo Viſconti unternahm, erlitt er 1401 bei Breſcia gegen den beſſer gerüſteten Feind eine ſolche Niederlage, daß er nach längeren vergeblichen Unterhandlungen verarmt nach Deutſchland zurückkam.

Unterdeß hatte in Böhmen Wenzel ſich mit dem böhmischen Herrenbund und mit ſeinen Verwandten verglichen, indem er ſich einen ihm zur Seite geſtellten Reichsrath gefallen ließ, und mit ſeinem Bruder Sigmund ſogar die Regierungsgewalt in Böhmen getheilt; auch machte er ihn wieder zum Reichsvicar und hoffte mit ſeiner und Viſconti's Hülfe ſich die Kaiſerkrone zu verſchaffen. Allein der Tod Galeazzo's und die Abkehr des Papſtes Bonifaz von ihm zu Ruprecht — vereitelte den Römerzug. Bei Wenzel's eigenſinnigem und launenhaftem Charakter kam es dahin, daß Sigmund ihn gefangen nach Wien bringen ließ, von wo er jedoch bald entkam (1403), um in Böhmen wieder ſein altes Regiment fortzuführen, während in Deutſchland ihn nur noch einige Reichſtädte anerkannten.

Weil aber Wenzel noch von Frankreich, Polen und Ungarn anerkannt war, er auch, durch ſein Unglück etwas beſonnener geworden, nach dem Tode des Markgrafen Procop durch Überlaſſung der Lande deſſelben an Joſt den letzteren für ſich gewann, deſgleichen auch die Herzöge von Öſterreich durch Erneuerung der Erbvereinigung ſeines Vaters auf ſeine Seite brachte, ſo ſah ſich Ruprecht vielfach gehemmt, und als er durchgreifen wollte, trat ihm derſelbe Erzbischof von Mainz, der ſeine Wahl betrieben hatte, dadurch entgegen, daß er mit Württemberg, Baden und mehreren ſchwäbiſchen Reichſtädten am 14. Sept. 1405 den Marbacher Bund, angeblich zum Schutze des Landfriedens, im Grund aber gegen Ruprecht

errichtete, so daß sich dieser nur durch Aufopferung königlicher Einkünfte und durch Bestätigung dieses Bundes in seiner Stellung erhalten konnte. Zu solcher Schwäche war durch die Eigenucht der Fürsten bereits das Kaisertum herabgesunken!

Da ihm seine Gegner — weil er in dem wachsenden Kirchenstreite unter den sich bekämpfenden Päpsten fortwährend an Gregor XII hielt, — mehr und mehr Anhänger entzogen, so faßte er den Entschluß, seinen Hauptgegner, den Erzbischoff von Mainz mit den Waffen zu bekämpfen; allein noch ehe es zum Kampfe kam, starb Ruprecht am 18. Mai 1410 zu Oppenheim am Rhein.

§. 165. Die Zeit nach Ruprecht's Tode gewährt die sonderbare Erscheinung, daß so zu sagen drei Kaiser und drei Päpste zugleich, jene um die höchste weltliche, diese um die höchste geistliche Würde sich stritten. Den ob erwähnten Zwiespalt in der Kirche hatte das Concilium zu Pisa durch Absetzung der zwei gleichzeitigen Päpste (Gregor's XII in Rom und Benedict's XIII in Avignon, und durch Erwählung eines neuen (Alexanders V, und, nach dessen baldigem Tode, Johann's XXIII) zu heben geglaubt; aber da jene ersteren nicht wichen, so war nun die Kirche dreispältig. Und da nach Ruprecht's Tode die neue Kaiserwahl getheilt war, indem von der einen Partei Wenzels Bruder, der mehrerwähnte Sigmund, König von Ungarn und Kurfürst von Brandenburg, — von der andern Partei der Markgraf Jobst von Mähren gewählt wurde, Wenzel aber seine Absetzung nie anerkannte: so war auch das deutsche Reich dreihauptig, doch nur auf kurze Zeit; denn da Jobst nach seiner Krönung (1411) starb und Wenzel mit seinem Bruder Sigmund sich dahin verglich, daß er dieiem das deutsche Königthum überließ, sich aber den Kaisertitel vorbehielt, so wurde nunmehr zu Frankfurt am 21. Juli d. J.

1410 Sigmund einstimmig gewählt und mit ihm kam das mächtige Luxemburgische Haus wieder in den Besitz der deutschen Krone.

Sigmund (Sigismund), ein Mann von schönem Wuchs und Gesicht, blondgelocktem Haar und angenehmer Haltung, vieler Sprachen kundig, redfertig, geistig-rührig, wegen seiner angeborenen Freundlichkeit und heitern Geselligkeit bei Jedermann beliebt, aber zum Leichtsinne, zur Sinnlichkeit und zur Verschwendung sehr geneigt, war aus seiner ob erwähnten Niederlage bei Nicopolis nach Constantinopel entflohen und von da nach Ungarn zurückgekehrt. Weil aber dort unterdeß seine Gemahlin Maria gestorben war, hatten seine Gegner unter den Magnaten die Oberhand, so daß er in ihre Gefangenschaft gerieth. Er entkam jedoch nach Böhmen, sammelte ein Heer, eroberte Ungarn und blieb von da im Besitze deselben. Polen, das ihm auch durch seine Gemahlin erblich zugefallen war, hatte er nicht behaupten können.

Seine erste Sorge als deutscher König war auf die Herstellung des Kirchenfriedens gerichtet. Es war auch hohe Zeit, der Zerrüttung ein Ziel zu setzen, welche durch die erwähnte Kirchenspaltung (das große Schisma) in alle Lebensverhältnisse gedrungen war. Von den drei Päpsten (Benedict XIII zu Avignon, Gregor XII zu Rimini und Johann XXIII zu Rom) verfluchte jeder den andern sammt seinem ganzen Anhange, so daß die Gemüther derjenigen, deren religiöse Überzeugung mit dem Glauben an

päpstliche Unfehlbarkeit innig verbunden war, in den größten Zwiespalt mit sich selbst geriethen.

Dazu kam noch, daß der letztgenannte Papst Johann die hohe Würde durch seinen Wandel entehrte, und daß überhaupt alle drei Päpste, weil die dreifache Zertheilung der Kirche ihre Einkünfte geschmälert hatte, kein Mittel zum Gelderwerb scheuten und daher mit geistlichen Ämtern und Indulgenzen sehr ansehnlichen Bucher trieben.

Durch alles dieses zerstörte das Papstthum schon länger her selber sein Ansehen allenthalben, und während früherhin die Landeskirchen der verschiedenen christlichen Staaten in den weltlichen Regenten oft ihre Bedrücker geißen und bei dem Papstthum, als der obersten Gesamtkirchenregierung, Schutz gesucht und oft gefunden hatten, so sahen sie jetzt in dem Papstthum mit seinen simonistischen und merkantilen Bestrebungen einen drückenden Gegner. Weil dabei vielfach die Ausübung des geistlichen Berufs mehr und mehr vernachlässigt wurde, so nahm auch die sittliche Ausartung des Volks besonders von der Zeit an überhand, worin der „französirte“ Papsthof zu Avignon selbst ein so trauriges Beispiel sittlicher Verderbtheit war und für den größten Theil des Alerus einodemantel großer sinnlicher Ausschreitungen wurde, so daß selbst viele Äbte und Mönche in Jagden und Gelagen, bei Turnieren und andern Feiten den Zeitvertreib ihres müßigen Lebens suchten.

So war es kein Wunder, wenn wegen solcher in der damaligen Kirche obwaltenden „Ärgernisse“ sich die Völker dem päpstlichen Stuhle immer mehr entfremdeten und wenn Ruhe und Friede aus so vielen Herzen und Häusern wich, oder wenn sich bei dem Anblick des kranken Leibes Christi nicht Wenige entweder in Ascetenvereine zurückzogen, oder sich gegenkirchlichen Vereinen anschloßen, um von dort aus die Heilung der Kirche zu versuchen, oder wenn sie neue separativistische Secten stifteten und im unbestimmten Bußtrieb und in krankhaften Genußthunngen subjectiver Erregtheit ihr religiöses Bedürfnis zu befriedigen suchten. — Daher kam es, daß sich endlich die ganze Christenheit nach einer Reformation an Haupt und Gliedern sehnte, und die größten theologischen Stimmführer jener Zeit als das einzige Mittel dazu ein vom Papst ganz unabhängiges, freies allgemeines Concilium erkannten und forderten.

§. 166. Von dem Kanzler der Universität zu Paris, Johann Gerion, dem damals berühmtesten Theologen, aufgefordert und von den übrigen weltlichen und geistlichen Fürsten Europa's unterstützt, suchte daher Sigmund den Papst Johann zur Ausbreitung eines Conciliums zu bewegen. Dieser wollte sich anfangs nicht dazu verstehen. Als aber der König Ladislaus von Neapel in seinem Streite mit dem römischen Stuhl gegen Rom vorrang und Johann sich vor ihm nach Bologna flüchten mußte, gab er leicht bereit der Forderung Sigmund's nach, und so kam im Jahr **die allgemeine Kirchenversammlung zu Constance** (oder Constanz) zu Stande, welche sämmtliche Gebrechen der Kirche heilen sollte.

Zugegen waren — nicht zwar gleich im Anfang, aber doch im Laufe des Conciliums — von geistlicher Seite: Papst Johann, der mit einem Gefolge von 600 Personen, zumeist Italienern, angekommen war; die Stellvertreter der beiden andern Päpste (Gregor's XII, der damals in Rimini, und Benedict's XIII, der nach seiner Vertreibung aus Avignon zu Perpignan in Spanien residirte), drei Patriarchen (von Jerusalem, Konstantinopel und Aquileja), die Großmeister aller Ritterorden, 33 Cardinäle, 20 Erzbischöffe, über 200 Bischöffe und Weihbischöffe, 124 Äbte, 33 Universitätslehrer, mehrere tausend Priester und eine große Zahl von Mönchen; von weltlicher Seite, außer dem Kaiser, der erst später erschien, die Gesandten des griechischen Kaisers und aller europäischen christlichen Fürsten, selbst ein türkischer Gesandter, und überdies an 1600 weltliche Fürsten und Herren, alle mit zahlreichem Gefolge, so daß zur Zeit des größten Zusammenflusses in und um Constanz zuweilen über 100,000 Menschen gezählt wurden, und diese Stadt vier Jahre hindurch der Schauplatz der buntesten Welt aus allen Theilen Europa's war. Für die äußere Ordnung im Allgemeinen hatte der rheinische Pfalzgraf Ludwig der Bärtige, als Stellvertreter des Kaisers, zu sorgen.

Papst Johann glaubte, es würde einzeln nach Köpfen abgestimmt werden, und dann hoffte er, sich durch die deßhalb mitgebrachte Menge seiner italienischen Prälaten halten zu können; allein das Concilium stimmte nach den vier Hauptnationen (worunter man die deutsche, französische, englische und italienische begriff, an welche die andern vertheilt waren), und erklärte, daß man sich außer der Abstellung des Schisma und der Tilgung der Ketzereien auch mit einer Reformation der Kirche zu beschäftigen habe.

Der deutschen Nation wurden zugerechnet: die Ungarn, Böhmen, Polen, Preußen, Russen, Griechen, Kroaten und Dalmatier; zur gallischen: die Normannen, Spanier und Portugiesen; zur englischen: die Irländer, Schottländer, Dänen, Norweger und Schweden; zur italienischen: die Provençalen, Lombarden, Römer, Venetianer, Neapolitaner und Sicilianer. Die Abgeordneten jeder dieser vier Hauptnationen stimmten zuerst in besonderen Versammlungen, und was auf die Weise durch drei Nationen gleichmäßig beschlossen wurde, galt als Conciliumsbeschuß. In allen Kirchenfachen, welche nicht Glaubensartikel betrafen, durften auch die Universitätsgelehrten, Könige und Fürsten mitstimmen.

Eine wichtige Folge dieser Abstimmungsweise war, daß durch die Stimmen der Deutschen, Engländer und Franzosen vor jeder andern Anordnung die Absetzung der drei Päpste beschlossen wurde. Papst Johann suchte zwar durch alle möglichen Künste diesen Schlag von sich abzuwenden; allein da besonders die Deutschen fest blieben und zu gleicher Zeit eine Schrift über seinen unmoralischen Lebenswandel verbreitet wurde, so hielt er es fürs klügste, in seine Abdankung zu willigen. Obgleich ein Beschluß gegeben war, daß vor Abstellung des Schisma Niemand Constanz verlassen dürfe, gelang es ihm doch, mit Hülfe des Herzogs Friedrich von Oesterreich während eines von diesem angestellten Turniers, als gemeiner Reiter verkleidet, aus Constanz in das zum Gebiet des Herzogs gehörige Schaaffhausen zu entfliehen, von wo aus er seine Absetzung für nichtig erklärte, in der Hoffnung, dadurch das Concilium zu sprenken.

Aber das Concil blieb fest auf seinem Ausspruche und erklärte ausdrücklich, daß es seine Gewalt von Christo und nicht vom Papste habe, daß also auch der Papst sich ihm unterwerfen müsse. Papst Johann, der unterdeß nach Freiburg gewichen war, wurde gefänglich eingezogen und nach Heidelberg gebracht, wo er unter der Aufsicht des Pfalz-

grafen einige Jahre in leichter Haft gehalten wurde. Von den zwei andern Päpsten legte Gregor seine Würde ohne Weigerung, Benedict aber kaum dann nieder, als Sigmund selbst nach Spanien reiste und den König von Aragonien vermochte, demselben seinen Schutz zu entziehen; er protestirte wenigstens noch bis an sein Ende. Der Kaiser machte übrigens diese Reise, auf der er auch nach Paris und London gieng, in dem Sinne, in welchem er dem Concil überhaupt erklärt hatte, daß er „als weltliches Haupt christlichen Volkes“ sich berufen fühle, den Frieden zwischen allen Reichen und Völkern der Christenheit zu gründen.

Um diese Reise und überhaupt seinen verschwenderischen Aufwand bestreiten zu können, hatte der Kaiser zu seinen früheren Schulden an den Burggrafen Friedrich von Hohenzollern, den er zum Statthalter in Brandenburg gemacht hatte, eine neue Summe von ihm aufgenommen, so daß er ihm nun 400,000 Ducaten schuldete. Schon im Jahre 1411 hatte er ihm (mit Wenzel's Einwilligung) die Mark Brandenburg verpfändet. Weil er aber nachher das Pfand nicht auflösen konnte, überließ er es ihm zum Eigenthum, und dadurch wurde Friedrich der Stifter des brandenburgisch-preussischen Hauses. (Neuere Untersuchungen stellen die Verpfändung dar, nicht als für ein Darlehen gemacht, sondern „für den Aufwand an Geld und Mühe, den Friedrich zur Rettung des halbverlorenen Landes“ gemacht. Im Jahr 1415 gab er ihm mit Einwilligung der Mehrzahl der Kurfürsten die Mark mit der brandenburgischen Kur- und Erzkämmererwürde erblich, mit dem Vorbehalt der Wiedereinlösung. — Dagegen kostete dem Herzog Friedrich von Oesterreich jene Unterstützung, die er dem Papste bei seiner Flucht geliehen hatte, seinen ganzen Länderbesitz in Folge der Reichsacht, die der Kaiser über ihn verhängte, und die das Reichsheer, von dem Burggrafen geführt, in Verbindung mit den Eidgenossen vollstreckte: (daher des Herzogs Spottname „Friedrich mit der leeren Tasche“). Er wurde indeß nach geleisteter Abbitte begnadigt und erhielt später seine schwäbischen Besitzungen, nicht aber seine schweizerischen zurück, von welchen letzteren Bern, Aargau, Zürich, Baden, andere Eidgenossen andere habsburgische Gebietstheile an sich gerissen hatten.

Als es nun an die allgemein geforderte eigentliche Kirchenverbesserung gehen sollte, schlugen die Deutschen vor, die vorhandenen Kirchengebreche vor der Wahl eines neuen Papstes abzustellen; allein die Italiener wußten die Stimmen der andern Nationen dahin zu gewinnen, daß die Papstwahl zuerst vorgenommen wurde. Und als nun der neue Papst, ein kluger Italiener aus dem gräflichen Hause Colonna, unter dem Namen Martin V gewählt und eingesetzt war, so ließ dieser sich vom Concilium nichts mehr an der ihm verliehenen Gewalt abdingen, sondern schloß mit den einzelnen Fürsten Concordate, d. i. besondere Verträge, welche ungeachtet mancher Zugeständnisse dem päpstlichen Stuhle seine bisherige Gewalt sicherten, die Kirche selbst aber noch in ihrer Verweltlichung ließen.

Eine Hoffnung blieb den Reformfreunden noch in dem vom Concilium gefaßten Beschlusse, daß alle zehn Jahre eine allgemeine Kirchenversammlung, ja die nächste schon nach 6 Jahren zu halten sei. Auch stand seit dem Kostnitzer Concilium Vielen der darin aufgestellte, oberrwähnte Grundsatz fest, daß ein allgemeines Concilium die Kirche vorstelle und der Papst sich den Beschlüssen desselben zu fügen habe. Die Päpste boten fortwährend alles auf, diesen Grundsatz nicht in wirksame Anwendung kommen zu lassen. (§. 176.)

§. 167. So war denn eine gemeinsame Lösung der Reformationsfrage nicht zu Stande gekommen. Aber noch auf dieser nämlichen Kirchenversammlung kam eine Verhandlung vor, welche durch ihren verhängnißvollen Ausgang von tiefeingreifenden Folgen für die Zukunft der Kirche war.

Es war dieß die Verurtheilung des böhmischen Universitätslehrers Johann Hus (nicht Huf) und der von ihm versuchten Kirchenreform.

In Böhmen nämlich, wo die Kirche als ursprünglich von der griechischen gestiftet, den römischen Cultus erst spät und ungern angenommen hatte, und wo längst einerseits manche aus Südfrankreich und Piemont vor der Inquisition dahin geflüchtete Waldenser im Stillen ihres Glauben lebten (§. 146), anderseits der hitzige Eifer schismatischer Franciscaner gegen das Papstthum gewirkt hatte, bestand schon lange eine kirchliche Opposition, und einzelne muthige Männer hatten schon laut ihre Stimme gegen die Entartung der Kirche erhoben. Durch die Stiftung der Universität Prag und durch die daran wirkenden Dominicaner und kirchliche Franciscaner war indeß nicht nur das Ansehen der römischen Kirche erhöht, sondern auch ein tieferes ernstes Studium aus der Quelle der Schrift und den ältesten Vätern in solchem Grade befördert worden, daß der böhmische Klerus auf Sitten und Bildung des Volkes einen mächtigen Einfluß gewann.

Schon von 1360 an traten in Prag eifrige Prediger auf, (wie Konrad Waldhauser, Milicz von Kremser und später der mehr als Schriftsteller bekannte Matthias von Janow), welche das Gesetz und Evangelium nach dem Worte Gottes mit Geistesmacht unter großem Zulauf verkündigten und dabei das Sittenverderben in der Simonie der Geistlichkeit und dem Luxus der Laien fürchtlos strafte. Während nun ihr Wort in den Gemeinden einen so gesegneten Eingang fand, daß die Kleiderpracht verschwand, der Wucher aufhörte oder sich verbarg, Viele unrechtes Gut zurückgaben und die öffentlichen Orte der Prostitution in Wohlthätigkeitsanstalten verwandelt werden konnten, wurde daselbe von pharisäischen Mönchen der Irrlehre angeklagt, und es zeigte sich schon damals daß die kirchliche Überlieferung von der Lehre der Schrift abgewichen war.

Als jedoch der Professor der Theologie Johann Hus, ein Mann von tief-sittlichem Ernst, umfassenden Kenntnissen und großer Beredtsamkeit, den schlimmen Einfluß der verweltlichten Kleriker und Mönche auf das Volk näher kennen lernte, so fand er sich berufen, gegen die größten Auswüchse eines todten Ceremoniendienstes zu kämpfen und hatte dabei nicht nur die Gemeinde selbst, sondern auch die meisten böhmischen Professoren, besonders den Magister Hieronymus, viele Hofleute und Barone und selbst die Königin Sophie auf seiner Seite, welche ihn zum Beichtvater wählte.

Johann Hus war geboren 1369 zu Husinec im Parochiner-Kreise von wohlhabenden Ältern, studirte in Prag, wurde 1393 Baccalaureus, 1396 Magister; er trat 1398 als öffentlicher Lehrer an der Universität auf und gerieth schon 1399 mit Collegen in Streit, weil er bei einer Disputation einige Wyllefsche Lehrsätze vertheidigte. Gleichwohl wurde er 1401 Decan der philosophischen Facultät und Prediger an der Bethlehemschapelle und erlangte 1403 die höchste akademische Würde als Rector der Universität. — M. Hieronymus, aus einer Familie des niedern Adels in Prag abstammend, war jünger als Hus, hatte sich aber an diesen von früher Jugend an angeschlossen. Er studirte in Oxford, von wo er mehrere in Prag noch unbekannte Werke Wyllefs mitbrachte, wurde 1396 in Prag Baccalaureus und gieng dann noch nach Heidelberg und Paris, wo er Magister wurde,

aber durch seine wilschitschen Lehren allenthalben Anstoß erregte; erst nach zweijährigen Reisen kehrte er nach Prag zurück.

Schon vor 1385 waren mehrere Bücher Wykles's in Böhmen bekannt geworden und hatten bei den alten Lehrern in Prag, namentlich bei Jakob von Mies, Johann von Jesenic u. A., um so größere Theilnahme gefunden, je mehr seine reformatorischen Gedanken mit den ihrigen übereinstimmten.

Am meisten hatten aber die jüngeren, namentlich Hus und Hieronymus die wilschitschen Grundsätze zu den ihrigen gemacht und fanden während Hus's Rectorat 1401 — 1403 um so freieren Raum zu deren Verbreitung, als die durch das päpstliche Schisma zerplitterte Macht der Kirche sie nicht zu hindern vermochte. Indessen beruhte Hus's reformatorisches Streben weniger auf Lehrsätzen, als vielmehr auf einer gründlichen Kenntniß der heil. Schrift, auf seinem unerschütterlichen Glauben, heiligen Ernst und frommen untadelhaften Wandel, womit sich ein glühender Eifer für die sittliche Hebung des Volks und gegen die in der That schreiend gewordenen kirchlichen Mißbräuche verband. Während er in seinen Predigten und Vorlesungen statt des Fegfeuers, des Bilder- und Heiligenbildens, des Ablasses den evangelischen Heilsweg durch Buße und Glauben verkündigte, gelang es ihm bei dem Erzbischoff Zbyněk, dessen Zutrauen er damals genoß, die Abschaffung des Wallfahrens an solche Orte zu erwirken, deren angebliche Wunder durch Reliquien (wie sich aus der Untersuchung einer Commission ergab) auf Lüge und Täuschung beruhten.

Die Lehrsätze, wegen deren Hus später angeklagt wurde, betrafen hauptsächlich das h. Abendmahl, welches er auf die ursprüngliche Einsetzung zurückzuführen suchte, den Ablass für Geld, die Beichte, die Gewalt der Kirche und des Papstes, den weltlichen Besitz des Mönchsordens. Seine reformatorische Tendenz war die Rückkehr zum Urchristenthum, und sein Beweis die Berufung auf das Wort der Schrift, deren Ansehen er höher stellte, als alle kirchliche Tradition und päpstliche Verordnung, — Grundsätze, welche allerdings mit der damaligen kirchlichen Anschauung im offenbaren Widerspruch standen.

Da diese neue Lehre unter den Böhmen mehr und mehr Anhang fand, so setzten die deutschen Lehrer in Prag, als Vertheidiger der alten Kirchenlehre, durch einen Universitätsbeschluss die Verwerfung von 45 wilschitschen Lehrsätzen durch und verfolgten mit Hülfe des Erzbischofs Geistliche und Laien, welche derselben anhiengen. Darauf traten die meisten böhmischen Lehrer, darunter auch Hus, auf die Seite der Verfolgten und erwirkten ein königliches Edict, das den Deutschen ihr Stimmrecht schmälerte und den königlichen Secretär Zdeněk zum Rector der Universität ernannte, ein Verfahren, welches die deutschen Lehrer und Studenten so sehr verlegte, daß sie sich gegenseitig verpflichteten, Prag zu verlassen (1409).

Die Universität Prag war, wie oben §. 161 erwähnt worden, auf eine Eintheilung der Lehrer und Schüler nach vier Nationen oder Volksstämmen Deutschlands gegründet und darnach wurde in Universitätsangelegenheiten abgestimmt. Weil nun die Deutschen drei Stimmen und die Böhmen nur eine hatten, so entstand in den Böhmen ein Haß gegen die Deutschen, welche die meisten Stellen mit den Ihrigen besetzt hatten. Weil nun König Wenzel noch in frischem Arger über seine Absetzung durch die deutschen Fürsten war, so ließ er sich

durch die böhmischen Lehrer leicht bewegen, den deutschen Lehrern ihre bisherigen drei Stimmen zu nehmen und sie den Böhmen zu geben. Der Wegzug der Deutschen (es waren über 5000) von Prag veranlaßte übrigens die Gründung der Universität Leipzig.

Da sich nun die römische Partei der böhmischen Geistlichkeit durch den wachsenden Anhang des Hus in ihrer Stellung bedroht sah, so klagte sie ihn als Haupturheber wyklesitischer Ketzerei beim Papste Alexander V an, der sodann durch den Erzbischoff alle wyklesitischen Schriften verbrennen und dem Hus das Predigen untersagen ließ. Da er nicht gehorchte, folgte die Excommunication des Hus und seiner Freunde (1410). Nachdem Alexander V gestorben war, ließ der neue Papst Johann XXIII den Hus nach Rom vorladen. Auf Fürsprache der Universität und Wenzel's Protest jedoch sollte seine Sache von Neuem, und zwar in Böhmen, untersucht und entschieden werden.

Als bald darauf Papst Johann gegen den König von Neapel einen Kreuzzug predigen ließ und damit einen Ablass verband, erklärte Hus, ein solcher Ablass könne, als in der Schrift nicht gegründet, keine Kraft haben. Die dadurch entstehende Aufregung steigerte sich durch die Leidenschaftlichkeit des Hieronymus so, daß es zu Störungen der bürgerlichen Ordnung kam, indem er in einem öffentlichen Aufzug die päpstliche Ablassbulle verbrannte. Nun setzte Wenzel durch den Prager Stadtrath auf jede öffentliche Schmähung des Papstes und der Bulle die Todesstrafe, und als Einige aus dem Volke wirklich verurtheilt wurden, bat Hus für sie um Gnade, und setzte, als sie dennoch hingerichtet wurden, ihre Leichen in seiner Bethlehemskirche bei. Da sagten sich Einige seiner bisherigen Anhänger, darunter der Wyklesite Palecz, von ihm los und die Prager Geistlichkeit brachte ihre Klagen vor den Papst, der dann über Hus und Hieronymus den strengsten Kirchenbann verkünden ließ (1412).

Um der Aufregung ein Ziel zu setzen, ließ Wenzel den Hus auffordern, Prag zu verlassen, und versprach, für seine Ausöhnung mit dem Clerus zu sorgen. Nun berief sich Hus auf ein Concilium, zog sich nach Aufsig (nahe bei dem späteren Tabor) zurück, wo er seine meisten und bedeutendsten Schriften schrieb und mündlich wie brieflich seine Grundzüge vertheidigte. Hieronymus wandte sich nach Polen, um von dort aus die böhmische Kirchenverbesserung auszubreiten.

Als das Concil in Kostniz zusammen kam, erklärte Hus, seine Sache der Entscheidung desselben überlassen zu wollen und erhielt durch Wenzel's Fürsprache vom König Sigmund einen Geleitsbrief nebst drei böhmischen Edelleuten zur Beschützung. Auf der Reise dahin allenthalben vom Volke aufgenommen und geschützt, kam er am 5. Nov. 1414 in Kostniz an, wo ihm zwei Tage darnach der Geleitsbrief erst eingehändigt wurde. Nichts desto weniger ward er nach einigen Wochen auf die Anklagen seiner Gegner (an deren Spitze jener Palecz stand) noch vor einer Untersuchung verhaftet und in einen ungeunden Kerker gebracht, wo er schwer erkrankte. Zwar befahl Sigmund, der noch nicht angekommen war, seine augenblickliche Freilassung; allein durch die heftigere Partei

im Concilium bewogen, überließ er ihn dem Concilium zu ungehindertem Verfahren.

Theils Parteihatz ſeiner früheren Univerſitätsgegner, theils die Unruhen, die in Böhmen unterdeß über den von Jacob von Mies gepredigten und von Huſ ſchriftlich gebilligten Laienkelch ausgebrochen waren, verſchlimmerten ſeine Lage ſo, daß er nach dem Schloß Gottlieben in noch ſtrengere Haft gebracht und gefeſſelt wurde. Da er wäre ungehört verurtheilt worden, wenn nicht Sigmund auf einem förmlichen Verhör beſtanden wäre.

Bei dem Verhör, das im Refectorium des Franciſcanerkloſters von einer beſondern Congregation in mehreren Sitzungen gehalten wurde, ſollte er alle ſeine Lehren als Irrthümer unbedingt widerrufen. Dazu aber verſtand er ſich nicht, bezeugte aber vor Gott, daß er bereit ſei, ſeine Meinung zu ändern, ſobald man ihn mit Gründen der heiligen Schrift würde überzeugen haben. Auf dieſe Forderung aber gieng das Concilium nicht ein, und ſo erſchieden der Tag der Verurtheilung.

Zwiſchen dem vorletzten und letzten Verhör lagen faſt vier Wochen, während welcher Zeit man im Gefühl der Gefährlichkeit eines Todesurtheils alles Mögliche verſuchte, ihn zum Widerruf zu vermögen. Selbſt ſein Hauptankläger Palecz beſuchte ihn im Gefängniß und ſtellte ihm vor, daß die Schande des Widerrufs nicht ſo groß ſei; aber Huſ entgegnete, daß eine Verurtheilung als Keger und der Feuertod doch wohl eine größere Schande ſei, und doch wähle er ſie: wie er ihm denn zumuthen könne, wider ſein Gewiſſen zu thun? — Daß darauf Palecz ſelbſt weinte, beweist, wie viel gerade ihm daran lag, durch Huſens Widerruf die Schmach künftigen Vorwurfs von ſich und dem Concilium abzuwälzen. Auch der Kaiſer ſandte aus dem gleichen Grunde eine förmliche Deputation an Huſ, ohne jedoch etwas auszurichten.

Am 6. Juli, ſeinem Geburtstage, wurde Huſ vor das ganze, in der Domkirche verſammelte Concilium geſtellt und nach gehaltener Predigt über Röm. 6, 6. die Reihe der kezeriſchen Artikel vorgeleſen. Alle ſeine Erläuterungen und Rechtfertigungsgründe wurden mit dem Gebot des Schweigens zurückgewieſen, ſelbſt als er im Namen des allmächtigen Gottes bat, ihn anzuhören. Als er unter Anderm ſagte, daß er frei und ungezwungen zu dieſem Concil gegangen ſei, einzig in dem Vertrauen auf das ihm gegebene Wort des hier anweſenden Kaiſers, richtete er dabei ſeine Augen ſtarr auf denſelben, ſo daß Sigmund erröthete.

Nach verkündigtem Urtheil, daß er als unverbeſſerlicher Keger ſeines Priſteramts zu entziehen und der weltlichen Obrigkeit zur Beſtrafung zu übergeben ſei, wurde ihm von ſieben Biſchöffen jedes Stück der Priſterkleidung unter Spott und Hohn vom Leibe geriffen, wobei er ſich ſelbſt zur Stärkung ſeines Glaubens das Beiſpiel Jeſu vorhielt. Zuletzt nahm der Kaiſer das Wort und befahl, ihm zu thun, wie einem Keger. Damit war ausgeſprochen, daß er zum Feuertode verurtheilt ſei, und ſo wurde Huſ dem Konſtanzer Magiſtrat übergeben und noch an gleichem Tage d. 6. Juli 1415 verbrannt. Er ſtarb mit dem ſtandhafteſten Glaubensmuth.

Bei dem Scheiterhaufen angekommen, der auf einer Rheininiſel errichtet war, fiel er auf die Kniee und betete ſo inbrünſtig, daß das Volk ſich laut wunderte, daß ein Keger das ſo könne. Als er ſchon auf dem Holzstoß mit Ketten und ſchweren Stricken an den Pfahl gebunden und bis an den Hals mit Stroh umlegt war, bot ihm der Reichsmariſchall noch einmal Rettung an, wenn er abſchwören wollte. Allein

Hus rief laut, daß er die Wahrheit, die er gepredigt, mit dem Tode beſiegeln wolle. Als die Flammen emporloderten, hörte man ihn zweimal rufen: „Jeſu Chriſte, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich mein“. Ein plötzlicher Windstoß trieb ihm nun die Gluth ins Geſicht, daß er jene Worte das dritte mal nicht vollenden konnte. Doch ſah man noch durch die Flammen hindurch ſeine Lippen ſich bewegen, bis er verſchied. Seine Aſche wurde in den Rhein geworfen.

Das gleiche Schickſal hatte im folgenden Jahre Magiſter Hieronymus. Auch er gieng nach Koſnitz, verließ es aber wieder, als er ſeinen Freund in Gefahr ſah. Doch erklärte er, ſich ſtellen zu wollen, wenn man verſuchen ſollte ihn vor dem Beſuch nicht zu verhaften. Darauf nahm aber das Concil keine Rückſicht, ſondern zog ihn gefänglich ein. Vier Monate wurde er in einem ſchlechten Kerker gehalten, bis er ſich, von Krankheit und Elend gebeugt, im Sept. 1415 zum Widerſpruch verſtand. Als man ihn aber doch nicht frei gab, nahm er ſeinen Widerruf feierlich zurück, vertheidigte ſein Bekenntniß vor dem Concil in einer feurigen Rede, welche tiefen Eindruck machte und worin er Hus einen guten, gerechten und heiligen Mann nannte, und litt am 30. Mai 1416 ſtandhaft den Feuertod.

§. 168. Indeſſen war die kirchliche Bewegung in Böhmen durch den Tod dieſer beiden reformatoriſchen Männer keineswegs zum Stillſtand gebracht, vielmehr lief ſchon nach der Verurtheilung des Hus ein von 452 böhmischen Edelen unterzeichnetes drohendes Schreiben an das Concil ein, worin Hus gegen den Vorwurf der Ketzerei vertheidigt und ſeine Verdammung als äußerſt ungerecht bezeichnet wurde. Bereits hatte hierauf das Concil auch gegen den huiſitiſchen Adel und ſelbſt gegen König Wenzel ein Strafverfahren eingeleitet, wurde aber durch Sigmund's Einſprache an der weitem Verfolgung des verhängnißvollen Weges gehindert.

Die Kunde von Huſen's Hinrichtung und die Betheiligung Sigmund's an derſelben trotz ſeinem Geleitsbrief, hatte alle Schichten des böhmischen Volkes in die höchſte Aufregung gebracht. Die böhmischen Herren huiſitiſcher Richtung, welche die wichtigsten Ämter inne hatten und von Wenzel's Gemahlin Sophie unterſtützt waren, traten nun in ein Bündniß zuſammen und gelobten, weder Bann noch Interdict zu achten und die huiſitiſche Lehre überall frei verkündigen zu laſſen. Dadurch mehrten ſich die Anhänger derſelben ſowohl in der Stadt, als auf dem Lande, und die ſchwächere katholiſche Partei widerſtrebte vergebens. Die Univerſität hatte zwar wiederholt vor extremen Beſtrebungen gewarnt, erklärte jedoch ſelbſt ſchon 1417, daß die Communio ſub utraque ſpecie (d. h. die Theilung des hl. Abendmahls in beiderlei Geſtalt) das urſprünglich richtige Verfahren ſei, und dadurch beſtätigte ſich der Utraquiſmus erſt recht, indem nun die meiſten Prieſter, welche ſich weigerten, dieſes Sacrament unter beiderlei Geſtalt zu reichen, von den Patronen genöthigt wurden, ihre Stellen ſolchen zu überlaſſen, welche dazu willig waren, wodurch ſie alſo ihr Einkommen verloren.

Wenzel, von ſeinem Bruder gewarnt, verſprach die Katholiken kräftiger zu ſtützen, und ergriff Maßregeln zur Beſchränkung der Utraquiſten. Als ſich aber das Volk dagegen erhob, räumte er ihnen drei Kirchen ein, entfernte jedoch die huiſitiſchen Beamten aus ſeiner Umgebung. Darauf ſtieg die Gährung und als die Huſiten darauf drangen, daß man ihnen noch

mehr Kirchen einräumen sollte, befahl Wenzel den Pragern, die Waffen abzuliefern, konnte aber den Befehl nicht durchziehen und zog sich auf die von ihm erbaute Burg Wenzelstein zurück.

Nun hielten die Hufiten, auf Anregung des vom Hofe verbannten, politisch gewandten Nicolaus von Hus am 22. Juli 1419 eine große Versammlung von 40,000 Hufiten auf einem Berg, den sie Tabor nannten, und gelobten sich bei dieſem Feſte der engern Verbrüderung ein treues Feſthalten an der Sache des „geheiligten Kelches“. Seitdem wuchs ihr Widerſtand in dem Grade, daß es da und dort zur Verſolung römischer Geiſtlichen und zur Plünderung von Klöſtern kam. Erſchrocken über die wachſenden Unruhen, ließ Wenzel eine Anzahl Ruheſtörer gefangen ſetzen. Da hielten die Utraquiſten am 30. Juli eine feierliche Prozeſſion in Prag, öffneten ſich mit Gewalt eine der Hauptkirchen und hielten darin ihren Gottesdienſt; dann zogen ſie, einen Prieſter mit dem Kelch voran, nach dem Rathhauſe und forderten, daß man ihnen die Gefangenen freigebe. Als man ſie abwies und verhöhnte und zugleich ein Stein vom Rathhaus herabgeworfen wurde, der einen ihrer Prieſter traf, ſo ſtürmten die Wüthendſten unter Anführung Ziska's das Rathhaus und warfen ſieben Rathsherrn, darunter den Bürgermeiſter und Stadtrichter, zum Fenſter hinab in die emporgehaltenen Spieße der Untenſtehenden.

Mit dieſer argen Gewaltthat, bei deren Nachricht den König Wenzel vor Zorn der Schlag rührte, daß er nach einigen Wochen (am 16. Auguſt 1419) ſtarb, entbrannte nach verſchiedenen Zwiſchenverhandlungen **1420** der Hufitentrieg, welcher 16 Jahre hindurch Deutſchland in Schrecken ſetzte, und in welchem die Hufiten nicht nur die vom Papſt und Kaiſer und Reich gegen ſie aufgebotenen Heere vernichteten, ſondern auch die öſterreichiſchen, brandenburgiſchen, ſächſiſchen und bayriſchen Länder auf das ſchrecklichſte verwüſteten, bis ein fluges Nachgeben von Seiten des unterdeß in Baſel neu zuſammengetretenen Conciliums (§. 177) und die Uneinigkei der hufitiſchen Parteien dem gräßlichen Kriege ein Ende machte.

Gleich nach Wenzel's Tod ſtieg die Gährung, und da keine Gewalt zu ihrer Dämpfung vorhanden war, weil Sigmund in Ungarn mit den Türken Krieg führte, ſo kam es in Prag zur Plünderung von Kirchen und Klöſtern. Der von der Königin-Wittwe Sophie beſtellte Regierungsrath und der verſammelte Landtag verlangten vom Könige Religionsfreiheit für die Hufiten; aber Sigmund verſchob die Entſcheidung auf ſeine Rückkehr. — Von Anfang an ſchieden ſich die Hufiten in zwei Parteien, in eine gemäßigte, welche aus den ruhigeren Bürgern und einem Theile des Adels beſtand und den Namen Kalixtiner (Kelchgeſinnte), erhielt, und in eine fanatiſche, demokratiſch geſinnte Partei, die ſich von der entarteten Kirche trennen und nach chriſtiſtiſchen Anſichten das Reich Gottes mit Gewalt aufrichten wollte, ja am Ende alle weltliche Kunſt und Wiſſenſchaft verwarf. Die Anhänger dieſer zweiten Partei zogen, um ſich größern Anhang zu verſchaffen, auf den Berg Gradiska bei Auſſig, den ſie befeſtigten und Tabor nannten (daher ſie den Namen Taboriten bekamen), und wählten zu ihrem Führer den zwar einäugigen, daher Ziska genannten, aber tapfern und kriegsverſuchten Edlen von Troeznow. Bei dieſer Partei war auch Nicolaus von Hus beſonders thätig, während Ziska ein neues Syſtem der Kriegführung ausbildete, in welchem neben Donnerbüchſen auch eiſenbeſchlagene Dreifſpiegel als wirſame Waffen und mit Ketten verbundene Wägen als bewegliche Burgen angewandt wurden,

in deren Gebrauch die begeisterten Kriegshaufen, welche sich „Käher des göttlichen Gesetzes“ nannten, bald eine solche Übung erlangten, daß sie sich sammt ihren Wägen mitten im Getümmel wie ein Körper gleich einer Riesenschlange bewegten und besonders dadurch ihre Überlegenheit gegen ungeordnete Haufen erlangten. — Als auf Andringen Sigmund's die Königin-Witwe eine nach Prag ziehende Volksmenge mit deutschen Söldnern aufhalten lassen wollte, erklärte Ziska die Kleinfeste von Prag und erzwang dadurch einen Waffenstillstand. Als aber Sigmund nach Aufhebung des Türkenkriegs nach Böhmen zurückgekehrt war, und in Brünn die Huldigung der Stände empfing, gewahrte er selbst, wie mächtig die böhmische Bewegung vorgeschritten war und beschloß, sie mit allen Mitteln der Gewalt niederzuschlagen.

Während er sich zum Angriff auf Böhmen rüstete, rief auf seinen Betrieb der Papst die ganze Christenheit zu einem Kreuzzuge zur Vertilgung der böhmischen Keger auf. Jetzt schloßen die Prager einen Bund gegen Jedermann, der die Ultrakatholiken bedrängen würde, und der böhmische Adel, der in dem Kreuzzugsausruf eine Kränkung der Nationalhehre sah, schloß sich dem Bund an, und erklärte am 20. April 1420, daß Böhmen den Sigmund wegen seines Wortbruchs an Fuß nicht zum König haben wollte. Und nun giengen die Aufständischen zu den äußersten Gewaltthätigkeiten über, und in fanatischem Eifer durchzog Ziska das Land, um widerstrebende Städte und Burgen zu bezwingen und feindlichgesinnte Priester und Mönche zu verjagen.

Als nach und nach das Kreuzheer, zu dem die Katholiken fast aus allen Ländern strömten, in Bereitschaft war, rückte Sigmund nach Besetzung Schlesiens mit 100,000 Mann vor Prag. Da boten ihm die Prager Unterwerfung an, wenn ihnen 1. die freie Verkündigung des Wortes Gottes, 2. der Kelch zugesprochen, 3. dem Klerus die Macht über irdisches Gut genommen, und 4. alle Todsünden von denen, deren Amt es sei, ordnungsgemäß bestraft würden. Die Unterhandlungen über die 4 sog. Prager Artikel scheiterten aber an dem Gegensatz der Autorität der Kirche und der Autorität der an die heil. Schrift gebundenen Vernunft.

Da Sigmund noch einen bedeutenden Theil des Adels in Prag auf seiner Seite hatte, konnte er sich unter dessen Schutze in der königlichen Burgkirche trösten lassen, mußte aber, als Ziska den Pragern zu Hülfe kam, durch einen Ausfall bewogen, von Prag ablassen und verlor den 1. November 1420 die Schlacht bei Wyszehrad, in Folge deren Prag auf lange die Obmacht in Böhmen erhielt, zumal der hussitische Priester Johann aus Selau (ein ehemaliger Mönch), bei der demokratischen und theokratischen Verfassung, welche sich die Prager Gemeinde gab, die Mitte zwischen den Gemäßigten und den Taboriten zu halten bestrebt war. Weil nun die Prager nicht auf die ausschweifenden Ansichten der Taboriten eingiengen, zog Ziska zwar wieder von Prag ab, wendete sich aber an andern Orten gegen alle diejenigen Hussiten, die es nicht mit ihm halten wollten. Und obgleich Ziska, der bereits an 550 Klöster verbrannt hatte, bei Raby durch einen Schuß auch sein zweites Auge verlor, so fuhr er doch fort, Schlachten und Belagerungen anzuordnen, und wer ihm widerstand, war ohne Erbarmen dem Tode geweiht. Daher gieng der monarchisch gesinnte Adel damit um, sich einen König zu geben, um das wildaufgeregte Volk zur Ordnung zurückzuführen, fand aber bei den nach Volksherrschaft strebenden Taboriten und Horebiten kein Gehör.

Der Versuch, beide Parteien durch eine Disputation zu vereinigen, wurde zu Prag in einer großen Versammlung gemacht, wobei die Prager den Taboriten die Lehre des Chiliasmus und des Communismus vorwarfen. Da Nicolaus von Hus im Zorn die Versammlung verließ, so schien jedes Band der Einigkeit zerrissen; als aber derselbe bald nachher an einem Weinbruch starb, Ziska aber den Pragern günstiger gesinnt war, so erhielt er wenigstens die äußere Einigkeit, und sein mit den Pragern geschlossenes Waffenbündniß bemog des K. Sigmund, Böhmen zu räumen. Ein großer Landtag in Czaslau beschloß sodann, auf den 4 Prager Artikeln zu bestehen, Sigmunden nie als König anzuerkennen und eine Regierung von 20 Männern aus allen Parteien und Ständen aufzustellen;

desgleichen stellte eine allgemeine Kirchenversammlung eine feste Kirchenordnung auf, in Folge deren wenigstens das ausschweifende Treiben der Adamiten durch Ziska's gewaltigen Arm unterdrückt wurde.

Als nun im Sept. 1421 in Folge eines päpstlichen und kaiserlichen Aufgebots ein neues Kreuzheer von 200,000 Mann, geführt von fünf Kurfürsten (vier rheinischen und dem brandenburgischen) und von fast 100 andern Fürsten — aber ohne alle einheitliche Leitung — von Eger aus in Böhmen eindrang, brach sich dessen Eifer in der wochenlangen Belagerung und Bestürmung der Stadt Saaz, welche auf das tapferste vertheidigt wurde. Die Fürsten geriethen dabei in Uneinigkeit und das Heer zog sich schon bei Ziska's Annäherung, nach Verbrennung des Lagers, eiligst nach Deutschland zurück, wurde aber verfolgt und erlitt großen Verlust.

Unterdessen hatte Sigmund, welcher zu gleicher Zeit mit jenem Kreuzheere von Osten her in Böhmen hatte eindringen sollen, sich verpätet. Er gewann zwar den Herzog Albrecht von Oesterreich (durch die Vermählung seiner Tochter mit demselben) zur Hülfe, besetzte dann Mähren und brachte den vornehmsten Theil des böhmischen Adels auf seine Seite; — aber als er nach der Einnahme von Kuttenberg wieder gegen Prag zog, da riefen die Prager abermals den Ziska herbei und dieser schlug den Kaiser am 8. Januar 1422 bei Deutschbrod so entscheidend, daß ein großer Theil der kaiserlichen den böhmischen Waffen erlag, und Sigmund mit genauer Noth durch die Flucht nach Mähren entkam.

Ermutigt durch Sigmunds abermaliges Unterliegen, bewarb sich nun der Großfürst Witold von Litthauen, aufgemuntert durch die Gemäßigten in Böhmen, und unterstützt von König Jagello von Polen um die böhmische Krone, indem er sich erbot, die vier Prager Artikel anzunehmen. Dadurch verlor der Priester Johann aus Selau in Prag seinen demokratischen Einfluß, und als er von einigen seiner Gegner im Rath enthauptet wurde, entstand zwischen den Gemäßigten und den Taboriten eine vollständige Trennung. Selbst Ziska, der, obgleich strenger Demokrat, die grellsten Auswüchse nie getheilt hatte, gab jetzt den Oberbefehl über die Taboriten ab, ohne jedoch die Waffen gegen sie zu kehren, und vertrat nun eine mittlere Richtung. Ja, als der Großfürst von Litthauen den Prager seinen Neffen Korybut, einen verständigen und tapfern Fürsten, welcher die Extreme beider Richtungen mied, unter dem Titel eines Landesverweisers mit einem polnischen Heere sandte, und dieser auf einem Landtage den Schwur auf die vier Artikel leistete, hielt sich selbst Ziska anfangs zu ihm.

Unterdessen brachte Sigmund mit Hülfe deutscher Fürsten und Städte ein Reichsheer — den sogenannten dritten Kreuzzug — zu Stande, den Friedrich von Brandenburg führen sollte; aber er mußte aus Mangel an Zuzug den Angriff auf Böhmen wieder aufgeben. Doch mußte Sigmund den König Jagello und den Großfürsten Witold, welche beide das Umsichgreifen der Hufitenlehren in ihren Landen fürchteten, dahin zu gewinnen, daß sie den Korybut wieder von Prag abriefen.

Nach Korybut's Abgang gerieth Ziska mit dem böhmischen Adel und den Gemäßigten wegen ihrer Nachgiebigkeit gegen die Katholiken in solchen Zwiespalt, daß er die Waffen gegen sie lehrte und ihnen in mehreren Gefechten seinen Eisenarm schwer fühlen ließ. Da er schrecklicher, als je zuvor hauste, so riefen die Prager den Fürsten Korybut wieder herbei; er kam, miewohl wider seines Oheims und Jagello's Willen, und trat daher auch nicht als Landesverweser, sondern nur als Kriegsfürst an ihre Spitze.

Da zog der alte, blinde Ziska mit seinem Anhang gegen Prag selbst aus, gab aber den Vergleichsvorschlägen des Raths und der Geistlichkeit, an deren Spitze der berebte und besonnene Rokizana stand, Gehör, gewährte ihnen Frieden und zog in Prag ein. Bald jedoch nahm er Theil an einem allgemeinen Heereszuge, den alle Hufitenheere gegen den in Mähren eingebrungenen Herzog Albrecht von Oesterreich unternahmen. Ehe er aber die mährische Gränze überschritt, ward

der Gefürchtete d. 12. Oct. 1424 unter den Mauern von Pratzibislaw von einer Seuche hinweggerafft.

Sogleich erstürmten die Hufiten diese Gränzstadt und zündeten sie sammt dem Schlosse „zu Ziska's Leichenfeier“ an. — Ziska, der stets die strengste Mannszucht hielt und unbedingten Gehorsam forderte, war von mittlerer Statur, gedrungener Körper, mit fast kahlem Haupt, mit großer gebogener Nase, großem Mund, dabei von scharfem Verstand, unbeugsamen Willen, aufopfernder Hingebung an die Seinen, aber unbeugsamer Strenge gegen die Feinde, insbesondere gegen Priester und Mönche, an denen als an Verderbern des Volks und der Kirche Blutrache zu üben er sich herufen hielt! Er trachtete weder nach Vermögen, noch nach Herrschaft, noch nach Ruhm; er hing mit unbedingter Treue seinem Glauben an: sein Name ist „noch heutzutage der geläufigste in der ganzen böhmischen Geschichte.“ — Sein Leichnam wurde im Münster zu Czaslau beigesetzt; sein Bildniß aber über dem Hauptthore der Stadt und Festung Tabor angebracht. Die Sage, man habe seine Haut über eine Trommel gespannt, damit sie zu weitem Siegen wirble, schreckte lange die Gegner.

Nach seinem Tode wählte die Mehrzahl der Taboriten, Ziska's letztem Willen gemäß, den geistkräftigen **Prokopius** (Hohy, d. i. der Kahle) den Großen, einen Priester; die Minorzahl, bestehend aus den wildesten Fanatikern blieb absichtlich ohne Anführer und nannte sich Orphaniten oder Verwaisete, wiewohl sie sich später Prokopius den Kleinen zum Führer nahmen; den dritten Haufen bildeten die Horebiten; Prinz Korybut stund an der Spitze der Gemäßigten, und behauptete bis zum Jahre 1427 in Prag sein Ansehen.

Als nach verschiedenen mißlungenen Versuchen der deutschen Reichsfürsten zu einem gemeinsamen Unternehmen auf Böhmen endlich ein neues Reichsheer aufbrach, vereinigten sich wieder alle hufitischen Parteien und schlugen es bei Auffig, (16. Juni 1426), worauf Prokop der Große fortfuhr, in Mähren gegen Österreich zu kämpfen. Weil sich nun Korybut, um seinen Oheim und den Jagello mit sich auszusöhnen, dem Papste zu nähern suchte, wurde er von den Gemäßigten durch Rodziana's Einfluß zur Entsagung gezwungen und eine Zeit lang sogar in Geisam gehalten, dann in seine Heimath entlassen. Darauf machte Prokopius einen Beutezug nach Schlesien, der ganz Deutschland erschreckte. Weil aber Sigmund fortwährend sein Ungarn gegen die Türken zu schützen hatte, auch oft aus Kränklichkeit von den Reichstagen weglieb, so brachte Papst Martin einen vierten Kreuzzug zu Stande, auf dem die Kurfürsten von Trier, Brandenburg und Sachsen in Böhmen einrückten, aber von den durch Prokopius abermals vereinigten Hufiten bei Mies (1427) in die Flucht geschlagen wurden.

Nach einem in Pilsen geschlossenen Waffenstillstande suchte Prokopius die hufitischen Parteien durch ein Religionsgespräch zu vereinigen, und da dieß mißlang, sie wenigstens dadurch zusammenzuhalten, daß er den Krieg über die böhmische Gränze in die österreichischen, schlesischen, sächsischen brandenburgischen und bayerischen Länder spielte, dort Alles mit Feuer und Schwert verwüstete und Beute über Beute nach Böhmen schleppte. Schrecken gieng überall vor den Hufiten her, und die Fürsten von Brandenburg und Bayern mußten ihnen Tribut schicken, um sie von sich zu halten.

Nun wurde es Vielen klar, daß nicht Waffengewalt, sondern nur gütlicher Vergleich die unbegreiflichen Böhmen zur Ruhe bringen könne und immer lauter wurde die Forderung nach dem verheißenen **Concil in Basel**, zu dem Papst Martin V lange nicht zu bringen war. Als er sich endlich zu Verhandlungen darüber verstand, starb er. Da der neue Papst Eugen IV den nun erfolgenden Zusammentritt dieses Concils ungerne sah, und dieses ihm gleich bei der Eröffnung eine zu freie Richtung nahm, so wünschte er es wenigstens von Basel hinweg in eine Stadt Italiens zu verlegen, und wollte daher dem Kaiser nur unter dieser Bedingung die nachgesuchte Krönung in Rom zugestehen. Allein Sigmund, dem vor Allem die baldige Beilegung des Hufitenkrieges am Herzen lag und der dieselbe nur von einem Concilium auf deutschem Boden erwarten konnte, gieng nicht darauf ein, und so mußte Eugen nicht nur die Kaiserkrönung vornehmen,

sondern auch das Concilium in Basel belassen und zugeben, daß man mit den Hussiten unterhandle. Vorher aber war noch eine letzte Anstrengung gemacht und ein drittes Reichsheer von 130,000 Mann (darunter 40,000 Reiter) gegen sie aufgebracht worden, das unter Kurfürst Friedrich I von Brandenburg von Westen her und unter Herzog Albrecht von Österreich durch Mähren in Böhmen eindrang. Allein auch dieser sog. fünfte Kreuzzug war vergebens: die vereinigte Macht der Hussiten erfocht bei Taus (14. Aug. 1431) einen so entscheidenden Sieg über das in unaufhaltsame Flucht sich auflösende Reichsheer, daß Böhmen und Mähren von den Deutschen geräumt und der Kelsch als das Zeichen nationaler Einigung in ganz Böhmen anerkannt wurde.

Jetzt erst gab man den Gedanken völlig auf, die Ketzerei mit Wassengewalt zu unterdrücken, und das **Basler Concil** lud die Hussiten unter Bewilligung der von ihnen deshalb verlangten Bedingungen zur persönlichen Unterhandlung nach Basel ein. Wirklich erschienen nach langer und verbürgter Sicherheit unter königlichem Geleite Procop und Rokyzana an der Spitze einer großen Gesandtschaft hussitischer Geistlichen und Laien in Basel, wo nun während 50 Tagen unter der gewandten Leitung des Cardinals Jul. Cesarini ihre Angelegenheit auf dem Concilium verhandelt wurde und die Böhmen durch ihre biblische Sprache und ihren Freimuth zwar manche Herzen gewannen, aber auch den mäßigen, richtenden Einfluß des Geistes der Versammlung erfuhren. Auch war man nach den schrecklichen Folgen, welche das gewaltsame Verfahren des vorigen Concils gegen Hüs und seine Anhänger gehabt hatte, geneigt, solche Zugeständnisse zu machen, vermöge deren die Verständigung bereits in Aussicht stand. Allein zum wirklichen Abschluß reichte die Vollmacht der böhmischen Deputirten nicht aus. Dieselben kehrten daher in Begleitung einer Gesandtschaft des Concils nach Prag zurück, wo nach längeren Verhandlungen mit dem Landtag endlich am 30. Nov. 1433 die s. g. Prager Compactaten zum Abschluß kamen und die Anhänger der hussitischen Lehre in und außerhalb Böhmen durch folgende Zugeständnisse in den Schooß der Kirche zurückführten: 1. die Spendung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt (jedoch mit der Belehrung, daß es unter Einer Gestalt auch gültig sei); 2. die freie Predigt in der Landessprache (jedoch nur von verordneten Geistlichen); 3. die Bestrafung der Geistlichen wegen Verbrechen, jedoch nur durch die zuständige Gerichtsbarkeit; 4. die Nichtanerkennung des Kirchenguts als Eigenthums der Geistlichkeit, jedoch unter der Bedingung, daß der Geistliche der Nießbrauch und die Verwaltung davon zustehen und es niemals zu weltlichen Zwecken verwendet werden dürfe.

Weil der gräßliche Krieg die meisten Gemüther selbst in Böhmen zum Frieden gestimmt hatte, die Taboriten und Orphaniten aber von jenen Compactaten nichts wissen wollten, weil sie voraussahen, daß dadurch das Verderben der Kirche von Neuem zur Herrschaft gelangen würde, — sondern fortfuhren, ihrem Glauben mit Gewalt die Herrschaft zu sichern, und Pilsen, das an der Kirchenlehre festhielt, belagerten, ohne es aber erobern zu können: so traten ihnen jetzt die Gemäßigten mit dem Adel entschiedener als je entgegen. Es kam zwischen beiden Parteien zuerst in Prag zum Kampf, wobei die Taboriten und Orphaniten unterlagen, dann 1434 bei Lipan (unweit Böhmischbrod) zu einer Entscheidungsschlacht, in welcher die letzteren abermals besiegt wurden und beide Prokope nach verzweifelterm Kampfe fielen, worauf nach der Eroberung von Tabor die Kriegsgrossen der Taboriten sich auflösten, während die Gemeinde selbst, welche damals noch durch ganz Böhmen einen großen Anhang hatte, sich mehr und mehr von den öffentlichen Bewegungen zurückzog. — Aus dem bessern in der Stille der Verborgenheit lebenden Theile gieng in der Folge die böhmisch-mährische Brüdergemeinde hervor, welche unter mancherlei Verfolgungen ihren Glauben läuterte und bewahrte. Diese constituirte sich 1468 unter besonderen Vorstehern, deren erste Peter Chelcich und Bruder Gregor waren (von welchen beiden noch eine Reihe damals vielgelesener Erbauungsschriften vorhanden sind) und erhielt durch Festhalten an der Schrift, durch ernste Zucht und Sitteneinfalt stets ihren ehrwürdigen Charakter.

Wie übrigens das Kriegsglück der Böhmen während des Kampfes keineswegs allein aus ihrer Tapferkeit und Kampfesübung zu erklären ist, sondern zugleich durch die Zustände der damaligen Zeit bedingt war, in welcher die entartete Kirche keine Begeisterung mehr bei ihren Vertheidigern zu erwecken vermochte, während die böhmische Reformbewegung da, wo man nicht unmittelbar darunter zu leiden hatte, vielfache Theilnahme fand und sogar in mehreren Gegenden Frankreichs zur Unterstützung derselben Geldsammlungen veranstaltet wurden, so beschränkten sich auch die Folgen nach Beendigung des Kampfes nicht auf Böhmen allein, sondern hatten in der Gesinnung und Haltung eines großen Theils besonders der deutschen Christenwelt eine tiefgehende, nachhaltige Wirkung, mit deren Hilfe hundert Jahre nachher der mächtige Durchschlag der Reformation erfolgte.

1436 Nunmehr wurde es dem Kaiser Sigmund möglich, durch die Klugheit seines Kanzlers Kaspar Schlick die Böhmen zur Unterordnung unter das Concil nach Maßgabe der Compactaten, und zwar in Stuhlweissenburg (im Jan.), wo Sigmund persönlich die Abgeordneten empfing, und zu Jglau (a. 5. Juli) zur Anerkennung seines Königsrechts zu bringen. Das Concil hob den Bann über die Böhmen auf, der Kaiser ertheilte Amnestie, wurde zu Stuhlweissenburg gekrönt und hielt am 23. Aug. seinen feierlichen Einzug in Prag. Er suchte nun zwar ernstlich, das zerüttete Land durch Herstellung der Rechtspflege und Hebung des Wohlstandes wieder emporzubringen, versuchte aber, die den Böhmen vom Concil bewilligte Religionsfreiheit wieder einzuschränken, um sie allmählich zum katholischen Glauben zurückzuführen. Allein als die Böhmen, angestiftet von Sigmund's Gemahlin, den Plan faßten, ihre Krone dem polnischen Könige anzubieten, verließ er, von seinem Schwiegersohne Albrecht gewarnt, Prag, um sich nach Ungarn zu begeben. Unterwegs aber wurde der ohnedieß schon fränkliche und altersschwache Sigmund tränkter. Schnell — es war zu Znaim in Mähren — ließ er seine Gemahlin gefangen nehmen, berief die ungarischen und böhmischen Herren zu einer Versammlung und ernannte den Herzog Albrecht zu seinem Nachfolger in Böhmen. Als er sein Ende herannahen fühlte, hörte er im kaiserlichen Ornat noch eine Messe, ließ sich dann das Todtenhemd anlegen und verschied auf einem Stuhle sitzend, den 9. Dec. 1437. Er wurde seinem Willen gemäß in Großwardein in der Gruft des heil. Ladislaus beigesetzt.

Unter diesem Kaiser kam Holland, Seeland, Friesland und Hennegau 1433 an Burgund (§. 170), und vergeblich forderte er deswegen die Fürsten zu einem Reichskriege auf. — Nach dem Aussterben des ascanischen Mannsstammes in Sachsen=Wittenberg gab er dieses Land nebst der Kur nicht an die berechtigten sachsen=lauenburgische Linie, sondern an den Markgrafen Friedrich den Streitbaren von Meissen, aus dem Hause Wettin.

Kap. 29. Befestigung der Kaiserwürde im habsburgisch=österreichischen Hause.

Hist. Atlas, Taf. XI.

§. 169. Durch Stimmeneinheit der deutschen Kurfürsten wurde nach Sigmund's Tode zu seinem Nachfolger **Albrecht der Zweite von Österreich**,

Sigmund's Schwiegersohn und Erbe der luxemburgischen Länder, am 18. März 1438 gewählt, und von ihm an blieb das habsburgisch-österreichische Haus fortwährend auf dem Kaiserthron. Schon am 19. Dec. 1437 war er in Pressburg von den Ungarn zum König gewählt und am 1. Jan. 1438 in Stuhlweissenburg gekrönt worden. Von den Böhmen aber, denen er ihre Religionsfreiheit bestätigte, erkannte nur ein Theil der Stände sein Kronrecht an und führte ihn zur Krönung nach Prag. Mit der utraquistischen Partei, die den Thron den Polen geben wollte, hatte er, wenn sie ihn auch einmal vorübergehend anerkannten, fortwährend zu kämpfen, nicht minder auch mit den Polen, die er jedoch durch den Markgrafen Albrecht Achilles zu einem Waffenstillstand brachte. Streng, gerecht und wohlgefinnt, dabei die Künste und Wissenschaften schätzend, aber mehr geneigt zu handeln, als zu sprechen, war er die Hoffnung der Deutschen, die von ihm eine kräftige Zurückführung der Ordnung erwarteten. Leider ward er bald durch einen wieder ausbrechenden Türkenkrieg gegen Sultan Murad II nach Ungarn gerufen, ließ aber in seinem treuen Kanzler Schlick, der die deutschen Angelegenheiten schon unter Sigmund großen Theils geleitet hatte, einen ganz mit seinen Absichten vertrauten Mann zurück, der sowohl auf dem Kurfürstentag zu Mainz 1441, als auf dem Reichstag zu Nürnberg den Kaiser mit Umsicht vertrat. Zu Mainz nahm mit Albrecht's Zustimmung das Kurfürstencollegium die Beschlüsse des Basler Conciliums in Betreff der Kirchenzucht, der Beschränkung der päpstlichen Gerichtsbarkeit und Gelderpressung (die sog. Mainzer Compactaten) an, behielt aber in dem Zwiespalt des Concils mit dem Papste eine parteilose Stellung.

Dieser Zwiespalt war dadurch eingetreten, daß das Basler Concil in seinen reformirenden Bestrebungen so weit gieng, daß es die Bannandrohung des Papstes Eugen IV mit dessen Absetzung beantwortete und den ehemaligen Herzog Amadeus von Savoyen unter dem Namen Felix V zum Papst wählte, so daß ein neues päpstliches Schisma drohte.

Zu Nürnberg ließ Albrecht eine Landfriedensordnung vorlegen, indem er, um die Kraft der deutschen Nation für gemeinsame Zwecke zu concentriren, vorschlug, Deutschland (mit Ausnahme von Österreich und Böhmen) in vier oder sechs landsmannschaftliche Kreise zu theilen und über jeden einen Kreishauptmann zu setzen, der alle zur Aufrechthaltung des Friedens gegebenen Gesetze handhaben sollte. Dazu waren aber weder die ihre mühsam errungenen Freiheiten eifersüchtig fest haltenden Städte, noch die auf die Macht der Städte neidischen Fürsten und Herren zu bringen. Auch ließ er durch seinen treuen Kanzler Schlick eine Münzverbesserung, die Einschränkung des römischen Rechts und andere wohlthätige Entwürfe vorbereiten. Allein alle diese vortrefflichen Pläne kamen nicht zur Ausführung, da Albrecht II auf seiner Rückkehr aus dem Türkenkriege starb und zwar zu allgemeinem Leidwesen: denn er war zugleich ein Schild für die Guten und ein Schrecken für alle Schlechten.

Die Ruhr, von der sein Heer an der Theiß befallen wurde, hatte auch ihn ergriffen. Auf dem Rückweg zwischen Gran und Wien ward er kränker und als er seinen Durst mit Melonen löschen wollte, beschleunigte er dadurch seinen Tod. Er starb den 27. Oct. 1439, 42 Jahre alt.

§. 170. **Albrecht's** frühzeitiger Tod setzte Deutschland in eine um so traurigere Lage, da sein nachgeborner Sohn **Ladislaus** noch in der Wiege lag und daher von den deutschen Fürsten einstimmig **Friedrich der Dritte**, **Albrecht's** Neffe, aus der österreichisch-steiermärkischen Linie, am 2. Febr. 1440 gewählt wurde, dessen 53jährige unentschlossene und schwerfällige, allerdings auch durch die verwirrten Zeitverhältnisse gehemmte Regierung die Entwicklung Deutschlands größtentheils aufhielt, indeß ringsum in der Welt eine neue Gestalt der Dinge sich vorbereitete.

Friedrich III., Sohn **Ernst's** des Eisernen, war übrigens voll gutem Willen, ernst gesinnt, mit einem für höheres Wissen nicht unempfindlichen Geiste begabt, aber ohne eigentliche Thatkraft, obwohl er auf den Prärogativen eines Kaisers fest, ja zäh zu bestehen wußte. Er war bei seiner Wahl, zu deren Annahme er sich nur schwer entschloß, 24 Jahre alt. In **Wachen** wurde er erst am 17. Juni 1442 gekrönt. — Die **Böhmen** wollten anfangs einen fremden König wählen, standen aber davon ab, als **Friedrich** ihnen eine Statthaltertschaft gewährte, welche von zwei nebengeordneten Statthaltern, einem katholischen und einem hussitischen, geführt wurde. Die Vormundschaft über **Ladislaus** und die Regierung für denselben in **Böhmen** wurde ihm erst im Oct. 1443 angetragen und von ihm angenommen. In **Ungarn** hätte **Friedrich** für **Ladislaus** die Vormundschaft dem Rechte gemäß haben sollen; dieses aber wurde von den **Ungarn** nicht anerkannt, sondern der polnische König **Wladislaw III** zum Vormund erwählt.

Eben diese Wirren in **Ungarn** und **Böhmen**, dazu auch die Bedrängnisse, die ihm sein ungeredter Bruder **Albrecht** verursachte, hielten ihn auf, in Deutschland die Geschäfte rechtzeitig zu übernehmen. Seine Versuche zu einer festern Begründung des Landfriedens scheiterten an der allgemeinen Entwicklung der Umstände. Doch that er gelungene Schritte zu einer Verbesserung des Gerichtswesens durch Beschränkung der **Behmgerichte** (§. 176).

In dem **Papstthumsstreite** (§. 169) blieb er anfangs mit den Kurfürsten auf dem Boden der Neutralität. Als er sich aber dem Einfluß seines Geheimschreibers **Aneas Sylvius** hingab, so nahm die Kirchensache für die Deutschen eine andere Wendung. Denn da der **Frankfurter Kurfürstenverein** von 1446 erklärte, den Papst **Eugen** nur dann anerkennen zu wollen, wenn er in Deutschland Kirchenfreiheit gewähren wolle, so mußte der kluge und gewandte **Aneas Sylvius**, der auch den Papst in der Hand hatte, die Gefahr, welche hierin dem Papstthum drohte, dadurch abzuwenden, daß er durch theilweise Einräumungen einstweilen die Deutschen beruhigte und sie zur Anerkennung **Eugen's** vermochte. Nach dem Tode **Eugen's** aber und nach der Stuhlbesteigung **Nicolaus' V** bewog er den König **Friedrich** zur Annahme des **Wiener Concordat's** 1448, durch welches der größte Theil der **Basler Beschlüsse** und selbst die den Deutschen bereits eingeräumten Freiheiten zurückgenommen wurden und somit die Mißbräuche und Erpressungen, gegen welche viele Fürsten und vaterländisch gesinnten Männer (wie z. B. der **Nürnberger Syndicus Gregor von Heimbürg**) die Rechte und Freiheiten Deutschlands auf dem Concil zu vertheidigen gesucht hatten, von Neuem fortbestanden. Die deutschen Fürsten gewann er dann einzeln für jenes Concordat durch geringe Zugeständnisse. Auch ließ sich durch ihn **Friedrich III** bewegen, das Concil durch Aufkündigung des freien Geleites und durch ein Verbot an die Stadt **Basel**, es ferner zu beherbergen, zur

Auflösung zu nöthigen. Es wich nun zwar von Basel, verlegte sich aber nach Lausanne. Erst als auch Felix V seine Würde niederlegte, unterhandelte es mit dem Papst Nicolaus und löste sich auf erhaltene Amnestie nach 17jähriger vergeblicher Arbeit im Jahre 1449 auf.

Eine große Schwäche und Unflugheit zeigte Friedrich III in seinem Versuch, den unter den Eidgenossen ausgebrochenen Bürgerkrieg zur Demüthigung derselben zu benützen, — ein Versuch, der nur zu seiner eigenen Demüthigung und zur Entfremdung der Schweiz vom deutschen Reiche führte.

Schon unter Wenzel hatte die Macht des Schweizerbundes weiter zugenommen und zwar durch glückliche Kriege mit Mailand und Savoyen um den Gewinn der Gotthardsstraße, so wie durch den Anschluß von Appenzell, das unter der Führung Rudolf's von Werdenberg die Oesterreicher in der Schlacht am Stoß 1405 besiegt hatte. — Seit vollends Kaiser Sigmund bei der Achtung des Herzogs Friedrich von Oesterreich (§. 166), dessen Besitzungen in der Schweiz den Eidgenossen preisgegeben hatte, bemächtigte sich fast jedes einzelnen eidgenössischen Cantons eine Sucht nach Gebietserweiterung auf Kosten Anderer. Diese führte zu Zwietracht und beim Toggenburger Erbschaftsstreit zwischen Zürich und andern Cantonen 1436 zum Bürgerkrieg. Da die Züricher den Kürzern zogen, riefen sie den Kaiser Friedrich III zu Hülf. Dieser, in der Hoffnung, dadurch wieder in den Besitz Aargau's kommen zu können, versprach sie, konnte sie aber nicht leisten, weil ihm die Reichsstände in dieser Privatfache keine Unterstützung gewährten. Als daher die Züricher bei St. Jacob an der Sil wieder unterlagen, bat der Kaiser in seiner Unmacht den — französischen König Karl VII um 5000 Söldner, womit er den Zürichern helfen wollte. Der französische König, froh, der Masse Söldner (der sogenannten Armagnac's) los zu werden, die nach Beendigung seines Krieges mit England in Frankreich umherzogen und das Land belästigten, — und begierig, Einfluß auf die Schweiz zu gewinnen, entsandte den Dauphin mit 40,000 Söldnern dahin ab. Dieser schlug nun zwar die Schweizer bei St. Jacob an der Birs (1444), hatte aber dabei ihre todesverachtende Tapferkeit so verspürt, daß er nicht wieder kam, sondern mit ihnen in der Folge (1453) den ewigen Bund einging. Von dem an begann der schädliche Einfluß, den fortan Frankreich's Thaler und Sitten auf die Schweiz gewannen. — Der Krieg der Schweizer unter einander endete damit, daß die streitenden Theile sich in die Toggenburger Erbschaft theilten, der Kaiser aber auf alle seine Ansprüche verzichten mußte. — Die acht Jahre später ausbrechende Thurgauer Fehde kostete den Oesterreichern vollends ihr letztes Erbtheil in der Schweiz.

Die Tapferkeit der Schweizer wurde nun sprüchmörtlich, und auswärtige Fürsten und Staaten bestrebten sich, Schweizer in ihre Heere anzuwerben, was Viele zum sogenannten Reißlaufen, d. h. zum Söldnerdienst in der Fremde reizte, aus der sie zwar Ruhm und Geld, aber viele von ihnen auch schlimme Krankheiten und Unsitten mit in die Heimath zurückbrachten.

Auch in Ungarn und Böhmen konnte Friedrich fortwährend weder sein Ansehen, noch seine Rechte behaupten. Er mußte sich's gefallen lassen, daß die Ungarn nach dem Tode des in der Schlacht bei Varna 1444 gegen die Türken gefallenen Vladislaus III und nach der Thronbesteigung des kaum 6jährigen Ladislaus (1445) nicht nur sich einen Reichsverweser an dem tapfern Johannes Corvinus Hunyades gaben, welcher allerdings das Land kräftigst gegen die Türken schützte, sondern daß sie auch nach Ladislaus' frühem Tode (er starb 1457 achtzehn Jahre alt) Hunyad's tapfern und tüchtigen Sohn Matthias Corvinus (1458) zu ihrem Könige wählten, ohne auf Friedrich's Anrechte zu achten. Ebenso mußte er es geschehen

lassen, daß die Böhmen sich zur nämlichen Zeit in dem klugen und kräftigen hufitischen Statthalter Georg Podjebrad einen König gaben und dadurch vom habsburgischen Hause abfielen. (Podjebrad gab seine Tochter dem König Matthias Corvinus; der Papst Pius II. (der obgenannte Aeneas Sylvius) behandelte ihn anfangs als Glied der rechtgläubigen Kirche, und der Kaiser mußte ihn als Kurfürst von Böhmen anerkennen.)

Um sein Ansehen zu erhöhen und künftig die Parteiungen besser bewältigen zu können, hatte er 1462 die Römerfahrt gemacht. Er zog mit nur 2000 Mann, aber einem glänzenden Gefolge von Kärnthen aus durch das Venetianische über Bologna und Florenz, traf in Siena mit der portugiesischen Prinzessin Leonor, seiner Braut, zusammen und hielt mit ihr und dem 12jährigen Ladislaus seinen Einzug in Rom, wo er zuerst zum lombardischen König gekrönt wurde, am gleichen Tage seine Vermählung feierte und einige Tage darauf, am 19. März 1452 die römische Kaiserkrone empfieng, ohne daß jedoch dieselbe seiner Macht eine wesentliche Aufhülfe zu verleihen vermochte. In Italien wenigstens mußte er dem Franz Sforza, der sich zu Mailand nach dem Aussterben des Hauses Visconti, ohne des Kaisers Willen 1450 des Herzogthums Mailand bemächtigt hatte, in seiner angemessenen Würde belassen.

Ein so schwacher Kaiser vermochte noch weniger den gänzlichen Fall und Untergang des griechischen Reichs aufzuhalten, — eine Aufgabe freilich, die auch ein kräftigerer Kaiser ohne den Beistand aller deutschen Fürsten und anderer europäischer Häupter nicht hätte lösen können.. Seine Anthatigkeit, die er übrigens bei dem Herannahen dieser Katastrophe bewies, wirkte so lähmend, daß sich bei der ohnedieß längst eingerissenen Selbstsucht aller christlichen Häupter und Völker keine Hand rührte, als das letzte Vollwerk jenes Reichs von Mehemed II. angegriffen, und ungeachtet der tapfersten Gegenwehr des letzten Kaisers Konstantin (XI, der dabei selbst den Tod fand), a. 29. Mai

1453 Konstantinopel von den Türken erobert, mithin dem griechischen Reiche völlig ein Ende gemacht wurde. Erst als bald darauf die Türken auch Italien und Deutschland bedrohten und schon Krain und Kärnthen durchstreiften, schrieb Friedrich zwar Reichstag auf Reichstag aus, kam aber selbst zu keinem, so daß die Kurfürsten, namentlich Pfalz, Trier und Köln, ihn auf dem Frankfurter Reichstag 1457 mit Absetzung bedrohten, wiewohl auch sämtliche Fürsten die gleiche Schuld theilten, da sie selbst durch ihre Eroberungssucht, namentlich durch das Streben, die in oder an ihrem Gebiete liegenden Städte unter ihr Regiment zu bringen, den faustrechtlichen Zustand unterhielten. (Der Kaiser half sich indeß gegen die kurfürstliche Partei dadurch, daß er mit Hilfe des Burggrafen Albrecht, genannt Achilles, der einer der kräftigsten und klügsten Fürsten und seine Hauptstütze war, diese Partei theilte, indem er die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg durch Bestätigung der Erbverbrüderung unter ihnen auf seine Seite brachte.)

Beweise jener Anarchie waren die zahlreichen Fehden, durch welche damals ein großer Theil von Deutschland verwüstet wurde. Wegen Erbtheilung entbrannte zwischen dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und seinem Bruder, dem Herzog

Wilhelm, der sächsische Bruderkrieg (1446—1451) und endete nach Verheerung der beiderseitigen Länder mit einem Vergleich.

Zu gleicher Zeit 1446—1450 brach der fränkisch-schwäbische Städtekrieg aus, den diese Städte hauptsächlich gegen Albrecht Achilles, damals noch Burggraf zu Nürnberg, zu führen hatten. In Folge des gewalthätigen Bestrebens der Fürsten nämlich, ihre Landeshoheit auch über die in oder an ihren Gebieten liegenden Reichsstädte auszudehnen, welche ihrerseits ihre Unabhängigkeit sowohl durch tapferen Widerstand (wie es z. B. von Rheinfelden, Schaffhausen, Basel, Eßlingen, Donaueschingen etc. geschehen war), als auch durch Bündnisse zu vertheidigen suchten, kam es öfter zu blutigen Streitigkeiten. Insbesondere brach 1449 zwischen Albrecht Achilles, dem sich 17 Fürsten, 15 Bischöfe nebst einem großen Theil des Adels angeschlossen hatten, und der Stadt Nürnberg, auf deren Seite 32 verbündete Städte und 100 eidgenössische Söldner kämpften, eine verwüstende Fehde aus, in welcher Achilles zwar im offenen Felde meistens siegte, aber an den Mauern der Städte unüberwindlichen Widerstand fand, und endlich sogar bei Willenreuth eine vollständige Niederlage erlitt, nach welcher Kaiser Friedrich III. dazwischen trat und 1450 zu Bamberg einen gleichwohl den Städten wenig günstigen Frieden vermittelte.

Dazu kamen noch die zahlreichen Fehden des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, welcher sich 1451 selbst den Ruchut aufgesetzt und Anerkennung ertrögt hatte und gewöhnlich der „Pfälzer Fritz“ oder der „böse Fritz“ genannt wurde. Schon im Jahre 1452 eroberte er die Herrschaft Lügelsheim, von wo er angegriffen worden war und nahm sie in Besitz. Im Jahre 1458 besiegte er 18 Fürsten und Grafen, welche sich wegen Erbforderung gegen ihn verbunden hatten, bei Pfeddersheim. Dann trat er in der Mainzer Bischofsfehde, die in dem Streit des Diether von Isenburg, welcher, weil er nicht genug bezahlte, vom Papste abgelezt wurde, mit dem an seiner Statt ernannten Adolf von Nassau, um den erzbischöflichen Stuhl von Mainz auf der ersten Seite und nahm seine Gegner (Ulrich von Württemberg, Karl von Baden und den Bischoff von Metz) nach dem Siege bei Seckenheim 1462 gefangen, welche dann auf dem Heidelberger Schloß in Haft bleiben mußten, bis die Lösumme von 200,000 fl. bezahlt war. Zu gleicher Zeit war er mit dem Herzog Ludwig dem Reichen von Bayern-Landschut verbündet, welcher 1458 die Reichsstadt Donaueschingen mit Gewalt besetzt hatte und deshalb in Krieg mit dem Reiche gerieth. — Endlich wurde in Westfalen eine weitverweigte Fehde zwischen dem Erzbischoff von Köln und der Stadt Soest und den beiderseitigen Bundesgenossen 1447—49 ausgefochten, wobei Soest seine Unabhängigkeit behauptete. — Alle diese Fehden wurden mit schrecklicher Verwüstung geführt. In dem Städtekrieg allein sollen über 200 Dörfer verbrannt worden sein. Albrecht Achilles pflegte zu sagen: „Der Brand zielt den Krieg, wie das Magnificat die Vesper“, und es gieng die Rede, in Franken könne man bei Nacht lesen. — War es doch so weit gekommen, daß nicht nur alle Herrschaften, deren Zahl sich in deutschen Reiche auf 340 belief, sondern auch jeder einzelne Freie das Fehderecht in Anspruch nahm und gelegentlich ausübte. — Es war daher wenigstens für den Landfrieden Südwestdeutschlands der schwäbische Bund, den Kaiser Friedrich III. 1488 bestätigte, noch der beste Hort, wie denn auch in seiner Bundesverfassung ein Vorbild künftiger Einigung der losen Theile Deutschlands lag.

Selbst in seinem Stammland Österreich sah sich Friedrich auf das Äußerste bedrängt, indem ihm sein Bruder Albrecht einen Theil davon abzwang und auf Betrieb desselben die Wiener in einem Aufstand (1462) den Kaiser sogar in seiner Burg belagerten, so daß ihn der Böhmenkönig Podjebrad befreien und Friedrich im Frieden Niederösterreich an Albrecht abtreten mußte, das er jedoch nach des letztern Tode wieder bekam.

Podjebrad nahm anfangs lange Zeit hindurch eine hervorragende Stellung auch in deutschen Angelegenheiten ein, so daß ihm sogar der Gedanke

zu Kopfe stieg, römisch-deutscher König zu werden. Bei verschiedenen Händeln der deutschen (besonders mittelsächsischen) Fürsten mit dem Kaiser und des Kaisers mit den österreichischen Ständen wurde ihm die Schiedsrichterrolle übertragen. Der Kaiser ließ sich soweit von ihm einnehmen, daß er ihn sogar zum einstigen Vormund über seinen Sohn Max und für den Fall, daß dieser erblos stürbe, ihm alle seine Länder verschrieb. — Podjebrad suchte auch durch eine Staateneinigung eine Kirchenreform zu Stande zu bringen, weil Pius II die Prager Compactaten aufgehoben und es dadurch auf den Sturz des „fegeiischen“ Böhmenkönigs abgesehen hatte. — Als nach Pius II Tode (1464) Paul II Papst wurde, erbot sich der hochkrebende Podjebrad zur Wiedereroberung Konstantinopels, zu welcher Pius II bis an sein Ende die europäischen Fürsten angetrieben hatte, einen Zug zu unternehmen, wenn er ihm den Titel eines griechischen Kaisers zugethehen wollte. Allein Papst Paul schleuderte ihm dafür den Bannfluch zu (1465) und entzündete dadurch in Böhmen einen Religions- und Bürgerkrieg. Zugleich reizte der Kaiser den König Matthias Corvinus gegen Böhmen auf. Als sodann Podjebrad von Mähren aus in Österreich einfiel, rückte Matthias Corvinus in Böhmen ein und ließ sich dort von Podjebrads Gegnern die Krone von Böhmen aufrängen (1469).

So entspann sich zwischen Schwiegersohn und Schwiegervater ein gefährlicher Kampf, worin der bedrängte Podjebrad dem Polenkönig Casimir für dessen Sohn Wladislaw die Nachfolge in Böhmen versprach und dem Herzog Karl dem Kühnen Hilfe zur Erlangung der deutschen Königskrone zusagte. Aber der auch hier des Reiches Wohl beachtende Albrecht Achilles, der seit 1470 seinem Bruder Friedrich in der Regierung von Brandenburg gefolgt war, bewog nun den Kaiser, der seit 25 Jahren keinen Reichstag besucht hatte, persönlich dem Reichstag von Regensburg 1471 anzuwohnen, um daselbst ohne Einmischung der Fremden über eine Besserung des Reichs, sowie auch über die längst besprochene Türkenhülfe zu entscheiden. Noch ehe aber der Reichstag eröffnet wurde, starb König Podjebrad, und die Böhmen wählten den polnischen Prinzen Wladislaw zu ihrem König, der aber ebenfalls fortwährend mit dem Ungarnkönig Matthias Corvinus zu kämpfen hatte, an dem nun auch der Kaiser, weil er Wladislaw's Wahl bestätigte, einen schweren Feind bekam.

§. 171. Aber auch im Westen Deutschlands gerieth das Reich in große Verwicklungen, indem sich die neu emporgekommene burgundische Dynastie zu einer zwischen Frankreich und Deutschland sich eindringenden, beiden gefährlichen Mittelmacht zu gestalten drohte.

In dem Namen **Burgund** muß wohl unterschieden werden: 1. das Herzogthum Burgund, 2. die Freigrafschaft Burgund, 3. die unter Philipp dem Guten und seinem Sohne Karl dem Kühnen — aus jenen beiden Burgunden, den Niederlanden und noch andern Herrschaften bestehende — mit dem allgemeinen Namen **Burgund** bezeichnete Ländervereinigung.

Das Herzogthum Burgund (auch Bourgogne genannt, mit den Städten Dijon, Autun, Chatillon etc.), das 877 von Boso's Bruder Richard gestiftet worden war (§. 93 und 97), war als ein selbständiger Reichstheil an **Hugo den Großen**,

Grafen von Paris, gekommen, welcher nun der Stifter der erſten Dynaſtie der Herzoge von Burgund wurde.

Die Graffſchaft Burgund, die als Theil von Hochburgund mit dieſem 1033 durch Kaiſer Konrad II an das deutſche Reich gefallen war (§. 102), und die in der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts wegen ihrer großen Freiheiten den Namen Freigraffſchaft, Franche-comté, erhielt, gerieth im Jahre 1295 in Folge eines Vertrags des Grafen Otto IV von Burgund mit König Philipp dem Schönen von Frankreich in franzöſiſche Abhängigkeit. Denn Otto's Tochter, Johanna, heirathete 1306 den Sohn jenes Königs, den Grafen Philipp von Poitiers, und als Otto's unmündiger Sohn geſtorben war, fiel 1315 die Freigraffſchaft ſammt Artois an jene Johanna und ihren Gatten, und durch Vermählung der Tochter derſelben (Johanna II) mit dem Herzog Otto IV von Burgund an dieſes Herzogthum.

Dieſes Herzogthum, die Bourgogne, hatte ſich unterdeſſen durch Heirathen und Erbiſchaften ſehr vergrößert, und als 1361 ſein erſter Herzogsſtamm erloſch, wurde es (mit Ausnahme der Freigraffſchaft als heimgefallenes Lehen 1363 von König Johann von Frankreich ſeinem vierten Sohne **Philipp den Kühnen** verliehen, der nun die zweite Dynaſtie der Herzoge von Burgund ſtiftete.

Dieſer Philipp der Kühne bekam 1384 durch ſeine Heirath mit der Erbgräfin Margaretha von Flandern auch die Freigraffſchaft Burgund nebst Artois, Flandern, Rhétel, Antwerpen und Mecheln, ſo daß nun alle dieſe Länder unter Einem Herrn vereinigt waren und Philipp der Kühne zu den mächtigſten Fürſten Europa's gehörte. Er ſtarb 1404.

Sein Enkel und zweiter Nachfolger, **Philipp der Gute**, vereinigte durch Kauf, Erbiſchaft und Waſſengewalt mit ſeiner burgundiſchen Herrſchaft auch noch faſt alle übrigen Theile der Niederlande (Brabant, Luxemburg, Limburg, Holland, Friesland, Seeland, Hennegau, 2c.), und ſein Hof war der glänzendſte in Europa, wie denn auch damals die Niederlande, beſonders Brabant und Flandern, in den bildenden und lebenden Künſten mit Italien wetteifern konnten. Nach ſeinem Tode 1467 folgte ihm ſein Sohn Karl der Kühne, der das mächtige Herzogthum noch durch den Kauf von Geldern und Zutphen vermehrte.

Karl der Kühne, ein Mann ohne Umſicht, Feſtigkeiſt und Treue, voll Eigennuß, Härte und Ländergier, gieng darauf aus, ſein theils Frankreich, theils Deutſchland lehnspflichtiges, von Holland bis zu den Alpen reichendes Gebiet unabhängig zu machen, es durch die Beſignahme von Lothringen und Elſaß bis an den Rhein — und durch Eroberung der Schweiz und durch Anſprüche auf alle Theile des ehemaligen Arelats bis an die Alpen hin zu erweitern, um ein „galliſch-belgiſches“ Königreich zu ſtiften.

Zu dem Ende verlangte er vom Kaiſer Friedrich nicht nur die Beſelung mit Zutphen und Geldern, ſondern auch das Reichsvicariat über die vorderöſterreichiſchen Herrſchaften im Elſaß und überdieß den Königstitel, wogegen er dem Kaiſer für ſeinen Sohn Maximilian Hoffnung auf die Hand ſeiner Tochter Maria, der einſtigen reichen Erbin von Burgund machte.

Das Elſaß hatte Karl der Kühne ſchon in ſeiner Gewalt; denn nicht lange vorher hatte der Erzherzog Sigmund von Öſterreich (Tyrol), dem die vordern Lande am Oberrhein gehörten, von Karl dem Kühnen, zur Bezahlung einer Entſchädigung an die Schweiz, mit welcher Öſterreich ſo eben wieder einmal einen vergeblichen Krieg geführt hatte, Geld entlehnt und ihm dafür ſeine elſäſſiſchen Beſitzungen verpfändet. Nachdem jedoch Öſterreich einen ewigen Frieden mit der Schweiz ausgerichtet hatte, wollte es jene Pfandſchaft wieder einlöſen, aber Karl verweigerte die Herausgabe.

Überhaupt war in verschiedenen deutschen Reichsländern noch immer große Verwirrung. In Brandenburg z. B. erregte das strenge Auftreten des neuen Markgrafen Albrecht Achilles unter den Städten wegen neuer Auflagen viele Unruhen. Des Kaisers Erblande wurden wieder von den Türken heimgesucht und im Reiche trogte Kurfürst Friedrich von der Pfalz nach wie vor. — Da die Städte keine Steuern für des Reiches Noth bewilligen wollten, die Reichstage aber keinen Erfolg hatten, so wollte der Kaiser sich einmal ohne die Kurfürsten helfen und ließ sich zu persönlicher Unterhandlung mit Karl dem Kühnen herbei, der seiner Seits den Kaiser zur Erreichung seines Plans benützen wollte. Die Zusammenkunft beider fand in Trier statt, und Karl trat dabei, um Eindruck zu machen, mit der ganzen Pracht seines Hauses auf.

Da der Kaiser ihm ohne Schwierigkeit die Belehnung mit Zütphen und Geldern gewährte, so glaubte Karl in Betreff der neuen Königswürde eben so leicht zum Ziele zu kommen. Schon hatte er zur erwarteten Krönung eine neue Krone sammt Scepter mitgebracht und einen Thron in der Kirche aufschlagen lassen, als Friedrich, der die Gefahr für Deutschland erkannte, plötzlich in der Nacht abreiste, um sich der übermüthigen Anforderung des Burgunders zu entziehen und dem Reiche nichts zu vergeben. Aus Rache nahm daher der Herzog in dem Kölner Bisthumsstreit Partei gegen den Kaiser und belagerte die Stadt Neuß, die sich jedoch heldenmüthig vertheidigte, indeß Karls Vogt Hagenbach das Elsaß schwer bedrückte.

Deßhalb schloßen nun auf Betrieb des Königs von Frankreich Ludwig XI, welcher gleichfalls an Karl dem Kühnen seinen gefährlichsten Gegner hatte, der Herzog René von Lothringen, die Schweiz, der östl. Herzog Sigmund und der Kaiser ein Bündniß gegen ihn (1474), in Folge dessen sogleich die Schweizer in Südburgund einfielen, die Elsässer jenen burgundischen Vogt hinrichteten und die Besatzungen des Burgunders vertrieben, der Kaiser aber ein Reichsheer gegen den noch vor Neuß liegenden Herzog sandte. Diesem gelang es jedoch, sowohl den Kaiser durch Wiederanknüpfung der abgebrochenen Heirathsunterhandlungen von jenem Bündnisse abzubringen, als auch den König von Frankreich zu einem neunjährigen Waffenstillstand zu vermögen.

So im Rücken gedeckt, brach Karl zunächst gegen Lothringen auf, vertrieb den Herzog René, besetzte das Land, und gedachte Nancy (Nanzig) zum Hauptsitz seines ganzen neuen Reiches zu machen. Und weil nun sein gefährlichster Nachbar die Schweiz war, die eben in Burgund eines seiner Heere geschlagen hatte, so brach er in leidenschaftlichem Ungestüm mit einem glänzenden Heere von 50,000 Mann über den Jura in's Waadtland ein. Aber die Eidgenossen waren gerüstet: sie brachten ihm 1476 zuerst am 3. Mai bei Granson eine schmachliche Niederlage bei, die ihm seine großen Schätze kostete, und schlugen ihn darauf am 22. Juni bei Murten so gänzlich, daß er in unsinniger Wuth nach Südburgund zurückeilte, um ein neues Heer zu sammeln.

Das Städtchen Granson am Neuenburger See hatte sich eben auf das Wort eines burgundischen Befehlshabers gegen freien Abzug ergeben; aber der Herzog

ließ die Abziehenden doch theils erhängen, theils ersäufen. Als hierauf das eidgenössische Heer (18,000 Mann gegen 40,000 Mann) anrückte und vor der Schlacht die Kniee zum Gebet beugte, sagte der Herzog spottend: „Seht sie flehen um Gnade, aber es soll mir Keiner davon kommen!“ — Nachdem die Schlacht mehrere Stunden gedauert hatte, und nun erst die Schwyzer, Urner und Unterwaldner auf dem Kampfplatz ankamen und die graufigen Töne ihrer Hörner (des „Uristiers“ und der „Unterwaldner Kuh“) erschollten, da sagte der Herzog: „Wie wird's uns gehen, da uns die ersten schon so ermüdet haben?“ — Um nun einen kräftigen Ansturm gegen sie machen zu können, ließ er seine Reiterei ein wenig zurückgehen. Bei dieser Wendung glaubte das burgundische Fußvolk, die Reiterei fliehe, und ergriff die Flucht so unaufhaltsam, daß selbst der Herzog, der die Fliehenden vergebens zurückzutreiben suchte, selbst mit fortgerissen wurde. „Monseigneur, nous voilà bien hannibalisés!“ sagte sein Hofnarr mit spöttischer Anspielung auf des Herzogs frühere Gewohnheit, sich den Hannibal zum Muster zu nehmen. — Die Sieger erbeuteten unermeßliche Schätze: das Geld wurde in Hüten vertheilt und nebst Waffen und Geschützen von ihnen hochgeachtet, alle andern Kostbarkeiten aber, selbst Diamanten, um einen Spottpreis verkauft.

Bei Murten deckten 15,000 Burgunder die Waghstatt, und das Veinhaus, worin man ihre Gebeine sammelte, zeugte noch lange von der Tapferkeit der Schweizer.

Aber seine Stände gewährten ihm keine Hülfe mehr, so daß Papst und Kaiser sich zur Vermittlung erboten, die er aber eigensinnig ausschlug. Als hierauf der Herzog René von Lothringen mit Hülfe der Schweizer und Elsäßer sich wieder in den Besitz seines Landes setzte, raffte Karl der Kühne die **1477** Trümmer seines Heeres zusammen und belagerte Nancy, verlor aber die **Schlacht von Nancy** und büßte seinen starrsinnigen Hochmuth mit dem Verluste seines Lebens und dem darauffolgenden Zerfall der burgundischen Macht.

Denn da mit Karl dem Kühnen die zweite Dynastie der burgundischen Herzoge erlosch, so wollte Ludwig XI von Frankreich unter dem Vorwand, die Rechte der Erbin Maria zu wahren, das ganze Burgund an sich reißen, und als ihm Maria widerstand und auch seine Werbung um ihre Hand für seinen erst 7jährigen Sohn Karl von sich wies, so nahm er das eigentliche Herzogthum Burgund (die Bourgogne nebst Zubehör) als ein heimgefallenes Lehngut in Anspruch, was es eigentlich nie in seinem nunmehrigen Umfange gewesen war. Auch gelang es seiner schlaunen Politik, die flandrischen Stände mit Maria zu entzweien und dann mit einem französischen Heere in Flandern einzurücken.

Um aus diesen Bedrängnissen zu kommen, wählte nun Maria unter den vielen Bewerbern um ihre Hand den jungen, schönen und ritterlich-kühnen Maximilian zum Gatten (1477) und setzte bei ihrer Vermählung mit ihm fest, daß ihre künftigen Kinder einst alle burgundischen Besitzungen erben sollten. Der glänzende Sieg Maximilian's bei Guinegate (1479) trieb den französischen Gegner zurück und begeisterte die Niederländer zur ferneren Vertheidigung der Rechte ihrer Fürstin.

Als aber Maria schon nach fünf Jahren (1482) in Folge eines Sturzes vom Pferde (auf einer Falkenjagd beim festen Hinweggehen über einen Baumstamm oder Graben) zum grenzenlosen Schmerze ihres Gatten starb, so mankten die Flanderer in ihrer bisherigen Treue und ließen sich (namentlich Brügge und Gent) wieder von Frankreich gewinnen, rissen die Vormundschaft über beide Kinder Maria's, Philipp und Margaretha, sowohl,

als auch die Regentschaft an sich und schloßen mit dem König Ludwig den Frieden von Arras (1482), wobei Margaretha dem Dauphin verlobt und ihr die Freigravschafft Burgund und Artois als Mitgift bestimmt wurde. Da sie noch Kind war, wurde sie nach Paris gebracht, um dort für ihre künftige Bestimmung erzogen zu werden. Erst durch angestrengten Kampf und durch die Eroberung von Eluis brachte Maximilian die Flanderer dahin, ihm die Regentschaft zu überlassen (1485).

Im folgenden Jahre (1486) wurde Maximilian auf dem Reichstag zu Frankfurt einstimmig zum deutschen König gewählt und zu Aachen gekrönt, weil man von ihm am ersten die Rettung Oesterreich's aus den Händen des Ungarnekönigs Matthias Corvinus erwartete, welcher im vorhergegangenen Jahre Wien durch Hunger zur Übergabe genöthigt und die Eroberung Oesterreichs vollendet hatte, ehe der Kaiser sich von den deutschen Fürsten hatte Hülfe verschaffen können. Maximilian machte den österreichischen Landen zwar seine Erhöhung bekannt und traf Anstalt, mit der ihm bewilligten Reichshülfe diese seine Erblande vom Joche der Ungarn zu retten, als ein neuer Aufstand der Flanderer ihn wieder nach den Niederlanden rief. Dort gerieth er in ein solches Gedränge, daß ihn die Brügger sogar vier Monate lang gefangen hielten und ihn erst dann seiner Haft entließen, als der alte Kaiser selbst mit einem Reichsheere im Anzuge war, worauf sie nach schwerer Büßung die Regentschaft Maximilian's anerkannten. Nachdem auch die Holländer und Friesen eine Demüthigung erhalten hatten, sah sich Maximilian endlich im Besiz von ganz Nederland (1489).

Während Maximilian in Brügge gefangen saß, schwebte er beständig in Todesgefahr. Denn da er standhaft alle ihre entehrenden Zumuthungen von sich wies, tödteten sie erbittert seine wenigen Kriegsleute, folterten seine Rätke und Diener, ja ließen 15 derselben enthaupten. Jedermann fürchtete für das Leben des Königs. Da erschien einst sein lustiger Rath, Kunz von der Rosen, als Mönch verkleidet im Gefängniß und drang in seinen Herrn, in dieser Mönchsleidung zu entfliehen, während er statt seiner zurückbleiben wollte. Allein der edle Fürst konnte sich nicht entschließen, sein Leben mit dem Verderben dieses treuen Dieners zu retten. — Die Strafe, die der Kaiser über die Auführer verhängte, bestand darin, daß die Stadträtke von Gent, Brügge und Ypern knieend Abbitte leisteten und 300,000 Goldgulden zahlen mußten.

§. 172. Erst nach Beilegung dieser Kämpfe in den Niederlanden konnte der Kaiser gegen den kriegsgewaltigen Corvinus, der ihm seit 1485 Wien vorenthalten und ihn gezwungen hatte, „in's Reich“ zu flüchten, wieder die Reichshülfe in Anspruch nehmen, da bisher der Ungarnekönig auf keine Weise zur Räumung Oesterreichs zu bewegen war. Nun bot derselbe zwar dem Kaiser dieses Land für eine Geldsumme an; doch Friedrich gieng nicht auf dieses entehrende Anerbieten ein. Während es hierauf zu einer persönlichen Unterredung kommen sollte, wurde Matthias Corvinus krank und starb den 6. April 1490. Sogleich eilte Maximilian mit Truppen aus Schwaben nach Wien, dessen Bürger nun selbst die ungarische Besatzung verjagten, so daß der alte Kaiser nun wieder seinen Einzug in Wien halten konnte, das mit ganz Oesterreich froh war, wieder an den habsbur-

gischen Stamm zu kommen. — Die Thronfolge in Ungarn konnte Friedrich nicht erlangen, so tapfer auch Maximilian gegen den Polenkönig Vladislav darum kämpfte; doch erlangte er in dem Friedensvergleich von Presburg 1491 die Verzichtleistung Vladislav's auf die ungarischen Eroberungen in Österreich und für den Fall, daß letzterer ohne männliche Erben sterben würde, die Anwartschaft auf Ungarns Krone.

So war die Ruhe im Osten hergestellt, aber noch am Ende desselben Jahres gerieth Maximilian mit dem König Karl VIII von Frankreich, dem Verlobten seiner Tochter Margaretha, in Krieg.

Es war nämlich der letzte Herzog von Bretagne (Franz II) gestorben und hatte eine Tochter Anna als Erbin hinterlassen. Unter den Vielen, die sich um ihre Hand bewarben, war auch König Maximilian und erhielt von ihr den Vorzug, ja sie wurde ihm schon durch Procuration angetraut. Dagegen that Karl VIII Einspruch, weil der verstorbene Herzog verprochen hatte, seine Tochter nicht ohne des Königs Einwilligung vermählen zu wollen, im Grunde aber, weil die Vereinigung von Bretagne mit Burgund und dadurch mit Deutschland dem französischen Reiche die größte Gefahr zu bringen drohte. Obgleich nun König Karl schon in seiner Jugend mit Margaretha, Maximilian's Tochter, war verlobt worden und diese schon den Titel „Königin von Frankreich“ führte, bot er doch der Herzogin Anna seine Hand, erhielt aber einen Abweis von ihr. Weil er nun mit einem Heere in die Bretagne einfiel und es ihm gelang, Anna's Rätke zu bestechen, so willigte die junge, kaum der Kindheit entwachsene Fürstin in die neue Verbindung, und König Karl schickte Margarethen ihrem Vater zurück. Im höchsten Unwillen über diese ihm vom französischen Könige angethane Beleidigung schloß Maximilian mit dem König Heinrich VII von England ein Bündniß und wurde bei seinem Angriff auf Frankreich von dem schwäbischen Bund unterstützt. Allein da ihm die niederländischen Stände ihren Beistand verweigerten, und sein englischer Bundesgenosse, von Frankreich erkaufte, zurücktrat, so konnte Maximilian im Frieden zu Senlis 1493 nur die Niederlande mit der Freigrafschaft Burgund sammt Artois und Charolais behaupten, indeß Frankreich das Herzogthum Burgund (die Bourgogne) behielt.

Zwar erlebte Friedrich III noch den Schmerz, die Türken unter grausamen Verheerungen bis Laibach in Kärnth'n vordringen zu sehen: da ihnen aber dort der kräftige Maximilian eine Niederlage beibrachte, so konnte der alte Kaiser doch mit der Beruhigung, seine Erblande gerettet und sein Haus durch die Erwerbung der burgundischen Lande vergrößert, ja selbst in Bezug auf das Reich den Landfrieden mehr begründet zu wissen — nun seinem feurigen, bereits vielversuchten Sohne die volle Leitung der Reichsgeschäfte überlassen und sich nach Linz in die Stille zurückziehen, wo er unter Andachtsübungen und alchymistischen Beschäftigungen die ihm nur noch kurz vergönnte Ruhe zubrachte und am 19. August 1493 im 78. Lebensjahre starb.

Seinen Tod zog er sich auf folgende Weise zu: er hatte die Mißgewohnheit, daß er mit seinem rechten Fuß die Thüren hinter sich zuwarf; dabei verletzte er sich

einmal so, daß er ein Fußgeschwür bekam, in Folge dessen ihm das Bein zweimal abgenommen werden mußte. Schon in der Genesung begriffen, zog er sich aber durch unvorsichtigen Genuß von Melonen eine Ruhr zu, an der er starb.

§. 173. Müde des langen schwachen Regiments, faßte Deutschland die Hoffnung, durch sein neues Oberhaupt wieder aus dem schwankenden Zustand zu einer festen Ordnung und Gesetzmäßigkeit zu gelangen. Die Aufgabe für dasselbe war aber um so schwieriger, als das deutsche Reich, wie es sich in jener Zeit darstellte, in seinen Gliedern eben so viele einander entgegengewirkende Gegensätze enthielt, welche die ihnen zum Grunde liegende Einheit nur schwer erkennen ließen: das Reichsoberhaupt hatte eine nur schwache Autorität und geringe Mittel, weil die meisten Regalien verloren gegangen und ihre Erträgnisse in die Kassen der Landesfürsten übergeleitet waren; der Reichskörper, ohnehin mannichfach vermindert, war in seinen vorhandenen Gliedern durch entgegengesetzte Interessen gespalten, alle waren in stetem Widerstand gegen einen ordnenden Willen von Oben, alle eher auf Mehrung ihres Vortheils, als auf Erhaltung des Ganzen bedacht; die Fürsten nur nach voller Ausbildung ihrer Landeshoheit begierig; der Adel, ungeachtet seines Besitzverfalls, anspruchsvoll und übermüthig; die Städte durch Handel und Gewerbfleiß zwar blühend, aber meist voll Trotz, mit vorherrschendem Gelüste nach Selbstherrlichkeit und oft den Opfern für das gemeinsame Ganze sich entziehend. Dabei nirgends ein gesicherter Rechtszustand, außer einigermaßen da, wo der schwäbische Bund mit seinem Schwert hinreichte. Dazu kam, daß Deutschland nach Außen von Mächten umgeben war, die größtentheils den entgegengesetzten Entwicklungsgang genommen hatten, und unter denen namentlich die romanischen Völker, vor allen Frankreich, die Macht des Königthums zur Unumjchränktheit steigerten und darum durch einheitlichen Willen im Stande waren, gewaltige Stöße auf ihre Gegner zu führen.

Voll Eifer indeß für das Gute und stets bereit zu geschäftig eingreifender Thätigkeit, übernahm der in seinem lebhaften Wesen mehr seiner Mutter ähnliche
1493 Maximilian der Erste in einem Alter von 34 Jahren die Regierung des Reichs, welche unter den angegebenen Umständen an einem deutschen Kaiser weniger eine bis zur Tollkühnheit gehende persönliche Tapferkeit, die Max besaß, als vielmehr eine kluge Besonnenheit und feste Ausdauer erforderte, welche diesem edlen, ritterlichen Kaiser bei allen seinen trefflichen Eigenschaften, ja selbst bei seiner hohen Begeisterung für das Große leider abgieng. Denn er war weder eigentlicher Staatsmann, noch eigentlicher Feldherr, daher er bei seinen oft unklugen Verbindungen mit andern Mächten meist den Kürzern zog.

Gleich seine zweite Vermählung mit Blanca Maria Sforza, der übrigens gebildeten Nichte des damals noch für ihren unmündigen und schwachjüngigen Bruder über Mailand regierenden, ränkefichtigen Herzog Ludovico Moro (der Urenkelin des Mürpators Franz Sforza) war ein Mißgriff, zu dem er sich durch die reiche Mitgift, die seinen Geldbedrängnissen abhelfen sollte, und die Vorpiegelungen des schlauen Mailänders, das kaiserliche Ansehen in Italien leicht wieder herstellen zu können, ver-

locken ließ. Denn nicht nur mußte Maximilian ihm dafür Mailand als Reichslehen bestätigen, sondern ihm auch versprechen, ihn gegen befürchtete Angriffe des französischen Königs Karl VIII zu schützen, welcher kurz vorher, durch den Herzog selbst veranlaßt, in einem raschen und glücklichen Zug Neapel erobert hatte und nun in Italien festen Fuß fassen wollte. Durch diese Verbindung wurde Max fortan in alle italienische Handel verwickelt, aus denen er nur Schaden davon trug.

Um sich unbehindert mit Italien beschäftigen zu können, begab er sich mit seiner neuen Gemahlin nach den Niederlanden und übergab dort seinem eben mündig gewordenen Sohne Philipp die Regierung dieses seines mütterlichen Erbtheils. Und weil Philipp einer der schönsten und einnehmendsten Männer seiner Zeit und diesem seinem Geburtslande ganz zu leben bestimmt war, so ließen es sich die stolzen Niederländer sogar gefallen, daß Philipp die Privilegien, die sie seiner Mutter abgezwungen und zum Schaden des Landes mißbraucht hatten, aufhob und seinen Regenteneid nur auf diejenigen Rechte ablegte, die sie bis zum Tode Karls des Kühnen genossen hatten. Auch kehrte nun Einigkeit und Friede in das Land zurück, und Handel und Gewerbe blühten dort neu auf.

Bei dieser Gelegenheit befestigte Max die früher angeknüpften Verbindungen mit Spanien und eröffnete durch die Vermählung Philipp's mit Johanna von Castilien (der Tochter Ferdinands und Isabella's von Spanien), so wie durch die Vermählung seiner Tochter Margaretha mit dem spanischen Thronerben Johann von Castilien sich die Aussicht auf Habsburgs Machtvermehrung, wiewohl diese Aussicht damals noch sehr schwach war, insofern noch andere Zwischenerben vorhanden waren.

Hierauf hielt Max seinen ersten Reichstag und zwar zu Worms, auf welchem er eine Reichshülfe an Geld und Mannschaft auf 12 Jahre sowohl zu einem Römerzug, der den Schutz Mailands als Reichslehen gegen die Franzosen bezweckte, als auch zu einem Türkenkriege, der stets sein Lieblingswunsch war, von den Ständen verlangte. Die Fürsten zeigten sich dazu geneigt; allein die Städte wollten sich nicht eher zur Hülfe verstellen, als bis er die zum Handel und Gewerbe so nöthige Sicherheit und Ordnung in Deutschland mit Errichtung eines vom Kaiser unabhängigen Gerichts hergestellt hätte. Dazu wollte sich aber Maximilian nicht verstehen, weil er darin eine Schwächung des Königthums sah. Als jedoch selbst die Fürsten, die unterdeß ebenfalls zu einem allgemeinen Landfrieden geneigter geworden waren, in ihn drangen, und der Herzog von Mailand, ja selbst der Papst um Beschleunigung des italischen Zuges bat, weil die Franzosen, als nunmehrige Herren von Neapel, auch Mailand und dem Kirchenstaate gefährlich waren, so bewilligte Maximilian am 7. August 1495 die **Stiftung des ewigen Landfriedens**, durch welchen alles Faustrecht für immer allgemein und unbedingt aufgehoben werden sollte.

Zur Aufrechthaltung dieses allgemeinen Landfriedens wurde das **Reichstammergericht** errichtet, vor welches von nun an alle Streitigkeiten der unmittelbaren Reichsglieder unter einander zur Entscheidung auf dem Rechts-

wege gebracht werden sollten: für die mittelbaren Stände galt es als Appellationsgericht.

Das Reichskammergericht sollte unter einem vom Kaiser ernannten Vorsitz aus den höhern Ständen und aus 16 Räten bestehen, deren Wahl in dem Willen der Fürsten und Stände liegen sollte, so daß es im Grunde mehr ein ständisches Institut war. Auch sollte es nicht dem jeweiligen Sitz des Kaisers folgen, sondern sein Sitz bleibend sein. (Dieser Sitz war zuerst Frankfurt; in der Folge wurde es nach Speyer (1530) und von da (1693) nach Weikar verlegt.) Zu den Befugnissen dieses Gerichts gehörte auch das Recht, „ohne einige Mitwirkung des Kaisers“ auf Anrufen der Parteien die Acht im Namen des Kaisers zu verhängen; die Vollziehung dieser Acht wurde aber den Reichstagen überlassen. — Theils um die Kosten der Richterbesoldungen zu bestreiten, theils um Kriege gegen auswärtige Feinde führen zu können, wurde zugleich der „gemeine Pfennig“ d. h. eine allgemeine Reichsteuer „ohne Unterschied der Territorien“ festgesetzt, und die Verwendung derselben unter die Aufsicht der jährlichen Reichstage gestellt.

In diesem ewigen Landfrieden, wie viel auch noch zu seiner Durchführung fehlte, und wie oft auch nachher dennoch die Reichsstände die Kaisermacht zu beschränken suchten und die Kaisermacht ihr dynastisches Interesse dem Reiche voranstellen wollte, war jedenfalls noch immer die „Idee des Reiches“ festgehalten und die „Einheit Deutschlands“ keineswegs aufgegeben. — Die Ausführung dieses neuen, von den Ständen begründeten wohlthätigen Reichsgrundgesetzes verdankte man hauptsächlich dem vaterländisch-gefinnten Kurfürsten Berthold von Mainz.

Selbst Maximilian arbeitete, nachdem er sich von der Nothwendigkeit überzeugt hatte, persönlich mit an dem Entwurfe mehrere Tage hindurch vom Morgen bis zum Abend, ohne sich kaum das Essen zu gönnen. Hatte er doch mit seinem Wunsche nach Frieden und Einigkeit unter den Deutschen gleich bei Eröffnung des Reichstags die Absicht ausgesprochen, es müsse der Wachtentfaltung Frankreichs eine Schranke gesetzt werden: denn „wenn man dem Beginnen der Franzosen länger zusehe, so würde am Ende der deutschen Nation das heil. römische Reich entzogen werden und Niemand werde sich mehr in seiner Ehre und in seinen Freiheiten erhalten können.“

Indeß fand das Kammergericht nicht gleich allgemeine Anerkennung, da der Adel sich nur schwer dazu verstand und die Reichsteuer lange nicht eingieng: daher dauerte der faustrechtliche Zustand fort. Um eine rasche und durchgreifende Vollziehung der Reichskammerbeschlüsse zu erzielen und Ruhe und Ordnung leichter zu handhaben, wurde im Jahre 1512 Deutschland (anfangs in sechs, nachher) in zehn Kreise eingetheilt und jedem Kreise ein Kreisoberster mit einigen Räten vorgesetzt.

Die zehn Kreise Deutschlands waren: 1. der **österreichische** Kreis mit Österreich und seinen deutschen Nebenländern von der Adria bis an den Oberrhein; — 2. der **bayerische** mit Ober- und Niederbayern nebst dem Erzbisthum Salzburg und den Bisthümern Freysing, Regensburg, Passau; — 3. der **schwäbische** mit 30 weltlichen und geistlichen Herrschaften, darunter Württemberg, Baden und die Bisthümer Augsburg und Constanz; — 4. der **fränkische** mit den brandenburgischen Besitzungen Ansbach und Bayreuth, fünf Reichsstädten (darunter Nürnberg) und den Bisthümern Bamberg, Würzburg, Eichstätt; — 5. der **oberrheinische** mit Rheinpfalz, Heffen, Nassau, den Bisthümern Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Fulda, den Reichsstädten Speyer, Worms, Frankfurt und andern kleinen Herrschaften; — 6. der **kurrheinische** mit Kur-Pfalz, Kur-Mainz, Kur-Trier, Kur-Köln und dem Fürstenthum Amberg; — 7. der **burgundische** mit 21 Herrschaften, darunter vier Herzogthümer und acht Grafschaften; 8. der **weßfälische** mit 7 Bisthümern,

darunter Kammerich (Cambray), Münster, Paderborn, Osnabrück und andern geistlichen Herrschaften, wozu später die Herzogthümer Füllich, Berg und Cleve kamen; — 9. der **niederländische** mit den Herzogthümern Braunschweig-Lüneburg, Sachsen-Lauenburg, Holstein, Mecklenburg, den Erzbisthümern Magdeburg und Lübeck, sechs Reichsstädten (darunter Lübeck, Hamburg, Bremen) und andern Herrschaften; — 10. der **obersächsischen** mit Kur-Sachsen, Kur-Brandenburg, dem Herzogthum Pommern, den Fürstenthümern Anhalt und Schwarzburg, den Grafschaften Mansfeld, Neuß 2c., dem Bisthum Camin und andern Herrschaften. — Eine Kanjordnung unter diesen Kreisen fand nicht Statt. Die darin enthaltenen 250 Stände hatten beim Reichstag zusammen 500 Stimmen, da die kleinen nur curienweise stimmen durften. — Folgende Länder wurden nicht zu dieser Kreiseinteilung gezogen: Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz, die preußischen und liefländischen Stände, die Grafschaft Mömpelgard, die schweizerische Eidgenossenschaft und die überalpinischen Länder.

Während alle deutschen Reichsstände sich dieser Anordnung als einer die nationale Einheit einigermaßen vermittelnden Wohlthat gerne fügten, wollte allein die Schweiz das Reichskammergericht nicht anerkennen, und als Mar sie im Schwabenkrieg mit den Waffen dazu zwingen wollte, trennten sie sich durch den Basler Frieden 1499 förmlich von dem deutschen Reiche, indem sie, durch die Urgliß Frankreichs (das durch die Schweiz sich einen offenen Zugang zu Deutschland erhalten wollte) berückt, sich allmählich französischem Einflusse hingab und dadurch zu ihrem bitteren Schaden eine natürliche nationale Verbindung mit einer unnatürlichen und verderblichen vertauschte.

Die Schweiz war seit dem burgundischen Kriege, durch Zwietracht über die Aufnahme Freiburg's und Solothurn's in den Bund, nahe am Ausbruch eines Bruderkrieges, den aber der fromme Einsiedler **Nicolaus von der Flüe** durch seine eindringlichen Friedensmahnungen verhütete, worauf im Stanser Verkommniß 1487 die Aufnahme jener Städte erfolgte. Während des Schwabenkriegs (so benannt von dem schwäbischen Städtebund, durch dessen Waffen König Max sie bekriegte), erneuerten die Eidgenossen ihre Verbindung mit Frankreich und brachten den Schwaben und Österreichern bei verschiedenen Orten so schwere Niederlagen bei, daß man sich zum Basler Frieden entschließen mußte. In diesem Krieg, wurden 2000 Flecken, Dörfer und Schlösser verbrannt und 20,000 Menschen verloren das Leben. — Nachher verwickelte Eigennutz und Handelsucht die Schweizer in auswärtige Kriege mit Venedig, Mailand und Neapel, wodurch zwar ihr Kriege Ruhm sich mehrte, aber Ruhe und Frieden im Innern litt. Seit dem obenerwähnten schwäbischen Kriege machten Fremde keinen Angriff mehr auf die Schweiz, deren Bund sich durch den Zutritt von Schaffhausen, Basel und Appenzell abschloß (1513.)

§. 174. **U**nterdessen war die Gefahr in Italien vorübergegangen: denn Karl VIII hatte auf die Nachricht von einem Bündnisse des Kaisers mit Mailand, Venedig, dem Papst und Spanien kurz nach seiner Krönung in Neapel mit der Hälfte seines Heeres Italien wieder geräumt, worauf die andre Hälfte durch den mit spanischer Hülfe aus Sicilien nach Neapel zurückkehrenden Ferdinand II vollends vertrieben wurde. Weil aber Karl VIII neue Rüstungen machte, so beredete der Herzog Ludovico Moro den König Maximilian zu einem neuen Bunde mit Mailand und Venedig und zur persönlichen Hülfsleistung. König Max trat daher 1498 seinen ersten Zug nach Italien und zwar ohne Reichshülfe, flos mit einem mit mailändischem und venetianischem Gelde gewor-

benem Heere an. Dort wollte ihn der Herzog benutzen, Pisa wieder an die Mailändische Herrschaft zu bringen. Allein die laue Unterstützung, welche die Venetianer leisteten, weil sie die gleiche Absicht auf Pisa hatten, bewog den König, noch in demselben Jahre nach Deutschland zurück zukehren.

Als sodann nach Karl's VIII frühem Tode der Nachfolger desselben Ludwig XII im Bündniß mit Spanien, dem Papsi Alexander VI, Venedig und Savoyen nach Italien aufbrach, sah sich Ludovice vergebens nach Hülfe um, und da sich sogar sein eignes Mailand gegen ihn erhob, flog er nach Deutschland zu König Max, der ihm aber nicht helfen konnte, weil die Stände ihm abermals die Reichshülfe versagten. Zurückgekehrt nach Italien, wurde der Herzog von den Franzosen gefangen und verlor nebst Mailand seine Freiheit für immer. Da Max auch jetzt seine Stände nicht zur Rettung Mailands bewegen konnte, so sah er sich genöthigt, es dem französischen Könige als erbliches Mannlehen zu lassen (1505).

Eben so scheiterte Maximilian's Plan zu einem Türkenkriege an dem nicht ungegründeten Einwande der Kurfürsten, daß nur eine Vereinigung der bedeutendsten europäischen Christenmächte sich einen Erfolg gegen die Türken versprechen könne, und zu einer solchen Vereinigung waren diese nicht zu bringen; und als nun Max auf eigene Hand den Türkenkrieg unternehmen wollte, ward er durch den bayrischen Erbfolgekrieg daran verhindert.

Dieser wurde zwischen dem Pfalzgrafen Ruprecht und dem Herzog Albrecht IV dem Weisen von Oberbayern über das niederbayrische Erbe geführt. Herzog Georg der Reiche von Niederbayern-Landshut hatte nämlich in seinem Testamente, dem Hausgesetze zuwider (nach welchem beim Mangel eines männlichen Erben Niederbayern an Oberbayern fallen sollte) seine Tochter Elisabeth und ihren Gemahl, den Pfalzgrafen Ruprecht zu Erben seines Landes und und seiner Schätze eingesetzt. Da König Max das Testament nicht bestätigte, so begann die pfälzische Partei den Krieg. Das Ergebnis dieses neunmonatlichen verheerenden Krieges war, daß, da während desselben Ruprecht und Elisabeth an einer Seuche starben, in Folge eines durch Max vermittelten Vergleichs im Jahre 1505 ein Theil von Niederbayern als ein eigenes Herzogthum Pfalz-Neuburg (die spätere Oberpfalz) den Söhnen Ruprecht's Ott' Heinrich und Philipp — der übrige Theil dem Herzog Albrecht zugesprochen wurde, der dann 1506 in seinen Landen die Alleinherrschaft nach dem Rechte der Erstgeburt einführte.

Ein unerwartetes Glück that sich um diese Zeit dem König Max für sein Haus dadurch auf, daß in der spanischen Regentenfamilie drei Todesfälle eintraten, welche seinen Sohn Philipp schnell auf den castilischen Thron führten. Der Infant Johann von Castilien, Margaretha's Gemahl, starb nämlich schon fünf Monate nach seiner Vermählung; ihm folgte im Tode nicht nur seine nun zum Thron berufene älteste Schwester, die Königin von Portugal, sondern auch deren Sohn: daher die Königin Isabella von Castilien, die 1504 starb, in ihrem Testamente ihre nun einzige Tochter Johanna und deren Gemahl Philipp zu Erben ihres Reiches einsetzte, so daß nachher die Kronen von Spanien, Sicilien und Neapel auf Philipp's Haupt kamen. Indes genoß er sein Glück nicht lange: er starb schon 1506 in der Blüthe seiner Jahre und in ihm gieng auch für den König Max eine große Hoffnung zu

Grabe. Doch erhielt Philipp's hinterlassener Sohn Karl, Maximilian's ältester Enkel, einstweilen die Anwartschaft auf den spanischen Thron, den König Ferdinand II, Isabella's Gemahl noch inne hatte.

Da unterdeß Ludwig XII in Italien durch die Eroberung von Genua weiter um sich griff, so bat Papst Julius II den König Max unter Anerbietung der Kaiserkrone um Hülfe, und da endlich die Stände ein Reichsheer bewilligten, so trat Maximilian 1508 seine zweite Römerfahrt an; allein die nun miteinander verbündeten Venetianer und Franzosen versperrten ihm den Weg durch das Veronesische, so daß er nicht nach Rom gelangen konnte und sich mit dem ihm vom Papste zugestandenen Titel „Erwählter römischer Kaiser“ begnügen mußte.

Um nun das stolze Venedig von der Verbindung mit Frankreich zu trennen, ließ sich Max zu einem verderblichen Schritte verleiten, indem er mit seinem Erbfeinde Frankreich, das ihn schon so oft betrogen hatte, am 10. Dec. 1508 die **Ligue von Chambray** schloß, welcher auch Ferdinand von Spanien und der kriegerische Papst Julius II beitraten, von denen jener die Venetianer aus ihren neapolitanischen, dieser sie aus ihren Eroberungen im Kirchenstaate vertreiben wollte. Da der Bund auf die Vernichtung der Republik Venedig abzielte, so hatte der Krieg, der nun entstand, eine tiefe Zerrüttung Italiens zur Folge. Zwar wurden die Venetianer anfangs schwer gedemüthigt: die Franzosen entrißen ihnen Bergamo, Brescia, Veschiera und andere Gebietstheile; der Papst that sie in den Bann und entriß ihnen die Romagna; der Kaiser, der sich das Geld zum Krieg erst hatte borgen müssen, nahm ihnen Verona, Padua, Vicenza, Triest etc., die Spanier ihre Seehäfen im Neapolitanischen weg. Als aber bei der Belagerung Padua's die französischen Ritter sich übermüthig weigerten, neben den deutschen Landsknechten zu sechten, hob Maximilian aus Verdruß darüber die Belagerung auf, entließ sein Heer und kehrte nach Deutschland zurück.

Von da an stieg das Glück der Venetianer wieder. Es gelang ihnen, das Bündniß ihrer Feinde zu trennen und den Papst Julius durch ein Friedensanerbieten auf ihre Seite zu ziehen, der nun sogar so weit gieng, i. J. 1509 mit Venedig einen Bund gegen Frankreich zu schließen, dem einige Zeit auch nachher Spanien beitrat. Diese neue Verbindung nannte man **die heilige Ligue**, weil sie den Zweck haben sollte, die Einheit der Kirche gegen die Schismatiker zu schützen und dem Kirchenstaate zu seinem ihm entfremdeten „unmittelbaren und mittelbaren“ Lehen zu verhelfen. Der Papst suchte auch den Kaiser dafür zu gewinnen; aber Max glaubte noch treu bei Frankreich stehen zu müssen und half ihm wieder durch seine Landsknechte unter Georg von Frundsberg Bologna erobern, Brescia erstürmen und in der entscheidenden Schlacht bei Ravenna siegen.

Endlich gelang es dem Papst, den Kaiser zunächst zu einem Waffenstillstand mit Venedig zu vermögen, bis darauf der Beitritt Heinrichs VII von England den Kaiser Max bestimmte, alle seine Truppen aus den französischen Heeren zu ziehen und der heiligen Ligue beizutreten, aus der übrigens jetzt Venedig austrat, so daß Ludwig XII nunmehr allein dem mächtigen Bunde gegenüberstand.

Als aber Papst Julius, die Seele der h. Ligue, starb und es sich jetzt nach der Stuhlbesteigung des Mediceers Leo X hauptsächlich um den Besitz Oberitaliens, insbesondere Mailands, handelte, so verband sich Kaiser Max mit Spanien und England und erklärte dem König von Frankreich förmlich den Krieg.

Im Verlaufe dieses Kriegs kam Ludwig XII in eine große Bedrängniß: denn die Engländer fielen in Frankreich ein und eroberten Tournay; der Kaiser schlug die Franzosen von den Niederlanden aus 1513 in der sog. Sporenschlacht bei Guinegate; die Spanier eroberten das spanische Navarra und vereinigten es mit Castilien, und die Schweizer in Mailand's (Sforza's) Diensten erfochten über die Franzosen den glänzenden Sieg bei Novara. Am Ende mußte doch Ludwig seine Gegner zu trennen: er näherte sich dem Papste durch die Anerkennung des Lateranconcils, zog die Schweizer durch Geldversprechungen auf seine Seite, gewann den Kaiser durch das Versprechen, dem Enkel desselben, dem Erzherzog Karl von Burgund, seine Tochter zu verloben und ihr Mailand zur Mitgift zu geben, schloß mit England Frieden, indem er die Schwester Heinrich's VIII heirathete, und verglich sich mit Spanien durch Verzichtleistung auf Navarra und Aufgebung aller Ansprüche auf Neapel.

Schon schien der allgemeine Friede wieder hergestellt, als Ludwig XII starb und sein Nachfolger Franz I — theils aus Abenteuerlust und Ruhmsucht, theils um sich aus Italien einen Stützpunkt gegen die bevorstehende Vereinigung der deutschen und spanischen Krone auf dem Haupte von Maximilian's Enkel zu machen, — in's Niederländische einbrach, in Italien die bis dahin stets unbefiegten Schweizer bei Marignano 1515 besiegte, und sich zum Herrn von Mailand und Genua machte, so daß ihn der Kaiser und der Papst im Frieden zu Ronen 1516 in diesem Besitze anerkennen mußten.

Hatte demnach Maximilian für sein Haus, wie für das Reich aus seiner Verbindung mit dem Hause Sforza nur Nachtheil und Schaden gehabt, so that sich ihm dagegen auf einer andern Seite eine weitere Aussicht auf die künftige Größe seines Hauses auf. Der Vertrag, welchen Maximilian mit dem König Vladislauß im Jahr 1491 für den Fall geschlossen hatte, daß, wenn dieser ohne männlichen Erben stirbe, Ungarn und Böhmen an Habsburg fallen solle, hatte sich zwar durch die unerwartete Geburt eines Sohnes gelöst; allein es glückte dem Kaiser, durch persönliche Unterhandlung zu Wien 1515 einen neuen Vertrag zu Stande zu bringen, in welchem eine Wechselheirath der beiden jüngeren Enkel Maximilians, Ferdinand und Maria, mit den beiden Kindern des Königs Vladislauß, Anna und Ludwig, verabredet und sonach die Hoffnung Maximilians in der Art in Erfüllung gieng, daß in der Folge Ferdinands Gemahlin Anna die Stamm-mutter der deutschen Linie des habsburgischen Hauses — und, als ihr Bruder, der König Ludwig II von Ungarn und Böhmen, ohne Kinder starb, die Erbin dieser beiden Reiche wurde, welche dadurch an Österreich fielen.

Das Glück, welches für Österreichs Machtanwachs aus den auf Spanien, Ungarn und Böhmen sich beziehenden ehelichen Verbindungen hervorgieng, bezeichnete man sprüchwörtlich so: *Bella gerant alii, tu felix Austria nube!* — Deutschland ver-

danke diesem Kaiser außer der schon genannten Landfriedensordnung auch eine allgemeine Polizeiordnung, die Einführung der von Franz I von Paris erfundenen Posten und eine geregeltere Einrichtung des Kriegswesens, wobei Max besonders in Betreff der Geschützkunst ein ungemeines Erfindungstalent bewies.

Mit der sich zu Ende neigenden Regierung Maximilians I trat auch das Ende des Mittelalters ein, aus dessen Zerfall sich schon das ganze 15. Jahrhundert hindurch die neuere Zeit vorbereitet hatte, die nun unter Maximilian's Nachfolger in das volle Dasein trat. Er selbst erlebte zwar noch den Anbruch der Reformationszeit; in sie einzugreifen, verhinderte ihn aber theils sein Alter, theils sein unzulängliches Verständniß für die Sache, um die es sich handelte. (Von dem Ausgange dieses edlen Kaisers s. §. 187.)

Kap. 30. Rückblick auf die innern Verhältnisse Deutschlands in den letzten Zeiten des Mittelalters.

§. 175. **Reichsverfassung und Reichsstädte.** Obgleich durch Rudolf von Habsburg das kaiserliche Ansehen wieder etwas gehoben wurde, so sank es doch bald wieder immer tiefer herab, theils durch die Unbedeutendheit mancher Kaiser, theils durch das Streben, ihre Hausmacht auf Kosten der Kaisermacht zu vergrößern, theils durch die mehr und mehr der Centralgewalt des Reichshauptes widerstrebenden Reichsglieder. In letzterer Beziehung bildete sich daher die Landeshoheit der Fürsten, trotz der ihnen oft entgegneten Bündnisse des Abels und der Städte, immer weiter aus. Dazu trug vollends die **goldne Bulle** bei, indem sie es den Kurfürsten möglich machte, die Macht wirklicher Landesherren zu erringen, nach der dann auch die übrigen Fürsten strebten. Dieses Reichsgrundgesetz setzte sieben Kurfürsten als „Grundsäulen und Leuchter des Reichs“ fest, deren Personen unverleztlich sein sollten, gleichwie die Majestät des Kaisers. Kurfürsten sollten sein: der Erzbischoff von Mainz, als Kurerzkanzler von Deutschland; der Erzbischoff von Trier, als Kurerzkanzler von Burgund; der Erzbischoff von Köln, als Kurerzkanzler von Italien; der König von Böhmen, als Erbkönig; der Pfalzgraf bei Rhein, als Erbkämmerer; der Herzog von Sachsen-Wittenberg, als Erzmarschall; der Markgraf von Brandenburg, als Erzschatzkammerer. — Nach der jedesmaligen Thronerlebigung sollte der Kurfürst von Mainz binnen drei Monaten die Kurfürsten zu einer neuen Wahl nach Frankfurt versammeln, bis zur Thronbesetzung aber das Reichsvicariat von den Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen geführt werden. Bei der Wahl sollte Stimmenmehrheit entscheiden; die Krönung sollte zu Aachen erfolgen und bei dieser jeder Kurfürst sein Erzamt verrichten; die Kurländer sollten untheilbar und die vier weltlichen Kurfürsten sollten nach dem Rechte der Erstgeburt erblich sein. Zu den landesherrlichen Rechten der Kurfürsten gehörten der „gefreite Gerichtsstand“ (*jus de non appellando*), das vollständige Münz- und Bergwerksregal, das Recht der Erhebung des Zuden-schutzgeldes, das vorher der Kaiser von den Juden, als den „Kammernechten des h. römischen Reichs“ erhoben hatte. — Alljährlich sollten sich die Kurfürsten vier Wochen lang versammeln und mit dem Kaiser Beschlüsse zum Wohle des Reichs fassen. — Unter Friedrich III, der während der Hälfte seiner Regierung sich im Reiche nicht sehen ließ, war bei den Kurfürsten die höchste Gewalt, so daß sich Kaiser und Papst gegen sie verbündeten. — Bei den Reichstagen trat an die Stelle des früheren persönlichen, und darum rascheren und durchgreifenderen Verkehrs allmählich eine Vertretung der Fürsten durch Gesandte, wodurch der Gang der Geschäfte langwieriger und verwickelter wurde.

Die Macht der **Reichsstädte** wuchs gleichfalls, besonders seit sie nach dem Gutbefinden der Kaiser auch Antheil an den Reichstagen bekamen. Die innere Verfassung dieser Städte (§. 117) hatte sich im Laufe des 14. und 15.

Jahrhunderts weiter ausgebildet. Da das in ihnen herrschende freiere Bürgerwesen schon frühe mit dem Lehnstaat in einen gewissen Gegensatz trat, so traten in deutschen Städten allmählich ähnliche Parteikämpfe hervor, wie früher in den lombardischen, indem sich zuerst in den niederländischen, dann in den oberdeutschen Städten unter den reichen Geschlechtern zwei Parteien bildeten, die aus Eifersucht oder Stolz einander bekämpften. So lange die Patricier das Stadregiment hatten, übten sie nicht selten gegen den in Zünfte gegliederten Handwerkerstand Übermuth aus. Als aber die Zünfte erstarkten, strebten auch sie nach einem Antheil am Stadregiment, und als man ihnen denselben beharrlich verweigerte, erzwangen sie sich denselben unter Leitung von Volkshäuptern im Aufstand gegen die Patricier. In manchen Städten errangen sie die Zulassung zu den Rathstellen für eine gewisse Zahl Zünftiger, so daß also von nun an der ganze Rath der Stadt aus der Bank der Schöffen, der Bank der Rathmannen und der Bank der Zünfte bestand. In diesem Fall blieb der Einfluß der Patricier wenigstens vorherrschend. So blieben z. B. in Frankfurt die Patricier zwar im Regiment, mußten aber den Zünften das Recht einräumen, auch zu den hohen Stadtämtern zu gelangen; dagegen erhielten sich in Nürnberg die Patricier allein in den höhern Stellen, und ließen den Zünften nur die untergeordneten. — In andern Städten wurden die Patricier von den Zünften ganz aus der Stadt vertrieben, oder sie mußten wenigstens als „Stand“ ihr Recht am Regiment aufgeben, und wenn sie daran Theil haben wollten, sich in die Zünfte einschreiben lassen, aus denen alle öffentlichen Ämter besetzt wurden. In solchen Städten mit völliger Zunftregierung war demnach die Verfassung fast ganz demokratisch.

Da die Zünfte selbst aber aus höheren und niedern bestanden, indem jene nur Vollbürger zuließen und sich gegen die niedern abschloßen (daher auch geschlossene hießen), so ruhten die niedern nicht, als bis sich ihnen die höhern öffneten und auch ihnen das Vollbürgerrecht gewährten.

Die Zünfte bildeten zugleich die Grundlage zur Vertheidigung der Stadt, indem dabei jeder Zunft ein bestimmter Posten angewiesen war, alle Zünfte aber unter einem Oberzunftmeister standen, der zugleich Kriegsbefehlshaber und Verwaltungsbeamter war. Der kriegerische Wettstreit der Zünfte, der im Frieden durch rüstige Kampfspiele und Waffenübungen in den Feiertagen genährt wurde, hat die Freiheit der Städte mächtig gestützt, und vorzüglich auf der Thätigkeit der Bürger beruhte die Kraft und der Ruhm des deutschen Fußvolks, der nachher auch auf die von den Fürsten angeworbenen Söldnern überging, mit denen diese ihre Kriege führten. (Unter diesen Söldnern wurden in der Folge, neben den Schweizern, die deutschen Landsknechte die berühmtesten, aber auch die gefürchtetsten.)

Die vorherrschend demokratische Verfassung der Reichsstädte erhielt späterhin, im 16. Jahrhundert, wieder in so fern eine Änderung, als Karl V. den Patriciern wieder größern Antheil am Regiment verschaffte. Dieser Antheil war jedoch in verschiedenen Städten verschieden, wie denn überhaupt fast jede Reichsstadt die allgemeine Grundlage freistädtischer Verfassung in besonderer Weise ausgebildet hat. — Am Ende des 15. Jahrhunderts gab es an fünfzig freie Reichsstädte.

Es ist oben (§. 150 a. E.) das Städtewesen in dem Ordenslande Preußen und das darin aufblühende Bürgerthum erwähnt worden. Dieses Ordensland, dessen Gründung mit der Eroberung Preußens im Jahre 1283 vollendet war, erreichte im Laufe des 14. Jahrhunderts den Gipfel seiner Blüthe, sank aber von demselben im 15. Jahrhundert wieder herab. Nachdem nämlich der deutsche Orden seinen Sitz, der zuletzt in Marienburg gewesen war, in die prachtvolle Marienburg an der Pregel verlegt hatte (1309), erwarb er durch Kauf sowohl Ostpreußen mit der Hauptstadt Danzig, als auch Esthland, und erreichte unter Heinrich von Arnimode den Gipfel der Macht und des Wohlstandes. Allein die beständigen Kriege mit den wilden Litthauern, so wie mit den übergrasenden Polen hemmte die ruhige Fortentwicklung; und da auch die

Zuzüge der Kreuzfahrer aufhörten und der Orden nur auf seine eigene Kraft beschränkt war, diese aber mit dem schwindenden Geiste des Ritterthums mehr und mehr nachließ, und unter den Ordensrittern Stolz und Uppigkeit, Habsucht und Ungerechtigkeit überhand nahm, — so sank die Macht des Ordens, und die blutige Niederlage bei Tannenberg (1410) gegen den mit den Litthauern verbündeten König Jagello von Polen brach seine Kraft. Im Frieden von Thorn 1411 mußte der Orden Samogitien an Polen abtreten. Als hierauf durch das Bestreben des Hochmeisters Reuß von Plauen, Zucht und Ordnung wieder herzustellen, Zwietracht einriß, die sich durch religiöse Gegensätze noch verschärfte, und fortgesetzte Kämpfe mit den Polen hinzukamen, so wurde die Heilung der Wunden immer schwerer.

Die wachsende Unzufriedenheit der Ordensstände fieng nun allmählich an, sich in dem Verlangen nach einem Antheil der Regierung zu äußern. Die von dem Hochmeister gemachten Zugeständnisse reizten sodann zu weitem Freiheitsansprüchen, die von den Ritten und Städten in dem sogenannten preußischen Bund gemacht wurden und von dem Hochmeister bestätigt werden mußten. Die Versuche von Seiten eines der nachfolgenden Hochmeister, jenen Bund aufzulösen, führten nur zur Verstärkung des Bundes, der sich nun den Polen in die Arme warf und einen 13jährigen verheerenden Krieg über das Ordensland brachte, der im (zweiten) Frieden von Thorn 1466 mit dem Verlust der Selbstständigkeit des Ordens endete. Denn ganz Westpreußen wurde mit Polen vereinigt und verlor alle bürgerlichen Freiheiten; Ostpreußen aber wurde polnisches Lehen und erhielt nun Königsberg zum Ordenssitz, während Marienburg verfiel.

§. 176. **Die Gerichtsverfassung.** Das altdeutsche Recht hatte längst durch verschiedene Einflüsse, besonders aber durch die allgemeine Anwendung des römischen Rechts eine wesentlich andere Gestalt bekommen. Zuerst war das römische Recht als kaiserliches Staatsrecht in willkürliche Anwendung gekommen; dann schlich es sich unvermerkt in einzelne Theile des bürgerlichen Rechts ein, und namentlich wurden neu entstandene rechtliche Verhältnisse nach dem römischen Rechte beurtheilt und festgestellt. Dazu trugen die sich mehrenden deutschen Universitäten das Meiste bei, welche, gleich ihren Vorbildern, den römischen Universitäten, das römische Recht zu einem der Hauptlehrgegenstände machten, indem sie zuerst das canonische oder Kirchenrecht, dann das bürgerliche Recht lehrten. Eine Zeit lang betrieb man das römische Recht nur theoretisch; durch die Anstellung von Doctoren beider Rechte an allen Fürstenhöfen und in den Reichsstädten gieng es jedoch bald in die Praxis über und drängte das heimische Recht in den Hintergrund, weil den Rechtslehrern die systematische Übersichtlichkeit des römischen Rechts, gegenüber der Unklarheit des deutschen, mehr zusagte, das aber nun gerade durch die Vermengung mit dem römischen noch verwirrt wurde. Zuletzt galt das heimische Recht nur als Ausnahme!

Das Gerichtswesen selbst aber hatte übrigens noch keine feste Gestaltung, und in Zeiten der Anarchie reichte die Macht der Gerichte nicht aus. Weil besonders in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die innern Verwirrungen in Deutschland so groß waren, daß auch die Fürsten nicht immer Gerechtigkeit verschaffen konnten, und die öffentlichen Gerichte ohne Ansehen waren, so hatte man sich durch die **Fehmgerichte** zu helfen gesucht, welche, wie man annimmt, durch die Bemühung des Erzbischoffs Engelbert von Köln in Westfalen („auf rother Erde“) aufkamen und sich nachher über ganz Deutschland verbreiteten. Man nannte sie auch heimliche (d. i. besondere) Gerichte; sie waren eigentlich die alten, auf die im westfälischen Sachsenstamme damals noch üblichen Freigerichte gegründeten kaiserlichen Landgerichte, die neben den nachher aufgetretenen landesherrlichen Gerichten noch fort dauerten und nur durch die Zeitnoth in außerordentliche verwandelt wurden. Ihre Verbreitung im übrigen Deutschland rechtfertigte sich durch die allgemeine Rechtsnoth, und ihre Befugniß gründete sich auf die Anschauung der Freigrafen, daß diese Gerichte den höchsten Reichsgerichten gleich zu achten seien. Weil manche Kaiser in ihrer Ab-

wesenheit von Deutschland, oder sonst aus Unmacht sich um die Rechtspflege und Gerichtsordnung nichts kümmerten, so konnten sich die Fehmgerichte leichter in selbstständiger und eigenthümlich-praktischer Weise ausbilden.

Der Vorsteher jedes Fehmgerichts-Sprengels hieß Freigraf, ein Beisitzer Freischöffe oder Wissender, die Gerichtssitzung Freiding, der Gerichtsort Freistuhl. Die Zahl der Freischöffen bei einem Gericht war anfangs 7, und stieg bis auf 30. Alle Freistühle standen unter dem Stuhlherren, welches meist der Landesherr war; alle Stuhlherren standen unter dem Kaiser, wenn anders derselbe ein Wissender war; außerdem unter dem Erzbischoff von Köln, als Herzog von Westfalen. Alle Wissenden d. i. Urtheil weisenden oder sprechenden Schöffen, deren Zahl im 14. Jahrhundert im Allgemeinen auf 100,000 gestiegen sein soll, und die nur aus freien Laien von ehelich christlicher Geburt bestehen durften) verband ein feierlicher Eid, und sie erkannten sich an geheimer Loosung. Anfangs wurde das Gericht unter freiem Himmel auf alten öffentlichen Markplätzen, miewohl in der Stille, gehalten, daher es auch Stillgericht hieß. Die strenge Gerechtigkeit, mit der sie anfangs verfahren, verbunden mit der ehrfurchtgebietenden Feielschkeit, von der sie umgeben waren, förderte ihre Wirksamkeit und ihre Verbreitung. — Der Angeklagte wurde durch Anheftung einer Schrift an seine Thüre, oder durch drei starke Schläge an die Thüre vorgeladen und ihm zur Erscheinung eine bestimmte Frist gesetzt. Erschien er auf dreimalige Vorladung nicht, so wurde er, wenn der Kläger durch 6 Eideshelfer (welches Freischöffen sein mußten; die Anklage beschwor, verfehmt oder verurtheilt. Erschien er und gestand, so wurde das Urtheil gleich vollzogen; läugnete er, so konnte er sich durch einen Eid reinigen, worauf aber der Kläger zum Gegenbeweis durch zwei Eideshelfer gelassen wurde, die dann der Angeklagte überwiegen d. i. durch 6 Eideshelfer entkräften — und wenn jener dann 14 vorführte, durch 21 überwiegen konnte, worauf er dann freigesprochen wurde. — Die Strafe bestand bei Vergehungen in Geldbuße oder Landesverweisung; auf Raub, Mord und andere schwere Verbrechen war der Tod gesetzt. Im letztern Fall wurde der Erschienene und Überführte sogleich entweder mit dem Dolch oder mit dem Stricke getödtet. Den nicht erscheinenden todeswürdigen Verbrecher hatte jeder Wissende die Pflicht, mit Zuziehung von noch zwei Wissenden, wo er ihn traf, zu erdolchen oder an einen Baum zu hängen, wobei ein Dolch neben den Getödteten gelegt, oder in den Baum gesteckt wurde, damit man wisse, daß ihn die heil. Fehme gerichtet habe. Betrafen drei Freischöffen jemand auf einer todeswürdigen That, so durften sie ohne förmliches Urtheil die gleiche Strafe vollstrecken. Wer von den Wissenden einen von der heil. Acht Betroffenen vorher einen Wink gab, wurde selbst mit dem Tode bestraft. Kein Freischöffe durfte seinen Beistand verweigern, selbst nicht gegen seine nächsten Verwandten.

Während die h. Fehme (Behme) den Ordnungsliebenden besonders in Zeiten der Anarchie große Beruhigung gab, flökte sie Schrecken den Frepletern ein, welche daher oft diese Gerichte zu stören suchten. Um sich vor der Bosheit zu schützen, fiengen die Fehmgerichte an, in wichtigen Fällen ihre Sitzungen bei Nacht und an verborgenen Orten zu halten, wobei die Richter verumumt erschienen. Dadurch wurde das Gericht auch im andern Sinne ein heimliches. Diese Heimlichkeit erhöhte die Furchtbarkeit des Gerichts, setzte es aber auch der Gefahr innerer Verderbnis aus. Denn als bei der zunehmenden Menge der Wissenden auch Unwürdige zur Aufnahme kamen, mißbrauchten diese ihre Gewalt zur Befriedigung persönlichen Hasses, oder zu sonstiger Willkür, so daß allgemeine Klagen entstanden und diese Gerichte an manchen Orten mit Gewalt aufgehoben wurden, bis sie zuletzt durch die bessere Ausbildung der gewöhnlichen Landesgerichte von selbst aufhörten.

§. 177. Das Kriegswesen. Die Heeres und Kriegseinrichtung, welche früher hauptsächlich auf der Reiterci, deren Kern die Ritter waren, beruhte, war allmählich durch die Vertheidigungsweise der Städte, sowie durch die Einführung der Söldnerheere schon geändert worden, so daß die Wichtigkeit des Fußvolks (der deutschen Landsknechte) mehr hervortrat. —

Durch die **Gründung des Schießpulvers** (1340) aber erfuhr das Kriegswesen eine völlige Umgestaltung, indem von nun an weniger die Kraft des tapfern Arms, als die Geschütz-kunst dem Kampfe den Ausschlag gab.

Das Schießpulver oder eine demselben in der Wirkung ähnliche Mischung war schon in frühen Zeiten bei den Chinesen, Alt-Indern und nachher bei den Mauren gekannt; auch erwähnt der Engländer Roger Baco schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts eine ähnliche Mischung wie die des eigentlichen Schießpulvers. Nichts desto weniger wurde es zuerst in Deutschland wieder entdeckt, und zwar, wie man annimmt, von dem Franciscanermönch Berthold Schwarz, der bei alchymistischen Versuchen darauf gekommen sein soll.

Anfangs wurde es beim großen Geschütz (den Kanonen und Mörsern), und dies zuerst bloß bei Belagerungen angewendet. Die ersten tüchtigen Geschützmeister lieferten die Städte, und schon 1356 kommt in der Stadtrechnung Nürnberg's gekauftes Geschütz und Pulver vor; und Lübeck baute 1360 die erste Pulvermühle. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts fiengen die Handbüchsen und Musketen an, in Gebrauch zu kommen. Schon im Hussitenkriege kam das Schießpulver in häufigere Anwendung, und diese gab dem Fußvolk ein immer größeres Übergewicht. Mit der Werthminderung der persönlichen Tapferkeit verlor sich der Geist des Ritterthums.

Da die veränderte Bewaffnung eine fortdauernde Übung forderte, so gab die allmählich Veranlassung zu den stehenden Heeren, die anfangs noch aus gedungenen Söldnern bestanden, später aber (weil diese Söldner durch ihre Rohheit und Sittenlosigkeit dem Freund wie dem Feind oft gleich gefährlich wurden) den Kern der wehrfähigen Bürger des Landes in sich aufnahmen.

§. 178. **Handel und Gewerbefleiß.** Der Landbau und die Viehzucht hoben sich durch die allmähliche Entstehung eines freien Bauernstandes, so wie durch die steigende städtische Industrie, welche ihrerseits durch den erweiterten Handel mächtig belebt wurde. Insbesondere blühten gegen das Ende dieser Periode die niederländischen Tuchfabriken, so wie die niederländischen, westfälischen und schlesischen Leinwandfabriken auf. Auch der Bergbau vermehrte den Reichthum mancher deutschen Länder, und besonders gaben die meißnischen und sächsischen Bergwerke, vorzüglich die 1471 eröffnete Silbergrube in Schneeberg, reiche Ausbeute.

Da sich der Seehandel, den besonders die Portugiesen, Venetianer und Niederländer betrieben, durch den Gebrauch der Magnetnadel oder des Compasses immer mehr über bisher unbekannte Länder ausdehnte, so wurde dadurch auch der Binnenhandel Deutschlands immer bedeutender. — Haupt-handelsplätze waren für den Osten: Wien und Regensburg; für den Norden: Lübeck und Danzig; für das mittlere Deutschland: Augsburg, Nürnberg und Frankfurt; für den Nordwesten: Köln und Brügge. — „Unter den deutschen Städten (schrieb als Augenzeuge Aeneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II) ragt Augsburg im Wohlstand über alle Städte der Welt empor; Brügge ist der Sammelplatz und das Lager aller Kaufleute und Waaren in Europa; Straßburg gleicht, ja übertrifft Venedig; Danzig beherrscht die Ostsee, Lübeck die nordischen Reiche; Frankfurt am Main ist der Vermittlungspunkt des ober- und niederdeutschen Handels; und Köln ist durch unübertreffliche Meisterwerke der Baukunst die prächtigste Stadt Europa's.“ Und von Nürnberg schrieb er: „Die Könige von Schottland würden sich glücklich schätzen, wenn sie wie die Bürger von Nürnberg wohnen könnten.“ Künste und Wissenschaften wurden in Nürnberg wie in keiner andern Stadt so emsig gepflegt, so daß dort selbst viele Frauen und Jungfrauen nicht nur die zum Waarenhandel nöthige Rechenkunst, sondern auch Musik und Latein verstanden.

Lübeck war der Mittelpunkt der **Hansa**, die als eine selbständige Macht gegen das Ende des 14. Jahrhunderts an 80 verbündete Handelsstädte (Norddeutschlands, der Niederlande und Preußens) begriff, und deren Handel die Nord- und Westküsten Europa's von Novogrod bis Lissabon umfaßte. Alle diese Hansestädte sandten Abgeordnete auf einen jährlichen Städtetag, auf welchem

sie sich selbst Ordnungen für das merkanthile Leben gaben, Streitigkeiten beileigten, Widerstrebende strafte, Bündnisse und Verträge mit in- und auswärtigen Fürsten errichteten, Krieg und Frieden beschloßen. Städte, die nicht Kriegsleute und Schiffe schicken konnten, zahlten ihre Beiträge in Geld.

Die Hanfa war in vier „Quartiere“ eingetheilt, von welche Lübeck, Köln, Braunschweig und Danzig als die Häupter galten; sie hatte in allen Seehäfen des baltischen und deutschen Meeres, in den skandinavischen Reichen, in England, ja selbst in Spanien und Portugal ihre Comptoire, führte mit mächtigen Flotten eigene Kriege, insbesondere gegen die skandinavischen Reiche und gegen England, um sich Handelsmonopole zu erkämpfen oder dieselben zu behaupten. So führte die Hanfa 1366 einen großen Seekrieg mit dem König Waldemar III von Dänemark und mit dem König Hakon von Norwegen, eroberte Kopenhagen und andere feste Plätze, sperrte den Sund und richtete in beiden Ländern große Verheerungen an, bis ihr jene Könige im Frieden die errungenen Privilegien zugestanden und Dänemark insbesondere schwur, keinen König ohne Einwilligung der Hanfa zu wählen. So konnten auch die kleineren Fürsten in Norddeutschland nicht gegen die Hanfa aufkommen, und als ein Herzog von Braunschweig mit den hansestädtischen Braunschweigern in eine heftige Fehde gerieth, that die Hanfa einen Machtspruch zum Frieden. Als Kaiser Karl IV, als Besitzer von Brandenburg, sich eine Seeherrschaft an der Ostsee gründen wollte, und darum der Hanfa schmeichelte, wußte sie ihn klüglich von jeder Einmischung in ihre Angelegenheiten abzuhalten. So übte sie, ohne urkundliche Bestätigung vom Kaiser, die volle Gewalt eines freien Gemeinwesens, das natürlich der Fürstenmacht gefährlich erschien.

Die Entdeckung Amerikas durch den Genueser Christoph Columbus 1492, und die Entdeckung des Seewegs von Ostindien durch Vasco de Gama 1498 gab dem Welthandel und somit auch dem Binnenhandel eine andere Richtung, die sich jedoch erst in der folgenden Periode kund giebt.

§. 179. **Sittenzustand.** Seit weder Kreuzzüge, noch Römerfahrten mehr dem Thätigkeitstrieb des Ritter- oder Adelsstandes Nahrung gaben, gieng ein großer Theil der Kraft desselben ohne Ziel und Zweck im Müßiggang verloren. Die sittenverwildernde Fehdesucht, von der die Mehrzahl dieses Standes ergriffen wurde, die entehrende Raubsucht, in welche der im Vermögen herabgekommene Theil des niedern Adels verfiel; die Trinksucht, die selbst in den höchsten Ständen überhand nahm; die Prunksucht und der Aufwand, der an Höfen, bei Turnieren und bei sonstigen Festen zu herrschen begann; die Ausschweifungen in andern sinnlichen Beziehungen, denen besonders die meisten Geistlichen in Stiftern und Klöstern, ja selbst oft die höchsten geistlichen Würdenträger fröhnten, — alles dieß bewies, daß das deutsche Volksleben im 14. und 15. Jahrhundert von keiner höhern Idee mehr, geschweige von recht christlichem Geiste getragen war.

Zwar wurzelte seit dem Verfall des Ritterthums vorzüglich in dem Bürgerthum der Städte noch die meiste deutsche Nationalkraft. Während indeß die Lebensfülle, die sich besonders in den handels- und gewerbereichen Städten zeigte, in äußerer Zunahme begriffen war, und die Städte des 15. Jahrhunderts in der vollsten Blüthe ihrer Macht standen, zehrte innerlich bereits der Wurm des Verderbens daran. Denn gerade in den gewerb- und handelsreichen Städten nahm die Entartung der Sitten durch Kleiderpracht, Tischaufwand, Spielsucht und Unzucht am meisten überhand und drang von da in die übrigen Städte. Doch ließ sich hierbei ein Unterschied zwischen den aristokratisch- und demokratisch-regierten Städten wahrnehmen, indem dort die Patricier noch, wenn auch meist nur durch äußerliche Mittel, den Sittenverfall aufzuhalten suchten, während bei rein demokratisch-regierten unter der Führung der sogenannten Volksmänner öfters nicht bloß eine größere Tyrannei die Bürger drückte, sondern auch der allgemeine Hang zu Ausschweifungen noch größeren Spielraum fand.

So erzählt Aneas Sylvius in seiner Beschreibung Deutschlands von Wien, wo weder der Fürst, noch der Magistrat die Ordnung gehörig aufrecht zu halten

verstand, daß es dort Tag und Nacht zwischen Handwerkern und Studenten Handel gab, die in wahre Schlachten ausarteten, daß dort selten ein Zusammenstoß von Menschen gewesen, ohne daß ein Mord dabei vorfiel, daß dort fast jeder Bürger eine Zechstube gehalten, daß überhaupt das ganze Volk dem Bauche gedient habe, und daß die Sonn- und kirchlichen Festtage durch Werktagsleben entheiligt wurden.“ In demokratisch regierten Städten, wo oft ehrgeizige Demagogen den Ton angaben, wie in Gent, Lüttich, Brügge u. a. herrschte meist ein wilder Geist des Aufbruchs und beständiger Agitation. — Eben in der sittlichen Zuchtlosigkeit und in dem Empörungsgeiste solcher Städte lag die Rechtfertigung der strengen Polizei, welche das mehr aristokratisch-regierte Nürnberg über seine Bürger übte. Ubrigens gab es auch Städte, wo das Bürgerwesen weniger streng beschränkt war und doch im Allgemeinen ein mehr ehrbarer Geist herrschte: das war z. B. in dem gleichfalls aristokratisch-regierten Basel der Fall, wo (nach Aneas Sylvius), ungeachtet der strengen Scheidung des vornehmen Standes von dem gemeinen, das gesellige Leben freier und doch dabei im Ganzen wohlgeordnet war. — Ueberhaupt zeigte sich in den Reichsstädten verhältnißmäßig noch die meiste sittliche Kraft.

§. 180. **Die Künste.** Hatte in den höhern und reichern Ständen das allgemeine Trachten nach Erwerb und Genuß nicht nur den Sinn für das Ideale erstickt, sondern auch die sittliche Kraft gelähmt, so fand sich wenigstens die letztere noch in dem einfachern, schlichten Theile der deutschen Bürgerschaft vor, und gab sich bei ihr auch in einer, wenn gleich handwerksartigen Beschäftigung mit der Dichtkunst kund. Diese war als Kunstpoesie früherhin von Berufenen aus dem Herrenstande betrieben worden (§. 153), aber im 14. u. 15. Jahrh. durch das Ueberwiegen der Form über den Geist, der bunten Schilderei den innern Gehalt in Geistesleerheit und Geschmacklosigkeit verfallen und zuletzt zur bloßen Reimkunst herabgesunken. Anstatt Neues zu schaffen, bearbeitete man in der Regel die Dichtwerke der ältern bessern Zeit, schmolz dieselben um, und vermischte deren Schönheiten und Wesenseigenthümlichkeiten fast gänzlich. So erfuhren die alten Helden sagen schon in dem ersten „Heldenbuch“ eine Umdichtung, in dem spätern sog. Heldenbuch aber eine völlige Zerstörung ihres Kerns. — Auch die Thiersage entfernte sich von ihrem ursprünglichen einfachen Wesen, und wenn auch die verschiedenen Umarbeitungen des Reinecke Fuchs, besonders die, welche von Heinrich von Alcmar (den Einige von Nic. Baumann unterscheiden) herrührte, eine starke Beimischung von Wit und Satire erhielten und dadurch pikant wurden, so verlor diese Dichtart doch gerade dadurch das Eigenthümliche ihrer Natur. — Dasselbe widerfuhr der erzählenden Poesie, worin sich die reimenden Neuerer in Abenteuerlichkeiten überboten. Besonders zeigte die eifrige Anwendung der Allegorie von dem Absterben der Dichtkunst. Das Geist- und Geschmackloseste in dieser Gattung ist der **Theuerdank** von Melchior Pfinzling, worin die Zugeschickfale des Kaisers Maximilian I. — und der **Weiskönig** von Treijsauerwein, worin die spätern Regierungsthaten dieses Kaisers beschrieben sind, — zwei Werke, an denen nur ihre meisterhaften Holzschnitte einen Werth haben.

Gleich nach dem Kunstpos waren auch die Töne der Kunstlyrik verklungen, der Minnesang mit dem Verfall des Ritterthums verstummt. An die Stelle des Minnesangs (§. 153) trat vom 14. Jahrhundert an der **Meisterlied**, d. i. die von schlichten Handwerksmeistern nach festgestellten Regeln schulmäßig betriebene Reimkunst, die allerdings keinen poetischen Werth hatte, aber von der sittlichen und frommen Haltung der ehrsamten Bürger in den Reichsstädten zeugte. Die Zunft der Meisterliedväter kam nach dem sonntäglichen Nachmittagsgottesdienst (anfangs auf dem Rathhaus, in der Folge in der Kirche) zusammen, und wer von ihnen ein gereimtes Gedicht gemacht hatte, trug es vor der Versammlung zuhörender Bürger vor. Die darin gegen die Tabulatur, d. i. gegen die aufgestellten Reimregeln gemachten Fehler wurden vom Merkmeister oder Kunstrichter und den ihm beigegebenen Gehülfen gemerkt. Wer von den aufgetretenen Sängern von dem Gemein als der beste erkannt wurde, bekam von dem hierzu aufgestellten

Kronmeister einen Kranz und fühlte sich mit seiner ganzen Familie hochgeehrt. Hauptschulen der Meistersänger blühten in Nürnberg, Straßburg und Augsburg. Der beste Meistersänger war **Hans Sachs**, Schuhmachermeister in Nürnberg, gehört aber mehr der folgenden Periode an (§. 245).

Dem regelsteifen Meistersang gegenüber entwickelte sich in ungebundener poetischer Freiheit das weltliche **Volkslied**, das ohne künstliche Mittel, von der augenblicklichen Empfindung eingegeben, in Begleitung der mit ihm zugleich entstandenen Melodie die Herzen gleichgestimmter Hörer ergriff, und, wenn es auch seine derben Auswüchse hatte, doch in der Regel die jeweilige Stimmung der Gemüther in den verschiedenen Lagen, denen es galt, wahr und treu, nicht selten sehr poetisch, ausspricht. Dahin gehören die verschiedenen Wanderlieder, Scheidelieder, Grußlieder, Naturlieder, Kriegs- und Schlachtlieder, Jägerlieder, kurz die Lieder für die verschiedenen Stände bis herab zu den Kinderliedern.

Die deutsche Prosa begann, sich in dieser Periode allmählich zu heben und einerseits in Chroniken (wie die Straßburger, die Limburger, die des Zwinger von Königshofen), anderseits in geistlichen Reden (eines Heinrich Suso, Johann Tauler, Geiler von Kaisersberg) zur Ausbildung der Muttersprache beizutragen.

Was die übrigen Künste betrifft, so hatte die deutsche **Kunst**, die auch in Frankreich und England Aufnahme fand, schon gegen das Ende des 14. Jahrhunderts angefangen, in Abnahme zu kommen; dagegen begann die **Malerei** sich mehr zu vervollkommen, besonders am Rhein, in Franken und in Schwaben. Die besten Maler dieser Periode waren von der niederländischen Schule: **Johann van Eyck** aus Brügge (gest. 1445), der die Ölmalerei erfand und sein Schüler **Hans Memling**; — von der oberdeutschen Schule: Michael Wolgemuth, und vorzüglich **Albrecht Dürer** von Nürnberg, der zugleich als Kupferstecher, Bildhauer und Formenschnitzer berühmt war, und darum von dem Kaiser Maximilian mit dem Adel beehrt wurde. — Die **Plastik** als Bildhauerei, Schnitzkunst und Bildgießerei erreichte im 15. Jahrhundert — besonders in Nürnberg durch **Peter Vischer** und Andere — einen hohen Grad der Ausbildung.

§. 181. **Stand der Wissenschaften.** Lange hatte die Scholastik überall, also auch in dem anfangs wissenschaftlich mehr nur receptiven, d. i. von Andern annehmenden, noch nicht selbständig schaffenden Deutschland, alle Gebiete der Wissenschaft beherrscht und sie in die Form ihrer Fesseln geschlagen. Als aber zuerst in Italien durch das **Studium der alten Classiker**, welches durch griechische Gelehrte, die theils schon vor der Eroberung von Constantinopel durch die Türken dahin kamen, theils nach derselben dahin auswanderten, wieder geweckt wurde, fieng durch die Wiederanknüpfung an die Literatur der alten Welt das bisher zwischen der Scholastik und Hierarchie bestandene Band an, zu zerreißen. Denn die aus dem Studium der griechischen und römischen Schriften hervorgehende humanistische Bildung stand der scholastischen geradezu entgegen. Die Begeisterung, womit man sich in Italien dem neu eindringenden Geiste derselben hingab, riß Alles mit sich fort: jeder Fürst in Italien wollte nach dem Vorgang der Mediceer (in Florenz) für einen Beschützer der classischen Studien gelten, und selbst der päpstliche Hof wurde vom Strom des Zeitgeistes so ergriffen, daß es fortan fast zum guten Ton gehörte, gegen alles Scholastische Verachtung an den Tag zu legen. Da aber die Italiener das Studium des Alterthums noch höchst äußerlich und einseitig betrieben, und der in der Kirche eingerissene todte Glaube daselbst dem in den Schriften der Alten wohnenden Geiste des Heidenthums keine dasselbe überwindende sittliche Kraft entgegensetzen konnte, so vermehrten die humanistischen Studien bei den Italienern die Unchristlichkeit, und jene Verachtung der Scholastik traf zugleich das Christenthum selbst, das in den Herzen der meisten Humanisten dem alten Heidenthum weichen mußte.

Das neue rege Wissenschaftsleben verpflanzte sich im 15. Jahrhundert auch nach Deutschland, und sollte daselbst, wo sich verhältnißmäßig, besonders an einzelnen Punkten, noch ein tieferer christlicher Sinn erhalten hatte, den Durch-

gang zu neuen Hülfsmitteln für die so nothwendig gewordene Reinigung der Theologie und Kirche dienen.

Anfangs fand die **classische Literatur** und Bildung in Deutschland gleichfalls zuerst bei den Fürsten, die es darin gern den Medicern nachthun wollten, einzelne Unterstützung. Hatte doch schon Aeneas Sylvius (der nachherige Papst Pius II), als er noch Rath bei Kaiser Friedrich III war, die classischen Studien durch seine Aufmunterung zur Aufnahme bringen helfen. Einen vorzüglichsten Beförderer fanden sie an Kaiser Maximilian I. Dadurch wurde allmählich die öffentliche Meinung gewonnen. Lange aber noch widerstrebten die Universitäten, als die Hauptbollwerke der Scholastik. Daher hatten sich schon seit dem Ende des 14. Jahrhunderts durch die Bemühungen der von Gerhard Groot gestifteten Hieronymianer oder **Brüder vom gemeinsamen Leben** (§. 182), in deren Brüderrhäusern selbständige Gelehrtenanstalten ausschließlich für classische Studien gebildet, vorzüglich zu Deventer in den Niederlanden und zu Schlettstadt im Elsaß, von denen jenes bald für Norddeutschland, dieses für Süddeutschland ein Haltpunct für classische Gelehrsamkeit wurden.

Mit der Vermehrung ihrer Vertreter wuchs die Zahl der Feinde der scholastischen Gelehrsamkeit, zumal als auch die beiden Universitäten Heidelberg und Tübingen — jene durch Rudolf **Agricola** († 1485), diese durch **Johann Neuchlin** (geb. 1455, † 1522) — den classischen Wissenschaften den Eingang öffneten. Anfangs hielten sich die meisten deutschen Gelehrten, gleich den italienischen, nur an die vollendete Form der antiken Literatur: sie betrachteten und behandelten sie als Zweck, und schädeten damit sowohl der nationalen Eigenthümlichkeit, als auch dem Christenthum. Tiefere Geister aber, wie die obengenannten, brauchten sie als Mittel zu einem höhern Zweck, zur Erforschung der Wahrheit, und wandten sie auf Philosophie und Theologie an, also daß sie sich des nämlichen Gebietes, worin bisher die Scholastik geherrscht hatte, bemächtigten, aber mit den neuen Hülfsmitteln, nämlich der genauen Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache, welche beide den Scholastikern größtentheils fremd waren und für fast feyerlich galten.

Außer jenen beiden Stiftern einer zahlreichen humanistischen Schule ist noch besonders **Erasmus** von Rotterdam (geboren 1476) hervorzuheben, der mit Neuchlin unter die Vorläufer der Reformation gehört, und zwar sowohl der Reformation der Kirche, als der Schule, wiewohl beiden diese Ehre in verschiedener Hinsicht gebührt. Denn Neuchlin war mit heiliger, ernstlicher Liebe für das Christenthum und für eine reine Kirche erfüllt, Erasmus dagegen, bei all' seiner großen Gelehrsamkeit, dem innern Glaubensleben fremd, so wie der Kirche nicht sehr zugethan. Der scharfe Verstand des letztern konnte wohl „Irrthümer nachweisen, aber nicht die Wahrheit lehren.“ Nichts desto weniger arbeitete er nicht sowohl durch seine lateinischen Übersetzungen griechischer Kirchenväter, als weit mehr noch durch seine Ausgabe des griechischen Neuen Testaments (mit einer lateinischen Übersetzung, worin er kühn selbst die Vulgata verbesserte) den Reformatoren vor. — Neuchlin hat in dieser Beziehung noch ein größeres Verdienst, indem er von sich sagen konnte: „Ich bin von Allen der Erste, welcher das Griechische wieder in Deutschland eingeführt hat, und von Allen habe ich zuerst der Kirche die Kunst und das Studium des Hebräischen geschenkt und übergeben.“

Eine ganz besondere Förderung erfuhren die Wissenschaften durch Erfindung der **Buchdruckerkunst**, welche als das Mittel einer raschen und allgemeinen Gedankenmittheilung einen mächtigen Einfluß auf den Umschwung und Austausch der Ideen und dadurch auf die geistige Umbildung und Erneuerung der Zeit gewann. — Schon Lorenz Koster von Harlem hatte seit 1420 ganze Seiten in Holztafeln geschnitten und in solcher Art Bücher gedruckt. Aber **Johann Gutenberg** aus Mainz hat zuerst, und zwar in Straßburg, seit 1436, die beweglichen Lettern erfunden, und nachher zu Mainz mit **Johann Fust** (nicht Faust), einem reichen Rechtsgelehrten, der das Geld dazu vorschob, im Jahre 1440 die erste vervollkommnete Druckerpresse zu Stande gebracht. — (Zum Druck wurde

Leinenpapier genommen, dessen Erfindung ebenfalls für Deutschland, das Vaterland der Leinwand, in Anspruch genommen werden muß, wie denn die ober-schwäbische Stadt Ravensburg (die „Wiege des alten Welfenstammes“) schon 1324 eine Papierfabrik besaß und 1390 Ulrich Stromer in Nürnberg eine gründete. Die erste sichere Urkunde auf Leinenpapier ist aus dem Jahre 1318.)

Nachher veruneinigten sich Just und Gutenberg, und letzterer mußte sein ganzes Druckgeräth dem Just überlassen, der sich nun mit Peter Schöffer von Gernsheim verband, welchem man die Verbesserung der Matrizen und der Buchdruckerischwärze verdankt. Zwar fand Gutenberg Mittel, noch eine zweite Presse in Mainz zu errichten, gab sie jedoch bald wieder auf und starb als Bediensteter am Hofe des Kurfürsten von Mainz.

Das erste gedruckte Buch war der lateinische Psalter vom Jahre 1457, worauf 1461 die erste lateinische und 1462 die erste deutsche Bibel herauskam. Eine solche gedruckte Bibel kostete anfangs 60, dann 30 Goldgulden, während eine geschriebene mit 400 bis 600 Goldgulden hatte bezahlt werden müssen. Daher war auch Niemand der Erfindung dieser Kunst mehr gram, als die Mönche, von welchen viele bisher von dem Abschreiben der Bibel und der lateinischen Classiker u. einen Gewinn gehabt hatten. Und so wie sie die Verbreitung der griechischen und hebräischen Sprache für eine Ketzerei erklärten, so gaben sie auch die Buchdruckerkunst für eine „Erfindung des Teufels“ aus, und stellten den Dr. Just als im Bunde mit demselben dar.

Die Buchdruckerkunst wurde anfangs als Geheimniß behandelt. Als aber 1462 mit der Eroberung von Mainz (durch einen Adolfs von Nassau in seinem Streite mit Diether von Isenburg um den erzbischöflichen Stuhl) die Druckergehülfen sich zerstreuten, so entstanden bald in andern Orten und Ländern Druckerpressen, die dem geistigen Verkehr raslos Vorschub leisteten, und einerseits durch den Druck der griechischen und römischen Classiker die Klarheit der Begriffe und die Bildung des Geschmacks, anderseits und hauptsächlich durch Verbreitung der heiligen Schrift die unmittelbare Erkenntniß des Wortes Gottes förderten, und so durch die daraus hervorgehende Sichtung des Glaubens die Reformation der Kirche vorbereiteten.

§. 182. **Kirche und christliches Leben.** Die Macht, welche die Kirche durch die Kreuzzüge und während ihres siegreichen Kampfes mit den Hohenstaufen errungen hatte, schien zwar äußerlich fortwährend an Ausbreitung zu gewinnen; aber die Mißhandlung, welche die Völker, besonders das deutsche Volk, durch die Willkühr des römischen Kirchenregiments erfuhren, fiel in ihren Folgen auf die Kirche selbst zurück. Wie die Verfolgungen der Waldenser durch die Inquisition nur dazu dienten, ihre Sache weiter auszubreiten (§. 151), so haben auch die Interdicte, durch welche besonders die Päpste zu Avignon den größten Theil Deutschlands außerhalb alles Gottesdienstes setzten, der Kirche selbst den größten Schaden gebracht. Denn da an manchen Orten wohl zwanzig Jahre lang die Kirchen geschlossen waren und so viele Menschen ohne Sacrament geboren wurden und starben, da lernten die Laien sich auch ohne Priester behelfen: viele traten als Tertiärer in die Brüderchaft oder antipapistischen Franziscaner; andere Laien errichteten die geistlichen Brüder- und Schwesternschaften der Begarden und Beguinen. Und als der schwarze Tod einen so großen Theil Menschen dahin raffte und im Gefolge anderer Naturschrecken die Gewissen erschütterte (§. 155), kamen die Gesellschaften der Geißelbrüder oder Flagellanten auf, die, immer hinter der Pest herziehend, dem Volke Buße predigten. Allen diesen einseitigen und vielfach mit Irthum verbundenen Versuchen, sich ohne Vermittlung des Priesterstandes, durch eigene Buße mit Gott zu versöhnen, und sich so gut es gieng, des menschlichen Glanz anzunehmen, lag das Gefühl zum Grunde, daß von der Kirche in ihrer damaligen Beschaffenheit keine gründliche Hülfe kommen werde. Mit der darauf eintretenden, oben erwähnten 40jährigen Kirchenspaltung und den sie begleitenden, für das innerliche Leben der Kirche so verderblichen Umständen trat daher nothwendig der Rückgang der hierarchischen Macht ein.

An dem in die Kirche eingedrungenen Verderben trug die Entartung der Geistlichkeit eine Hauptschuld. Von der Tiare bis zur groben Mönchsstutte herab war die Mehrzahl der Glieder dieses Standes mit Greueln besetzt, und vielfach entehrt erschien die Würde des geistlichen Wächteramts. In Unwissenheit aufgezogen, den Kopf mit leeren scholastischen Formeln gefüllt, in Sünden ergraut, hatten viele Priester kaum eine Bibel gesehen, geschweige in ihr geforscht und daraus den lebendigen rechtfertigenden Glauben geschöpft. In Spiel und Wollust ihre Zeit tödtend, brachten die Meisten in ihren Predigten lieber Legenden und Märchen, oft Schwänke und Possen anstatt des Wortes Gottes vor, oder wußten nur von der Hitze des Fegfeuers, von den Wundern der Heiligen, von den Wirkungen der Reliquien zu reden, oder den Nutzen der Seelenmessen, der Gaben und Opfer einzuschärfen, Indulgenzen für Geld zu ertheilen, und höchstens Stellen aus Kirchenvätern, noch lieber aus der Ethik des Aristoteles zu citiren. Kein Wunder, daß bei solcher Seelsorge das Volk in immer tiefere Unwissenheit und Sittenlosigkeit versank.

Obgleich nun das innere christliche Leben im 14. Jahrhundert also zurückgedrängt erchien, so fanden sich doch in der damaligen allgemeinen Kirche noch so manche erleuchtete Männer, welche das Evangelium besser kannten und reiner lehrten. Sie gehörten der **deutschen Mystik** an, welche, aus rein innerm religiösem Bedürfnisse hervorgegangen, dem gesetzlichen Formeldienst der Scholastik ab- und dem innersten Gemüthsbedürfniß zugewendet, die keine tieferer, lebendiger Wahrheit für eine spätere bessere Zeit rettete. Unter diese Männer sind vorzüglich zu rechnen der gottinnige, frommlichfromme **Heinrich Suso** (ein geborner Graf von Berg, † 1365) aus der stillen Gemeinschaft der „Gottesfreunde“, und der demüthige und doch geistvolle und ganz practische **Johann Tauler**, Prediger in Straßburg († 1361); ganz besonders aber die Hieronymianer oder Brüder vom gemeinsamen Leben, die den Geist des Evangeliums in der römischen Kirche lebendig zu machen suchten und auf die sittliche Erweckung des Volkes am erfolgreichsten wirkten. An ihrer Spitze standen der oben (§. 181) schon erwähnte **Gerhard Groot** (geb. zu Deventer 1340, † 1384) und sein Schüler **Florentius Radewin** († 1400), die Stifter und Pfleger jener Gemeinschaft, die den Zweck hatte, ohne bindendes Gelübde und ohne klösterliche Abgeschlossenheit, bloß durch gegenseitige Ermahnung und fleißiges Forschen in der heil. Schrift, sich im Glauben zu stärken, den Lebensunterhalt sich durch Händearbeit zu erwerben, und durch christliche Volksbildung, durch Verbreitung nützlicher Schriften und durch Verbesserung des Unterrichts und der Schulen auf das Volk zu wirken, und zwar ohne sich dabei von der Kirche zu sondern. Es waren die guten Elemente einer in der Kirche selbst sich gegen das in derselben aufgekommene Verderben erwehrenden Opposition, die jedoch nicht im Stande war, die Kirche selbst zu erneuern.

Aber auch selbst die andern, mehr negativen Elemente der Opposition erhielten durch die andauernd gleichgültige Haltung der Kirchenleiter eine gewisse Berechtigung. Seit vollends die Concilien zu Constanz und Basel den Augen der Welt und insbesondere der Laien die großen Gebrechen, an denen die Kirche litt, auf das grellste aufgedeckt hatten, bekam die gegenkirchliche Opposition im 15. Jahrhundert Nahrung in Fülle. Schienen auch die Beschlüsse dieser Concilien die Allgewalt des Papstes wesentlich zu beschränken, so mußte doch derselbe das, was die Deutschen davon angenommen hatten, durch die Wiener Concordate (1448), denen nach und nach die Fürsten beitraten, größtentheils wieder zu vereiteln. Befugungsachtet war die Macht der Hierarchie gebrochen, und konnte aus dem Grunde nicht mehr die alte Kraft entwickeln, weil die Geistlichkeit nirgend mehr so geschlossen und einmüthig, wie früher, der andringenden Opposition gegenüberstand: sie war nach verschiedenen Seiten hin in sich selbst gespalten. — Dergleichen Spaltungen schwächten die Achtung des Volkes, und da sich namentlich in den Klöstern aus Mangel an Zucht auch die meiste sittliche Versunkenheit offenbarte, so kehrte sich die öffentliche Meinung immer offener gegen

die Mönche, und schlug allmählich auch in eine wachsende Nichtachtung gegen den andern Klerus über, welche Viele in die gegenkirchliche Richtung hineintrieb.

So schlimm es daher in der Kirche des 15. Jahrhunderts aussah, so gab es doch auch in ihr einzelne ehrwürdige Geister, welche, von den Kirchenleitern wenig beachtet, in ihrem verborgenen Wirkungskreise theils in praktischer Weise auf ein lebendiges, den innern und äußern Menschen heiliges Christenthum drangen, theils einen schriftgemäßen Grund zur Umgestaltung der Theologie zu legen suchten. Zu jenen practisch wirkenden gehört: 1. **Thomas a Kempis** (eig. Hammerken aus Kempen bei Köln) aus der Schule der Hieronymianer, regulirter Augustiner-Chorherr und Vorsteher des Klosters auf dem St. Agnes-Berg bei Zwoll, † 1471, dessen Büchlein „Von der Nachfolge Christi“ eine Christus-Ebenbild-Lehre enthält und von des Verfassers Gottinnigkeit zeugt, so daß es auch nächst der Bibel die meisten Auflagen erlebte; — 2. der unbekannte Verfasser des Büchleins: „**Von der deutschen Theologie**“, worin gelehrt wird, wie „Adam in uns sterben und Christus in uns erstehen solle“. (Auch Luther hat diese beiden Büchlein hoch gehalten.) — Zu den Männern, welche eine schriftgemäße Grundlage der Theologie aufzustellen suchten, gehören: 1. **Johann von Goch** (eig. Joh. Pupper aus Goch bei Cleve, † 1475), der in seinen Schriften bereits die zwei Hauptgrundlehren evangelischer Reformation aufstellte (nämlich die Alleingültigkeit der Heiligen Schrift im Gegensatz gegen die Tradition oder Kirchenüberlieferung und Schuldoctrin), wobei er nicht bloß auf das Verstehen der Schrift, sondern auch auf das innere Erfahren des Verstandenen drang, und die Lehre vom Seligwerden (Freiwerden von der Sünde) durch Gottes Gnade, und zwar sowohl nach der religiösen, als nach der moralischen Seite hin; — 2. **Johann von Wessel** (d. i. aus Ober-Wesel, † 1518), zuletzt Prediger in Worms, der auch jene beiden Lehrstücke verteidigte, aber weniger wissenschaftlich und mit noch mehr Zerrümern untermischt; daher er, der Kezerei angeklagt, zu lebenslänglicher Haft in einem Kloster verurtheilt wurde; — 3. **Johann Wessel**, geb. 1420 zu Gröningen, aus der Schule der Hieronymianer, † 1489, der gleichfalls die h. Schrift als einzige Heilserkenntnisquelle und die Gnade als alleinigen Heilsgrund erkannte, daher die schädliche Anwendung des Ablasses und die in der Praxis der Kirche herrschende Wertheiligkeit verwarf, und „zwar mit der Kirche, aber nicht an die Kirche glauben, und nur so weit mit dem Papste gehen wollte, als dieser mit der Heiligen Schrift gieng“ (so daß nachher Luther sagte: „wenn er Wessels Bücher zuvor gelesen hätte, so würden seine Widersacher meinen, er habe seine Lehre dem Wessel entnommen, so sehr stimme beider Geist zusammen“).

Dennoch war das Wort dieser Vorläufer der Reformation noch zu schwach und einzeln stehend, und nicht im Stande, zur kirchenumgestaltenden That zu werden, obwohl diese Männer weit tiefer, als Hus und dessen Anhänger in den Wahrheitsgrund eindringen. Auch bedurfte es dazu eines weit kräftigeren und einbringenderen Organs, als ein Goch oder Wessel war, und dieses konnte nicht eher hervortreten, als bis die ganze Zeit nach allen Seiten dazu vorbereitet und mit Hülfsmitteln ausgerüstet war, daß es gleichsam als der von selbst sich ergebende äußere Ausdruck einer innerlich gereiften Gedanken- und Empfindungswelt anzusehen war.

Daß es dazu kam, trugen im entgegengesetzten Sinne viele kirchliche Würdenträger und unter ihnen oft gerade die höchsten das Meiste bei, und zwar durch das zäheste Festhalten an fast allen Mißbräuchen, selbst an denen, welche die gemäßigtesten Forderungen der Einsichtigen so lange her als entfernend und abstellensnöthig erkannt hatten. In dem Wahne, daß die Päpste des mittleren Dritttheils vom 15. Jahrhundert den päpstlichen Stuhl gegen einen ähnlichen Sturm, wie der war, der aus dem Schooße der allgemeinen Concilien über das Papstthum gekommen war, durch ernste Vorkehrungen (unter denen sich allerdings auch theilweise Maßregeln zur Abstellung von Mißbräuchen befanden) für immer wieder befestigt und sein Ansehen gesichert hätten, überließen sich die Päpste der angegebenen vier letzten Jahrzehnte des gedachten Jahrhunderts, wie Paul II., Sixtus IV., Inno-

cenz VIII, Alexander VI, Julius II, entweder der rücksichtslosesten Verfolgung eigensüchtiger Zwecke, oder führten zum Theil einen so verwerflichen, ja wie namentlich Papst Alexander VI, einen so gottlosen, greuelhaften Wandel, daß die dreifache Krone durch ihre ärgsten Feinde nicht tiefer hätte in den Staub herabgezogen werden können.

Also aber sollte es kommen: das Unterbleiben der freien Selbsterneuerung, wie sie von jenen Concilien, wenigstens in ihren bessern Elementen, angestrebt worden war, mußte dazu dienen, die in der Kirche vorhandenen, tief innenliegenden Schäden im Laufe eines vollen Jahrhunderts zur allgemeinsten Erkenntniß zu bringen. Sagt doch selbst der Cardinal Bellarmin, daß nach den Zeugnissen gleichzeitiger Schriftsteller „keine Schärfe in den geistlichen Gerichten, keine Zucht in Betreff der Sitten, keine Kenntniß der heil. Schrift, keine Ehrfurcht vor göttlichen Dingen, ja kaum etwas von Religion übrig geblieben war: so daß die Priester von den Völkern verachtet und verschmäht wurden, und an einer schweren und langwierigen Ehrlosigkeit litten.“

Da demnach der Stand der Dinge und Personen auf eine gründliche Erneuerung der Kirche in dem sonst allein geeigneten Wege kein Absehen darbot, und zuletzt durch die Art der Ablassertheilung das innerste Wesen des Evangeliums in Gefahr gesetzt wurde: so kam es auf einem andern jedem Theile unerwarteten Wege zu einer Reformation, die für den einen Theil die Macht der Hierarchie mäßigen, für den andern aber ihre Herrschaft ganz aufheben sollte, um die Herstellung einer von der entarteten kirchlichen Tradition sich lossagenden, unmittelbar auf der heil. Schrift, als dem Worte Gottes, und auf den apostolischen Einrichtungen sich erbauenden Kirche Christi zu ermöglichen.

Sechster Zeitraum.

Vom Beginn der Reformation bis zum westfälischen
Frieden.

1517—1648.

Kap. 31. Anfang der Reformation.

§. 183. Das Bedürfniß einer Reformation der vielfach in Aberglauben versunkenen und von weltlichen Interessen beherrschten Kirche hatte endlich seinen Höhepunkt erreicht und machte sich in allen Kreisen der europäischen Christenheit, besonders aber in Deutschland, auf eine unwiderstehliche Weise geltend. Allein einerseits der vieljährige, hartnäckige Widerstand des päpstlichen Kirchenregiments, anderseits die Einmischung weltlicher Absichten und die Anwendung fleischlicher Waffen waren Schuld, daß dieses Bedürfniß nicht auf organischem Wege eine friedliche Erneuerung bewirkte, sondern mit Gewalt sich Bahn brach, und in Folge göttlicher Gerichte (Off. Joh. 16) zu bleibender Kirchentrennung führte, welche zu überwinden bereits nicht mehr in der Macht menschlicher Bestrebungen zu liegen, sondern einer neuen Offenbarung des Geistes und der Kraft von Oben vorbehalten zu sein scheint.

In den längstſſer aufgehäuften Zündstoff der Reformation fiel der Funke, der das Feuer zum Ausbruch brachte. Allmählich hervorgerufen wurde sie durch den Streit des Papstthums mit dem Kaiserthum um die Oberherrschaft; durch den Mißbrauch des in diesem Streite von der kirchlichen Autorität errungenen Sieges zu schnödem Geldgewinn und zur Befriedigung der Herrschsucht; durch das verderbliche Schisma und seine äußerliche Lösung ohne innerliche Kirchenreinigung; durch die Steigerung des in der Kirche eingerissenen Sittenverderbnisses; durch die große Unwissenheit der meisten Geistlichen und den dadurch im Volke bedrohlich überhand nehmenden Aberglauben (der besonders in den Hexenprozessen eine schauerhafte Richtung nahm); durch die Vernachlässigung der Belehrung des Volks über die Lehre von der Fürbitte und Anrufung der Heiligen, von der Verehrung der Reliquien, vom Gebrauche der Bilder und von dem Ablasse; überhaupt durch die Vernachlässigung der heiligen Schrift und des Predigtamtes; endlich durch die beharrliche Zu-

rückweisung aller Reformvorschläge und durch die große Sicherheit, in welcher die damalige Kirche — in ihren zwischen 1464 und 1513 hinter einander regierenden Kirchenhäuptern (§. 182 a. G.) — auf der eingeschlagenen Bahn fortschritt, ohne sich durch die, von so vielen Seiten her erhaltenen Mahnungen zu einer freiwilligen Selbsterneuerung bestimmen zu lassen, zu welcher sie sich erst anrichtete, als schon die allgemeine Trennung eingetreten und tief eingerissen war.

Wesentlich vorbereitet wurde die Reformation daher durch das Zurückgehen der Waldenser, Wyklettiten und Huziten auf die heilige Schrift (wenn das zuerst auch nicht ohne Irrthum geschah), so wie durch den auslebenden Betrieb der Wissenschaften, insbesondere der alten Sprachen, deren Kenntniß zur gründlichen Bibelauslegung führte.

Außerlich gefördert wurde sie durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und durch die fortchreitende politische Vereinzelung vorher mehr verbundenen Staaten, weil kirchlich Verfolgte leichter in dem andern Staate Schutz fanden.

Zunächst veranlaßt wurde sie durch den vom Papst Leo X in Deutschland ausgeschriebenen **Ablaß**, dessen Erlös den von Julius II begonnenen Bau der prachtvollen Peterskirche in Rom zu fördern bestimmt und von dem jungen Kurfürst-Erzbischoff von Mainz für Deutschland in Pacht genommen war, so wie durch die unverantwortliche Art, wie vorzüglich der Dominicaner Johann Tetzel, einer von den zum Ablaßverkauf aufgestellten Ordensgeistlichen, dieses Geschäft in Sachsen betrieb.

Die Ablaßbulle Leo's vom 14. September 1517 gab unter der Bedingung „reumüthiger Beichte“ und andächtigen Kirchenbesuchs für die zum gedachten Bau bestimmten Opfer „den vollkommensten Erlass aller Sünden“, namentlich in Bezug auf Simonie, Wucher, unerlaubte Ehen, Meineid, Mord etc. Und Tetzel, auf solche Autorität gestützt und auf des Papstes, wie des Erzbischoffs Vortheil gleich bedacht, betrieb diesen Ablaß als förmlichen Handel, und verfuhr (obgleich die ihm ertheilte Instruktion von den Ablaßnehmern „Buße und Reue“ verlangte) dabei so gewissenlos, daß die Leute wähten, Gnade und ewiges Leben für Geld erkaufen zu können. Auch von Wittenberg aus ließen die Leute schaarenweise nach Zütershock (wo Tetzel mit großem Gepränge sein Wesen trieb), um sich dort Ablaß zu holen, den sie in den Beichtstühlen ernstlicher Priester nicht so leicht bekommen konnten. Als einst der Zulauf nachzulassen schien, rieng Tetzel (wie Myconius als Augenzeuge erzählt) an, zu drohen, „er werde nunmehr bald das aufgerichtete Ablaßkreuz wieder niederlegen und die bis daher offen gestandenen Pforten des Himmels wieder zuschließen, mit dem Beifügen, daß es künftig niemals wieder geschehen werde, daß das ewige Leben und die Vergebung der Sünden um so geringen Preis zu erhalten sein würde; so sei auch keine Hoffnung, daß jemals, so lange die Welt stünde, eine so gar große Freigebigkeit des römischen Stuhles wieder nach Deutschland kommen dürfte.“

§. 184. Die Empörung über den Tetzel'schen Unfug ergriff alle Bessern jener Zeit: doch zum Handeln dagegen fühlte sich der Glaubensmuth nur eines Mannes gedrungen, der, ohne es anfangs zu wollen, in der Hand der göttlichen Vorziehung bald das Werkzeug zur Abschaffung der schreiendsten kirchlichen Mißbräuche werden sollte.

Dr. Martin Luther, geb. den 10. November 1483 zu Eisleben, wo sein Vater (ein armer rechtschaffener Bergmann aus dem thüringischen Dorfe Möhr a)

und seine gottesfürchtige Mutter damals sich aufhielten, wuchs unter strenger häuslicher Zucht auf. Er besuchte zuerst die Schule zu Mansfeld, wohin seine Eltern gezogen waren, nachher die Klosterschule zu Magdeburg, und fand sodann als armer Currendschüler zu Eisenach bei der Frau Cotta Unterstützung. Hier auf ließ ihn sein Vater 1501 die hohe Schule zu Erfurt beziehen, wo er anfangs die scholastische Philosophie studirte. Obgleich das scholastische Formelwesen ihn nicht befriedigte, so brachte er es doch durch seinen Fleiß dahin, daß er 1505 Magister der freien Künste wurde, und mit Beifall Vorlesungen über den Aristoteles hielt.

Nach dem Willen seines Vaters sollte er nun zum Studium der Rechtswissenschaft übergehen, um ein angesehener Weltmann zu werden; aber dazu fühlte er keinen Verus. Vielmehr erweckte der Fund einer Bibel in der Erfurter Bibliothek die Sehnsucht nach dem geistlichen Stande in ihm. Er gerieth daher in große innere Kämpfe, so daß er in eine Krankheit verfiel und dem Tode nahe war. Nach seiner Genesung traf es sich, daß er einmal von einem Gewitter zu Boden geworfen ward, so daß er mit Angst vor dem Tode und mit Sehnsucht nach größerer Heiligkeit, als er in sich gewahrte, erfüllt wurde. Diese dachte er im Mönchsleben zu erreichen, entsagte daher, obgleich wider den Willen seines Vaters, der Welt und trat in das Augustinerkloster zu Erfurt, um durch Fasten und Beten seine Seligkeit zu schaffen. Aber auch die ängstlich-gewissenhafteste Beobachtung aller kirchlichen Geheeswerte wollte und konnte ihm den Frieden nicht geben, so daß er nahe daran war, sich geistig und leiblich aufzureiben. Erst als ein alter Klosterbruder ihn mitleidig an die Worte des apostolischen Glaubens: „Ich glaube an die Vergebung der Sünden“ erinnerte, fiel der erste Dämmerstrahl des göttlichen Lichts in seine Seele, und die aufrichtenden Belehrungen seines ehrwürdigen Vorgesetzten, des Generalvicars des Augustinerordens in Deutschland, Johann von Staupitz, brachten ihn dem Troste immer näher, den er von nun an im Evangelium selbst durch allmählich fortschreitende Erkenntniß fand, weil seine innern Kämpfe ihm das Wort der Schrift lebendig gemacht hatten.

Bald sollten seine Erfahrungen in einem größern Wirkungskreise auch Andern zu Gute kommen. Einige Jahre zuvor (1502) hatte nämlich der Kurfürst **Friedrich der Weise** von Sachsen, der überhaupt mit seinem durchdringenden Geiste die Bedürfnisse des Reiches, wie der Kirche am klarsten erkannte, die **Universität Wittenberg** gestiftet, und suchte die neue Schule mit guten Lehrern zu versehen. Daher wurde Luther von Staupitz, der in ihm eine bedeutende sittliche und geistige Kraft hatte schätzen lernen, anfangs zum Lehrer der Weltweisheit vorgeschlagen und nach Wittenberg berufen, wo er 1508 zu lehren begann. Nachdem er ein Jahr gezwungen war, aristotelisch-scholastische Vorträge zu halten, wurde er 1509 Baccalaureus der Theologie. Als solcher fieng er an, die heil. Schrift nicht nach den Kirchenvätern, sondern mehr unmittelbar aus ihr selbst auszulegen, und diese Methode, die er auch beim Predigen beobachtete, brachte bei seinen Zuhörern eine große Wirkung hervor.

Bald darauf fand er auf einer Reise nach Rom, die er 1510 in Sachen seines Augustinerordens dahin machen mußte, Gelegenheit, das geistliche Leben, wie es sich damals am Orte und unter den Augen der päpstlichen Heiligkeit selbst gestaltet hatte, in einer Weise kennen zu lernen, die auf sein deutliches, mit Ernst nach Heiligung ringendes Gemüth einen höchst abstoßenden Eindruck machte. Je klarer ihm aber das Grundverderbliche der bloßen Geselligkeit sowohl, als der Werkheiligkeit wurde, desto mehr Licht gieng ihm über die wahre „Rechtfertigung“ auf, die ihm vorzüglich der Brief Pauli an die Römer erschloß, den er besonders eifrig studierte.

Zu noch tieferem Forschen wurde er nun vollends dadurch veranlaßt, daß er, zurückgekehrt nach Wittenberg, 1512 feierlich zum Doctor der heil. Schrift ernannt und eidl ich verpflichtet wurde, sie auszulegen und ihr gemäß zu predigen. Deshalb verdoppelte er das schon früher von ihm betriebene Studium der biblischen Grundsprachen, und so wie ihm schon das Studium des Kirchenvaters Augustinus in der Lehre von der Sünde und dem freien Willen geholfen hatte, sich

von den scholastischen Fesseln loszumachen: so führte ihn das fortgesetzte ernste Forschen im Worte Gottes selbst, wiewohl nur stufenweise und nach noch manchen innerlichen schweren Kämpfen und Anfechtungen, endlich auf den Weg der vor Gott geltenden Gerechtigkeit, welche allein dem durch die wahre Herzensbuße hindurchgegangenen Glauben an Christi stellvertretendes Verdienst von Gott zugerechnet wird, welcher lebendige Glauben sich alsdann durch gute Werke erweist, die als eben so viele gesunde Früchte daraus hervorgehen. Denn der „Glaube“ ist ihm kein todtes Lippenwerk, sondern das „göttliche Werk in uns, das uns wandelt und neugebietet aus Gott und tödtet den alten Adam, macht uns zu ganz andern Menschen von Herzen, Muth, Sinn und allen Kräften, und bringet den heiligen Geist mit sich.“ — Obgleich er bis zu dieser Erkenntnißstufe damals, als Tegel austrat, noch nicht gekommen war, so durchschaute er doch, wie Keiner, das Grundverderbliche dieses geistlichen Waarenhandes.

§. 185. Als Tegel an der kursächsischen Gränze seinen Ablass verkaufte und Luther an seinen Beichtkindern die üblen Folgen davon nur zu deutlich spürte, so predigte er unerschrocken gegen den Mißbrauch des Ablasses, und als jener auf dem Markte zu Jüterbogk ein Feuer anzündete und erklärte, daß alle keßerischen Widersacher des Papstes darin verbrannt zu werden verdienten: so ließ Luther, um das, was er als Seelsorger lehrte und that, auch wissenschaftlich zu begründen, am Vorabend des Allerheiligentages den 31. Oct., fünfundneunzig Thesen oder theologische Streitjäge in lateinischer Sprache an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlagen, in welchen er jenen Mißbrauch, so wie noch andere kirchliche Gebrechen angriff, ohne übrigens damit eine Kirchentrennung, ja nicht einmal eine Entgegensetzung gegen die Kirche zu beabsichtigen. Daß sie nicht auf das Volk berechnet waren, erhellt daraus, daß sie in lateinischer Sprache verfaßt waren und bloß eine Disputation in gelehrtem Kreise veranlassen wollten, was damals nichts Ungewöhnliches war. Übrigens hatte er diese Thesen, ehe er sie bekannt machte, an den Erzbischoff von Mainz und an vier Bischöffe mit der Bitte um Abstellung des Tegel'schen Verfahrens geschickt, aber keine Antwort erhalten; nur der Bischoff von Brandenburg ließ ihm rathen, seine Predigt vom Ablass nicht mehr auszugeben, gab aber dabei zu verstehen, daß er selbst die „unbedächtige“ Verkündigung des Ablasses mißbillige. Aus sieben dieser Thesen geht sogar hervor, daß Luther damals noch die Autorität des Papstes anerkannte.

In wenigen Wochen waren die Sätze Luther's, die von Andern sogleich übersezt wurden, in ganz Deutschland, ja in Europa verbreitet und begierig gelesen. Es entstand nun zunächst ein heftiger Schriftenstreit zwischen Luther und Tegel's Gehülfen, welche die Lehre vom Ablass nur mit patristischen, canonistischen und scholastischen Gründen zu süßen wußten und mit Bann und Scheiterhaufen drohten.

Bisher hatte Luther nur den Mißbrauch des Ablasses angegriffen; als aber der Dominicaner Sylvester Prierias (Aufseher des päpstlichen Palastes und Obercenfor) in einer Schrift die unbedingte Macht des Papstes in Betreff der Wirkung des Ablasses behauptete und die Gültigkeit der heiligen Schrift von der Autorität der römischen Kirche herleitete, fand sich Luther bewogen, das Wesen der päpstlichen Ablasslehre zu un-

tersuchen und diese in einer besondern Schrift zu verwerfen. Diese Schrift schickte er dem Papst Leo zu, der bisher bei seinen ungeistlichen Beschäftigungen die ganze Sache für ein gewöhnliches Mönchsgezänke gehalten und bloß den Augustinergeneral beauftragt hatte, den Mönch zum Schweigen zu bringen.

Als hierauf **Johann Eck**, Doctor der Theologie und Prokanzler der Universität Innsbruck, mit einer Schrift gegen Luther hervortrat, worin er den Lehren desselben Ähnlichkeit mit den hussitischen vorwirft, so daß Viele, welche bisher Luther's Beginnen gebilligt hatten, sich ängstlich zurückzogen, wurde Luther nach Rom zur Verantwortung gefordert. Weil sich aber unter den hiefür niedergesetzten Richtern auch **Prierias** befand, so brachte es Luther's Freund, der Hofprediger **Spalatin**, um ihn vor Fanatismus und Willkür zu schützen, durch den Kurfürsten dahin, daß sich Luther zu Augsburg vor dem päpstlichen Cardinallegaten **Cajetan** (eigentlich **Thomas de Vio** aus Gaëta) stellen durfte. Als Luther von diesem zum Widerruf aufgefordert wurde, erklärte er sich zu gütlicher Beilegung bereit, wenn man ihn zuvor, namentlich in Betreff der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, aus der heiligen Schrift widerlegt hätte. Da ihn aber der Legat vorzüglich durch die Berufung auf die Bulle Unigenitus widerlegen wollte und unbedingten Widerruf verlangte, so sah sich Luther zu einer schriftlichen Erklärung genöthigt, worin er zum erstenmal bestimmt aussprach, daß des Papstes Stimme nur dann für Gottes Stimme zu achten sei, wenn sie der heiligen Schrift nicht entgegen sei. Da wies ihn der Legat unter Androhung kirchlicher Strafen von sich, und äußerte nachher entrüstet, er wolle „mit dieser Bestie nicht mehr sprechen, denn sie habe tiefe Augen und wunderbare Speculationen im Kopf!“ Weil daher Luther, von **Staupitz** gewarnt, ein ähnliches Schicksal wie **Hus** fürchtete, so entfernte er sich mit Hinterlassung einer schriftlichen Berufung „von dem übelberichteten Papste an den besser zu berichtenden“, in der Stille aus Augsburg, indem ihm ein von **Staupitz** gewonnener Rathsherr früh Morgens ein Mauerspörtchen öffnen und ein Pferd geben ließ, auf dem er nach Wittenberg zurückkehrte, wo er unter dem Schutze seines Kurfürsten sich sicher wußte. Zwar war dieser, als ihm **Cajetan** unter Drohungen die Auslieferung oder Landesverweisung Luther's zumuthete, anfangs schwankend, ob er ihn nicht entfernen sollte, so daß Luther schon im Begriff war, Wittenberg zu verlassen; allein, sich seiner Stellung als erster Reichsfürst bewußt, entgegnete der Kurfürst in einem Schreiben an den Cardinal: Luthers Lehre sei noch von keinem deutschen Gelehrten als unchristlich und keßerisch verdammt worden; sobald demselben die ihm vorgeworfenen Irrthümer nachgewiesen würden, so wolle er sich als christlicher Fürst erweisen, der keiner solchen Ermahnungen bedürfe. — Zugleich ließ er den Luther zur Abfassung einer Verantwortung auffordern. Diese in einem ruhigen Ton abgefaßte Verantwortung Luthers legte der Kurfürst seinem Antwortschreiben an den Cardinal bei. — Anderseits ermahnte der alte Kaiser **Max** in einem Schreiben den Papst, in

diesem gefährlichen Lehrstreite, der „leicht auch großer Herren und Fürsten Gunst und Beistand nach sich ziehen könnte“, eine Entschließung zu fassen.

Hierauf erklärte Papst Leo X die von Luther angeführten Lehren ausdrücklich für Kirchenlehren und hoffte, durch seinen Gesandten Karl von Miltitz (einen sächsischen Edelmann) den Kurfürsten, — welcher nach kurz vorher erfolgtem Tode des Kaisers Max (§. 187) Reichsverweser geworden war — mittelst Übersendung der goldenen Rose zu gewinnen. Miltitz verstand sich auf den Wunsch des Kurfürsten, zu einer gütlichen Unterhandlung mit Luther, die zu Altenburg 1519 stattfand. Bei dieser brachte er ihn durch seine Feinheit und Milde zwar nicht zum Widerruf, aber doch dahin, daß er versprach, schweigen zu wollen, wenn auch seinen Gegnern Schweigen auferlegt würde, und daß er in einem Schreiben an den Papst erklärte, er sei zu heftig und zu scharf gewesen und habe die römische Kirche als solche nicht antasten wollen. Zugleich gab Luther in einer Schrift Unterricht, wie man der Kirche zu gehorsamen habe, wobei es sich zeigte, daß er noch an vielen Lehren des Papstthums hieng, die er später, bei genauerer Beschäftigung mit der h. Schrift, verwarf. Der Nuncius legte nun den beiden Parteien Stillschweigen auf.

Nicht lange zuvor war die Professur der griechischen Sprache an der Universität Wittenberg mit einem Verwandten Reuchlin's, dem damals noch jungen **Philipp Melanchthon** (besser Melanthon), besetzt worden. Dieser, mit seinem eigentlichen Namen Philipp Schwarzerd geheissen, geb. 1497 zu Bretten in der Unterpfalz, wo sein Vater ein geschickter Waffenschmied und gottesfürchtiger Mann war, machte auf der Schule zu Pforzheim so große Fortschritte, daß er schon in seinem 13. Jahre die Universität Heidelberg beziehen konnte, wo er wegen seiner bewundernswürdigen Kenntnisse, besonders im Griechischen, in einem Alter von 14 Jahren das Baccalauréat der Philosophie erhielt. Hierauf gieng er 1512 auf die Universität Tübingen, wo er in seinem 17. Jahre Magister wurde, und in seinem 21. Jahre eine griechische Grammatik verfaßte und dadurch, so wie durch seine Vorlesungen über Schriften der Alten seinen Ruhm begründete. Obgleich er in vielen andern Wissenschaften erfahren war, blieb doch die Theologie das Hauptfeld seines Forschens, und besondern Eifer wendete er dem Neuen Testamente zu, wovon ihm Reuchlin ein Exemplar geschenkt hatte, das er immer bei sich trug. Eben durch diesen seinen berühmten Lehrer Reuchlin wurde er dem Kurfürsten von Sachsen für die Universität Wittenberg zum Lehrer der griechischen Sprache empfohlen. — Da er mit einem milden und besonnenen Character eine tiefe humanistische und theologische Gelehrsamkeit vereinigte, so erhielt nicht nur diese Universität an ihm eine Hauptzierde, sondern auch Luther nachmals bei seinem begonnenen Werk den treuesten Kampfgenossen. Denn Melanchthon's größere Bedachtbarkeit und bis zur Angstlichkeit gehende gewissenhafte Abwägung alles dessen, was er für die Sache des Evangeliums redete und schrieb, bildete mit Luther's vertrauensmüthigem, rücksichtslos-offenem, nicht selten mit ungemessener Derbheit sich dargebenden Kraftwesen einen starken Gegensatz, in welchem aber beide sich ergänzten und einander unentbehrlich wurden. In Bezug auf diese ihre Characterverschiedenheit sprach sich Luther in seiner gewohnten Offenheit in der Folge so aus: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Motten und Teufeln muß kriegem und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klöße und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Walddrechter, der Bahn brechen und zurechten muß. Aber Magister Philipp führet säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begußt mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich.“

§. 186. **A**ber Luther's Hauptgegner, der obervähnte Dr. Eck, der die Gefahr für die römische Kirche durchschaute, mochte nicht schweigen, sondern forderte zunächst Luther's Amtsgenossen Carlstadt (eigentlich Dr. Andreas Bodenstein aus Carlstadt), im Grunde aber Luthern selbst damit meinend, zu einer Disputation in Leipzig heraus, welche, vom 27. Juli an, 17 Tage lang währte und deren hitziger Verlauf und Ausgang Luthern in die Bahn der Entgegensetzung gegen die römische Kirche selbst fortriß.

Diese Disputation hatte der Curator der Universität Leipzig hintertreiben wollen, weil er gerade davon Gefahr für die Kirche befürchtete: aber auf Eck's Zureden bestand der Herzog Georg von Sachsen, ein Gegner Luther's, fest darauf und wohnte ihr selbst täglich bei. In der ersten Woche disputirten Eck und Carlstadt über das Verhältniß des freien Willens zur göttlichen Gnade; in der zweiten Woche Eck und Luther über den Primat des Papstes, über den Ablass, die Buße und das Fegfeuer, worauf in den letzten Tagen Eck und Carlstadt den Kampf beschloßen. Jedermann bewunderte einerseits Eck's große scholastische Gelehrsamkeit und dialectische Gewandtheit, andererseits Luther's große Kenntniß der heiligen Schrift und feste Herzensüberzeugung, so daß die Zuhörer je nach ihrer eigenen Stellung zur Sache entweder dem Eck oder dem Luther den Sieg zuschrieben.

Bei dieser Disputation, die im Saale des herzoglichen Schlosses (der Pleißenburg) gehalten wurde, waren außer noch andern Vornehmen viele Professoren und Studenten verschiedener Universitäten zugegen; von Wittenberg allein hatten Luthern 200 Studenten begleitet. Melancthon giebt in seinem Bericht über diesen Kampf dem Eck wegen seiner Disputationsgewandtheit große Anerkennung; „an Luther aber (fährt er fort) muß ich seinen lebhaften Verstand, seine Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit bewundern und sein aufrichtiges und durchaus christliches Gemüth lieben.“ Der berühmte D. Mosellanus, der im Namen des Herzogs die Einleitungsrede gehalten hatte, schrieb an seine Freunde: „Ihr glaubt nicht, wie fast Alle, die wir hieher gekommen, gegen Martinum viel milder gestimmt worden sind!“

Jedem Eck mit seinem Anhang triumphirend abzog und auf die Verbrennung der Schriften Luther's drang, die auch sogleich von den Universitäten Köln und Löwen ausgeführt wurde, hatte Luther nicht nur den größten Theil der Bürger in den Städten, sondern auch einen großen Theil des niedern Adels, so wie auch alle Humanisten (d. i. diejenigen Gelehrten, die sich mit dem Studium der alten Classiker beschäftigen) auf seiner Seite. Allenthalben in Deutschland und selbst auch im Ausland regte sich der Geist „evangelischer Freiheit“, wenn er auch noch von den Wenigsten lauter erfasst wurde, ja viele Geister dieses Wort zu eigensüchtigen Zwecken mißbrauchten.

Der **Bürgerstand**, besonders der in den Reichsstädten, freute sich über Luthers muthiges Auftreten gegen so offenkundige Schaben und Mißbräuche in der Kirche am unbefangenen, wie denn Hans Sachs den angeschlagenen Ton der „Wittenbergischen Nachtigall“ kindlich begrüßte.

Der **niedere Reichsadel** fand sich seit Errichtung des Landfriedens durch die rechtliche Unmöglichkeit, nach Belieben Fehde anzufangen und durch seine Bündnisse den Fürsten gewissermaßen das Gleichgewicht zu halten, gegenüber der dadurch in ihrem Wachsthum besetzten fürstlichen Macht in empfindlichen Nachtheil gesetzt, und es war in einem großen Theile der Ritterschaft eine tiefe Erbitterung gegen Kaiser und Fürsten entstanden. Und so kam es bei der Schwäche der Reichsregierung, daß in dem starken, hoch strebenden Geiste des

an der Spitze dieser unzufriedenen Ritterschaft stehenden schwäbischen Ritters **Franz von Sickingen**, dieses „Spiegels des Adels seiner Zeit“, sich Gedanken zum Umsturz der bisherigen Reichsverfassung bildeten, zu welchem die von Luther erzeugte Bewegung der Geister schon benützt werden zu können.

Schon sein Vater, **Schweikard VIII von Sickingen**, angesehen sowohl durch seine reichen Besitzungen (darunter die Stammburg Sickingen im Kraichgau bei Bretten, die Ebernburg, Rheingrafenstein, Landstuhl, Hohenburg und viele andere Schlösser und Güter) und durch seine Familienverbindungen, als auch durch seine kühnen Wagnisse und unaufhörlichen Fehden, war wegen gewaltsamer Eingriffe in die Reichssakungen als Hochverräter durch kaiserlichen Blutpruch verurtheilt und enthauptet worden. Franz selbst, mit edlen Anlagen begabt, aber von gleichem hochfahrenden Unabhängigkeitsfinn beseelt, und mit vielen seiner Standesgenossen beim Streben nach Selbsthülfe sich in seinem guten Rechte achtend, trat schon frühe in einzelnen Fehden als Vertheidiger Solcher auf, die, um sich selbst Recht zu schaffen, zu seinem Schutze ihre Zuflucht nahmen, und war dabei zu jedem Opfer und zu jedem Wagniß bereit, so daß er bald unter einem großen Theil der Reichsritterschaft für den Ersten galt. Da er sich bei allen seinen Fehden hohe Abfindungssummen von den Besiegten zahlen ließ, so erwarb er sich dadurch reiche Besitzungen und gebot über mehr als 15,000 Söldner. — Nachdem er sich durch eine hartnäckige Fehde mit der Reichsstadt Worms die Reichsacht zugezogen, dekungeachtet aber bald darnach in einer Fehde mit dem Herzog von Lothringen neuen Ruhm bei der Ritterschaft, und, wie gewöhnlich, durch hohe Lösungssummen neuen Reichthum erworben hatte, trat er in die Dienste des Königs Franz I von Frankreich, der ihm reiche Geschenke und einen Jahrgehalt von 5000 Livres gab, wogegen Sickingen versprach, dem Könige in seinem Streben nach der deutschen Krone „seine Partei unter dem deutschen Adel stärken“ zu wollen. Denn er selbst hoffte zugleich, im Fall des Gelingens, eine einflußreiche Rolle zu spielen. Da ihn aber der König keine Kriegsmannschaft anvertrauen wollte, in der Besorgniß, dieser Ritter mit seinen 15,000 Söldnern möchte eine Verstärkung zu eigenem Zwecke mißbrauchen, so wurde Sickingen kühler in seinem Verhältniß zu Frankreich, und nachdem er noch die Stadt Metz besetzt und gebrandschatzt hatte, suchte er bei dem alten Kaiser Max in Innsbruck um Versöhnung nach und erhielt sie unter der Bedingung, daß er aus dem Dienstvertrage mit Frankreich zurücktrete und dem schwäbischen Bunde gegen den Herzog Ulrich von Württemberg Beistand leiste. Nach Aufhebung der Reichsacht über ihn begann Sickingen eine Fehde mit dem Landgrafen Wilhelm von Thüringen, so wie nachher eine Fehde mit der Stadt Frankfurt, und trug aus beiden Unternehmungen ebenfalls reiche Summen davon.

Nach dem Tode des Kaisers Maximilian bemühte er sich, mit dem großen Anhang seiner Freunde für die Wahl Karl's V, und wurde dafür von demselben als oberster Feldhauptmann, Kämmerer und Rath angestellt. Vergebens bot nun König Franz I dem Sickingen eine große Belohnung, wenn er wieder in seine Dienste trate. Als kaiserlicher Feldherr machte Franz von Sickingen im Jahre 1521 einen Zug wider Frankreich mit, und stand in der Belagerung von Mezières dem berühmten französischen Ritter Bayard gegenüber, der sich nur durch eine Kiegelslist rettete.

Die unterdeß begonnene Kirchenreformation fand durch die Begeisterung seines Freundes **Ulrich von Hutten** für Luther's Sache auch in Franz von Sickingen's entschiedenem Character eine lebhafteste Theilnahme. Hutten gehörte zu den **Humanisten** oder Pflegern der alt-classischen Philologie, die schon vorher unabhängig von Luther, eine scharfe Richtung gegen die Kirche (in einem Theil ihrer Bekenner auch gegen den Glaubensgrund selbst) genommen hatten.

Er war den 21. April 1488 auf dem Schlosse Stecklenberg am Speßart, unweit Fulda, aus einem alten fränkischen Rittergeschlechte geboren und anfangs zum geistlichen Stande bestimmt, dem er sich aber nach einem fünfjährigen Aufent-

halt im Kloster Fulda durch die Flucht entzog und deßhalb von seinem Vater verstoßen wurde. Er trieb nun die Humaniora auf den Universitäten Erfurt (unter Cobanus Hessus, Mutianus, Crotus Rubianus &c.), Köln, Frankfurt an der Oder, Greifswalde, Rostock und Wien mit solcher Hingebung an den Geist der Alten, daß er classisches Latein schrieb und Meister im Stil wurde, aber in seinem Kampf gegen die Unwissenheit des Alerus und gegen die Mißbräuche der Hierarchie so weit gieng, daß sich sein Haß gegen die ganze Geistlichkeit zu einem wahren Vernichtungskrieg steigerte. Von Natur ein genialer, aber regelloser Geist, zog er seit 1509 theils als fahrender Gelehrter, theils als Kriegsmann in Italien, Frankreich und Deutschland von Ort zu Ort umher und lebte ohne besondern Beruf, bald an Fürsten- und Prälatenhöfen, bald bei gelehrten Freunden, bald krank oder Noth und Hunger leidend, von den Einen geehrt, von den Andern gefürchtet, von den Angegriffenen gehaßt und verfolgt, unstät und ruhelos seine edle Kraft vergeudend. Um sich die Gunst seines Vaters wieder zu erwerben, studirte er nun die Rechtswissenschaft in Padua, wurde aber von Soldaten ausgeplündert und nahm, um sich zu erhalten, selbst Kriegsdienste, während welcher er Gedichte schrieb, durch die er bewies, daß sich die Schwingen seines Geistes unter dem Druck des Elends nur noch kühner entfalterten. Ein Trostgedicht auf den Tod eines Verwandten bewog seinen Vater zur Versöhnung, und nun fand er auch bei dem Kurfürsten von Mainz Unterstützung, so daß er in Bologna das Rechtsstudium fortsetzte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er 1517 vom Kaiser zum Poëta laureatus gekrönt und trat in kurmainzische Dienste. Bald aber zog ihn die kriegerische Stellung des schwäbischen Bundes gegen den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg in das Feldlager, wo er sich an Franz von Sickingen angeschlossen, für dessen politische Plane ihm Luther's beginnende Reformation wie gemacht schien. Er richtete sich eine geheime Druckerei ein, und ließ nun eine Schrift nach der andern gegen die römische Kirche ausgehen. Gerade in Hutten's verzehrendem Feuergeiste und deutschem Freiheitsfinne hatte die römische Kirche den kühnsten, schonungslosesten Gegner: denn er vorzüglich drang darauf, Deutschland müsse sich von Rom unabhängig machen und zu seinen Bischöffen zurückkehren. Sein Angriff auf das Papstthum in der Schrift *Trias romana* zog ihm Verfolgung zu, gegen die er bei Sickingen auf der Ebernburg Schutz fand. In der Hoffnung nun die reformatorische Bewegung zu ihren politischen Zwecken benutzen zu können, boten beide Luthern die Ebernburg als Schutzort gegen seine Feinde an, und erklärten, der Sache des Evangeliums ihre weltlichen Waffen leihen zu wollen. Allein Luther entzog sich ihrer Anerbietung durch die Mißbilligung jeder Gewalt in Sachen des Wortes Gottes. „Denn (schrieb er) die Welt ist durch das Wort überwunden, die Kirche dadurch gerettet worden, und sie wird also auch durch das Wort wieder hergestellt werden“.

Sickingen's eifriges Bestreben für Erweiterung der Rechte der Reichsritterschaft und für Verstärkung ihres Ansehens concentrirte sich zuletzt in dem Gedanken, sich als Rächer der deutschen Freiheit an die Spitze der durch Luther angeregten großen geistigen Bewegung, von der mehr und mehr die ganze Nation ergriffen wurde, zu stellen und sie zum Umsturz des Regiments der Fürsten und Prälaten in Deutschland zu benützen. Eine Versammlung seiner mit ihm verbündeten Anhänger zu Landau übertrug ihm förmlich die Vertretung des Adels gegen die Fürstenmacht. Welch' eine Stellung Sickingen nach gelöster Aufgabe in der neuen Ordnung der Dinge habe einnehmen wollen, bleibt unentschieden, wiewohl viele seiner Gegner ihm die Absicht, sich sogar zum Kaiser oder wenigstens zu einem Kurfürsten erheben zu lassen, beilegen.

Die von Sickingen und seinem Adelsbunde bezweckte Waffenerhebung richtete sich zunächst gegen den Kurfürsten Richard von Trier, den sie als das Haupt der Gegenlutherischen ansahen, und dem, wie sie hofften, der Kaiser nicht beistehen würde, weil er bei der Kaiserwahl für den französischen König gewirkt hatte. Luther ließ den Sickingen durch den Ritter Hartmuth von Kronsberg von diesem Vorhaben abmahnen; allein jener achtete nicht darauf. Der

äußere Vorwand zur Befehdung des Kurerzbischoffs war bald gefunden. Sickingen begann die Feindseligkeiten mit der Eroberung von Bliescastel und St. Wendel, und belagerte Trier. Unterdeß aber hatten der Landgraf Philipp von Hessen und der Kurfürst Ludwig V., wohl wissend, daß nach des Trierer's Untergang sich der Angriff gegen sie wenden werde, ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen. Auf die Nachricht vom Anzug dieser beiden Fürsten zog Sickingen von Trier ab, wurde aber von dem Kurfürsten und seiner Mannschaft verfolgt und zugleich vom Reichsregimente mit der Reichsacht belegt.

In dem fortgesetzten Kriege der Fürsten gegen Sickingen, dessen Aufruf an den Adel und die Städte nur theilweisen Erfolg hatte, wurde er zuletzt in Landstuhl belagert. Spottend ließ er ihnen hinausfragen, er habe neue Mauern, sie neues Geschütz, das er nun gerne hören möchte; allein ihre Antwort: „er solle gemach thun, ihr Geschütz werde er bald mehr zu hören bekommen, als ihm lieb wäre“, erfüllte sich wörtlich. Das ununterbrochene Geschützfeuer zerbrach ihm die dicksten Mauern und erfüllte die Verwegensten in der Burg mit Schrecken. Als Sickingen, der an der Gicht litt, sich an eine Mauerstelle führen ließ, um den Schaden zu besichtigen, schlug die Kugel einer feindlichen Nothschlange so heftig an einen Balken, daß ein Stück desselben in seine Seite fuhr und ihm eine Wunde beibrachte, durch welche man Lunge und Leber im Leibe sehen konnte. Man trug ihn in sein Gemach, aber auch dorthin verfolgte ihn das Geschützfeuer so heftig, daß man ihn in ein unterirdisches Gewölbe trug, wo er noch einige schmerzhaftige Tage verbrachte, während welcher er Unterhandlungen wegen der Übergabe anknüpfte. Als dieselbe erfolgt war, traten die Fürsten zu dem Schwerverwundeten in das Gewölbe und konnten sich nicht enthalten, ihm Vorwürfe zu machen, die er aber ehrerbietig beantwortete. Nur vom Kurfürsten von Trier wandte er sich unwillig ab mit den Worten: „Ich habe jetzt mit einem größern Herrn zu reden!“ Als sich die Fürsten entfernt hatten und zu einer Berathung zusammen saßen, that Sickingen seine Beichte; doch ehe ihm noch das Sacrament gereicht werden konnte, verschied er (am 7. Mai 1523). Auf die Nachricht hievon beteten die Fürsten ein „Vaterunser“ für seine Seele. Darauf brachen sie seine übrigen Burgen und theilten seine Güter untereinander, ohne seinen Kindern etwas zu lassen. Erst in der Folge wurden diese in einen Theil ihrer Güter wieder eingesetzt.

Hätte sich Luther's guter Sinn und Tact nicht von der politischen Verbindung mit Sickingen und seinen Genossen ferne gehalten, so wäre seine Sache demselben Verderben anheimgefallen. — Auch Hutten, der schon gleich nach der Aufhebung der Belagerung von Trier die Ebernburg verlassen hatte, erlag, wiewohl in anderer Weise, der Verfolgung. Er suchte vergebens eine Zuflucht in der Schweiz. Nachdem er das Bad Pfeffers gegen eine, ihn schon seit vielen Jahren quälende Krankheit gebraucht hatte, starb er nach weiterem Umherirren, von Allen verlassen 1523 auf der Insel Ufnau im Züricher See im 35. Lebensjahre. Mit Luther stimmte er nur im Gefühl der Nothwendigkeit einer Kirchenerneuerung überein, aber in den Mitteln und Wegen wichen beide gänzlich von einander ab.

Durch den Beifall, der von so verschiedenen Seiten her für Luther's reformatorisches Streben erscholl, wurde derselbe zu um so größerer Zuversicht ermuntert, so daß er — während Eck in Rom zu den strengsten Mitteln rieth, um die drohende Gefahr von der Kirche abzumenden — zwei Schriften ausgehen ließ, in welchen er die römische Kirche in ihren tiefsten Fundamenten angriff: die Schrift „Aufruf an Kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation von des geistlichen Standes Besserung“, worin er jedem wahren Christen das geistliche Priestertum zuspricht, — und die Schrift: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“, worin er die Lehre

von den sieben Sacramenten, insbesondere aber die katholische Abendmahlsfeier angriff.

Es erschien die päpstliche Bulle *Exsurge Domine*, welche 41 Sätze aus Luther's Schriften verdammt und den großen Bann über Alle, die sie annehmen würden, aussprach, Luthern selbst aber zum Widerruf nach Rom beschied und alle seine Schriften zum Feuer verurtheilte. Der eben von Rom zurückgekehrte Dr. Eck machte sich ein besonderes Geschäft daraus, sich zum Verkündiger und Vollstrecker dieser Bulle aufzudrängen, und weil er dadurch als Ankläger und Richter zugleich erschien und die Drohung der Bulle auch auf die angesehensten Freunde Luthers (einen Wilibald Pirtheimer, Lazarus Spengler u. a.) ausdehnte, so zog er sich dadurch großen Haß zu, und mehrere Bischöffe, wie auch Karl von Miltitz, sahen sich durch sein vordringendes Verfahren verlegt. Ja Miltitz nahm, um den Eck zu beschämen, die frühere Unterhandlung mit Luther wieder auf und suchte ihn zu einem Versöhnungsschreiben an den Papst zu bewegen, dessen Ton aber so ausfiel, daß es mehr erbitterte, als begütigte, zumal Luther seine kurz zuvor erschienene Schrift: „Von der Freiheit des Christen“ beilegte, worin er alle von der römischen Kirche bisher angewandten Mittel zur Erzeugung wahren Glaubens für unnütz und kraftlos erklärte.

Diese Bulle hatte aber im Allgemeinen die gegentheilige Wirkung: an unzähligen Orten riß man sie ab und achtete ihrer nicht. Als nun zwei päpstliche Gesandte nach Wittenberg an den Kurfürsten kamen und ihn aufforderten, Luther's Schriften verbrennen und ihn selbst gefangen nach Rom bringen zu lassen, lehnte der Kurfürst dieses Ansinnen um so mehr ab, da ihn ein Gutachten des berühmten Erasmus gestärkt hatte.

In diesem Gutachten mißbilligte Erasmus das Verfahren des päpstlichen Stuhls als ein ungerechtes und hartes, weil Luthers Sache noch nicht gründlich untersucht worden sei, und rieth ein Schiedsgericht von unbefangenen, angesehenen Männern und Gelehrten unter Zuziehung der Könige von Spanien, Frankreich und Ungarn niederzusetzen und ihnen die Entscheidung zu überlassen. Beliebe man das nicht, so möge man ein allgemeines Concilium berufen. — Kaum hatte Erasmus diesen Rath schriftlich abgegeben, so kam ihm vor den päpstlichen Legaten eine Furcht an, so daß er sein Gutachten wieder vom Kurfürsten zurückverlangte. Der Kurfürst aber behielt es und benützte es, um den Kaiser für den bevorstehenden Reichstag in Luthers Sache günstig zu stimmen.

Während so die Wirkung der Bulle entkräftet wurde, ließ Luther selber die Bulle mit einer Gegenerklärung drucken und wiederholte seine schon zwei Jahre zuvor eingelegte, jetzt aber noch in gerichtlicher Form ausgestellte Appellation an ein allgemeines, freies Concilium, worin er in der kühnsten Sprache den Papst als einen ungerechten Richter, Unterdrücker der h. Schrift und Verächter eines freien Conciliums darstellte.

Angesommen auf dieser Höhe subjectiver Entgegensetzung, that hierauf Luther den letzten formellen Schritt der Losagung von der bisherigen Kirchengemeinschaft. Denn als er hörte, daß man zu Ingolstadt, Mainz, Köln, Löwen und Antwerpen (wiewohl unter lauten Äußerungen des Volksunwillens) seine Schriften verbrannt hatte, gieng er am 10. December des Jahres 1520 im Geleite von Magistern und Studenten vor das Elsterthor, und nachdem

dort einer der Magister einen Holzstoß errichtet und die canonischen Bücher nebst Ed's und Anderer Schriften darauf gelegt und dann das Ganze angezündet hatte, warf Luther die päpstliche Bulle mit den Worten in's Feuer: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!“

Das war der verhängnißvolle Schritt, durch welchen der Riß in die ganze abendländische Christenheit geschah, der durch fast alle innern und äußern Lebensverhältnisse hindurch gehend, für beide getrennte Theile eine fortwährende ernste Mahnung zur Buße ist. Denn mit obigen Schriften, so wie mit dieser Handlung entfremdete sich Luther alle Diejenigen, die zwar eine Heilung der kirchlichen Gebrechen angestrebt hatten, aber vor einer Zertrümmerung der römischen Kirche selbst Scheu trugen. Doch blieben auf Luther's Seite einestheils Diejenigen, welche mit der h. Schrift näher vertraut waren, oder welche wenigstens in ihrem sittlichen Ernste von der damaligen Beschaffenheit der Kirche kein Heil mehr erwarteten, doch sehnlich darnach strebten, anderntheils freilich auch gar Viele, welche aus andern, mehr äußerlichen Gründen mit der römischen Kirche unzufrieden oder zerfallen waren, so daß gleich von Anfang an in der Reformation ebenfalls, wie in allen vorangegangenen Entwicklungsperioden des Reiches Gottes, neben dem Waizen der Aferwaizen aufzuwuchern, neben dem positiven Festhalten des ewigen Grundes die denselben untergrabende Verneinung geschäftig zu sein begann.

Unter denen, welche anfangs dem Luther Beifall gezollt hatten, nun aber, als sie den Sturm ausbrechen sahen, sich zurückzogen, befand sich auch Erasmus, der nur darauf bedacht war, keinem Theile Anstoß zu geben. Selbst Staubig wendete sich, als er sah, daß die Bewegung nicht mehr innerhalb der Kirche blieb, allmählich von Luther ab. — Der Umstand, daß der Reformation gleich anfangs auch eine Menge nach Ungebundenheit lüsterner Menschen aus verschiedenen Ständen sich angeschlossen, welche der Sache des Evangeliums durch ihren fleischlich-rohen Sinn großen Schaden brachten, schreckte besonders Viele zurück. Mußte doch selbst Luther nur zu bald klagen, daß so sehr Viele die evangelische Freiheit nur zum Deckel der Bosheit nahmen und aus ihr eine zügellose Freiheit des Fleisches machten. Gegen diese glaubens- und zügellose Masse, deren unevangelisches Treiben von den Gegnern als unmittelbare Folge der Lehre der Reformation dargestellt wurde, kämpfte Luther sein Leben lang mit eben so heftigem Unmuth, wie gegen die „Papisten“ selbst, und wenn er oft in dem Papste den „Antichrist“ sah, so erschien ihm nicht minder die Rotte der falsch-evangelischen Christen als „vom Teufel beseffen“.

§. 187. **U**nterdessen waren die Gemüther der Mächtigen auf die neue Kaiserwahl gerichtet gewesen, von der man Befestigung der bereits wieder wankenden Ordnung in den Reichsangelegenheiten, und besonders die Beilegung des kirchlichen Streites erwartete, wie denn zu dieser Zeit vorzugsweise die zwei großen Gedanken, nämlich der einer Erneuerung der

firchlich=religiöſen Zuſtände und der einer nationalen ſtändiſchen Regierung den Geiſt des deutſchen Volkes beſchäftigten.

Der alte Kaiſer Maximilian hatte kurz vor ſeinem Tode 1518 noch einen Reichstag zu Augſburg gehalten, auf welchem 100 Beſchwerden der deutſchen Nation gegen das päpſtliche Regiment vorgelegt wurden, aber die zugleich betriebene Erwählung ſeines Enkels Karl, der bereits in Spanien zur Thronfolge gelangt war, nicht durchſetzen können, weil Papſt Leo und König Franz I von Frankreich durch Beſetzung dagegen wirkten. Mißmuthig darüber und bereits fränkelnd verließ Max Augſburg (zwei Tage vor Luther's Zuſammenkunft mit Cajetan) und begab ſich nach Innsbruck, wo aber die Bürger, die von früher her noch eine Schuld an ihn zu fordern hatten, ſein Gefolge aufzunehmen ſich weigerten. Dieſe Kränkung verſchlimmerte ſeine Krankheit, ſo daß er zu Wels in Oberöſterreich liegen bleiben mußte. Seine Gedanken waren ſchon länger her auf das Jenseits gerichtet, wie er denn in den letzten vier Jahren ſeinen Sarg immer mit ſich geführt hatte. Nach Empfang der Abſolution und des h. Abendmahls kleidete er ſich ſelbſt in ſein Todtenhemd und erwartete ruhig ſein Ende, und als die Umſtehenden weinten, rief er ihnen tröstend zu: „Was weint Ihr, das Ihr einen ſterblichen Menſchen ſterben ſehet?“ Kurz darauf verſchied er am 11. Januar 1519 im 60. Jahre ſeines Lebens und im 26. ſeiner Regierung.

Die Fürſten hatten Friedrich den Weiſen, Kurfürſten von Sachſen, der bei ihnen wegen ſeiner Beſonnenheit, Redlichkeit und Geſchäftserfahrung das größte Anſehen genoß und ſtets ein vorzugsweiſe ſtändiſches Reichsregiment angeſtrebt hatte, zum Kaiſer wählen wollen; aber er hatte die Krone ausgeſchlagen, und auf ſeinen Rath war Maximilian's Enkel, der Beherrſcher Spaniens, der Niederlande, Öſterreich's, Neapel's, und Sicilien's, ſo wie der neu entdeckten Länder Amerika's war, am 28. Juni 1519 zum deutſchen König gewählt und im nächſten Jahre darauf als **Karl der Fünfte** zu Aachen gekrönt worden, nachdem er zuvor die Wahlcapitulation, d. i. einen Wahlvertrag, wodurch ſich die Fürſten Deutschlands gegen den Mißbrauch kaiſerlicher Gewalt zu ſchützen ſuchten, unterzeichnet hatte. (Biſ zu dieſer Krönung war das Regiment des Reichs noch in den Händen des Kurfürſten Friedrich geblieben.)

In jener Wahlcapitulation verpflichtete ſich Karl, alle beſtehenden Geſetze und Ordnungen des deutſchen Reiches aufrecht zu erhalten; den Ständen ihre herkömmliche Landeshoheit nicht zu ſchmälern; ohne ihre (zum wenigſten der Kurfürſten) Einwilligung weder Reichskriege anzufangen, noch fremdes Kriegsvolk nach Deutschland zu führen; keine unnöthigen Auflagen zu machen; keine Reichstage deutſcher Nation außerhalb des Reiches zu halten; die Reichs- und Hofämter nur mit Deutſchen zu beſetzen; in öffentlichen Reichsverhandlungen und Schriften keine andere, als die deutſche Sprache anzuwenden zu laſſen; ſeinen Reichsſtand vor ein Gericht außer dem Lande zu fordern, u. a. m. Auch verpflichtete er ſich, alle gegen die Fürſten gerichteten Adels- und Städtebündniſſe, deſgleichen die Bündniſſe der Kaufleute zu verbieten; den römischen Stuhl zur Zurücknahme der wider die Concordate deutſcher Nation gerichteten Maßregeln und zur pünktlichen Haltung dieſer Concordate zu vermögen, dabei aber doch als Schirmherr der Kirche den päpſtlichen Stuhl zu ſchützen.

Alles war in geſpannter Erwartung, auf welche Seite ſich der neue Kaiſer (denn dieſer Titel war ihm vom Papſt gleich bei ſeiner Krönung in Aachen gewährt worden) in der Kirchenfrage wenden werde. Aber Karl war noch jung, mit dem Weſen und der Sprache der Deutſchen völlig unbekannt, und zugleich der Beihülfe des Papſtes ſowohl in dem voraus-

zusehenden Kriege mit Frankreich, als auch in seiner Stellung zu den spanischen Ständen bedürftig.

Diesen Ständen zu Gunsten hatte der Papst kurz vorher die Inquisition, die in Spanien meist dem weltlichen Regimente zum Werkzeuge diente, gemildert, und Karl sah dadurch seine dortige Regierung gefährdet; er drang daher beim Papste auf Zurücknahme des Milderungsbreve's, und dieser gewährte sie für Karl's Beistand gegen Luther's Lehre, welcher bereits selbst Fürsten, wie Kurfürsten Friedrich von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Markgrafen Albrecht von Brandenburg, geneigt waren.

§. 188. Theils um die Verhältnisse des Reichsregiments, insbesondere des Reichskammergerichts zu ordnen, theils um die ständische Beihülfe zu seinem Kampfe mit Frankreich, der hauptsächlich in Italien geführt werden mußte, zu erhalten, theils um die Bewegung gegen die Kirche zu unterdrücken, eröffnete Karl V unter allgemeiner Erwartung den **Reichstag zu Worms**, 1521 auf welchem Luther, ungeachtet der päpstliche Legat Aleander die Bannbulle für ihn mitgebracht hatte, nach vorangegangener Vorladung und nach dem Empfang eines richtig formulirten kaiserlichen Geleitbriefs, trotz aller Abwarnungen seiner Freunde, unter dem Zuströmen einer ungeheuern Volksmenge am 16. April in Person erschien, und um so größere Erwartungen erregte, als selbst sämtliche Reichsstände, darunter der eifrig katholische Herzog Georg von Sachsen, in 105 Artikeln große Beschwerden gegen den römischen Hof und gegen die Entartung der Kirche erhoben hatten.

Schon gleich nach Karl's Wahl hatte Luther an ihn geschrieben und ihn gebeten, daß er ihn nicht unverhört und unwiderlegt verdammen lassen möchte, und Kurfürst Friedrich hatte diese Bitte so kräftig unterstützt, daß der Kaiser, ungeachtet der päpstliche Legat Aleander die Sache als eine schon entschiedene beurtheilt wissen wollte, ein besonderes Vorladungsschreiben an Luther erließ, weil selbst die Reichsstände auf vorausgehende persönliche Vereinerkennung Luther's drangen. — Die genannten reichsständischen Beschwerden (Gravamina) gegen den römischen Stuhl enthielten unter andern Klagen auch die, daß der Papst die Rechte Deutschlands nicht achte, geistliche Ämter um hohen Preis verkaufe, sich die Vergebung der Sünden bezahlen lasse, indem päpstliche Heiligkeit „tätlich so viele Indulgenz und Ablass in die deutsche Nation schide, dadurch arme Einfältige verführt und nur ihrer Baarschaft bethört würden.“ Auch klagten sie über den Mißbrauch des Bannes, daß oft „um 4 und 8 Kreuzer willen mit dem Banne gedroht werde.“

Luther sah in der Berufung vom Kaiser „eine Berufung von Gott“, und ließ sich nicht halten, Folge zu leisten. Noch in der Nähe von Worms ließ ihn selbst Spalatin warnen, die Stadt zu betreten; aber Luther entgegnete unerschrocken: „Wenn so viele Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, doch wollte ich hinein!“ Und so fuhr er auf einem offenen Wägelchen in seiner Mönchskutte unter ungeheuerem Zulauf in Worms ein, wo er in der Herberge des Herzogs Friedrich abstieg und gleich bis in die Nacht hinein von Fürsten, Grafen und Herren besucht wurde. Am 17. April, Nachmittags 4 Uhr, geleiteten ihn der Reichsmarschall von Pappenheim und ein Ehrenherold aus Vorstadt durch Nebengänge in das Rathhaus. Vor dem Eintritt in den Reichssaal klopfte ihn der alte Feldherr Georg von Frundsberg auf die Schultern und sprach: „Mönchlein, Mönchlein! Du gehst jetzt einen Gang, desgleichen ich und mancher Oberster auch in unserer allererfnstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getroßt, Gott wird dich nicht verlassen!“

Vor der Reichsversammlung durch den kaiserlichen Orator D. Eck befragt, ob er alle seine Schriften anerkenne, that er es, und als er sie widerrufen sollte, hat er sich Bedenkzeit aus, um weder „das Wort Gottes“, noch seiner Seele Seligkeit“ durch eine unbedächtinge Antwort zu gefährden. Vielen erschien dieses Aufschubbegehren als ein Zeichen der Unsicherheit und sie erwarteten schon mit heimlicher Freude einen verzagten Widerruf. Aber am folgenden Tage, um dieselbe Zeit, ließ er sich mit bescheidener Rede in einer längern Verantwortung in deutscher und lateinischer Sprache vernehmen und schloß im Angesichte des Kaisers und der Fürsten im vollsten Glaubensmuth mit den Worten: „Es sei denn, daß man mich mit Zeugnissen der heiligen Schrift und mit hellen klaren Gründen überweise, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher, noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders: Gott helfe mir! Amen.“

Auf dieses erklärte der Kaiser gleich am folgenden Tage, ohne eine gemeinjamc Verathung mit den Fürsten abzuwarten, den Reichsständen schriftlich, daß er sich berufen fühle, die ihm von seinen Vorfahren gleichjam erblich hinterlassene römische Kirche zu schirmen und Luther's gottloses Vorhaben mit aller seiner Macht zu hindern; daher er ihn nicht weiter hören, sondern nach Ablauf des freien Geleits gegen ihn als offenbaren Keger verfahren werde.

Einige hatten nämlich dem Kaiser gerathen, Luthern als einen Keger das Geleit nicht zu halten, aber Karl soll diese Anmuthung mit den Worten abgewiesen haben: „Ich will nicht mit Sigismund erröthen!“ — Luther wurde daher entlassen, aber nach der Abreise der beiden Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz durch ein (nur den vier übrigen Kurfürsten geschickt abgewonnenes und deßhalb zurückdatirtcs) Edict in die Reichsacht erklärt, seine Bücher zum Feuer verdammt, und geboten, daß Luther nach abgelauften Geleite (das noch auf 21 Tage weiter erstreckt wurde) an den Kaiser ausgeliefert werden solle. Der Kaiser selbst aber begab sich auf lange Zeit nach Spanien und überließ die Leitung der deutschen Angelegenheiten dem für die Dauer seiner Abwesenheit auf dem Wormser Reichstage eingesetzten, anfangs in Nürnberg, dann in Eßlingen residirenden Collegium von Reichsständen, an dessen Spitze sein jüngerer Bruder Ferdinand stand, welchem er die deutsch-habsburgischen Erblande sammt der Anwartschaft auf Ungarn und Böhmen überlassen hatte.

Um nun den Gebannten und Geächteten den Nachstellungen seiner Feinde zu entziehen, ohne ihn öffentlich schützen und dadurch sich geradezu gegen Kaiser und Reich ungehorsam zeigen zu müssen, gab Friedrich der Weise zu verstehen, daß es gut wäre, wenn Luther auf seiner Rückreise an irgend einen verborgenen Ort gebracht würde, und als das Achtседict öffentlich erschien, war Luther schon auf der Wartburg (bei Eisenach) in Sicherheit. Auch wurde die Acht trotz den ihr angehängten Straßandrohungen nirgends in Deutschland beachtet; selbst Luther's Schriften fanden nur um so mehr Abgang und bloß in Köln und Wien bereitwillige Hände, sie zu verbrennen.

Der geheime Wink des Kurfürsten, Luthern irgend wohin in Sicherheit zu bringen, wurde auf folgende Weise vollzogen. Luther hatte eben seine Reisegefährten nach Waltershausen vorausgeschickt und nur Nikolaus von Amstorf war bei ihm im Wagen. In einem Hohlwege sprengten zwei Edelleute mit ihren Knechten herbei und fielen den Pferden in die Zügel, rissen Luthern scheinbar gewalthätig aus dem Wagen und ließen ihm Reiterkleidung anlegen; dann setzten sie ihn auf ein Pferd und ritten mit ihm in der Nacht auf die Wartburg, wo er in Reiterkleidung unter dem Namen „Junker Georg“ verborgen leben mußte. Der Kurfürst selbst wußte diesen seinen Aufenthalt nicht. In Deutschland aber verbreitete sich das Gerücht, Luther sei durch Mord aus dem Wege geräumt worden. Die Trauer darüber sprach Albrecht Dürer, der zu Luther's entschiedenem Bewunderern gehörte, in seinem Tagebuche mit den Worten aus: „O Gott! ist Luther todt, wer wird uns hierfür das heilige Evangelium so klar fürtragen? O ihr frommen Christenmenschen alle, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende.“ Späterhin wurde zwar Luther's Aufenthalt bekannt, doch ohne ihm Gefahr zu bringen, da Niemand den Bann und die Acht berücksichtigte.

In der Stille dieses verborgenen Aufenthalts begann Luther seine unübertroffene Überetzung der Bibel aus den Grundsprachen, und schrieb mehrere Abhandlungen und Auslegungen, indeß in Wittenberg sein gelehrter Freund Philipp Melancthon, welcher unterdeß auf ruhigem, wissenschaftlichem Wege an dem gleichen Ziele, wie Luther auf practischem Wege, angelangt war, die Reformation durch ein Lehrbuch förderte, das unter dem Titel *Loci communes rerum theologicarum* zum erstenmal ein aus der heiligen Schrift selbst zusammengestelltes Lehrgebäude des christlichen Glaubens enthielt.

Luther's Überetzung des Neuen Testaments erschien schon im September 1522 im Druck und machte einen um so größern Eindruck, weil darin zum erstenmal dem Volke das Evangelium in seiner Reinheit dargeboten wurde, welches ihm bisher nur durch menschliche Zusätze entstellt, bekannt gewesen war. Mathesius schrieb: „Dies ist der größten Wunderwerke eins, das unser Gott durch Dr. M. Luther vor'm Ende der Welt hat ausgerichtet, daß er uns eine schöne deutsche Bibel lät' zurichten, und redet und erklärt uns, was sein ewig göttlich Wesen und gnädiger Wille ist, in guten, derben und verständlichen deutschen Worten.“ Die Schriften des Alten Testaments, bei deren Überetzung ihm, außer Melancthon, seine Freunde Cruciger, Bugenhagen, Justus Jonas und Aurigallus Beistand leisteten, erschienen nach und nach zwischen den Jahren 1523 bis 1534. Luther nahm „keinen Heller“ Lohn dafür, sondern unterzog sich der schweren Arbeit rein „zu Gottes Ehren und zum Dienst der lieben Christen.“ — Die Bibelüberetzung Luther's, ein Meisterstück deutscher Sprache und deutschen Gemüths, war und blieb fortan von maßgebendem Einfluß auf Sprache und Gesinnung. Vier Wochen nach dem Erscheinen des Neuen Testaments erließ Herzog Georg einen Befehl an seine Unterthanen, alle Exemplare dieser Verdeutschung auszuliefern, was Luthern veranlaßte, seine Schrift „Von weltlicher Obrigkeit“ herauszugeben, worin er nachweist, daß weltliche Obrigkeit eine Ordnung Gottes sei, gegen die das Evangelium Gehorsam fordere, daß sie aber nicht Macht habe, in das Gebiet des Glaubens und religiösen Gewissens einzugreifen. Thue sie das, so dürfe man nicht folgen, doch aber auch nicht mit Gewalt widerstehen, sondern lieber Unrecht leiden um Gottes willen.

§. 189. Führte nun die stille Versenkung in die h. Schrift den durch die Hitze des Streites auf's Äußerste angespannten Geist Luther's zu tieferer Erfassung der objectiven Seite der christlichen Wahrheit hin, so sollte nun auch manche demüthigende, das Reformationswerk bedrohende Erfahrung

ihn mehr und mehr von der Neigung zur subjectiven Auffassung abbringen und seiner aus tieferer Schrifterkenntniß aufkeimenden Befähigung zum positiven Aufbauen der evangelischen Kirche den nöthigen Anstoß geben.

1522 Denn unterdeß waren an verschiedenen Orten Neuerungen im Gottesdienst durch Abschaffung der Messe, der Bilderverehrung, des Klosterlebens 2c. vorgenommen worden. Auch in Wittenberg fiengen Luther's Anhänger an, auf eigne Hand den öffentlichen Gottesdienst umzuändern, wobei aber der fanatische Reformeifer Carlstadt's, welcher sich sogar der in Zwickau entstandenen, das sogenannte „innere Licht“ über das Wort Gottes stellenden schwärmerischen Secte der Wiedertäufer oder Anabaptisten angeschlossen, den Bildersturm zu Wittenberg erregte. Schon jubelten die Gegner der Reformation; selbst Erasmus erinnerte an seine Prophezeiung, und der Kurfürst sah sich gewissermaßen bloßgestellt. Da ließ sich Luther, ohne vor dem Wormser Edict und ohne vor dem warnenden Verbot seines Landesherrn, der ihn außerhalb der Wartburg nicht schützen zu können erklärte, zu erschrecken, nicht länger zurückhalten, sondern verließ seinen Schutzort und eilte nach Wittenberg, um dort die Ordnung wieder herzustellen. Es gelang ihm, binnen acht Tagen, durch tägliche Predigt die schriftwidrigen Behauptungen und revolutionären Bewegungen dieser Schwarmgeister zu widerlegen, so daß Carlstadt und seine Anhänger, die „Zwickauer Propheten“, unter denen auch Thomas Münzer war, aus Wittenberg wichen, um in anderen Gegenden den Samen ihres seelen- und staatsgefährlichen Spiritualismus auszustreuen. Denn die Wiedertäufer vermischten Geistliches und Weltliches und wollten den Gang der Reformation, der ihnen zu langsam vorkam, beschleunigen, indem sie eine kirchlich-bürgerliche Reformation der Massen, eine „Verbesserung für das Volk durch das Volk“ anstrebten.

Hierauf bemühte sich Luther, den Gottesdienst durch deutliche Liturgie, Austheilung des h. Abendmahls in beiderlei Gestalt und Hervorhebung der Predigt zu regeln, so wie überhaupt (im Verein mit seinem Freunde Melancthon) durch begütigende Rede und Schrift der Reformation, die sich unterdeß immer weiter ausgebreitet hatte, feste Bahn und Richtung zu geben.

Neben der Fortsetzung seiner Bibelverdeutschung, die jedoch erst 1534 beendet wurde, ließ er verschiedene Schriften zur Einrichtung des Gottesdienstes und christlicher Schulen ausgehen. Schon auf der Wartburg hatte er eine Kirchenpostille begonnen. — Seit 1523 ergriffen auch andere Städte die Reformation, wie namentlich Frankfurt durch das Beispiel Hartmann's von Cronenberg, der seine Unterthanen zum evangelischen Glauben anleitete; Magdeburg durch Amstdorf; Straßburg durch Hedio, Capito, Bucer; Nürnberg durch Oslander, Wilibald Pirckheimer u. And. Die kräftigsten Verkündiger der Reformation lieferten die — Mönchsklöster. So entschieden sich fast alle Augustiner für Luther's Lehre; so die antipapistische Fraction der Franziskaner, darunter Eberlin von Günzburg, der heftige Reformator Lampert; Myconius, Luther's Freund; so Andere aus andern Orden. Wo es an Geistlichen gebrach, traten Ritter und Handwerker, Frauen und Jungfrauen fördernd ein. Argula von Grumbach forderte sogar die Universität Ingolstadt zu einer Disputation auf den Grund des Wortes Gottes heraus. — Durch alles dieses wurde

die Reformation Volksache, und vergebens klagte Ferdinand als Reichsverweser, daß Luther's Lehre so allgemeinen Eingang fände.

Allerdings hatten seine früheren Schriften durch die oft ungemessene Heftigkeit und Verbeißtheit der darin herrschenden Sprache besonders die unteren Stände stark aufgeregt. Aber Empörung durch Gewalt und Aufruhr verabscheute er, und wollte keine andern, als die Waffen „geistlicher Ritterschaft“ gebraucht wissen. Dies bewies er zunächst bei folgender Gelegenheit.

Das arme Landvolk im südlichen Deutschland und am Rhein, wo die weltliche Gewalt meist in den Händen kleiner (insbesondere geistlicher) Fürsten und Herren war, hatte sich schon im letzten Viertel des vorangegangenen Jahrhunderts, um sich ein besseres Loos zu verschaffen, mehrfache Aufstände gegen ihre Obrigkeit erlaubt und jedesmal die Religion mit eingemischt.

Ein größerer Aufstand dieser Art war der sogenannte BUNDschuh zur Abschaffung der geistlichen Gerichte, Zölle und übertriebenen Steuern gewesen, der zuerst 1493 im Elsaß, dann 1505 bei Speyer, und 1513 im Breisgau sich erhoben hatte, das letztemal mit der Forderung, der Kaiser solle ohne Fürsten regieren, das römische Recht abthun und Wald und Wasser frei geben. Ein Zweig dieser Bauernverschwörung war der Bund des armen Konrad in Württemberg, der aber durch einen Vertrag beigelegt wurde.

Als nun Luther in seinen Schriften von „evangelischer Freiheit“ sprach, und die Fürsten aufforderte, das schlechte Kirchenregiment zu verbessern, da mißverstanden die Bauern in Schwaben und am Rhein in ihrer Unwissenheit, in der sie von ihren geistlichen Führern gehalten worden waren, jene Lehren und verlangten Freiheit von allen sie drückenden Lasten und Abgaben, und als man ihnen die Gewährung ihrer Forderungen unbedingt verweigerte, während doch einige darunter billig waren, so erhoben sie sich im Aufruhr gegen ihre Guts herrschaften, und es entbrannte zunächst in Südwestdeutschland der **große Bauernkrieg, 1524 — 1525** der sich dann besonders durch die schwarmgeistigen communistischen Lehren und Umtriebe Thomas Münzer's und anderer wiedertäuferischer Prädicanten auch in Mitteldeutschland verbreitete und schreckliche Verheerungen anrichtete.

Thomas Münzer, geb. zu Stolberg am Harz um 1490, Lehrer am Martinsgymnasium in Braunschweig, trieb sich stets unruhig umher, bis er in Zwickau ein Diaconat erhielt und sich der von Luther ausgegangenen Richtung angeschlossen. Er kam dort mit den Bettelmönchen in Streit, wurde aber auf Luther's Fürsprache vom Stadtrath geschützt; als er sich dann mit den andern Predigern überwarf und Luther zum Guten reden wollte, faßte er auch gegen Luther einen Haß und verband sich mit dem schwärmerischen Tuchmacher Nicolaus Storch, der einen Conventikel hielt und im geistlichen Hochmuth aus seinen Anhängern 12 Apostel und 72 Jünger auswählte, um durch sie seine wiedertäuferischen Lehren zu verbreiten. Wegen fortgesetzter Streitigkeiten mit andern Geistlichen wurde Münzer seines Amtes entsetzt, und wegen Aufwiegelung der Tuchmachergesellen gegen den Magistrat aus der Stadt gewiesen.

Er wendete sich nun nach Wittenberg, wo er mit Carlstadt und den sog. Zwickauer Propheten jene Neuerungen begann, die Luther zur Rückkehr von der Wartburg bestimmten. Als er mit den Zwickauern aus Wittenberg weichen mußte, gieng er anfangs nach Böhmen, dann nach Nordhausen und wurde 1528 Pfarrer in Albstadt, blieb aber dabei mit den Wiedertäufern in Verbindung, die überall

für ihr neues himmlisches Reich warben. Ein Prädicant derselben brachte die Bauern im Jorchheimer und Ebermannstädter Grunde in Aufrstand. Als Münzer davon hörte, rüstete auch er Bauern zusammen und führte sie zur Zerstörung einer Kapelle aus. Deshalb wurde er von Allstädt verwiesen.

Er zog nun nach Mühlhausen, wo er sich mit dem Prädicanten Pfeifer verband und hier ebenfalls zu wählen anfieng. Auch von hier vertrieben, gieng er nach Nürnberg, und ließ dort eine heftige Schmähschrift gegen Luther ausgehen, weil dieser in einer Schrift an die sächsischen Fürsten gegen den um sich greifenden aufrührerischen Geist gewarnt hatte. — Auch aus Nürnberg vertrieben, gieng Münzer nun nach Basel, wo der vom **schwäbischen Bund** wegen Landfriedensbruchs aus seinem Lande vertriebene Herzog **Ulrich** von Württemberg Truppen um sich sammelte (darunter die aus der Sickingenschen Niederlage entkommenen Ritter), um mit Benützung der Bauernbewegung durch einen Einfall in Deutschland sich wieder seines Landes zu bemächtigen, das der schwäbische Bund (§. 172) gegen Ertrag der Kriegskosten an den Kaiser verpfändet hatte, der es dann seinem Bruder Ferdinand zu Lehen gab.

Hier an der Schweizer Gränze, besonders in Waldshut, wie überhaupt in Oberschwaben, nährte Münzer die Aufregung des Bauernvolkes gegen die geistlichen und weltlichen Herrschaften in aller Weise; denn er und seine Prädicanten giengen darauf aus, geistliches und weltliches Regiment umzustürzen, und sein und seiner Gesellen Wahlspruch: „Omnia sunt communia!“ zeigte deutlich, was sein letztes Ziel war. Dabei streute er, auf Träume und Visionen sich stützend, mit seiner unklaren, unruhigen Schwarmgeisterei viel bösen Samen aus.

Neun herumziehende demagogische Prädicanten münzerischen Geistes kamen auch in das Gebiet des Fürst-Abts von Kempten, und machten dessen Unterthanen aufrührerisch, so daß diese den Abt in seiner Burg belagerten und ihm Zugeständnisse abnöthigten. Dadurch ermuntert, erhob sich das Landvolk allenthalben in ganz Südwestdeutschland. Gleich anfangs trat der schwäbische Bund der Bewegung entgegen, konnte aber, weil Herzog Ulrich seinen Einfall in's Werk setzte, eine Zeit lang nicht kräftig genug gegen die aufständischen Bauern verfahren. Diese hatten drei „helle Haufen“ (im Allgäu, am Bodensee und an der Donau) gebildet, und wollten die Fürsten, Edelleute und Geistlichen zur Abstellung bürgerlicher und kirchlicher Mißbräuche zwingen, indem sie überall, wo sie sich erhoben, Schlösser und Klöster plünderten und niederbrannten, und Edelleute und Geistliche arg mißhandelten. In wilder Verblendung plünderten und zerstörten sie Klöster und Schlösser, leerten die reichgefüllten Keller und verschütteten das Übrige, was sie nicht bewältigen konnten. Selbst die Bauernweiber rotteten sich an manchen Orten bewaffnet zusammen und schrieen nach Plünderung der „Pfaffenhäuser“ oder waren mit Wagen bereit, die Beute wegzuführen. — Die Führer der vielen wilden Haufen waren meist verschuldete Wüsthine oder hab- und herrschsüchtige Schreiber, unter ihnen Jäcklin Rohrbach aus der Nähe von Heilbronn, sein Schreiber Wendel Dippel, ehemals Kanzler (Verwaltungsbeamter) der Grafen von Hohenlohe, und Georg Mezler, ein Wirth aus dem Odenwald, die berühmtesten.

Die Strenge, womit der Graf **Truchseß von Waldburg**, als Heerführer des schwäbischen Bundes, verfuhr, dämpfte das Feuer nur theilweise. Denn nun verbreitete sich der Aufrstand vom Odenwald aus nach Franken und sprangweise auch in den meisten Ländern Mitteldeutschlands. Die Führer des Aufstandes, dem sie den Namen „Christliche Einigung“ gaben, giengen sogar darauf aus, eine Art Bauernstaat zu gründen. Ihre Rohheit und Grausamkeit gipfelte sich in der Mißhandlung des Grafen Ludwig von Helfenstein. Dieser war mit 70 Reissigen den Bürgern von Weinsberg zu Hülfe gesandt worden. Da aber die Bürger nicht fest genug zu ihm standen, drangen die Bauern ein und nahmen den Grafen gefangen. Der Bauernrath beschloß nun, zur Rache für ihre durch den Grafen Truchseß von Waldburg gefallenen Brüder im Oberland, alle Fürsten, Edelleute und Pfaffen umzubringen und gleich mit dem gefangenen Gra-

fen den Anfang zu machen. — Zufällig bat seine Gemahlin mit ihrem zweijährigen Söhnlein auf dem Arm die Bauern um das Leben ihres Gatten. Höhnend stieß man sie zurück, riß ihr das Geschmeide ab und verwundete ihr Kind mit einem Spieß. Dann wurde der Graf mit den übrigen Oelleuten von den Bauern umringt, und gezwungen, im Kreise, den die Bauern um sie gebildet hatten, hin- und herlaufend wider die Spieße zu rennen, bis Alle von tausend Stichen durchbohrt niederfielen. Einer der Auführer, ein ehemaliger Diener des Grafen, Namens Melchior Runnenmacher, blies zu diesem Todeslaufe die Pfeife!

Weil es der ganzen Bewegung an Einheit fehlte, so zwangen die Klügeren, um ihrer Sache mehr Ordnung und Ansehen zu geben, den fränkischen Ritter **Götz von Berlichingen**, der zu denjenigen seines Standes gehört hatte, die sich schwer in den Landfrieden schickten und das alte Fehderecht für sich in Anspruch nahmen, ihr Hauptmann zu werden. Er nahm diese gefährliche Stelle zwar an, aber nur mit Widerstreben, theils um sein Leben und Vermögen zu retten, theils um seine Standesgenossen vor größeren Nachtheilen zu bewahren. (Dieß bewiesen in der Folge die Aussagen der 33 von Götz benannten Zeugen und es ist auch durch viele andere Urkunden erhärtet.) Aber es war ihm nicht möglich, der Unordnung Einhalt zu thun: er legte daher schon nach einer Woche die Hauptmannschaft nieder, weil die Bauern beschloßen, alle Fürsten und Herren, die ihre Reformation nicht annehmen würden, todt zu schlagen. Indes wurde er von ihnen streng bewacht. Die meisten Oelleute suchten sich durch Verträge zu retten; einige Bauernanführer giengen dann darauf aus, den Adel auf ihre Seite gegen die Fürsten zu ziehen, wozu es aber der Haß der Bauern nicht kommen ließ.

Bald nach dem Ausbruch des Auführs hatte Luther ein strafendes Schreiben an die Rebellen erlassen, worin er ihnen sagte, „geleht auch, eine Obrigkeit sei im Unrecht, so entschuldige das doch keine Kotterei, noch Aufruhr“, und anderseits die Fürsten nachdrücklich aufforderte, die- sen aufrührerischen und unchristlichen Bewegungen zu steuern, aber dabei unverholen äußerte, daß die Fürsten selbst durch Druck und Übermuth solch' Unheil hervorgerufen hätten. Und als die Bauerngräuel ihren höchsten Gipfel erreichten, schrieb er im äußersten Unwillen seine Schrift: „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern. „Auch Melanchthon schrieb wider dieselben.

Inzwischen hatte Graf Truchseß die Bauern aus dem Allgäu ge- jchlagen; darauf wendete er sich gegen den 30,000 M. starken Haufen der Schwarzwälder und Württemberger und zerstreute sie bei Böblingen.

Hiebei fielen an 8000 Bauern. Unter den Gefangenen befand sich jener Mensch, der den unglücklichen Edlen bei Weinsberg zu ihrem Spießlauf gepfeifen hatte. Truchseß ließ ihn mit einer Kette an einen Baum befestigen und in einiger Ent- fernung um ihn herum Feuer anlegen, von dessen Gluth gepeinigt er an der Kette hin- und hersprang, bis er mit verbrannten Gliedern todt niederfiel. Acht Tage darauf eroberte Truchseß Weinsberg, ließ die Stadt anzünden und erklärte die Gemeinde für aufgelöst; den Säcklin Rohrbach aber, der dabei ergriffen wurde, ließ er ebenso, wie jenen Runnenmacher, mit einer Kette an einen Baum gebunden, sich am Feuer zu Tode laufen!!

Zulezt brachte Truchseß dem dritten Haufen, den Odenwäldern und Franken, welche bereits rath- und muthlos verschiedene Städte um Hülfe angiengen, bei Königshofen eine blutige Niederlage bei, worauf die Reste der Zersprengten da und dort vollends niedergewürgt wurden. Nur in Bayern, in der Oberpfalz und in dem größten Theile von Kurachsen war die Bevölkerung ruhig geblieben.

§. 190. **U**nterdessen war Thomas Münzer, bald nach dem Anfang des Bauernaufstandes, nach Thüringen zurückgekehrt und, nachdem er unterwegs zu Fulda gefangen worden und wieder losgekommen war, nach Mühlhausen gegangen, wo sich sein Spießgeselle Pfeifer mit Hülfe aufrührerischer Bauern bereits festgesetzt hatte. Beide bemächtigten sich nun mit ihrem Anhang aller Kirchen und zuletzt durch Vertreibung des alten und Einsetzung eines ihnen ergebenen Rathes, des Stadtregiments. Münzer gieng mit seiner schwarmgeistigen Rotte darauf aus, eine auf Gütergemeinschaft (Communismus) gegründete Theokratie aufzurichten. Zu diesem Zwecke wiegelte er durch Aussendlinge sowohl die Bürger in anderen Städten, z. B. in Erfurt, Nordhausen, Eisenach etc., als auch das Landvolk auf, das nun in Thüringen, Hessen, Meissen und im Braunschweigischen ähnlich hauste, wie die Bauern in Schwaben und Franken.

Die ganze anarchische Bewegung richtete auch in diesen Ländern durch Zerstörung von Schlössern und Klöstern und durch Verübung der ärgsten Gräueltthaten schreckliche Verwüstungen an, und konnte nur durch die vereinte Kraft der Fürsten unterdrückt werden. Nachdem der thatkräftige Landgraf Philipp von Hessen den Aufstand in seinem eigenen Lande, besonders durch eine Niederlage der Bauern in und um Fulda gedämpft hatte, zog er nach Thüringen und schlug in Verbindung mit dem Herzog von Braunschweig und dem Herzog Georg von Sachsen bei Frankenhauseu den von Münzer geführten Haupthausen, der theils vernichtet, theils zerstreut wurde.

Der Bauernhaufe, der auf der Anhöhe bei Frankenhauseu hinter einer Wagenburg stand, betrug 8000 Mann. Das Heer der Fürsten bestand aus 6000 Mann, meist Rittersn und Reifigen, und war mit gutem Geschütz versehen, während die Bauern kaum Pulver hatten. Da entsank den meisten Bauern der Muth, und als Münzer wahrnahm, daß sie nicht üble Lust hatten, ihn auf das Verlangen der Fürsten auszuliefern, so entschloß er sich zur Annahme der Schlacht, obwohl er des Krieges unfundig war. Um ihren Muth zu befeuern, sagte er unter anderm, sie sollten sich ja nicht vor dem Geschütz fürchten, er werde alle Büchsensteine des Feindes mit seinem Rockärmel auffangen! Und um ihnen alle Aussicht auf die Gnade der Fürsten zu benehmen, ließ er vor ihren Augen einen jungen Ritter, der als Parlamentär an sie geschickt war, niederstechen und darauf das Lied: „Komm, heil'ger Geist!“ anstimmen. Allein mit allen Kriegsbedürfnissen schlecht versehen, aller Zuht und Ordnung baar, und vom Gefühl ihrer schlechten Sache gedrückt, setzten die Bauern dem Angriff der Fürsten nichts, als ihren brüllenden Gesang und eine dumpfe Erwartung entgegen, ob Münzer die Kugeln auffangen werde: denn anfangs glaubten sie das möglich, weil die ersten Schüsse der Angreifer nicht trafen. Bald aber, als die Kugeln und Schwertschläge der feindlichen Reiter rechts und links einschlugen, da gaben sie unaufhaltsam die Flucht, auf der 5000 getödtet wurden.

Als dann auch die kurfürstlich-sächsischen Truppen zu den Verbündeten stießen, wurde Mühlhausen erobert und bestraft. Münzer selbst, der bei der Einnahme der Stadt sich auf einem Speicher in einem Bette versteckt hatte, aber an seiner daneben liegenden Briestafche entdeckt und erkannt wurde, suchte sich zwar durch den Widerruf seiner Irrthümer zu retten, wurde aber hingerichtet und sein Haupt auf einer Stange im Felde aufgesteckt. — Die aufständischen Bauern in Franken wurden dann

theils von dem bündischen Heere, theils von den rheinischen Fürsten unter der Führung des pfälzischen Kurfürsten Ludwig V bei Pfeddersheim zur Unterwerfung gebracht.

Von den beschwerlichsten Häuptern des Aufstandes wurde Gippeler, der sich noch länger als ein Jahr in verstellter Tracht umhertrieb, in der Pfalz verhaftet und starb im Gefängniß zu Neustadt an der Haardt.

Leider verfuhr nach gedämpftem Aufruhr die durch den religiösen Gegenjag verstärkte Nachsucht mancher Fürsten gegen die Besiegten durch unzählige Hinrichtungen und Gütereinziehungen auf das Härteste, selbst gegen Solche, die dem Aufruhr ganz fremd geblieben waren. Die Empörer bekamen nicht nur keine Erleichterung ihres Zustandes, sondern verloren auch noch ihre vorher genossenen Freiheiten. Nur der pfälzische Kurfürst und der Erzherzog Ferdinand gewährten ihren Bauern einige Erleichterung.

Der Bauernkrieg mit seinen nächsten Folgen hemmte den ruhigen und sichern Gang der Reformation, deren Grundsätzen ihre Gegner all' das Unheil zuschrieben, das in diesem Volksaufruhr heraustrat, wiewohl sie nicht läugnen konnten, daß gerade im sächsischen Kurkreise die Ruhe nicht gestört worden war: daher auch die Freunde der Reformation stets an der Gegenbehauptung hielten, daß es nirgends zur Empörung gekommen wäre, wenn man allenthalben der „neuen Lehre“ Eingang gelassen hätte.

Jedenfalls hatte Luther, der im Kampfe mit dem Papste die Macht des Schriftworts an sich erfahren hatte, nun anderseits im Kampfe mit der Revolution und Anarchie gelernt, daß nur das positivste Halten am Worte Gottes dem Mißverstände in der Auffassung desselben begegnen könne. Daher trat er von nun an immer fester auf dem objectiven Boden auf, ohne dabei einen Fuß breit dem Papstthum wieder einzuräumen. Dasselbe war der Fall bei Allen denen, welche den Kern der Lehre aus innerer Erfahrung kannten. Auch Kurfürst Friedrich der Weise, der während des Bauernaufstandes krank war, und eine gütliche Beilegung desselben lebhaft wünschte, hielt fest an der erkannten Wahrheit und ließ sich noch vor seinem Sterben das h. Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen.

Er starb zu Lochau den 5. Mai 1525. Als seine Leiche in der Schloßkirche zu Wittenberg beigesetzt wurde, hielt ihm Melancthon die Grabrede. Friedrich hatte den Kurkreis stets allein, das übrige sächsische Gebiet 28 Jahre lang mit seinem Bruder Johann gemeinschaftlich und in voller Eintracht regiert. Seine besonnene Haltung hatte der Reformation zur wesentlichen Förderung gedient. Die wichtigste Folge des Bauernkriegs war die, daß dadurch die reformatorische Bewegung Vieles von ihrem volksthümlichen Charakter verlor und durch Einmischung weltlicher Absichten einen politischen Zwiespalt herauf führte, welcher später mehr und mehr hervortrat.

Kap. 32. Weiterer Fortgang der Reformation.

§. 191. Gegen die gemeinsame Gefahr des Bauernaufstandes stunden die Gefährdeten, katholische wie evangelischgesinnte Stände, zwar zusammen, nach Abtreibung der Gefahr aber trat, wegen der dabei untergelaufenen religiösen Verfolgungen, der Gegenjag der Parteien nur desto stärker

hervor, — ein Gegensatz, der unter den Reichsständen schon vor dem Ausbruche des Bauernkriegs durch folgenden Umstand offen herausgetreten war.

Es hatte nämlich das deutsche Reichsregiment selber auf ein allgemeines Concilium in Speyer angetragen; dem Papst aber war es in Verbindung mit den katholischen Ständen gelungen, den Kaiser zu einem entschiedenen Verbot der anberaumten Versammlung zu vermögen. Den „evangelischen Ständen“ blieb also nichts übrig, als fortzufahren, sich an die ihnen günstigen Reichsabschiede von 1523 und 1524 zu halten. So entstand eine Spaltung der Stände, die nun bleibend wurde.

Auf den Papst Leo X war nämlich unterdessen der Papst Hadrian VI gefolgt, Karl's V Lehrer, der ein ernstgesinnter, frommer und gelehrter Mann, aber als Deutscher von Geburt, und weil er selbst die Entartung des damaligen römischen Hofes als die Ursache des traurigen Zustandes der Christenheit bezeichnete, den Römern verhaßt war. Sein strenges Breve, das die Unterdrückung der lutherischen Lehre bezweckte, veranlaßte die weltlichen Reichsstände 100 Beschwerden gegen die päpstliche Curie und Verwaltung mit dem Bemerken einzureichen, daß ohne billige Abstellung derselben weder Friede noch Einigkeit zwischen den Ständen, noch eine Unterdrückung empörender Ausbrüche möglich sei. Dabei forderten sie ein freies christliches Concilium deutscher Nation. Da alle ihre Forderungen zurückgewiesen wurden, und einerseits der Kurfürst von Sachsen sich nicht schrecken ließ, anderseits auch die katholischen Stände die Unmöglichkeit der Ausführung des Wormser Edicts erkannten, so richtete Hadrian nichts aus, und auch sein klügerer Nachfolger Clemens VII brachte es nur dahin, daß die Stände im nächsten Reichstagsabschiede (1524) höchstens versprochen, dem Edict „so viel ihnen möglich“ nachzukommen: aus welchem Ausdruck der Kaiser selbst erkannte, daß es auch fernerhin unvollzogen bleiben werde.

Ungeachtet der Bauernaufruhr den Eifer des Adelsstandes, und darauf die Unterdrückung jenes Aufruhrs den Eifer des Bauernstandes für die Reformation ziemlich geschwächt hatte, so machte diese doch immer weitere Fortschritte nicht bloß durch Geistliche und Schriftsteller, sondern auch durch Staatsmänner wie Hartmuth von Cronenberg, Wilibald Pirckheimer zc., durch reformirende Magistrate, wie zu Nürnberg, in Magdeburg zc., selbst durch die Verfolgungen gegen die Evangelischgesinnten, deren einige bereits als Märtyrer ihres Glaubens, wie die beiden Augustiner Heinrich und Johann von Brüssel zu Antwerpen, der Prediger Heinrich von Zütphen in Bremen, Konrad Tauber in Wien, verbrannt wurden.

Auch von Seiten einiger Fürsten erfreute sich die Reformation einer offeneren Theilnahme. Insbesondere entschied sich jetzt Friedrich's des Weisen Bruder und Nachfolger, der Kurfürst **Johann der Beständige** öffentlich, durch die Umänderung des Gottesdienstes in seiner Schloßkirche, für die Reformation, die nun an diesem Fürsten voll tief religiösen Ernstes den eifrigsten Beförderer fand. Nicht minder trat Landgraf **Philipp von Hessen** kühner auf, obgleich er selbst noch keine tiefe Erkenntniß hatte, und Markgraf **Albrecht von Brandenburg** that nun seinen schon länger vorbereiteten Schritt, indem er als Hochmeister des deutschen Ordens auf seine geistliche Stellung verzichtete, und bei seinem Übertritt zur luther-

rischen Lehre mit Einwilligung der Ortsensstände das **Ordensland Preußen 1525** unter dem Titel eines erblichen Herzogthums, jedoch als polnisches Lehen, in weltlichen Besitz nahm.

Hätte er Polens Lehnshoheit nicht anerkannt, so wäre das Land bei seiner damaligen Hülflosigkeit gezwungen worden, polnische Provinz zu werden; so aber konnte es nach und nach völlig deutsch und in späterer Zeit eine Hauptstütze für Entwicklung deutscher Cultur und Nationalität werden. Herzog Albrecht hatte in Nürnberg durch Slander den ersten Aufschluß über die evangelische Lehre, und durch eine persönliche Unterredung mit Luther den ersten Gedanken zur Umwandlung seines geistlichen Herzogthums in ein weltliches empfangen. Durch den von Luther ihm zugesandten Theologen wurde sodann der Bischoff von Sameland für die Reformation gewonnen, so daß dieser der erste evangelische Bischoff war, der dann mit dem Bischoff von Ermland der preußischen Geistlichkeit das Beispiel zur Nachfolge gab. — (Über die frühere Geschichte Preußens siehe §. 149 und §. 175.)

Das Bestreben, sich der geistlichen Gewalt zu entziehen, fieng überhaupt nun an, sich auch bei den Großen zu regen, und nicht bloß evangelisch-gesinnten, sondern auch katholischen Fürsten kam der Gedanke, der Geistlichkeit die Verwaltung des Weltlichen abzunehmen. Erzherzog Ferdinand war der erste, der ein Bisthum (Brigen, welches dessen Bischoff gegen die aufrührerischen Bauern nicht hatte behaupten können) durch einen seiner weltlichen Rätthe „bis auf ein künftiges Concilium oder bis auf eine Reformation des Reichs“ verwalten ließ. Ja schon gegen Ende des Jahres 1525 brachte ein Entwurf für ein künftiges Reichsregiment, der selbst in der Reichsversammlung zur Sprache kam, die Säkularisation der geistlichen Güter in Vorschlag. Doch die geistliche Fürstengewalt war noch zu stark und die Geistlichkeit überhaupt entschlossen, beim Kaiser auf Wiederherstellung ihrer frühern Gewalt zu dringen.

§. 192. **U**m Alles, was die Anhänger der lutherischen Lehre errungen hatten, zu sichern, brachte Landgraf Philipp von Hessen ein Schutz- und Trugbündniß der reformirenden Fürsten in Vorschlag; aber Luther und Melancthon waren dagegen, weil sie von der Einmischung des weltlichen Arms Gefahr für das Evangelium befürchteten. Als jedoch die katholischen Fürsten, erschreckt durch die Fortschritte der Reformation in Deutschland, sich über gewalttame Gegenwirkungen beriethen, gieng der Kurfürst von Sachsen auf Philipp's Vorschlag ein, und so kam im Jahre **1526** das **Torgauer Bündniß** zu Stande, in Folge dessen die „evangelischen Stände“ auf dem Reichstage des nämlichen Jahres so entschieden auftraten, daß ihnen der Speyerer Reichsabchied noch ein freies Concilium zur gemeinschaftlichen Schlichtung der kirchlichen Angelegenheiten in Aussicht stellte, und in Betreff des Wormser Edicts, das ohnedies bisher nicht zur Ausführung hatte kommen können, es jedem Reichsstande anheimstellte, „so zu leben, zu regieren und es zu halten, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue.“

Dem Torgauer Bündniß traten nach und nach bei: die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, der Herzog von Mecklenburg, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und die Stadt Magdeburg; auch der Markgraf von

Brandenburg verpflichtete sich, dem Kurfürsten von Sachsen im Fall eines Angriffs beizustehen.

Durch diese weite Fassung des Reichsabschieds, welche die Evangelischen vorzüglich dem Kurfürsten Johann zu danken hatten, war der Ausbildung der deutschen Landeskirchen Raum gegeben, zumal des Kaisers auswärtige Politik Sicherheit vor seinem Einschreiten gewährte. In allen Reichstheilen, wo die Reformation durchdrang, nahm man die unterdeß in Sachsen von Luther und Melancthon angeordnete und vom Kurfürsten Johann bestätigte Kirchenreform zum Muster: allenthalben wurde das Klosterwesen und der Eölibat aufgehoben, der Gottesdienst in der Landessprache gehalten, die Bibel in der Volkssprache verbreitet, den Laien der Antheil am Kelch zurückgegeben und der christliche Unterricht der Jugend und des Volkes auf das sorgfältigste betrieben.

Zur Unterstützung des Religions-Unterrichts in Kirche und Schule verfaßte Luther, weil er auf einer Kirchen- und Schulvisitationsreise (1527–1528) die große Unwissenheit des Volkes sowohl, als der Geistlichen kennen lernte, seinen **großen und kleinen Katechismus**, welche beide 1529 gedruckt wurden und symbolisches Ansehen erhielten. Eben jener kleine Katechismus hatte nächst der Bibelübersehung die allergrößte Einwirkung auf die Befestigung der evangelischen Kirche, indem er in faßlicher Form den Kern der evangelischen Wahrheit enthält. Den kindlichen Ton darin konnte nur ein so guter Hausvater treffen, wie Luther, der seit dem 13. Juni 1525 mit Katharina von Bora verheirathet war. Sie war gewesene Nonne des aufgelösten Cistercienserklosters Nimptschen. Zwar gab Luther durch diesen Schritt bei seinen Gegnern und selbst bei vielen seiner Freunde großen Anstoß; aber er that ihn in seiner kurzentschlossenen Weise, um seine Lehre von der Schriftwidrigkeit des Eölibats oder der gezwungenen Ehelosigkeit der Geistlichen durch sein eigenes Beispiel zu besiegeln. (Er führte bis an sein Ende eine glückliche Ehe und sein ganzer Hausstand war geeignet. Seine Kinder liebte er mit großer Zärtlichkeit, wie unter vielem Andern der Brief an sein „Hänschen“ und sein Verhalten beim Tode seines „Magdalenchens“ bezeugt).

Von tiefer und ergreifender Wirkung auf die Erweckung und Verbreitung des evangelischen Glaubens war um diese Zeit die Entstehung des Kirchenlieds, welches, im edelsten Volkstone theils den Psalmen, theils alten lateinischen Gesängen nachgebildet oder auch aus dem neu erwachten Geiste ursprünglich hervorgegangen, bald in Häusern und Kirchen allenthalben Eingang fand und sich, gemeinschaftlich gesungen, zu einer Geistesmacht erhob, wodurch unzählige Herzen und ganze Städte, wie mit Sturm für die Reformation gewonnen wurden. Daher fand auch der geistliche Gesang an Luther selbst den wärmsten Beförderer, als welchem wir ihm die bekannten erhebenden Lieder und Melodien verdanken, denen sich bald andere, darunter auch den Hufiten entnommene, anschloßen. Das erste deutsche Gesangbuch, das aber erst 8 Lieder enthielt, erschien 1524 im Druck. — Die Errichtung und Erhaltung von Schulen schärfte Luther in einer eigenen Schrift allen Stadtobrigkeiten aufs nachdrücklichste ein, und drang neben dem Volksunterricht auch auf ein gründliches wissenschaftliches Sprachstudium, dessen sich dann vorzüglich Melancthon, der „Praeceptor Germaniae“, annahm.

Bei Einziehung der Kloster- und Kirchengüter drang Luther überall auf ihre Verwendung zu frommen Zwecken, namentlich zur Erhaltung der Pfarreien und Errichtung von Schulen, und forderte seinen Kurfürsten auf, das neue Kirchenwesen unter seine Obhut zu nehmen. Durch diese Übertragung der bishöflichen Rechte an den Landesherrn benahmen die Reformatoren selbst, ohne es zu wollen, der Kirche allerdings ihre vorige Freiheit und Selbständigkeit; sie finden aber in der damaligen Lage der Umstände ihre Entschuldigung. Der Kurfürst von Sachsen übernahm diese Rechte

nur ungern, und ließ sie durch eine eigene (gemischte) Commission ausüben, woraus sich dann allmählich die lutherische **Consistorialverfassung** entwickelte. — In Hessen geschah die Kirchenreform nach Melanchthon's Gutachten mit möglichster Schonung; denn dieser rieth, alle diejenigen Einrichtungen, die nicht offenbar der heiligen Schrift entgegen wären, fortbestehen zu lassen. Eine öffentliche, vor den versammelten Ständen gehaltene Disputation, worin der Professor Franz Lambert, ein ehemaliger Franciscaner, einen päpstlichen Gegner besiegte, bewirkte die allgemeine Zustimmung zur Durchführung der Reformation im ganzen Lande. Aus den eingezogenen Klostergütern stiftete Landgraf Philipp die Universität Marburg, welches die erste war, auf der kein päpstliches Recht mehr gelehrt wurde. Auch übertrug er die eigentliche Kirchenverwaltung einer jährlich sich in Marburg versammelnden Synode. — In Preußen hielt sich die neue evangelische Aegide so nahe wie möglich an das Herkömmliche. — Luther's Schüler verbreiteten die Reformation schon nach Vriesland, Dänemark und Schweden.

Doch waren rücksichtlich der Ausstattung der Kirchen und Schulen mit den Gefällen der eingezogenen geistlichen Stiftungen nicht alle reformirenden Landesherren und Obrigkeiten so gewissenhaft wie Kurfürst Johann, und wenn auch an der Ausbreitung der Reformation nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern Ländern die innerste redliche Überzeugung den Hauptantheil hat, so waren doch auch die weltlichen Vortheile, welche die Landesherren durch die Sacularisationen oder Einziehungen geistlicher Güter und durch die Vereinigung der bishöflichen Rechte mit ihrer Landeshoheit fanden, feingeringer Grund, warum die Reformation bei manchem Mächtigen Schutz fand, daraus ihr dann nachher nicht allenthalben der rechte Segen erwuchs.

§. 193. So wie die Reformation schon im J. 1518 in Schlesien Eingang und durch den Herzog Friedrich II von Liegnitz Förderung gefunden hatte, so hatte sich auch in der Schweiz in dem gleichen Jahre schon in Basel und in Bern eine durch Luthers Schriften angeregte reformatorische Bewegung gezeigt und selbst in die gebirgigen Theile der Schweiz war dieser Geist durch Studierende, die aus Wittenberg zurückkehrten, hie und da eingedrungen. Doch hatte ein anfangs von Luther sowohl, als von Basel und Bern unabhängiger reformatorischer Geist in der Stadt Zürich durch den daselbst seit 1519 wirkenden Leutpriester **Huldrich Zwingli** Boden gefaßt, der eine für sich bestehende, sich eigenthümlich entwickelnde Reformation zu Stande brachte, indem er im Jahre 1522 den Magistrat vermochte, den alten Gottesdienst abzuschaffen und eine neue Kirchenordnung einzuführen.

Huldrich Zwingli, geb. am 1. Jan. 1484, Sohn des Ammann's zu Wildhaus in der Grafschaft Toggenburg, Cantons St. Gallen, erhielt seine humanistische Vorbildung bis zu seinem 15. Jahre in Bern, ergab sich dann zu Wien den philosophischen Studien und erhielt nachher eine Lehrerstelle in Basel, wo er daneben von dem damals durch seine freiere theologische Richtung berühmten Thomas Wytttenbach tiefer in das Studium der Classiker eingeführt wurde, worauf nachher das Forschen in der h. Schrift hinzutrat, deren Urtext ihn zu Wien den herrschenden Kirche noch schärfer erkennen ließ. In seinem 22. Jahre wurde er als Prediger nach Glarus berufen, wobei er das Studium der h. Schrift fortsetzte. Bereits 1516 erklärte er dem Cardinalbischoff Schinner von Sitten unverholen, daß das Papstthum in der Schrift keinen Grund habe. Dabei beschäftigten ihn auch die politischen Verhältnisse, weil die Kriege der Franzosen in Italien damals die Schweiz in große Bewegung setzten und die kriegs-

lustige Jugend dahin zogen, so daß Zwingli selbst seine kriegerische Gemeinde in's Feld (vor Marignano) hatte begleiten müssen. Die Überhandnahme des Reiselaufens und das allgemeine Nehmen von Sold und Jahrgeldern von auswärtigen Mächten und die daraus für die Schweiz entstehenden Nachtheile, bestimmten ihn, seine Stimme gegen dieses Unwesen zu erheben, und nachher selber auf die päpstliche Pension zu verzichten, die er deswegen eine Zeit lang bezogen hatte. Deshalb verfolgte ihn die französischgesinnte Partei in Glarus, so daß er gern eine ihm angebotene Leutpriesterstelle in Maria-Einsiedeln annahm. Hier wurde er durch den Anblick der vielen Tausende, die zu dem Marienbild in Einsiedeln wallfährten, bewogen, das Volk daselbst zu belehren, daß Gott überall dem suchenden Herzen nahe sei, und daß es nur Einen Erlöser von Sünde und Tod gebe. Als hierauf im Jahre 1518 der päpstliche Ablasskrämer Samson, ein Minorite aus Mailand, nach Schwyz kam und es wie Teufel machte, predigte Zwingli so gegen ihn, daß derselbe Schwyz verlassen mußte, worauf Zwingli gegen den Ablass und andere Mißbräuche schrieb. Zwingli nahm hierauf einen Ruf als Leutpriester am Münster in Zürich an, wo er, vom 1. Jan. 1519 an, gegen die kirchlichen und politischen Mißbräuche mit offener Entschiedenheit auftrat. Seine Predigten, worin er ganze Bücher der h. Schrift im Zusammenhang erklärte, waren von so eindringlicher Wirksamkeit, daß der Zürcher Rath schon 1520 Reform-vorbereitende Verordnungen erließ. Auch nahm Zwingli nun nähere Kenntniß von Luther's Sache und vertheidigte ihn gegen die päpstliche Bulle. Er sollte Luthern volle Anerkennung und nannte ihn „einen so trefflichen Streiter Gottes, als keiner in tausend Jahren je gewesen ist.“ Dennoch blieb Zwingli in seinen Ansichten mehr für sich stehen, da der ganze Kreis, in welchem er sich bewegte, nicht bloß ein engerer, sondern auch ein anderer war.

Der Unterschied zwischen ihm und Luther war ein wesentlicher. Während Luther durch Reinigung des Glaubens auf die Umgestaltung des sittlichen Lebens zu wirken strebte, und in seiner monarchischen Gesinnung nur so viel am Bestehenden änderte, als sich mit dem klaren Worte Gottes nicht vereinbaren ließ, indem er die Kirche nur reinigen und von unbegründeten Zusätzen und Verunstaltungen befreien wollte: — wollte Zwingli gleich von vornen herein und unmittelbar die Sitten bessern, und gieng in seiner republikanischen Gesinnung darauf aus, durch völlige Umstoßung alles Bestehenden die Kirche auf die ersten Zustände der christlichen Gemeinde — zugleich aber auch die Eidgenossenschaft auf ihre ursprünglichen politischen Grundsätze zurückzuführen.

Da die neuen Grundsätze Zwingli's schon in vielen eidgenössischen Orten, namentlich in Bern durch Haller, in Basel durch Colampadius u. d. Eingang fanden, so trat Lucern entgegen und suchte durch den Bischoff von Constanz (vom Geschlechte derer von Landenberg) die Reformation zu unterdrücken, vertrieb den Dr. Myconius, der in Lucern zu lehren begonnen hatte, und gewann die Tagsatzung für Verwerfung der Anträge von 11 schweizerischen Reformatoren. Nur Zürich blieb standhaft. So lange Zwingli's Lehren daselbst die äußere Kirchenordnung noch nicht berührt hatten, hatte ihn, während Luther schon längst in Bann und Acht war, sein Bischoff gewähren lassen, damit nur die Werbung der schweizerischen Mannschaft, deren der päpstliche Hof bedurfte, nicht gestört würde. Als man aber im März 1522 zu Zürich die Fasten brach, da forderte der Bischoff endlich den Züricher Rath zur Aufrechthaltung der kirchlichen Gebräuche auf.

Als hierauf Zwingli in zweien öffentlichen Disputationen, in der einen den §. 192 genannten Franziscaner Lambert bekehrte, in der andern den bischöflichen Vicar Faber überwand, so erklärte der Züricher Rath, es solle nur „das reine Wort Gottes“ in der Stadt gepredigt werden und kirchlich nur das gelten, was sich nach demselben beweisen lasse. Im Einverständnisse mit dem Rathe, in dessen politischer Gewalt Zwingli zugleich das Recht der Kirchengemeinde dargestellt sah, wurde nun das Klosterwesen abgeschafft, der Zehnten für Lehrzwecke verwendet, die Messe aufgehoben und die neue Kirchenverfassung auf die Idee der Ge-

meinde gegründet, als deren Diener er auch den Geistlichen betrachtete: — eine Annahme, durch die sich sein Kirchenbau wesentlich von dem Luther's unterschied, welcher den Prediger und Seelsorger als „Diener Gottes an die Gemeinde“ und das Amt desselben als eine göttliche Einsetzung betrachtete, in so fern nämlich Gott das Evangelium, welches der Geistliche zu verkündigen, und die Sacramente, die er zu spenden hat, als Mittel gab, durch welche Gott den h. Geist mittheilt.

Die von Zwingli ausgearbeitete Instruction für die Geistlichen wurde das Symbol der Reformirten in der deutschen Schweiz.

Da diese Bewegungen gegen die römische Kirche in der Schweiz immer weiter um sich griffen, so brachten es die Katholiken, um die alte Kirche zu erhalten, auf Betrieb Faber's und Es's zu einem Religionsgespräch in Baden 1526, in welchem aber Haller und Kolampadius den Gegnern den Sieg nicht einräumten, so daß dem Beispiele Zürich's zunächst die Städte Basel, St. Gallen, Bern und Mühlhausen folgten, von wo aus sich dann Zwingli's Reform auch in Oberdeutschland, und zwar in Straßburg (durch Bucer und Capito), in Lindau, Memmingen, Ulm, Augsburg, Konstanz, Reutlingen verbreitete. Dagegen hielt im Innern der Schweiz — in Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, in Zug und Freiburg — das Bergvolk und der Adel am alten Glauben fest und beide traten zur Erhaltung der römischen Kirche zusammen.

Weil nun Zwingli im Verwerfen alles Bestehenden (sogar der Orgel und des Gesangs) Luthern zu weit gieng, besonders aber in der Lehre von der Taufe und dem Abendmahl eine von der heil. Schrift abweichende Ansicht aufstellte, so sah Luther ihn gleichfalls für einen Sectirer an, und es war schon seit 1523 zwischen beiden Reformatoren ein heftiger Schriftenstreit entstanden, der allmählich die Anhänger der Reformation in zwei sich bekämpfende Parteien schied.

§. 194. In Deutschland hatten unterdessen die katholischen Fürsten und Bischöffe Versuche gemacht, sich für die Aufrechthaltung des alten Gottesdienstes zu einigen; aber sie waren selbst noch unter einander getheilt. So schloßen die Fürsten von Oesterreich und Bayern und zwölf Bischöffe eine Separat-Convention zu Regensburg zur gegenseitigen Hülfe gegen etwaige Empörungen; aber die drei geistlichen Kurfürsten nebst dem Kurfürsten Joachim I von Brandenburg und dem Herzog Georg von Sachsen hielten sich davon fern. Als sodann Maßregeln zur gewaltsamen Unterdrückung der neuen Lehre getroffen wurden, so trugen diese Verfolgungen durch den standhaften Zeugnemuth der Getödteten oder Eingekerkerten nur zur Stärkung und Ausbreitung der Reformation bei.

Die ersten lutherischen Blutzeugen waren zwei junge Augustinermönche S. Boes und J. Esch, welche in Antwerpen 1523 auf dem Scheiterhaufen starben. In Wien wurde unter andern Kaspar Tauber 1524 enthauptet und verbrannt; in Württemberg wurden einige Prediger an Bäume aufgehangen. In München wurde 1527 G. Carpentarius, ein Geistlicher, in Passau Leonh. Kayser, in Halle G. Winkler verbrannt. In Mehlendorf (im Südbithmar'schen) wurde der sanfte und edle Heinrich von Bütpfen auf das schrecklichste zu Tode gemartert, so daß in ganz Deutschland die größte Theilnahme sich kund gab und Luther ihn selig pries. In Köln starben 1529 Adolf Klarenbach und Peter Fyfteden den Zeugentod in den Flammen. — Als die Kurfürstin Elisabeth von Branden-

burg sich in der Stille das h. Abendmahl in lutherischer Weise reichen ließ, drohte ihr Gemahl, Kurfürst Joachim, sie einmauern zu lassen; sie rettete sich aber, als Bäuerin verkleidet, durch die Flucht zu ihrem Vater, dem Kurfürsten von Sachsen.

Nach und nach geschah es jedoch, daß sich die katholischen Bischöfe zu einem besseren Zusammenhalten vereinigten und die katholischen Fürsten sich näher verständigten, insbesondere verbanden sich letztere 1526 bei der Krönung Ferdinand's zum Könige von Böhmen zu einem gemeinsamen Angriff auf die lutherische Partei, so daß nun die Reichsgewalt ungetheilt in den Händen der katholischen Mehrheit war. Als daher die Gefahr durch die Türken (welche 1521 Belgrad erobert, 1526 die Ungarn bei Mohacz besiegt hatten und 1529 im Begriff waren, in Deutschland einzudringen) 1529 den Reichstag zu Speyer nöthig machte, so brachte es die katholische Mehrheit unter dem Vorzüge Ferdinand's dahin, daß der den Evangelischen günstige Artikel des Reichsabschieds von 1526 aufgehoben, das Wormser Achtsdict gegen Luther für die katholischen Länder auf's Neue bestätigt und jede weitere Neuerung in evangelischen Ländern untersagt, die Zwinglißgesinnten nebst den Wiedertäufern aber völlig verworfen wurden.

Zwar wollten die evangelischen Stände in Gewissenssachen die Mehrheit nicht gelten lassen; aber vergebens. Da traten die evangelischen Stände (lutherische und reformirte) in ein Nebenzimmer ab, verfaßten auf der Stelle eine Protestation oder Verwahrung, und verlasen sie vor den noch versammelten Ständen, obgleich des Kaisers Stellvertreter Ferdinand, ohne auf ihre Rückkunft zu warten, sich mit den kaiserlichen Commissarien schon entfernt hatte. Wegen dieses Einspruchs gaben ihnen die Gegner nun den Namen **Protestanten**. Als ihnen die Protestation von Ferdinand zurückgeschickt wurde, stellten sie vor Notar und Zeugen eine Appellation an den Kaiser, an das verheißene freie allgemeine Concilium und an die gesammte deutsche Nation aus. Der Eindruck dieses Schrittes war gewaltig, weil Jeden eine Ahnung überkam, wohinaus diese Entzweigung der Stände führen werde.

Die protestirenden Stände bestanden damals aus 7 Landesherren: Sachsen, Hessen, Brandenburg, Braunschweig-Lüneburg, Mecklenburg, Anhalt, Mansfeld, und aus 15 Reichsstädten: Magdeburg, Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konstanz, Reutlingen, Windsheim, Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, Nördlingen, Jöny (im Württembergischen), Weissenburg, St. Gallen. (Köln und Frankfurt hatten auch mit unterschrieben, zogen aber nachher ihre Erklärung wieder zurück).

Noch in Speyer wollten nun Hessen, Sachsen und Nürnberg mit Ulm und Straßburg, auf den Fall, daß sie um des Evangeliums willen angegriffen würden, ein Bündniß zur Vertheidigung schließen. Weil aber Luther und Melancthon die Anwendung von Waffengewalt stets mißbilligten und auch eine nähere Verbindung mit den Zwinglißgesinnten mißriethen, indem Luther der Meinung war, daß, wo es an Glaubensübereinstimmung fehle, auch eine volle Treue in der Noth nicht erwartet werden könne: so faßte Landgraf Philipp, der von Luther's Lehre noch nicht ganz durchdrungen war, den Entschluß, vor allem die Häupter der streitenden Theologen und durch diese die beiden

Parteien, behufs gemeinsamer politischer Unternehmungen gegen die Katholiken, zu vereinigen. Daher brachte er noch in demselben Jahre zwischen Luther und Zwingli das **Gespräch zu Marburg 1529** zu Stande, das aber nicht zum vollen Ziele führte.

Mit Luther waren Melancthon, Jonas, Myconius, Brenz, Osiander, Agricola, Schnepf und Andere; mit Zwingli waren unter Andern Stokampadius, Bucer und Sedio erschienen. Im Verlauf der Verhandlungen erklärte sich jetzt Zwingli in vielen Punkten, worin er sonst weiter als Luther gegangen war, mit diesem einverstanden; nur in der Abendmahlslehre gieng er von seinem Erklärungsversuche nicht ab, und da Luther selbst in sich über das Wesen des h. Abendmahls den ernstesten innern Kampf bestanden und gerade in dem Mysterium der Eucharistie den Mittelpunkt des Glaubens und des Kultus gefunden hatte, so konnte eine Einigung nicht zu Stande kommen.

Vielmehr trat die Verschiedenheit nur deutlicher hervor und verstärkte die Spaltung der **Lutheraner und Reformirten** — eine Spaltung, die von den traurigsten Folgen war und von Niemand mehr beklagt wurde, als von Luther selbst, der, um eine volle Übereinstimmung in der Erkenntniß der beiden Sacramente zu erzielen, „sein Leben lieber dreimal daran gesetzt hätte.“ Ähnlichen Schmerz empfand anderseits der redliche Zwingli, wie seine Thränen bei jenem Gespräche bezeugten. Doch schieden beide, der deutsche und helvetische Reformator, unter Zusicherung gegenseitiger Duldung und Liebe.

§. 195. Da inzwischen der Kaiser in Italien weder die Protestation noch die Appellation der Evangelischen angenommen hatte und die Abgesandten derselben sogar hatte festsetzen lassen, so entstand unter den lutherischen Ständen die Frage über das Recht des Widerstandes gegen das Reichsoberhaupt. Obgleich nun die sächsischen Juristen die Rechtmäßigkeit des Widerstandes behaupteten, so erklärte sich doch Luther, der stets die Vermischung der Politik mit der Religion als unchristlich verworf, fest dagegen mit der Äußerung, wenn auch der Kaiser wider seinen Eid handle, so sei er doch die von Gott verordnete Obrigkeit, der man (ausgenommen in reinen Glaubenssachen) zu gehorchen habe. Die lutherischen Fürsten und Städte sahen das ein, und so wie sie um des Gewissens willen nicht glaubten, sich mit den Zwingligesinnten verbinden zu dürfen, so traten sie nun auch aus reiner „großartiger Gewissenhaftigkeit“ von einer Vereinigung zu gewaltsamem Widerstand gegen den Kaiser ab.

Wie sehr gut Luther Weltliches und Geistliches zu scheiden wußte, hatte er auch kurz vor dem Speyerer Reichstag gezeigt, in seinem Aufruf an die Fürsten seiner Partei, sich gegen die dem gemeinsamen deutschen Vaterlande drohende Türkengefahr zu vereinigen und Gott zu Ehren mit dem Kaiser in den Krieg zu ziehen. Das Gleiche that er nachher in seiner „**Heerpredigt wider die Türken**“, und so bewirkte er, daß die Protestanten mit den Katholiken, unter Pfalzgraf Friedrich, dem Reichsfeldherrn, eilend aufbrachen, um das bedrängte Wien zu retten.

Es waren nämlich nach dem Tode des Königs Ludwig von Ungarn und Böhmen — gemäß dem in §. 174 a. E. erwähnten Vertrag zwischen Vladislaus und

Maximilian I -- diese beiden Königreiche an das Haus Österreich gefallen und zwar an den König Ferdinand, Gemahl der Anna und Kaiser Carl's V Bruder, welcher 1526 in Stuhlweißenburg gekrönt wurde. Weil nun manche deutsche Reichsfürsten diese Machtvergrößerung Österreichs ungern sahen, so waren sie auch wenig geneigt, ihn in der Behauptung der ungar'schen Krone zu unterstützen. Auch ein Theil der ungar'schen Großen versagte ihm die Anerkennung und wählte den Joh. von Zápolya, Woywoden von Siebenbürgen, zum König. Zwar wurde derselbe von Ferdinand bei Tokay geschlagen; aber nun unterwarf sich Zápolya dem Sultan und erleichterte dadurch den Türken den Einbruch in Ungarn. Sie eroberten Ofen, hieben wider ihr gegebenes Wort die ganze Besatzung nieder und zogen den deutschen Gränzen zu.

Der Sultan selbst, Suleiman oder **Soliman II**, hatte bereits mit 250,000 Mann Wien eingeschlossen, das nur von 17,000 Mann deutscher Truppen vertheidigt war. Sein Hauptgezelt stand auf der Höhe des Semmering, und um ihn herum lagerten die Pfortentruppen, hinter ihm das kleinasiatische Heer; vor ihm der Seriasker mit den europäischen Sipahi's, den Rumelioten, Bosniaken u. a. Die Donau war ganz mit türkischen Segeln besetzt. So klein die Besatzung der Stadt war, so trefflich war sie von dem alten Grafen Nicolaus von Salm und dem kriegsfundigen Eitel von Reichach geleitet, so daß die Türken bei jedem Sturm durch das gut bestellte Geschütz und durch die Tapferkeit der Vertheidiger mörderische Verluste erlitten. Diese tapfere Ausdauer der kleinen Besatzung und die Nachricht von dem herbeieilenden Entsatz der Deutschen, auf deren fortdauernde Uneinigkeit der Türke gerechnet hatte, nöthigte den Sultan, an den Abzug zu denken. Er versuchte zwar noch einen Hauptsturm; allein seine Leute mußten mit Gewalt dazu getrieben werden und erlagen schaarenweise dem wohlunterhaltenen Feuer. So war Wien gerettet; aber Ungarn blieb noch größtentheils in der Gewalt der Türken, da es den König Ferdinand an Mitteln fehlte, seine Anhänger in Ungarn zu unterstützen.

Kap. 33. Befestigung der habsburgischen Macht in Italien und der Reformation in Deutschland.

§. 196. In die Zeit, in welcher alle diese religiösen Bewegungen in Deutschland und in der Schweiz vorgingen, nämlich in die neun Jahre
1521 — 1529 fielen die **Kriege Karl's V gegen Franz I von Frankreich**. Schon unter Kaiser Maximilian hatten die französischen Könige, Karl VIII und Ludwig XII, Neapel zu erobern versucht, es aber jedesmal wieder aufgeben müssen (§ 174). Als sodann der kriegslustige und ehrgeizige König Franz I, welcher 1515 zur Regierung kam, bei seiner Bewerbung um die durch Maximilian's Tod erledigte deutsche Krone dem spanischen Habsburger Karl nachstehen mußte, so forderte er die Rückgabe des von König Ferdinand dem Katholischen eroberten Königreichs Navarra und verfolgte die französischen Ansprüche auf Mailand, das er dann durch seinen glänzenden Sieg über die Schweizer bei Marignano 1515 einnahm. Daher setzte Kaiser Karl V seinem französischen Gegner die habsburgischen Seits nie aufgegebenen Ansprüche an das Herzogthum Burgund (die Bourgogne) entgegen, das Ludwig XI an sich gerissen hatte (§. 163), und daraus ent-

standen zwischen diesen beiden mächtigsten Monarchen Europa's vier Kriege, von denen drei in Italien und einer in Frankreich, und zwar alle meist mit deutscher Kraft geführt wurden. Die drei ersten hatten zugleich den Zweck, den vollen kaiserlichen Einfluß in Oberitalien wieder herzustellen.

Im ersten italienischen Kriege (1521—1526) ließ Franz seine Heere gleichzeitig in Spanien und Italien einrücken. Allein in der Lombardie wurden die Franzosen unter Lautrec bei Bicocca (in der Nähe von Mailand) von dem kaiserlichen Feldherrn Marceffe de Pescara, besonders durch die Tapferkeit der deutschen Landsknechte und ihres berühmten Führers Georg von Frundsberg, zurückgeschlagen und nach der Einnahme von Mailand und Genua aus Italien vertrieben. Mailand wurde vom Kaiser als Lehen an Francisco Sforza zurückgegeben. So war der Kaiser wieder Herr der alten Reichskammerländer und hatte die Genugthuung, ohne Hülfe der Schweizer, nur mit deutscher Kraft, die Eroberung vollbracht und sich die Aussicht auf Verwirklichung noch tiefer liegender Pläne geöffnet zu haben.

Als hierauf König Franz sich auf's Neue rüstete und wieder ins Mailändische eindrang, trat sein von ihm zurückgesetzter und beleidigter Verwandter, der Connetable Karl von Bourbon, zum Kaiser über, so daß die Franzosen wieder aus dem Mailändischen weichen und abermals Italien verlassen mußten. Bei diesem Rückzug fiel der tapfere Bayard, der „Ritter ohne Furcht und Tadel“, in einem Gefechte an der Sesia und ganz Frankreich war um diesen Helden in Trauer.

Der Herzog von **Bourbon**, der wegen seines großen Güterbesitzes und wegen seiner Tapferkeit und Freigebigkeit in allgemeinem Ansehen stand, hatte sich, ehe König Franz einen Leibeserben bekam, auf den französischen Thron Hoffnung gemacht. Als daher Franz seine Dynastie durch einen thronfähigen Nachkommen gesichert sah, schloß er den Herzog, aus Besorgniß vor, dessen Ehrgeiz von allen Staatsgeschäften aus und entzog ihm sogar die Connetabelwürde. Dadurch machte er ihn zum Haupt der Opposition, und als vollends des Königs Mutter nach dem Tode von Bourbon's Mutter sich das Hauptbesitzthum des Herzogs anmaßte und der König es für die Krone einziehen wollte, bot Bourbon seine Dienste dem Kaiser an, der ihm seine Schwester zur Gattin gab und ihm die Krone Frankreichs zu verschaffen versprach.

Pierre de Terrail de **Bayard** gehörte durch seine ritterliche Tapferkeit, Tugend und Ehrenhaftigkeit zu Frankreichs größten Helden. Franz I hatte sich von ihm (vor der Schlacht bei Marignano) zum Ritter schlagen lassen. Als echter Ritter hatte er einen besonderen Haß gegen die Geschüßkunst und wirklich fiel er von einer Hafenbüchsenkugel getroffen im Thale von Mosta 1524.

Hierauf unternahm Pescara mit den Kaiserlichen auf Bourbon's Rath einen Einfall in Südfrankreich, der aber bei Marseille mißglückte, das er nicht erobern konnte, da die Franzosen die ganze Umgegend verwüstet hatten. Daher machte Franz einen nochmaligen Versuch zur Wiedereroberung Mailands. Er brach in Person durch die Oberalpen, gieng über den Tessin und nahm fast ohne Widerstand Mailand ein, das wegen der darin herrschenden Pest nicht recht vertheidigt werden konnte. Pescara hatte ihn nicht aufhalten können, weil derselbe auf seinem Rückzug aus Südfrankreich noch in den Gebirgen aus Mangel an Sold für Truppen, welche unbezahlt nicht

1525

weiter ziehen wollten, zurückgehalten worden war. Während Franz sich aber mit der Belagerung von Pavia aufhielt, welches von einer tapferen Besatzung deutscher Landsknechte vertheidigt wurde, brachte Bourbon und Georg von Frundsberg in Deutschland, jener aus eigenen Mitteln 18, dieser mit dem von Lannoy (dem kaiserlichen Vicekönig von Neapel) dazu empfangenen Gelde 11 Fähnlein deutscher Landsknechte auf, und ehe sich es König Franz versah, brachen Pescara, Frundsberg und Bourbon mit diesen Truppen aus den Alpen hervor, griffen ihn in seinem wohlverschanzten Lager an und nöthigten ihn am 24. Februar zu der **Schlacht bei Pavia**, in welcher vorzugsweise deutsche Kraft einen vollständigen Sieg davontrug. Franz selbst mußte sich, ungeachtet seiner großen persönlichen Tapferkeit, den Siegern ergeben.

Er wollte die fliehenden Seinen wieder zum Stehen bringen, wurde aber selbst von den nacheilenden Deutschen erreicht und verwundet, und als er, stets um sich hauend, als wolle er die Schlacht noch gewinnen, sich retten wollte, wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erstochen, so daß er zu Boden stürzte. Zwei Spanier wollten ihn tödten, aber ein unter Bourbon dienender Franzose erkannte ihn und wendete die Gefahr ab. Doch wollte er sich nur dem Vicekönig Lannoy ergeben, welcher, herbeigerufen, knieend dem König den Degen abnahm, und ihm dafür den seinen gab.

Während über die Bedingungen seiner Freiheit unterhandelt wurde, hielt man ihn in der oberitalienischen Festung Pizzighetone in Haft, von wo aus er nach Spanien, und zwar auf seinen eigenen Wunsch nach Madrid in Gewahrsam gebracht wurde, aus dem Kaiser Karl ihn erst nach einem Jahre durch den Madrider Vertrag vom 14. Febr. 1526 unter der eidlichen Bedingung entließ, daß Franz Burgund wieder herausgeben und allen Ansprüchen auf Neapel, Mailand und Genua, sowie auf Flandern und Artois entsagen wolle. Vor der feierlichen Eidesleistung hatte aber Franz vor seinen Räthen eine geheime Protestationsurkunde ausgestellt, worin er erklärte, diesen Vertrag, als einen erzwungenen, nicht halten zu wollen.

So vermeintlich im Gewissen gedeckt, gab er Eid und Ehrenwort von sich. Selbst noch beim Abschied wiederholte er dem Kaiser sein Gelöbniß, indem er ein am Scheidewege stehendes Crucifix zum Zeugniß nahm. Er wurde nun unter allen erdenklichen Vorsichtsmaßregeln bis an die Gränze begleitet und dort gegen seinen Sohn (den Dauphin) und gegen seinen Bruder ausgewechselt, welche beide als Geiseln bis zur Erfüllung der Friedensbedingungen in Madrid bleiben sollten.

1526

In Frankreich angekommen, hielt Franz zu Paris eine feierliche Parlamentsitzung, in welcher dieser Gerichtshof den Madrider Vertrag als erzwungen für ungültig erklärte. Als der Kaiser ihm hierauf sagen ließ, daß er ein feiger, niederträchtiger Lügner sei, forderte Franz ihn zum Zweikampf. Was half es dem Kaiser, daß er die Herausforderung annahm und sogar den Ort bestimmte? Franz ließ nichts mehr darüber vernehmen, denn er hatte einen andern Plan: er schloß mit England, Venedig, Mailand (Sforza) und dem Papste Clemens VII, der ihn von seinem Eide entbunden hatte, die sogenannte heilige Liga, um die kaiserliche Übermacht in Italien zu brechen, und begann darauf zwischen den Jahren — 1529 den zweiten Krieg in Italien. Das unzweckmäßige Zusammenwirken der Verbündeten und die rechtzeitige Erscheinung eines

deutschen Söldnerheeres (abermals unter Frundsberg) machte es jedoch den kaiserlichen Feldherrn bald möglich, noch vor dem Auftreten des französischen Heeres, siegreich in Italien vorzudringen, bis die außer Berechnung gelegene Erstürmung und Plünderung Rom's durch den Ungestüm der Söldner dem Kaiser das Übergewicht über alle seine Gegner gab und den Papst zur Nachgiebigkeit stimmte.

Im Anfang des Kriegs nämlich war Venedig unthätig, und der Papst wurde durch eine kaiserliche Schaar, die in Rom eindrang, gezwungen, von der Liga abzutreten. Dennoch hätte der Kaiser (der übrigens nicht persönlich in Italien war) in dem ruinirten Lande nichts ausrichten können, wenn ihn nicht der alte Georg von Frundsberg, der unterdessen den Bauernkrieg mit hatte beenden helfen, mit 12,000 deutschen Landsknechten, die er aus eigenen Mitteln geworben, aus Deutschland zu Hülfe gekommen wäre. Frundsberg umging die Veroneser Klausen, zog siegreich über den Po an die Trebia, wo sich der kaiserliche Feldherr Bourbon und sein zuchtloses und heutigieriges Heer mit ihm vereinigte, worauf dann beide langsam, unter vielen Meutereien ihrer Söldner, die nicht bezahlt werden konnten, gegen Rom zogen, durch dessen Einnahme sich diese Söldner schadlos halten wollten.

Als sich auf diesem Zuge das Gerücht verbreitete, der Papst habe mit Neapel einen Waffenstillstand unter der Bedingung geschlossen, daß sich die Truppen Bourbons und Frundsbergs in die Lombardei zurückzögen, erhoben diese sich im Aufbruch gegen ihre Führer. Die Meuterei brach bei den Spaniern aus, welche Bourbons's Zelt plünderten, so daß dieser sich nur durch Entspringen rettete. Dann theilte sich die Wuth den Deutschen mit. Frundsberg, der nie vor Jemand sich fürchtete, hieß sie einen Kreis schließen und suchte sie durch Vorstellungen zu begütigen. Allein mit dem Gebrüll: „Geld! Geld!“ legten sie die Spieße ein, als wollten sie ihn durchbohren. Diesen Undank konnte der greise Held, stets gewohnt, von den Seinen als Lehrer und Vater geehrt zu werden, nicht ertragen; er verlor, vom Schlage gerührt, das Bewußtsein und die Sprache, und sank auf eine Trommel nieder. Da legte sich das wilde Toben und still entfernte sich die Menge. Erst nach vier Tagen erhielt Frundsberg seine Sprache wieder, aber seine Kraft war gebrochen; er mußte in seine Heimath nach Mindelheim in Oberschwaben zurückgebracht werden, wo er, kaum angelangt, starb. — Weder Lannoy's Vermittlung, noch des Papstes Anerbietungen konnten nun den ungestümen Haufen deutscher, spanischer und italienischer Truppen von Rom zurückhalten.

Da der Papst, in der Hoffnung auf Entsch, die von Bourbon geforderten Abfindungsgelder verweigerte, so schritt dieser zum Sturm auf die Stadt. Die deutschen Landsknechte erstiegen zuerst die Mauer und erleichterten den Spaniern die Nachfolge. Da fiel Bourbon, der an der Spitze der Spanier stand, von einer Büchsenkugel getroffen, als er eben, um den Seinen ein Beispiel zu geben, im Begriff war, eine Sturmleiter zu erklimmen. Nichts desto weniger wurde die Stadt gewonnen, der Papst in der Engelsburg eingeschlossen und Rom Monate lang geplündert und bestialisch behandelt. Endlich sah sich Papst Clemens genöthigt, mit den Hauptleuten des Heeres einen Vertrag zu schließen, nach welchem er 400,000 Ducaten zahlen sollte. — Bei der Plünderung wußten sich die Spanier, obgleich sie die geringsten an Zahl waren, die reichste Beute zu machen; die Neapolitaner benahmen sich am grausamsten und bösestigen; die Deutschen, zufrieden, daß sie Essen und Trinken hatten, verspielten meistens ihre Beute gleich wieder, im Ubrigen waren sie gutmüthiger, als alle andern, ließen aber ihren muthwilligen Spott gegen das Papstthum oft auf rohe Weise aus.

§. 197. Abgleich dieses Alles ohne Vorwissen des Kaisers geschehen war, so konnte er es doch nicht ändern, gewährte aber dem Papste in einem neuen Vertrage einige Erleichterungen, wogegen dieser versprach, ein Concilium zur Einigung und Reformirung der Kirche zu berufen.

Clemens erhielt nun zwar seine Freiheit; weil er sich aber in Rom nicht sicher hielt, so entwich er in das ligistische Lager, und bald darauf trat er, von Frankreich bestimmt, wieder der Liga bei. Nun versuchte es Franz, der unterdessen, von englischem Geld unterstützt, durch ein Heer unter Lautrec Genua und Pavia wieder eingenommen hatte, dem Kaiser Neapel zu entreißen. Lautrec belagerte diese Stadt zu Lande, während Andreas Doria sie mit der genuesischen Flotte bedrohte. Doch zwei Umstände — der Abfall des von Franz gekränkten Doria, welcher, auf des Kaisers Seite tretend, den Franzosen die Zufuhr zur See abschnitt, sowie auch eine verheerende Seuche im französischen Belagerungsheere, welche auch dessen Führer Lautrec dahin raffte, — zwangen das französische Heer zum Abzug, auf welchem es sodann durch eine völlige Niederlage vernichtet wurde. So war Neapel gerettet und der Kaiser weitaus im Vortheil. Daher mußte sich

1529 Franz zum **Frieden von Cambray** bequemen, in welchem Burgund zwar bei Frankreich, aber das Herzogthum Mailand beim deutschen Reiche, somit also das Übergewicht in Italien auf Seite des habsburgischen Hauses blieb. Auch behielt sich der Kaiser ausdrücklich seine Ansprüche auf Burgund vor; Franz aber mußte noch überdies auf Flandern und Artois verzichten und zwei Millionen Kronen für die Freilassung seiner beiden bis dahin noch in Madrid gehaltenen Geiseln zahlen.

Diesen Frieden nannte man den **Damenfrieden**, weil die geheimen Verhandlungen über denselben durch die Hände von Karl's V Tante, Margaretha von Oesterreich und Franzens Mutter, Luise von Savoyen, gewechselt wurden, welche beide deshalb in Cambray ganz nahe Wohnungen bezogen hatten. — Die Moral des französischen Königs verschmähte es nicht, seine Zuflucht wieder zu dem unwürdigen Mittel einer geheimen Protestation gegen alle diese Bewilligungen zu nehmen, wie er das auch schon früher bei Eingehung des Madrider Vertrags gethan hatte!

Mit dem Papste aber schloß der Kaiser einen eigenen Friedensvertrag zu Barcelona, worin er Neapel als zinsloses Lehen erhielt, dagegen dem Papste die Herstellung der Medicer zu Florenz (also den Einfluß auf Toscana) und die Ausrottung der lutherischen Lehre versprach. Nun kam der Kaiser selbst mit einem Heere nach Italien und hielt mit seinem bisherigen Gegner und nunmehrigen Verbündeten Clemens VII eine Zusammenkunft in Bologna (1530), wo er die lombardische und römische Krone empfing.

Gern hätte der Kaiser die Krönung in Rom empfangen; aber er konnte sich so lange in Italien nicht aufhalten, da sein Bruder Ferdinand dringender, als je, auf des Kaisers Rückkehr nach Deutschland bestand. Die Krönung geschah übrigens ohne Einberufung der Kurfürsten, welche deshalb ihre Verwahrung einlegten, „in ganz spanischer Umgebung und mit spanischem Gepränge.“ Kaum hatte der Kaiser nach der Krönung den hölzernen Verbindungsgang zwischen der Kirche und seinem Palaste zurückgelegt, als derselbe hinter ihm zusammenstürzte. Lächelnd sah sich Karl um —; er war der letzte Kaiser, der zu einer römischen Krönung gelangte.

§. 198. So in der Fülle seiner Macht wandte sich der Kaiser nun, nach neun-jähriger Abwesenheit von Deutschland, wieder den Angelegenheiten dieses

Reichs zu. Er schrieb daher in der Absicht, erstlich seinem Bruder Ferdinand die römische Königswürde zu verschaffen (sie also beim habsburgischen Hause zu befestigen), zweitens künftigen Türkengefahren vorzubeugen, und drittens die kirchlichen Dinge zu ordnen, einen Reichstag auf den 8. April nach Augsburg aus und verlegte einstweilen seinen Hof von Bologna nach Innsbruck, von wo aus er durch Geschenke und Versprechungen an verschiedene Reichsglieder sich zum Voraus einen guten Erfolg zu sichern suchte.

Unterdessen sammelten sich die Stände in Augsburg, und Kurfürst Johann von Sachsen erschien zuerst, von seinen Theologen Spalatin, Melancthon und Justus Jonas begleitet (4. Mai 1530); Luther hielt, als geächtet, sich im nahen Coburg auf. Alle protestantischen Stände fühlten die Wichtigkeit des Augenblicks und benützten daher die lange Verzögerung der kaiserlichen Ankunft zur Erzielung eines genauen Verständnisses untereinander.

Weil sich nämlich zu denen, die der Stimme der Reformatoren aus reinem Wahrheitsgrunde gefolgt waren (wie schon oben §. 186 bemerkt wurde), auch gar viele Solche herangedrängt hatten, die theils aus Unglauben, theils aus schwärmerischem Sectengeiste die römische Kirche verließen und überhaupt gegen alle Lehren und Anordnungen, die ihnen nicht gefielen, willkürlich protestirten, wodurch die Sache der Reformation als aufrührerische Neuerung verdächtigt wurde: so war es den protestantischen Ständen darum zu thun, deutlich und klar zu zeigen: „daß sie keine neue Kirche stiften, sondern nur die alte gereinigt wieder herstellen wollten.“ Was ihre Reformatoren daher in den drei Bekenntnissen der ältesten Kirche als schriftgemäß befunden und beibehalten, auch schon mehrmals in ihren Schriften bekannt hatten, das wollten sie nun in einem klar zusammengestellten Bekenntnisse öffentlich und bestimmt aussprechen, um sich dadurch einerseits gegen den Vorwurf der Häresie und Sectirerei, anderseits aber auch auf den Grund der Rechtfertigung durch den Glauben gegen die Mißbräuche, die Wertheiligkeit und Selbstgerechtigkeit der damaligen Kirche zu verwahren. So kam der 15. Juni herbei, an welchem Kaiser Karl seinen feierlichen Einzug in Augsburg hielt.

Sogleich nach seiner Ankunft wurde den evangelischen Fürsten bedeutet, ihren mitgebrachten Geistlichen das Predigen während des Reichstags zu unterlagen und am folgenden Tage in Person mit dem Kaiser der Frohnleichnamsprozession beizuwohnen. Diese letztere Zumuthung lehnten die evangelischen Fürsten durch den Mund des Markgrafen Georg von Brandenburg ab, der mit Bestimmtheit erklärte, es sei dieß gegen das Gewissen der Evangelischen, lieber wolle er sich, ehe er von Gottes Wort abtrete, den Kopf abschlagen lassen. Der Kaiser erwiderte zwar einlenkend: „Löwer Först, nit Kopp ab! nit Kopp ab!“ bestand aber doch auf seiner Forderung. Die Fürsten blieben jedoch standhaft auf ihrer Weigerung, was einen um so mächtign Eindruck machte, da man hierin auf einen Triumph über die Protestanten gerechnet hatte.

Als hierauf der Reichstag zu Augsburg am 20. Juni des Jahres 1530 eröffnet wurde, so übergaben die lutherischen Stände ihr Glaubensbekenntniß, und erhielten, wiewohl mit Mühe, die Bewilligung, es am

25. Juni öffentlich vor Kaiser und Reich vorzulesen und in deutscher und lateinischer Sprache zu übergeben. Dasselbe war von Melancthon, nach vorhergegangenen Berathungen mit andern vorzüglichen lutherischen Theologen auf den Grund der 13 durch Luther gestellten Torgauer Artikel, mit der äußersten Gewissenhaftigkeit in jenen beiden Sprachen abgefaßt und von Luther gebilligt worden.

Auch mit den Fürsten und mit den Vertretern der Städte war vorher jeder Artikel dieser Confession sorgfältig durchgegangen und das Ganze dann Luther zur Begutachtung nach Coburg gesandt worden. Dieser schrieb darüber zurück: „Sie gefällt mir sehr wohl und ich weiß nichts daran zu bessern und zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus, unser Herr, helfe, daß sie viele und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten.“ — Beide Urkunden waren unterschrieben von dem Kurfürsten Johann und seinem Sohne (dem Kurprinzen Johann Friedrich, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzögen Franz und Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt und den Abgeordneten der Städte Nürnberg und Reutlingen (denen sich später Kempten, Heilbronn, Windsheim und Weisenburg anschloßen.) Alle diese hielten sich in dieser Zeit der Prüfung standhaft, vor Allen Kurfürst Johann, welcher, als ihm seine Theologen die Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, vorstellten und sich erbaten, das Bekenntniß bloß in ihrem Namen zu unterzeichnen, seine Unterschrift mit den Worten gab: „Das wolle Gott nicht, daß ihr mich ausschließet! Ich will meinen Christus auch mit bekennen!“ Und gegen seine Rätze äußerte er oft: „Seine Gelehrten sollten thun, was recht sei, Gott zu Lobe, und ihn und sein Land nicht ansehen.“ Von diesem Zeugemuthe erhielt er auch den Beinamen „der Beständige“. — Auch den Markgrafen Georg konnten weder die Versprechungen des Kaisers, noch die bittern Vorwürfe seines Veters, des Kurfürsten Joachim I. zum Wanken bringen: „er habe es in seinem Herzen erfahren, daß Luthers Lehre auf Christum hinweise; solle er aus seinem Lande verjagt werden, so müsse er es Gott befehlen!“ Und der alte Fürst Wolfgang jagte: „Ich habe für meine Herren und Freunde manchen Ritt gethan, mein Herr Christus verdient wohl auch, daß ich etwas für ihn thue!“ Gleich standhaft hielten sich die Städteabgeordneten, besonders die Nürnberger, welche schrieben: „Unseres Erachtens ist nicht zu weichen, man müßte denn des Kaisers Gnade höher anschlagen, als die Guld Gottes!“

Die Vorlesung des Bekenntnisses geschah in der Kapelle der bischöflichen Burg, welche der Kaiser bewohnte. Da zu besorgen war, der Kaiser möchte die Vorlesung in der lateinischen Fassung vorziehen, was den Eindruck verhindert hätte, so nahm der Kurfürst von Sachsen das Wort und sagte: „Wir sind Deutsche, und auf deutschem Boden laßet uns deutsch reden!“ Der Kaiser willigte ein, und nun las der sächsische Kanzler, Dr. Bayer, das Bekenntniß so laut und vernehmlich, daß auch viele Außenstehende es verstehen konnten. Nach der Vorlesung, die beinahe zwei Stunden währte, fühlten sich alle Evangelischen gehoben in dem Bewußtsein, ihr Gewissen gewahrt und ihren Glauben frei bekannt zu haben, und selbst viele der Gegner staunten über die Christlichkeit der lutherischen Lehre, von der sie sich vorher so viel Entsetzliches hatten sagen lassen.

Dieses Glaubensbekenntniß — bei dessen Ablegung es deutlich wurde, in welch' hohem Grade diese Reformation eine Angelegenheit des deutschen Volkes geworden war, ebenso, daß diese sich auch bereits von Luther's Person abgelöst hatte, erhielt von nun an den Namen **Augsburgerische Confession** und gab der lutherischen Kirche als solcher das Dasein. Denn schon von 1532 an ließen die Reformatoren selbst alle Diejenigen darauf verpflichten, die zu einem Kirchenamte wahlfähig waren.

Daß durch dieses Verfahren nur die Bewahrung der Kirche vor schriftwidrigen Neuerungen, und kein Glaubenszwang bezweckt wurde, erhellt aus einer andern spätern symbolischen Schrift der lutherischen Kirche, der sogenannten Concordienformel, die jedes menschliche Ansehen verwirft und die Geltung der Symbole nur dadurch bedingt, daß sie mit der heiligen Schrift übereinstimmen. (Der Name „lutherisch“, gegen welchen selbst Luther längst protestirt hatte, blieb übrigens fortan bei dieser Kirche als gegensätzliche Bezeichnung gegen die Lehre der „Reformirten“, die sich in der Folge neben ihr geltend machte.)

Von den acht zwinglich-gesinnten deutschen Städten schloßen sich vier an die Lutherischen an; die übrigen, nämlich Straßburg, Lindau, Memmingen und Konstanz, reichten bei der Reichsversammlung eine eigene Confession ein (die sogenannte Tetrapolitana), welche Bucer, Capito und Hedio verfaßt hatten, die aber so wenig als die von Zwingli selbst überschickte angenommen ward. — (Späterhin traten übrigens auch diese vier Städte der augsburgischen Confession bei, und so verlor die Tetrapolitana ihre symbolische Kraft. — Denn durch die Augustana war ein fester Mittelpunkt gegeben, um welchen sich nachher nicht nur andere „Evangelische“, sondern auch solche, die es werden wollten, sammeln konnten.)

Der Kaiser ließ hierauf durch katholische Theologen (Eck, Cochläus etc.) eine Confutation oder Widerlegung der Augsburgischen Confession abfassen und gleichfalls vorlesen. Man gab aber den Protestanten keine Abschrift davon, ja verbot selbst eine Entgegnung. Dehungeachtet verfaßte Melanchthon nach dem, was Camerarius beim Vorlesen niedergeschrieben hatte, eine *Schuchrist*, die sog. *Apologie*, welche sodann die lutherischen Stände dem Kaiser überreichten, der sie aber nicht annahm.

Die weitem Vermittlungsversuche führten zu keinem Ziele. Der Kaiser machte es zur ersten Bedingung, daß die Evangelischen wieder zur verlassenen Kirche zurücktreten sollten, die Mißbräuche werde er und der Papst schon abschaffen. Die evangelischen Stände erklärten sich zu jeder andern Ausgleichung bereit, nur nicht zu Abweichungen vom geschriebenen Worte Gottes; von der christlichen Kirche seien sie nicht abgetreten; nur könnten sie wider ihr Gewissen das abgeschaffte Römische nicht wieder einführen. — In den „Stürmen jener Tage“ entstand (wie man bisher annahm) das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott“, das Luther nach Text und Melodie zum Urheber hat und stets von mächtiger Wirkung blieb. —

Der Reichsabschied erklärte sich daher äußerst scharf gegen die lutherischen Stände und legte ihnen harte Bedingungen auf (indem er ihnen z. B. in Glaubenssachen etwas drucken zu lassen verbot, die Absetzung der verehelichten Geistlichen verordnete und eine gänzliche Restitution unter Androhung der Reichserecution in Aussicht stellte). Darum unterschrieben sie ihn nicht, und sonach entstand eine förmliche Trennung zwischen den katholischen und protestantischen Ständen. Die letzteren erkannten auch die nun erfolgende Wahl Ferdinand's zum deutschen König nicht an, und hierin waren auch die bayerischen Herzoge mit ihnen einverstanden.

§. 199. Gerne wäre jetzt der Kaiser mit dem Schwerte gegen die Protestanten aufgetreten, aber die katholische Ständemehrheit wollte noch Aufschub der Gewaltmittel, und schlug vor, ihnen erst auf dem Wege Rechtsens beizukommen, nämlich durch Prozeßverfolgungen von Seiten

des Reichskammergerichts, das man zu diesem Zwecke neu und mit lauter Katholiken besetzt hatte. Deshalb schloßen die Stände Augsburger Confession den **schmalkaldischen Bund** am 29. März des Jahres 1531 vorläufig auf sechs Jahre mit dem Zwecke, sich, wenn das Kammergericht gegen einen oder den andern einschreiten würde, gegenseitigen Rechtsbeistand zu leisten. Und da wirklich zwischen Ferdinand und dem Papste über Kriegsrüstungen gegen die Protestanten verhandelt worden war, und deshalb die protestantischen Juristen erklärten, daß man, weil der Kaiser ja nicht allein, sondern mit den Ständen zu regieren habe, im Angriffsfalle demselben die Vertheidigung entgegen setzen dürfe, so gaben nun auch die protestantischen Theologen ihre Zustimmung, und man stieg an, sich in Vertheidigungszustand zu setzen.

In Beziehung auf die juridische Vertheidigung (vor dem Kammergericht) wurden Procuratoren bestellt. In Bezug auf die kriegerische Vertheidigung wurde in der Bundesformel ausdrücklich festgesetzt, daß man sich „allein gegenwehr- und rettungsweise“ verbunden habe, und daß es nicht darauf abgesehen sei, „als solle Jemand unter uns einen Krieg anfangen“; weder dem Kaiser, noch sonst Jemand solle durch diese Übereinkunft Eintrag geschehen. — Zu den ersten Unterzeichnern dieser Urkunde gehören außer denjenigen Fürsten, welche die Augsburger Confession unterzeichnet hatten, noch die beiden Grafen von Mansfeld. — Brandenburg schloß sich dem Bunde nur hinsichtlich der juridischen Vertheidigung an; eben so die Stadt Nürnberg. Die übrigen für beide Zwecke eintretenden Städte waren Reutlingen, Ulm, Constanz, Straßburg, Memmingen, Lindau, Bibrach, Isny, Magdeburg, Lübeck, Bremen.

Da sah der Kaiser ein, daß er mit bloßen Machtsprüchen nichts ausrichten werde. Zugleich drohte der alte Reichsfeind, der Türke, der sich die Spaltungen der Deutschen zu Nutzen machen wollte, mit einem neuen Angriff; ja Soliman erklärte sich schon zum Voraus zum Herrn von Ungarn und Deutschland, und gedachte von Constantinopel aus das Abendland zu beherrschen.

Weil nun ohne die Beihülfe der Protestanten an keine erfolgreiche Abwehr zu denken war, diese aber die Einstellung der kammergerichtlichen Prozesse gegen sie, einen allgemeinen Frieden und ein allgemeines freies Concil forderten: so entschloß sich der Kaiser auf Ferdinand's Rath, zumal die Türken bereits in mächtigem, wohlgeordnetem Anzug gegen Ungarn waren, den Protestanten auf dem von Regensburg nach Nürnberg verlegten Reichstage ihre Forderungen zu bewilligen, und mit ihnen 1532 den **Nürnberger Religionsfrieden** (am 23. Juli und 2. August) zu schließen, der ihnen freilich wegen Mangels an rechtsgültiger Form keinen festen Sicherheitsgrund gewähren konnte, indem die katholische Ständemehrheit mit den daran geknüpften Zugeständnissen nicht einverstanden war und deren Veröffentlichung nicht zugab.

Diese Zugeständnisse betrafen die Einstellung der fiscalischen Prozesse in Glaubenssachen, so wie die Unterlassung gegenseitiger Befehdung, an deren Stelle „rechte Freundschaft und christliche Liebe“ zwischen beiden Theilen geübt werden sollte. Durch diesen Frieden hatte es der Kaiser mit seiner eigenen Partei verdorben, die ihm bittere Vorwürfe machte, daß er noch kein Concil. als das einzige Mittel gegen den Abfall, betrieben habe, und daß er durch diesen Frieden im Grunde alle zu Worms und Augsburg gegen die neue Lehre erlassenen Verbote zurücknehme.

Doch hielt dieser Friede, über den sich Kurfürst Johann noch vor seinem kurz darauf erfolgten Tode ganz besonders freute, eine Zeit lang den Ausbruch der feindlichen Gesinnungen zurück und hatte für das gemeinsame deutsche Vaterland den günstigen Erfolg, daß die Türken — bei dem Anblick des 80,000 Mann starken deutschen Heeres, des schönsten, das man seit Jahrhunderten in der Christenheit gesehen hatte, und nach der Niederlage einer türkischen Abtheilung, die sie ins Österreichische vor- ausgeschickt hatten — wieder den Rückzug antraten. Zu diesem Rückzug bewog den Sultan sowohl die unerwartete Einigkeit der Deutschen, welche auf ihn schon die Wirkung einer Niederlage hatte, als auch die Nachricht, daß seine Flotte auf dem jonischen Meere sich durch den Admiral Andreas Doria sich in großem Gedränge befand. — Ungarn aber mußte Ferdinand noch in der Gewalt der Türken lassen, da die katholischen Fürsten wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Protestanten nichts zu seinem Privatvortheil thun wollten.

§. 200. Nach Abtreibung dieser Gefahr erweiterte sich der schmalkaldische Bund durch den Beitritt neuer Mitglieder und seine politische Bedeutung wuchs mehr und mehr. Selbst andere Fürsten, die von Österreich zu fürchten hatten, näherten sich dem Bunde, und insbesondere ward sein Bestehen von den bayerischen Herzögen gerne gesehen, da ihr Land fast ringsum von Österreich, als dem Erbbesitzer vieler schwäbischen Länder und als damaligem Inhaber des Herzogthums Württemberg, umschlossen war. Auch die andern katholischen Mitglieder des schwäbischen Bundes, welcher Österreich in Südwestdeutschland bisher zur Hauptstütze gedient hatte, aber nun schon in der Auflösung begriffen war, waren mit Österreich nicht zufrieden, und ließen es daher gerne zu, daß Landgraf Philipp von Hessen durch Waffengewalt die Wiedereinsetzung des vertriebenen Herzogs Ulrich (§. 189) betrieb.

Nachdem nämlich die sämmtlichen Kurfürsten, auf Landgraf Philipp's Versicherung, nichts gegen sie unternehmen zu wollen, so wie auf das Versprechen Bayerns, den König Ferdinand nachher anerkennen zu wollen — ihre Einwilligung zu diesem Vorhaben gegeben, König Franz von Frankreich aber Geldhülfe zugesichert hatte, so erschien der Landgraf mit einem Heere von 24,000 Mann im Felde, schlug 1534 das neue 10,000 M. starke österreichisch-schwäbische Heer (das von dem österreichischen Statthalter Württembergs, dem Pfalzgrafen Philipp befehligt war) bei Lauffen am Neckar und führte den Herzog Ulrich wieder in sein Land zurück. König Ferdinand suchte zwar beim Papste Siz und Stille im Reich haben sollte. Als sich die Herzoge von Bayern dadurch von ihren Besorgnissen befreit sahen, schloßen sie sich von nun an enger an Österreich an und suchten den Kaiser zu ersten Schritten gegen die Protestanten zu bewegen. Auch Sachsen erklärte sich nun bereit, Ferdinand als römisch-deutschen König anzuerkennen.

Hierauf gab sich nun der schmalkaldische Bund eine kriegerische Verfassung und wählte zu seinen Hauptführern den Landgrafen Philipp, der in Hessen und Oberdeutschland —, und den kräftigen Kurfür-

sten Johann Friedrich, Johann's Sohn und Nachfolger, der in Sachsen und Westfalen den Befehl haben sollte.

§. 201. **U**nter diesen Umständen fand die Reformation im Süden und Norden Deutschlands noch weiteren Eingang und geringeren Widerstand. In Württemberg, wo vorher Österreich die (von Brenz begonnene) Reformation niedergehalten hatte, führte Herzog Ulrich durch den Prediger Ambrosius Blaurer und den Professor Erhard Schnepf die lutherische Reformation durch, indem letzterer eine Abendmahlformel aufstellte, mit der auch die Oberländer einverstanden waren. Die eingezogenen Klostergüter wurden theils zur Bezahlung von Landes Schulden und für Landesbedürfnisse, theils für die Schulen verwendet. Tübingen wurde seitdem eine vorzügliche Pflanzstätte protestantischer Gelehrsamkeit. Dem Beispiele Württembergs folgten Elsaß, Baden und andere oberdeutsche Landstriche und Reichsstädte, unter letztern auch Augsburg.

Von den norddeutschen Städten, in denen (wie in Magdeburg, Braunschweig, Goslar, Göttingen, Eimbeck, Rostock, Hamburg, Lübeck, Bremen) die Reformation (anfangs zwar unter mehr oder minder starker Widerseßlichkeit des Stadtraths, endlich aber mit seiner Einwilligung) durchgedrungen war, traten immer mehr zum schmalkaldischen Bunde.

Nur in einigen Theilen Niederdeutschlands, nämlich in Pommern und in Westfalen, geschah die Reformation unter heftigen innern Kämpfen mit dem Klerus und dem Adel, so daß es an einigen Orten zu Gewaltausbrüchen kam. Zu dem heftigsten, aber nur von sectirerischen Umtrieben herbeigeführten Kampfe kam es in der Stadt Münster in den Jahren 1533 — 1535 durch die **wiedertäuferischen Unruhen**, welche dort von dem fanatischen Schwärmer Johann von Leyden erregt wurden und auch in dem übrigen Deutschland großes Unheil hätten stiften und der Sache der Reformation großen Schaden bringen können, wenn sie nicht glücklicherweise unterdrückt worden wären.

Es war nämlich zu Münster der Prädicant Rottmann reformirend aufgetreten und hatte bald die Mehrheit zum Anhang erhalten, so daß der Bischoff die Stadt verlassen und sich in einem Vertrage zur Freiebung der Predigt augsburgischer Confession verstehen mußte, worauf die Stadt mit dem schmalkaldischen Bund über ihren Beitritt verhandelte. Indeß gab sich Rottmann bald den Grundsätzen der Wiedertäufer (Anabaptisten) hin, welche sich seit der münzerischen Niederlage meist nach den Niderlanden gezogen hatten, und nun von dort, besonders von Leyden aus, wo ein Bäder, Jan Matthies, ihr Haupt war, in andere Länder ausgiengen, um ihr sitten- und staatsgefährliches Wesen zu verbreiten.

Im Jahre 1534 erschien dieser Matthies selbst mit einem seiner fanatischsten Jünger, dem gewesenen Gewandschneider- (d. i. Tuchmacher-) Gesellen Jan Bockold oder Bockelsohn aus dem Haag, genannt **Johann von Leyden**, in Münster, und verschaffte bald den Wiedertäufern daselbst das Übergewicht, so daß sie die ganze städtische Gewalt in die Hand bekamen und nun, von Fanatismus und Habsucht getrieben, alle ihre Gegner aus der Stadt jagten, sich in ihre Habscheit und Gütergemeinschaft einführten. Zum Glück für Deutschland, in welchem damals der Zunder des Wiedertäuferischen allenthalben bereit lag, blieb ihre Herrschaft nur auf Münster eingeschränkt, weil der Bischoff mit andern Fürsten bereits die ganze Stadt eingeschlossen hatte.

Als Matthies in einem Ausfall getödtet worden war, trat Bockold an die

Spize, ließ hinrichten, wer sich nicht fügte, und führte Mehrweiberei ein. Empört über diese schreiende Verhöhnung aller christlichen Sitte, bildete sich eine Gegenpartei, wurde aber von den Fanatikern unbarmherzig niedergewürgt. Hierauf ließ sich Bokold zum König des neuen Israels ausrufen, schickte Apostel nach allen Seiten aus, um die Welt zu befehren, ernannte 12 Herzoge für Deutschland und schrieb an die benachbarten Reichsfürsten wie an seines Gleichen. In der Stadt selbst führte er mit seinen Hefeshelfern Kottmann, Knipperdolling und Krechting ein fanatisch-tyrannisches Regiment, in welchem sich geistlicher Hochmuth mit fleischlicher Sinnenlust, frommer Wahnsinn mit blutdürstiger Rohheit auf das widerlichste mischte. (So z. B. hielt er einmal auf offenem Markte mit 4200 Männern und Weibern ein sog. Abend- und Liebesmahl, wobei er einen ihm unbekannten Fremden, von dem er sagte, er habe kein hochzeitlich Kleid an, vom Tische wegführte und mit eigener Hand enthauptete, worauf er sich mit aller Fröhlichkeit wieder zu Tisch setzte! — Als ihm einst eine seiner 17 Frauen den Dienst anbot, führte er sie auf den Markt, enthauptete sie selbst, stieß ihren Leichnam von sich und ließ von den umherstehenden Weibern das Lied: „Allein Gott in der Höh“ anstimmen.) — Dieses Tollhauswesen dauerte so lange, bis das schwache Belagerungsheer des Bischofs allmählich Verstärkung erhielt, worauf den Belagerten die Zufuhr abgeschnitten wurde, so daß Hungersnoth in der Stadt entstand, und endlich in der Johannisnacht 1535 die sich auf das hartnäckigste vertheidigende Stadt durch Verath erobert wurde. Die Meisten fielen bei der Vertheidigung mit den Waffen in der Hand (auch Kottmann; doch soll er, nach Andern, entkommen und verschollen sein). Johann von Leyden und die beiden andern Hauptschuldigen wurden gefangen. Beim Verhör war Jan anfangs trotzig und blieb im Gespräch mit heftigen Theologen starrsinnig auf seinen Irrthümern; bald aber widerrief er sie alle und erbot sich gegen Begnadigung, alle Wiedertäufer zur Unterwerfung zu bringen. Auch als er sah, daß keine Gnade zu finden war, blieb er reumüthig und gestand, zehnfach den Tod verdient zu haben. Knipperdolling und Krechting blieben hartnäckig bei ihrer Behauptung, sich nicht wider die Gottesordnung verkehrt zu haben. Alle drei wurden auf dem Markt von Münster mit glühenden Zangen gezwiebt und zuletzt mit einem glühenden Dolche getödtet. Ihre Körper wurden in drei eisernen Kästchen zur Abschreckung auf einem der Kirchthürme zu Münster aufgehängt. Die Vertriebenen (nur noch ein Drittheil der frühern Einwohner) kehrten in die Stadt zurück, die aber nun ihre vorige Freiheit verlor und den Katholicismus in seiner ganzen Form und Strenge wieder annehmen mußte. — Viele Wiedertäufer, welche nun allenthalben verfolgt wurden, fanden in England Aufnahme, wo, was sich Besseres und Religiös-sittliches in ihnen vorfand, als Baptismus und Quäkertum sich ausbildete. — In Deutschland und in den Niederlanden entstand durch Menno Simonis die ruhige und stille Secte der Mennoniten.

Dieser neue Auswuchs, der die Sache des Evangeliums zu entstellen drohte, hatte indeß nur dazu gedient, den wahren christgemäßen Protestantismus zu desto größerer Reüchternheit und Klarheit zu erheben.

Kap. 34. Weitere Verbreitung der Reformation und vergebliche Vereinigungsversuche.

§. 202. **U**nterdeß war in der Schweiz der Haß der Religionsparteien, d. i. der reformirten und der katholischen Cantone, zum gewaltthätigen Ausbruch gekommen. Die ersten gewaltthätigen Schritte giengen von den katholischen Fünforten (d. i. Zug und den vier Waldstätten Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden) aus, die bewaffnet ins Berner Gebiet einfielen, worauf dann die beiden reformirten Cantone Zü-

rich und Bern ihnen durch Schließung der Alpenpässe die Zufuhr abschnitten.

Zwingli hatte nämlich bereits (§. 193) Zürich, Basel, Bern, St. Gallen, Biel und Mülhausen reformirt; die andern Städte aber, besonders jene Fünfforte, ließen sich weder das Recht, in fremde Kriegsdienste zu treten, noch den alten Gottesdienst nehmen, bestraften Abfällige durch Gefängniß, Ruthenschläge, Landesverweisung, tödteten mehrere zu ihnen kommende reformirte Prediger, und fielen, den Landfrieden brechend, in das Berner Oberland ein, um dort das Landvolk in seinem Widerstand gegen Reform-Anordnungen der Stadtoberkeit zu unterstützen. Als sie von da wieder vertrieben waren, schloßen die Fünfforte, wider das eidgenössische Recht, 1529 einen Bund mit dem König Ferdinand zu gegenseitiger Hülfe, und verbrannten einen Züricher Prediger, der seine evangelische Kirche in einem ihnen nicht einmal gehörenden Orte hatte besorgen wollen.

Dieses Verfahren bewog Zürich zum Krieg, und Zwingli, der von keinem Frieden wissen wollte, wenn nicht die Predigt in allen Kantonen freigegeben würde, zog als Feldprediger mit aus. Allein das auf Zürich eifersüchtige Bern versagte seinen Beistand und brachte durch Vermittlung die Fünfforte dahin, den Bund mit Österreich aufzulösen und jeder Gemeinde die Entscheidung über den Glauben zu überlassen; daher denn bald viele neue Gemeinden übertraten. — Um mit mehr Nachdruck auftreten zu können, versuchte man dann vor dem Augsburger Reichstag noch einmal eine Vereinigung mit den Lutheranern; allein obwohl Bucer und Oskampadius ihnen näher traten, so konnte doch Zwingli nicht dazu gebracht werden.

Da die Fünfforte auf's Neue mit Österreich in Unterhandlung traten und in der Tagsatzung noch die Mehrheit auf ihrer Seite hatten, so stieg die Erbitterung gegen sie, und Zwingli, der nicht blos die kirchliche, sondern auch die politische Umgestaltung der Schweiz stets vor Augen hatte, trieb auf's Neue zum Krieg gegen die Fünfforte. Bern schlug abermals seinen Beistand ab, machte aber den Vorschlag, die Fünfforte durch Entziehung der Zufuhr nachgiebig zu machen.

Die nun eintretende Gränzsperre brachte einen Mangel an den nothwendigen Lebensmitteln hervor und trieb natürlich die Fünfforte zum Äußersten. Obgleich gering an Zahl, aber einig, brachen sie aus ihren Alpenpässen hervor und fielen, 8000 Mann stark, plündernd ins Gebiet der Züricher ein, die nur 1200 Mann bei Kappel stehen hatten. Die strenge Gränzaufsicht hatte verhindert, daß den Zürichern Nachricht von diesem feindlichen Vorhaben zukam, und da sie veräußt hatten, den Paß über den Albis zu besetzen, so konnten die Fünffortler so schnell und so weit vordringen. Diese Überraschung brachte in Zürich so große Unordnung hervor, daß von der Stadt aus kaum 700 Mann, darunter auch Zwingli auf seinem Feldpredigerposten, zu Hülfe eilten. Von zwei Seiten angegriffen, wurden nun die Züricher bei Kappel am 11. October 1531 geschlagen. Auch Zwingli, welcher schwer verwundet unter einem Baume mit gefalteten Händen lag, erhielt von einigen Kriegsknechten den Todesstoß und starb mit den Worten: „Den Leib können sie tödten, aber die Seele nicht.“ Als man am andern Tag seinen Leichnam erkannte, hielten die Gegner Gericht über denselben, viertheilten und verbrannten ihn und streuten die Asche in die Luft.

Zu spät kamen nun die reformirten Bundesgenossen mit 1200 Mann herbei, und noch dazu mit so geringer Vorsicht und Geschicklichkeit, daß auch sie von dem kleinen Heere der Fünfforte eine Schlappe erhielten. — Ob-

gleich nun König Ferdinand dem Kaiser rieth, die reformirten Schweizer jetzt offen anzugreifen, so kam es doch zwischen den beiden eidgenössischen Parteien zum Frieden, demzufolge aber die Fünfsorte das Übergewicht behielten, und der Katholicismus in vielen Orten wieder hergestellt, ja auf die folgende Jahrhunderten hinaus befestigt wurde.

§. 203. Nach Zwingli's Tod erhielt die Züricher Gemeinde an Heinrich Bullinger (geb. 1504) zwar einen kräftigen Vertreter; doch fand die schweizerische Reformation im Allgemeinen mehrere Jahre hindurch keinen eigentlichen Leiter, der alle zerstreuten Kräfte vereinigt hätte. Erst in Calvin, der aber nicht aus Zwingli's Schule, auch nicht aus der deutschen Schweiz hervorgieng, sondern aus Frankreich vor den über die dortigen Protestanten verhängten Verfolgungen des Königs Franz I sich in die Schweiz flüchtete, kam der Mann, der als Gründer der französisch-schweizerischen Reformation das Werk Zwingli's in einem verbesserten Geiste begründete und weiter führte.

Johann Calvin, eig. Jean Caulvin, geb. d. 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie, Sohn eines Geheimsehreibers in der bischöflichen Kanzlei, erhielt mit den Söhnen einer vornehmen Familie eine sorgfältige Erziehung; bezog früh die Universität Paris und erhielt schon in seinem 18. Jahre eine Pfarrei. Da aber sein Vater ihn gern in weltlichen Würden sehen wollte, gab er seine Pfründe auf und ergriff auf den Universitäten Orleans und Bourges das Studium der Jurisprudenz, das seinem zu strenger Geselligkeit geneigten Wesen noch mehr Nahrung gab. Er war schon Doctor der Rechte, als er eine Bibel in die Hand bekam. Begierig, das Evangelium in der Ursprache zu lesen, lernte er von einem deutschen Professor (Wolmar) die griechische Sprache und erhielt von ihm zugleich Anleitung zum Schriftverständniß. Bald verließ er das Rechtsstudium und trat in den Versammlungen der Evangelisch-Gesinnten als Prediger auf. Ungeachtet der heftigen Verfolgungen, welche der König Franz über die Evangelischen verhängte, wirkte er durch Schrift und Rede so kräftig und entschieden, daß auch ihn persönlich die Verfolgung erreicht hätte, wenn er sich derselben nicht durch die Flucht an den Hof der Königin Margaretha von Navarra (Franz's Schwester), welche die Evangelischen in Schutz nahm, entzogen hätte. Von ihr unterstützt konnte (1535) er nach Basel entkommen, wo er von Capito das Hebräische lernte, und durch sein Hauptwerk „*Christianae religionis institutio*“, d. i. Unterweisung in der christlichen Religion, dem Protestantismus eine vorzügliche Stütze lieh. Im folgenden Jahre gieng er nach Ferrara, wo sich die Evangelischen um die Herzogin Renata (eine Schwägerin des Königs Franz) sammelten, mußte aber bald der Wachsamkeit der Inquisition weichen, und wollte nach Frankreich zurückkehren, um die Seinigen zur Auswanderung zu bewegen. Auf dieser Rückreise kam er nach Genf.

Als Calvin 1536 nach Genf kam, wo seit 1532 Wilhelm Farel nebst seinem Freunde Viret eine evangelische Gemeinde gebildet hatte, veranlaßte ihn jener, dort Prediger und Lehrer der Theologie zu werden. Aber die von ihm versuchte Einführung einer strengen Sittenzucht erregte die Opposition der sittenlosen Libertiner dajelbst in solchem Grade, daß er vor ihnen aus der Stadt weichen mußte. Nachdem er drei Jahre in Straßburg als Prediger der französisch-reformirten Gemeinde und Lehrer der Theologie an der Universität gewirkt hatte, wurde er wieder nach Genf berufen, um die unterdeß verfallene kirchliche und bürgerliche Ordnung herzustellen. Ungern entließen ihn die Straßburger und

1541 reuig nahmen ihn die der anarchischen Zuchtlosigkeit der Libertiner überdrüssigen Genfer auf. Und nun legte er mit Farel, Bezä und Biret den Grund zur **calvinisch-reformirten Confession** mit ihrer auf Einheit der Lehre, des Cultus und der Disciplin ruhenden Verfassung, deren streng sittlicher Geist allmählich auch das ganze bürgerliche Leben des kleinen Freistaates in einer Weise durchdrang, daß Genf Fremde aus allen Ländern herbeizog und die Mutterstadt des reformirten Glaubens zunächst für die Völker romanischer Bildung wurde.

Weil aber Calvin in der Abendmahlslehre sich bis auf einen gewissen Grad der lutherischen Auffassung näherte und deshalb von den beiden sächsischen Reformatoren als evangelisch anerkannt wurde, so zerfielen die Reformirten in zwei Parteien, in eigentliche **Zwinglianer** und **Calvinisten**, von denen die letztern in der Schweiz allmählich die ersteren überwogen, in Frankreich aber und späterhin in den Niederlanden, in Schottland und theilweise in England ausschließlich den Protestantismus darstellten.

In der Schweiz vereinigte sich nämlich schon 1540 der obengenannte Zwinglich-gefunte Bullinger, welcher durch Musculus, einen Schüler Melancthon's, mitder gestimmt worden war, mit Calvin in dem Consensus Tigurinus, der aber erst 1551 allgemein angenommen wurde. — Auch in Deutschland fand Calvin in der Folge viele Anhänger, ohne es jedoch zu einer Vereinigung mit der lutherischen Confession bringen zu können, indem vielmehr durch Calvin's strenggefaßte Lehre von der Prädestination oder Gnadenwahl beide protestantische Parteien nur noch weiter auseinander traten. (§. 223).

Die gottesdienstliche Verfassung der Calvinisten war (in Nachahmung der alten Presbyterialverfassung) eine collegiale Vereinigung von geistlichen und Layen: Presbytern zu Einem Presbyterium, als der Repräsentation der Gemeinde, während die lutherische Verfassung eine kirchenregierende Vereinigung von geistlichen und weltlichen Behörden mittels Consistorien, Superintendenten und Synoden ohne Zuziehung der (bloß als Private angesehenen) Presbyter war. Die deutschen Reformatoren giengen dabei von dem Grundsatz aus, die Verfassung müsse sich von innen heraus, von der Lehre und dem Glauben aus, allmählich von selbst erbauen; sie waren aus innerlichen und äußerlichen Gründen abgehalten, eine solche einheitliche Kirchenregierung zu organisiren und mußten und wollten mehr der freien Bewegung und künftigen Entwicklung überlassen. Schon der Umstand, daß Deutschland in mehrere hundert Staaten getheilt war, machte eine bestimmte gemeinschaftliche Verfassungsform unmöglich. Es folgten sich schon damals in der lutherischen Kirche Versuche zu Verfassungsverbesserungen in nicht geringer Zahl, zumal man sich nicht verbergen konnte, daß an vielen Orten mit der Ausrottung des Mißbräuchlichen auch so manche heilsame und nothwendige Kirchengeneinrichtung gefallen war, und man der religiösen Leichtfertigkeit des großen Haufens mit den noch vorhandenen Zuchtmitteln keine hinreichende Schranke setzen konnte.

Auf der andern Seite hatte eine so überaus gefegliche Strenge, wie Calvin sie in dem kleinen Genf durchführte, wenigstens so lang er selbst sie handhabte (also 23 Jahre lang), ihre großen Gefahren. Von der Strenge dieser Zucht geben folgende Züge einen Begriff: Wer die Kirche versäumte, mußte drei Sols zahlen; — wer einmal nicht zum Abendmahl gieng, wurde auf Ein Jahr aus der Stadt verbannt; wer beim Leib und Blut Christi schwur, mußte am Pranger stehen und fünf Sols Strafe zahlen; — eine Frau, die ein weltliches Lied nach einer Psalmelodie sang, wurde mit Ruthen gepeitscht; — Trunkenheit wurde mit Geldstrafe belegt; — Spieler wurden an den Pranger gestellt; Ehebruch mit dem

eisernen Halsband, doppelter Ehebruch mit dem Tode bestraft; — ein Mädchen, das seine Mutter schlagen wollte, wurde öffentlich gepeitscht und aus der Stadt gewiesen, — ein anderes, das seine Mutter wirklich schlug, wurde geköpft! — So mußte die Genfer Kirche eine Zwangsanstalt und somit von dieser Seite das Gegentheil der Urkirche Christi werden, auf die doch Calvin alle kirchlichen Ordnungen zurückzuführen strebte. Allerdings giengen selbst noch lange nach Calvins Tode in der Genfer Republik so arge Laster nicht im Schwange, als da, wo die Kirchengucht darniederlag und kein Sittengericht wöchentlich die Bürger prüfte.

Die gleiche Strenge ließ Calvin in der Bewahrung der Kirchenlehre walten, wie er denn sich späterhin (1553) dahin verirrte, daß er zur Ausführung der Hinrichtung des zum Tode verurtheilten Antitrinitariers Servet die Hand bot und die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe gegen Ketzer zu rechtfertigen suchte. Ist auch der Mangel an heilsamer Kirchengucht ein großer Uebelstand, so mußte sie doch durch die Vermischung des Geistlichen und Weltlichen, wie das in Genf der Fall war, zur drückendsten Fessel werden. Die Durchführung der von ihm angestrebten Theokratie versetzte den Reformator oft in die größte Noth, da er gegen alle Arten des tiefsten sittlichen Verderbens zu kämpfen hatte; nichts desto weniger verfolgte er mit eisernem Willen sein Ziel. Durch ihn wurde Genf die Zufluchtsstätte für viele verbannte Ausländer, und besonders der Mittelpunkt für die französischen Reformirten.

Calvin, der von Luther und dessen Werke stets nur mit hoher Achtung sprach, nahm im Jahre 1556 die (freilich veränderte) Augustana an, gehörte also im melanchthonischen Sinne zu den Augsburgischen Glaubensverwandten, wie er denn auch zu den deutschen Reformatoren in größerer Geistesverwandtschaft stand, als Zwingli.

§. 204. Eben gieng der Kaiser mit dem Gedanken um, den deutschen Fürsten, die seinem Hause das württembergische Land wieder entzogen hatten, diese Eigenmacht entgelten zu lassen, als ihn die fernen Seeräubereien, durch welche Haradin (Chaireddin), genannt Barbarossa, das Mittelmeer beunruhigte, zu dem Entschluß bewogen, **1535 einen Kriegszug gegen Tunis zu unternehmen.**

Jener Corsar hatte sich nämlich schon früher in Algier festgesetzt, einen Barbarenstaat gegründet und, um sich zu halten, an den türkischen Sultan Soliman angeschlossen, in dessen Diensten er dann, um dem Kaiser zu schaden zu machen, Neapel und Sardinien bedrohte, und sich durch eine List, an der Stelle Muley Hassan's auch zum Herrn von Tunis machte, von wo aus er mit seinen Raperichiffen den spanischen und italienischen Handel schwer beeinträchtigte. — Vergebens bekämpften ihn von Malta, Gozzo und dem afrikanischen Tripoli aus die Johanniter (Malteser-Ritter), welche einige Zeit zuvor für den Verlust der Insel Rhodus, die ihnen von den Türken entrissen worden war, von Karl V diese Besitzungen im Mittelmeere unter der Bedingung eingeräumt erhalten hatten, dasselbe gegen die Barbaren zu schützen.

An der Spitze eines aus Spaniern, Italienern und Deutschen bestehenden Heeres von 26,000 Mann landete der Kaiser auf einer Flotte von mehr als 400 spanischer und italienischer Schiffe glücklich am Golf, erstürmte Goletta, zerprengte Haradin's doppelt so starkes Heere durch den Sieg vor Tunis und nahm ohne Widerstand die in sich entzweite Stadt ein, worin bereits die Menge der gefangenen Christensclaven sich befreit, des Schlosses bemächtigt und den Haradin zu entfliehen genöthigt hatte. Mehr noch, als über diesen Sieg, freute sich der Kaiser über das Glück, 22,000 Christensclaven der Freiheit zurückgeben zu können. Die von den

Soldaten geplünderte Stadt übergab er sammt dem Lande ihrem vorigen Besitzer Muley Hassan wieder (doch unter spanischer Oberhoheit) und behielt nur Goletta und einen Küstenstrich.

Schon handelte sich's von einem ausgedehnten Unternehmen gegen die Türken, als Franz I von Frankreich den dritten Krieg erhob und, um Mailand eroberte, in Savoyen einbrach. — Rasch sammelte der Kaiser in Italien ein Heer von 30,000 Mann und fiel in Südfrankreich ein, während von den Niederlanden her ein kaiserliches Heer auch in Nordfrankreich eindrang. — Franz aber wich deshalb nicht aus seiner gewonnenen Stellung, sondern suchte nur durch zwei feste Lager die Rhone zu decken; und als des Kaisers Heer, nach einem vergeblichen Angriff auf Marseille, durch Mangel und Krankheiten genöthigt wurde, seinen Rückzug aus Frankreich zunehmen, so trat der dadurch noch mehr gesicherte Franz nun in ein offenes Bündniß mit den Türken und sagte sich damit gleichsam von der bis dahin behaupteten religiös-politisch-militärischen Einheit der lateinischen Christenheit los. Es wurde jedoch dieser Krieg im Jahre 1538 durch den Waffenstillstand von Nizza unterbrochen.

§. 205. Für die Protestanten, welche nichts weiter wollten, als dem Kaiser „die rechtliche Anerkennung ihrer Glaubens- und Lebensform abgewinnen“, hing alles von dem Bestehen und der Fortbildung ihres Bundes ab. Ungeachtet des Nürnberger Friedens war ihre rechtliche Stellung noch sehr unsicher, zumal das Kammergericht seitdem nicht aufgehört hatte, einzelne Stände des schmalkaldischen Bundes zu belästigen, insbesondere diejenigen, welche im Nürnberger Frieden nicht namentlich aufgeführt waren.

Eine Vergünstigung König Ferdinand's aber, gemäß welcher er bei der von ihm bewilligten Erneuerung des Stillstandes der Kammerprozesse die namentliche Aufführung der Bundesglieder ganz wegließ, (um eine größere Annäherung der Protestanten an Frankreich zu verhindern) gab den schmalkaldischen Ständen die Möglichkeit, durch Aufnahme neuer Glieder ihren Bund zu erweitern und zu befestigen.

Im Vertrauen auf diese Zusicherung wurden die Herzoge von Württemberg und Pommern, die Fürsten von Anhalt und die Städte Augsburg, Frankfurt, Hamburg, Hannover und Rempten aufgenommen, die militärischen Bundesleistungen auf 24,000 Mann festgesetzt und der Bund im Jahr 1536 auf weitere zehn Jahre erneuert. Im Jahre 1538 trat auch Dänemark bei.

Zugleich erfolgte auch durch Vermittlung Bucer's eine Versöhnung der oberländischen Städte mit den Lutherischen, indem jene in der sogenannten Wittenberger Concordie vom Jahre 1536 nun ebenfalls die Augsburgerische Confession und Apologie annahmen; aber Melancthon's Änderung des Abendmahlsartikels durch eine allgemeinere Fassung erwarb ihm bei den meisten seiner Glaubensgenossen keinen Dank, zog ihm vielmehr bitteren Verdruß zu. Jener Vereinigung traten im Jahre 1537 auch sieben schweizerische Städte bei, nämlich Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen,

Mühlhausen und Biel, — worüber Luther in einem eigenen Schreiben seine innige Freude bezeugte.

Bei der Erneuerung des schmalkaldischen Bundes (1537) wurden auch die von Luther verfaßten, nachher zu den Symbolen gezählten **schmalkaldischen Artikel** aufgestellt, welche zur Vorlage bei einem künftigen allgemeinen Concilium dienen sollten. Denn der Kaiser, welcher stets der Ansicht war, daß eine befriedigende Herstellung und Befestigung im deutschen Reiche ohne Wiederherstellung der kirchlichen Einheit nicht zu erzielen sei, hatte schon seit 1530 ein allgemeines Concilium bei den Päpsten betrieben; aber diese hatten stets einem Concil, wobei es der Kaiser auf die Einschränkung ihrer Macht ab sah, auszuweichen gesucht. Als nun aber Paul III den römischen Stuhl bestieg, hielt er die gegenwärtigen Verhältnisse zu einem Concil geeignet und schrieb dasselbe 1537 nach Mantua aus, jedoch mit dem ausgesprochenen Zwecke der Ausrottung der lutherischen Ketzerei.“ Ein solches Concil wiesen aber die Protestanten zurück; und weil sie, wie immer, ein unparteiisches, freies, d. i. von Rom unabhängiges Concil auf deutschem Reichsboden verlangten, so verschob der Papst es wieder, indem er hinwiederum auf seinem Standpunkt ein solches nicht gewähren konnte.

§. 206. Abgleich dem Kaiser alles daran lag, die Protestanten zu beruhigen, und sie nicht auf Frankreichs und Englands Seite hinüber zu treiben, erklärte doch sein Vicekanzler Held, ein ehrgeiziger, gegen die Protestanten mit Bitterkeit erfüllter Mann, den schmalkaldischen Bundesgliedern, daß alle bisherigen ihnen günstigen Zusicherungen und Abreden ungültig seien, und betrieb (behufs der Execution der kammergerichtlichen Beschlüsse) ein **katholisches Bündniß**, das 1538 zu Nürnberg unter dem Namen „Christliche Einigung“, jedoch nur unter den eifrigsten katholischen Fürsten zu Stande kam und den Herzog Ludwig von Bayern und Herzog Heinrich von Braunschweig zu Bundeshäuptern hatte.

Um dieses — wie es schien unbefugte — Verfahren seines Dieners einigermaßen gut zu machen, bewilligte der Kaiser 1539 auf dem Frankfurter Anstand den Protestanten Proceßstillstand auf anderthalb Jahre, bestätigte jedoch, auf päpstliche Gegenvorstellung, zugleich den katholischen Bund: wie sich denn Karl stets schwankend benahm, weil sein Ziel keine offene, geradeausgehende Politik zuließ.

Da indeß der eifrigste Gegner der Reformation, Herzog Georg von Sachsen, 1539 starb und sein Bruder Heinrich nun die Reformation in Dresden und Leipzig einführte; — da ferner der Erzbischoff von Mainz das ihm gleichfalls zuständige Erzbisthum Magdeburg und Bisthum Halberstadt gegen Bezahlung seiner Schulden den Protestanten freigab; — da auch Markgraf Joachim II von Brandenburg nach seines Bruders Joachim's I Tode zur Reformation übergieng; — endlich da der protestanteneindliche Kanzler Held starb und der friedlichere **Granvella** das deutsche Reichsiegel bekam: so hatten die Protestanten die günstigsten Aussichten, und der Kaiser konnte nur noch hoffen, auf gütlichem Wege zur Aussöhnung der getrennten Theile zu gelangen.

§. 207. Da unterdeß der (mit dem sächsischen Hause verwandte) Herzog Wilhelm von Cleve durch einen Vertrag in den Besitz von Geldern kam, und der Kaiser aus einer Vereinigung von Cleve-Geldern (eines Gebietes, das von der Werra bis zur Maas und auf beiden Seiten des Rheins von Köln bis gen Utrecht reichte) mit dem schmalkaldischen Bunde Gefahr für seine Niederlande befürchtete, der Papst aber zu keinem Concil zu vermögen war: so versuchte der Kaiser selbst es, die getrennten Theile zu einer Verständi-

gung dadurch zu bringen, daß er ihre Theologen mehrmals zu Religionsgesprächen (zu Speyer, Hagenau, Worms) einlud, die aber, kaum begonnen, stets wieder abgebrochen wurden, bis endlich den 5. April 1541 das Religionsgespräch zu Regensburg (während des Reichstags) zu Stande kam, das protestantischer Seits von Melancthon, Pistorius und Bucer, katholischer Seits von Eck, Pflug und Gropper, unter Leitung des päpstlichen Legaten Contarini und unter dem Voritze des kaiserlichen Abgeordneten Pfalzgrafen Friedrich von der Pfalz, sowie des kaiserlichen Kanzlers Granvella gepflogen wurde und große Erwartungen erregte.

Denn in der römischen Kirche war durch die Rückwirkung der Reformation in vielen bedeutenden Geistern ebenfalls ein Bedürfnis nach Reinigung der wesentlichsten Heilslehren entstanden und noch unter Leo X in Italien eine Gesellschaft, genannt „Oratorium der göttlichen Liebe“, von 50 bis 60 ausgezeichneten Männern gestiftet worden, die namentlich mit der augustinischen Rechtfertigungslehre vertraut und einverstanden waren. Vier von ihnen wurden nachher Cardinäle, und einer unter diesen war der obgenannte Legat Contarini, der mit seinem christlichen Wahrheitsfinne in dem Regensburger Gespräche die Verhandlungen über Erwarten günstig leitete. Es wurde dabei ein von Gropper verfaßtes Buch zum Grunde gelegt, worin sehr Vieles mit der evangelischen Lehre übereinstimmte, der Papst nur erster Bischoff genannt, die Lehre von den Heiligen gemildert, das Abendmahl unter beiderlei Gestalten gesättet war u. — Von Seite der Protestanten legte man dabei zwar das Augsburger Glaubensbekenntnis, aber nicht in seiner ursprünglichen, sondern in der von Melancthon veränderten Gestalt zum Grunde, die man die Variata nennt. Er hatte nämlich die Augustana 1540 ausführlicher bearbeitet und, um die Häupter der Reformirten zu gewinnen, den 10. Artikel, der vom heiligen Abendmahl handelt, durch eine weniger bestimmte Fassung verändert, übrigens dadurch die ursprüngliche Augustana keineswegs ungünstig machen wollen. (In der Folge wurde diese Variata in mehreren deutschen Landeskirchen auf längere oder kürzere Zeit kirchengebräuchlich. Der Streit über dieselbe war übrigens heftig und lang andauernd.)

Schon hatte man sich über vier streitige Hauptartikel des christlichen Glaubens vereinigt, als plötzlich das Einigungswerk abgebrochen werden mußte. Denn weder Luther, noch der Papst bestätigten das Verhandelte, weil beide den Grund ihres Standpunktes gefährdet sahen: Luther aus Besorgnis, die römische Kirche möchte nur durch scheinbares Nachgeben die Protestanten fangen und nachher wieder unter das Joch ihrer Satzungen bringen wollen; der Papst aus Besorgnis, theils der römischen Kirche zu viel zu vergeben, theils durch eine Wiedervereinigung Deutschlands die Stellung des in Italien ohnedieß so mächtigen Kaisers für Rom noch gefährlicher zu machen.

Ungeachtet nun der Kurfürst von Mainz und die Herzöge von Bayern den Kaiser zu einem Krieg und den Papst zu einem Kreuzzug gegen die Protestanten aufforderten, so fiel doch der Reichsabschied unerwartet milde aus, indem der Nürnberger Friede wieder anerkannt und „erstrekt“ und die kammergerichtlichen Prozesse gegen die Protestanten stille gestellt wurden. Den Landgrafen Philipp von Hessen und den Kurfürsten Joachim II von Brandenburg aber verpflichtete der Kaiser durch religiöse Zugeständnisse, sich der Aufnahme des Herzogs von Cleve in den schmalkaldi-

ischen Bund zu widersetzen und jede Vereinigung dieses Bundes mit Frankreich zu verhindern.

§. 208. Hierauf nahm der Kaiser seine Unternehmung gegen die Raubstaaten wieder auf (§. 204), welche die italiischen und spanischen Küsten zu plündern fortführen, und trat, jedoch wider den Rath seines erfahrenen Admirals, des Venetianers Andreas Doria, noch im Spätherbste 1541 den Zug nach Algier an, wo ein Gefährde Haradin's, Hassan Aga, den Spaniern großen Schaden that; aber anhaltende Regengüsse und furchtbare Stürme zwangen den Kaiser, Afrika's Küsten, auf denen er kaum gelandet war, wieder zu verlassen und die Eroberung Algier's aufzugeben.

Der Kaiser war mit 22,000 Mann eingeschifft und hatte am 24. October die afrikanische Küste erreicht. Aber schon in der zweiten Nacht nach der Landung brach ein so heftiger Equinoctialsturm mit unaufhörlichen Regenströmen los, daß die ohne Gezelt unter freiem Himmel lagernden Truppen kaum Fuß fassen konnten und der größte Theil der Schiffe theils zerstreut, theils zerstört wurde, so daß am Morgen der Strand voll Schiffstrümmer und Leichen lag. Zu gleicher Zeit machten die Türken einen Ausfall aus der Stadt, welcher bei dem erschwerten Gebrauch des Geschüßes nur mit Noth zurückgetrieben wurde. Unter unausgesetzten Angriffen und unter Entbehrungen aller Art, an denen aber der Kaiser mit dem standhaftesten Muth die Theil nahm, zog das Heer drei Tage lang an den Küsten hin bis zum Vorgebirg Metafuz, wo sich die zerstreuten Schiffe gesammelt hatten. Kaum waren die Schiffe bestiegen, als ein abermaliger Sturm sie wieder zerstreute, bis der Kaiser, nach vielen Gefahren, zu Cartagena den spanischen Boden betrat.

Nachdem auch ein — mit Hülfe der Protestanten — unternommener Reichskrieg gegen die Türken (1542), um sie aus Ungarn hinauszutreiben, keinen Erfolg gehabt hatte, brach Frankreich im Bunde mit den Türken, den Dänen, den Schweden und dem Herzog von Cleve zum viertenmal gegen den Kaiser los. Franz griff die Niederlande an, Soliman selbst machte sich gegen Deutschland auf und Nizza sollte ein Hauptangriffspunkt werden.

Um in dem großen Kampfe gegen die Franzosen und Türken nicht allein zu stehen, indem der Papst neutral bleiben wollte, mußte sich der Kaiser an England und an die deutschen Protestanten wenden.

Zwar hatte der schmalkaldische Bund so eben durch den Landgrafen Philipp von Hessen den Herzog Heinrich von Braunschweig, weil dieser in Folge eines Kammergerichtspruchs die schmalkaldischen Städte Goslar und Minden (ohne kaiserliche Zustimmung) gewaltsam bedrängt hatte, mit einem Heere von 20,000 Mann aus seinem Lande vertrieben und sich förmlich vom Reichskammergerichte losgesagt. Während der Landgraf das feste Wolfenbüttel einnahm und dort die erste evangelische Predigt halten ließ, flüchtete sich Herzog Heinrich nach Bayern, um im Reiche Hülfe zu suchen, erhielt aber dort von des Kaisers Råthen nur Vorwürfe: denn der Kaiser mußte aus Politik zu jenem eigenmächtigen Verfahren schweigen, um ihren Beistand zum Kriege zu gewinnen. Daher kam es, daß noch viele Städte und Stände, darunter auch der Erzbischoff von Köln (Fermann v. Wieb) und Pfalzgraf Otto Heinrich von Neuburg zur Reformation übergiengen. Als der Erzbischoff von Köln bei seinem Übertritt das von Melancthon verfaßte Gurachten über die „Anstellung einer christlichen Reformation“ seiner Kölner Universität und seinem Domkapitel vorlegte, erklärten sich beide in so heftigen Ausdrücken dagegen, daß Melancthon in seiner musterhaften Antwort darauf sagte: „Was sollen Schmähungen bewirken? Solche unwürdige Mittel müssen den Unwillen aller würdigen Männer

erregen!“ — Als daher auch der Bischoff von Münster, Osnabrück und Minden um Aufnahme in den schmalkaldischen Bund nachsuchte, wurde es ihm zur Bedingung gemacht, erst mit seinen Ständen und Domcapiteln darüber zu verhandeln.

Die Protestanten hätten in diesem Augenblicke sich die festeste Stellung erringen können; allein Hessen und Brandenburg waren bereits in Betreff Cleve's durch Vertrag an den Kaiser gebunden. Desgleichen waren auch Kurfürst Johann Friedrich und der junge Herzog Moritz von Sachsen (Schwiegerjohn des Landgrafen Philipp von Hessen) wegen eines, beiden in dem Meißnischen Städtchen Wurzen zustehenden Rechtes mit einander so entzweit, daß es zwischen ihnen zur Wurzen'er Fehde kam, welche zwar auf Luther's Friedensermahnung durch einen Vergleich beigelegt wurde, aber zwischen beiden eine Spannung hinterließ. Moritz gieng dabei so weit, daß er aus dem schmalkaldischen Bunde trat und sich — an den Kaiser anschloß. — Daher hatte der Kaiser bei solcher Lückenhaftigkeit des schmalkaldischen Bundes in den bevorstehenden Kämpfen zunächst gegen Cleve freie Hand.

Unverweilt zog er mit einem meist aus Spaniern und Italienern bestehenden Heere von 35,000 Mann den untern Rhein hinab, um vor Allem den Herzog von Cleve zu strafen, der ihm seiner Niederlande wegen und als Bundesgenosse Frankreichs als der gefährlichste Bajall erschien, zumal er so eben (1543) auch zur Reformation übergetreten und zur Aufnahme in den schmalkaldischen Bund schon vorge schlagen war. Cleve zählte auf Frankreich, und dieses ließ es — im Stich. Nach dem Falle der für unbezwinglich gehaltenen Festung Düren that der Herzog Abbitte, verzichtete zu Gunsten des Kaisers auf Geldern und Zutphen, und verstand sich dazu, die Reformation in seinem Lande wieder aufzuheben. Zu dieser Aufhebung mußte sich auch der alte Erzbischoff von Köln verstehen, der aus innerer Überzeugung die evangelische Lehre angenommen hatte.

Um nun den Krieg mit Frankreich nachdrücklich führen zu können, zumal England schlechte Hülfe leistete, sprach der Kaiser auf dem Reichstage zu Speyer 1544 die Hülfe des Reichs an und erhielt dabei auch — gegen Bertröstung auf ein allgemeines freies Concilium, gegen stillschweigendes Zugeständniß der von der Hierarchie getrennten Landeskirchen und gegen Gewährung völliger Rechtsgleichheit vor dem Kammergericht — die Beihülfe der kriegsmächtigen schmalkaldischen Stände, die sie um so lieber gewährten, weil König Franz die Protestanten in seinem Lande zu verfolgen fortfuhr und sich als der „allerchristlichste“ König zu allgemeiner Schmach mit dem Erzfeind der Christenheit, dem Türken, verbunden hatte.

Nach den bemessensten Vorbereitungen (namentlich in Betreff der Lebensmittel) begann der Kaiser an der Spitze eines fast ganz deutschen Heeres von 32,000 Mann zu Fuß und 8000 zu Pferd den vierten Krieg mit Franz durch Eroberung mehrerer französischen Festungen, wendete sich dann gegen Chalons und gieng plötzlich die Marne abwärts geradezu auf Paris los. Schon war er zu Soissons, als sich, über diese Kühnheit erschreckt, der französische König (der seit seiner Niederlage bei Pavia grundsätzlich jede offene Feldschlacht vermied) beeilte, den Frieden zu Crespy einzugehen, in welchem Franz auf Mailand, Piemont, Neapel, Flandern

und Artois, Karl auf das ältere Burgund verzichtete, und beide sich gegen die Türken verbanden.

§. 209. Dieser Friede mit Frankreich machte es nun dem Kaiser leichter, seinen Bemühungen für die Einigung Deutschlands mehr Nachdruck zu geben. Aber, obgleich er mit einer ansehnlichen Kriegsmacht in Deutschland stand; — obgleich die beiden Häupter und manche andere Mitglieder des schmalkaldischen Bundes unter sich uneinig waren: so behandelte der Kaiser doch sämtliche Protestanten mit der größten Rücksicht, stets in der Hoffnung, sie würden sich dem Concilium fügen, welches der Papst Paul III nun mit dem Vorhaben ausschrieb, sich dabei den leitenden Einfluß nicht entwinden oder auch nur schmälern zu lassen. Paul bezeichnete, wiewohl ungern, Trient (das noch als reichsangehörig gelten konnte) zum Versammlungsort.

Weil aber an die Protestanten keine Einladung oder Ankündigung ergieng und ihnen dabei der Papst als Richter erschien, so glaubten sie, ein solches Concil (zumal es anfangs nur mit ausländischen Theologen besetzt war) nicht als ein freies ansehen zu können, sondern blieben auf ihrer Forderung eines Concils deutscher Nation.

Ohne die Unterwerfung der Protestanten unter das Concil konnte aber der Kaiser keinen Schritt in seiner Politik thun, und war daher, so wenig er selbst mit der Zusammenziehung dieses Concils zufrieden war, entschlossen, die Protestanten doch dazu zu zwingen. Daher unterhandelte der Kaiser, der nun von England und Frankreich nichts zu fürchten hatte, mit den Türken einen anderthalbjährigen Waffenstillstand, und trat, nachdem er so den Rücken allenthalben frei hatte und der Hülfe der Protestanten nicht mehr bedurfte, dem Papste wieder näher. Und dieser versäumte nichts, durch Versprechen von Mannschaft und Geld einen endlichen Bruch zwischen dem Kaiser und den Protestanten herbeizuführen.

In dem Tractat zwischen dem Kaiser und Papst vom 26. Juni 1546 verpflichtete sich der Kaiser, nicht nur keinen Vertrag mehr mit dem schmalkaldischen Bunde ohne päpstliches Einverständnis einzugehen, sondern auch nach vergeblichem Güteversuch die Glieder jenes Bundes und überhaupt sämtliche Protestanten mit Waffengewalt zum Gehorsam gegen den heil. Stuhl zurückzubringen. Dagegen versprach der Papst zu diesem Kriege 200,000 Kronen (Scudi) zu erlegen und 12,000 Mann zu Fuß mit 500 Reitern auf sechs Monate zu unterhalten; auch erlaubte er dem Kaiser zu diesem Zweck noch die halbe Einnahme der Kirche in Spanien mit 500,000 Kronen Klostergülden-Erlös zu verwenden. Auch gab er nachher in einer besonderen Bulle allen Denjenigen Ablass, die am Kriegszug gegen die Protestanten Theil nehmen würden.

Noch versuchte zwar der Kaiser, um seine Pläne zu verdecken, — durch ein Religionsgespräch zu Worms eine Einigung zu Stande zu bringen; aber die katholischen Collocutoren (darunter Cochläus) waren so unnachgiebig, daß die Protestanten das Gespräch bald aufgaben. — Vorsichtig suchte inzwischen der Kaiser, selbst mit Opfern, überall Verbündete zu bekommen, sogar mitten unter den protestantischen Ständen, unter denen er sich vorzüglich den Herzog Moritz von Sachsen ersah, der ihm durch

seinen hellen Verstand und sein kräftiges, einnehmendes Wesen Achtung eingeßloßt hatte.

Der Kaiser hatte auch besonders deswegen Vertrauen zu ihm, weil bekannt war, daß Moritz seit der Würzener Fehde (§. 208) mit seinem Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich, gespannt war, und neuerdings über den Besitz der Stifter von Magdeburg und Halberstadt im Streit war, die jeder von ihnen gerne für sich gehabt hätte. — Vom Kaiser daher nach Regensburg eingeladen, folgte der ehrgeizige Moritz nach einigem Schwanken, und riß sich, gelockt mit dem Röder jenes Besitzes, ja mit der fernen Aussicht auf die Kurwürde, von seinen Blutsverwandten und von der Gemeinschaft mit den Evangelischen los!

Moritz ward gewonnen und erhielt durch geheimen Vertrag vor der Hand die Stifter Magdeburg und Halberstadt und die Zusicherung, daß den Protestanten seines Landes trotz dem Concil, das er beischicken sollte, die hauptsächlichsten Confessionspuncte (die Rechtfertigung, der Kelch, die Ehe der Geistlichen) belassen werden sollten.

Von den übrigen protestantischen Fürsten versprach Joachim II von Brandenburg, sich neutral zu halten; der Markgraf von Cöstrin hielt es mit dem Kaiser; Herzog Erich von Göttingen-Calenberg und Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach traten sogar in des Kaisers Dienste. — Unter den katholischen Fürsten gewann der Kaiser die Herzöge von Bayern durch die Aussicht auf die pfälzische Kur und durch die Aussicht auf Böhmen, wenn König Ferdinand's Mannstamm aussterben sollte. Dafür versprach Bayern heimliche Beihilfe an Kriegsbedarf zu leisten, während es äußerlich gegen die Protestanten Neutralität zu beobachten sich das Ansehen gab. — Alle übrigen katholischen Fürsten hielten es versteckter Weise mit dem Kaiser.

§. 210. Jetzt, und da eben auch der Papst und der spanische Staatsrath die verheißenen Geldunterstützungen sandten, beschloß der Kaiser den Krieg, und der Papst sah die künftigen Beschlüsse des Concils gesichert. Doch hatte der Kaiser dabei weniger die völlige Unterdrückung des protestantischen Glaubens, die er nicht mehr hoffen konnte, als vielmehr theils die Befestigung und Erweiterung der Macht seines Hauses durch Unterwerfung der Protestanten unter das Concil, theils die Geltendmachung des kaiserlichen Einflusses auf eine Erneuerung der römischen Kirche im Auge.

Von diesen Absichten und geheimen Einleitungen hatten die Protestanten bis zum letzten Augenblicke keine Ahnung, und erst als der Kaiser auf dem Regensburger Reichstag auf ihre Forderung eines Nationalconcils und eines sichern Friedens — wider seine ernste Gewohnheit lachte, wußten sie sich die bisher gemachten Rüstungen des Kaisers zu deuten und dachten jetzt erst an ihre Vertheidigung. So wenig glaubte Johann Friedrich an einen Verrath Moritzens, daß er ihm sogar für den Fall eines Feldzuges die Verwaltung seiner Aulande anvertraute, und dieser, den Arglosen durch Verstellung täuschend, — nahm sie an!

Nicht lange vor diesen Anzeichen, die den Ausbruch eines Religionskrieges in Deutschland verkündigten, war am 18. Februar des Jahres 1546 Luther gestorben, und zwar in einem Alter von 63 Jahren zu Eisleben, wo

der viel Beschäftigte und viel Angegangene eine Streitigkeit zwischen den Grafen von Mansfeld zu schlichten hatte.

Körperliche Schmerzen (Stein und Kopfsicht) hatten ihn schon seit mehreren Jahren schwer geplagt; die Uneinigkeit unter den Protestanten und das dem Evangelium so wenig entsprechende Leben und Treiben der meisten Prediger und ihrer Gemeinden hatte seine Seele mit Kummer erfüllt, und seine letzten Lebensjahre waren noch besonders durch die Wahrnehmung getrübt worden, daß das protestantische Kirchenwesen nicht zur rechten Selbständigkeit kommen konnte, weil die oft rücksichtslose Einziehung der geistlichen Güter die Kirche zu arm gemacht hatte, und manche landesherrliche Macht die ihr von den Umständen eingeräumten bischöflichen Rechte stark mißbrauchte.

Am 23. Jan. 1546 reiste Luther auf Ersuchen seiner ehemaligen Landesherren, der Grafen von Mansfeld, von Wittenberg ab, um Streitigkeiten, die unter denselben in Bergwerksangelegenheiten entstanden waren, zu schlichten. Die ausgetretenen Wasser nöthigten ihn unterwegs, drei Tage in Halle zu verweilen, worauf er mit seinen drei Söhnen und dem Dr. Jonas auf einem Kahn mit Gefähr über das Wasser setzte und, an der Gränze von einem gräßlichen Geleite empfangen, am 28. Januar in Eisleben anlangte. Dort wurde er gleich unwohl, widmete sich aber, ungeachtet abwechselnder Schwachheitsanfälle, bis zum 16. Februar dem verwickelsten Geschäft der Grafen. Dann aber bekam er einen Lärten Anfall, dem er schon am 17. Februar erlag, nachdem er viel gebetet, und zuletzt auf des Dr. Jonas Frage, ob er auf Christus und die Lehre des Evangeliums, die er gepredigt, sterben wolle, noch mit einem klaren Ja geantwortet hatte. Auf Befehl des Kurfürsten wurde sein Leichnam unter großem Geleite aus allen Städten, durch die der Zug gieng, nach Wittenberg gebracht, und am 22. Februar, nach einer deutschen Predigt von Dr. Bugenhagen genannt Pomeranus, über 1. Theß. 4, 13, 14 und einer lateinischen Rede Melancthon's in der dortigen Schloßkirche beigesetzt.

Der Schmerz, jetzt das weltliche Schwert als Schiedsrichter in Sachen des Glaubens eingreifen zu sehen, sollte dem Manne erspart werden, welcher, ungeachtet der ihn selbst oft schwer drückenden Festigkeit seines Temperaments, doch durch seinen geraden tiefen Wahrheitsinn und vor Allem durch die unerschütterliche Kraft des Glaubens einer Sache zu dienen berufen war, die nur in dem Schwerte des Geistes, welches ist das geschriebene Wort Gottes, ihre einzige Schutzwehr sucht und suchen darf.

Kap. 35. Der schmalkaldische Krieg und seine Folgen bis zum Religionsfrieden.

§. 211. Der schmalkaldische Bund war gerade zu dieser Zeit in einem sehr losen und mangelhaften Zustande: Kurfürst Joachim II von Brandenburg hatte seine lutherische Kirchenordnung mit dem Versprechen erhalten, nicht zum Bunde zu treten; Dänemark hielt sich vom Bunde beleidigt und darum jezt fern; der Markgraf von Pommern wagte wegen seines Schwiegervaters, des Herzogs Heinrich von Braunschweig, nicht aufzutreten; den Kurfürsten von der Pfalz hatte man aus bedenklicher Rücksicht auf Bayern, welches Ansprüche auf die pfälzische Kur machte, noch nicht zugelassen; Moriz war ausgetreten; sechs evangelische Städte, darunter Nürnberg und Regensburg, giengen ihren eigenen Weg;

die übrigen Bundesglieder endlich waren über manche Bundesfachen bisher nicht ganz einig gewesen.

Doch die so nahe tretende Gefahr einigte die noch übrigen Glieder fester als man glaubte. Sie erneuerten ihren Bund, brachten jedes Opfer, und bald standen sie mit einem wohlgerüsteten Heere von 40,000 Mann schlagfertig da, indeß der Kaiser seine Truppen noch aus Italien und den Niederlanden erwartete und nur mit einigen hundert Mann zu Regensburg sich aufhielt.

Allein die Verbündeten benützten ihren Vortheil schlecht. Alle kräftigen Schritte des kriegserfahrenen Anführers der oberländischen Städtemacht, Sebastian Schärtlin's von Burtenbach, welche jeden Erfolg gesichert und den Krieg mit Einem Schlag beendigt hätten, wurden durch die Bedenklichkeit des Kriegsraths der beiden (ohne dieß in ihrem Charakter so verschiedenen) Bundeshäupter und durch ihre Unkunde über die geheimen Verabredungen der Feinde zu nichte gemacht.

Schärtlin wollte über die Donau setzen, um, rasch durch das bayrische Gebiet ziehend, den Kaiser in Regensburg zu überfallen; aber die schmalkaldischen Fürsten, welche Bayern für neutral hielten, während es mit dem Kaiser in geheimem Vernehmen war, untersagten ihm dieß, aus Besorgniß, Bayern gegen sich zu reizen. Nun eroberte Schärtlin die Claufe bei Füßen, und wollte durch Tyrol bringen, um das Concilium zu Trient auseinander zu sprengen oder wenigstens dem Kaiser den Zuzug der italienischen Truppen abzuschneiden; aber die Fürsten verboten dieß, um den König Ferdinand nicht zu beleidigen, von dem sie meinten, er werde seines Bruders, des Kaisers, Kriegsentwurf nicht billigen. Mit schwerem Herzen gehorchte Schärtlin und kehrte an die Donau zurück, und so „kamen die Väter in Trient mit dem bloßen Schrecken davon!“

§. 212. Sonach konnte der Kaiser in Regensburg ruhig bleiben, und als eben Zuzug von seinem Bruder aus Ungarn angekommen und die Hülfe aus Italien durch Tyrol in nahem Anzug war, trat er mit der Reichsacht gegen die beiden schmalkaldischen Bundeshäupter hervor.

Anfangs vermehrte der Gemüthseindruck der Acht die Unentschiedenheit derselben; als aber ein aufgefangenes päpstliches Ausschreiben an die katholischen Stände der Schweiz ihnen über die äußersten Pläne ihrer Feinde die Augen öffnete, so schwanden ihre Zweifel an der Widerstandsberechtigung, und in einer eigenen Widerlegungsschrift wiesen sie alle in der Achterklärung gegen sie enthaltenen Beschuldigungen als unbegründet zurück.

Doch wollten sie sich nur auf Vertheidigung beschränken. Noch beherrschten sie das rechte Rheinufer, das linke Donauufer und den untern Lech, und es fehlte ihnen nur Ingolstadt als Stützpunkt. Weil aber die Scheu vor Bayerns vermeintlicher Neutralität sie von der Besetzung jenes Platzes zurückhielt, zogen sie donauabwärts nach Regensburg, worauf natürlich der Kaiser auf der andern Seite Regensburg verließ und selber Ingolstadt besetzte.

Nachdem der Kaiser in der Nähe von Ingolstadt eine feste Stellung genommen hatte, schlugen die Verbündeten am jenfeitigen Ufer ihr Lager auf und wagten es auch, einige Tage lang das Lager des Kaisers zu beschießen, um ihn zu einer Schlacht zu nöthigen. Allein der Kaiser

ließ sich nicht aus seiner Stellung bringen. Als eine Kugel sein Zelt zerriß und dicht neben ihm niederschlug, eben da er sich von seinem Astronomen den Lauf der Planeten erklären ließ, so sagte er ruhig zu dem erschrockenen Astronomen, er sollte fortfahren. Als hierauf Schärtlin einen Hauptangriff machen will, halten ihn die beiden Fürsten zurück und brechen auf, um ein kaiserliches Hülfsheer von 17,600 Mann, das unter dem Grafen von Büren aus den Niederlanden her anrückte, von der Vereinigung mit dem Kaiser abzuhalten. Büren aber weicht aus und langt unaufgehalten in Jngolstadt an.

Nun schritt der Kaiser zum Angriff, machte sich durch die Einnahme von Neuburg zum Meister der Donau, drang in Schwaben ein und wandte sich nach Ulm. Dorthin folgten ihm die Verbündeten und nahmen ihre Stellung bei Giengen. Hier lagen beide Hauptheere bis in den Spätherbst hinein unthätig einander gegenüber. Als Krankheiten bei des Kaisers ausländischen Truppen einrißen, machten ihm die Bundeshäupter Friedensvorschläge. Der Kaiser forderte dagegen Unterwerfung auf Gnade und Ungnade: denn so eben trat Moriz mit seiner offenen Hülfe für den Kaiser hervor, nachdem er die religiösen Befürchtungen seiner Stände durch seine Bethuerung, am protestantischen Bekenntniß halten zu wollen, möglichst beschwichtigt, in Böhmen mit dem König Ferdinand sich über die Theilung des sächsischen Kurlandes verständigt und vom Kaiser die unterzeichnete Versicherung der Kurwürde erhalten hatte!

Weil nun auch im Bundesheere Mangel einriß und die oberländischen Städte keine Geldhülfe mehr zahlen wollten, und überdies Johann Friedrich hörte, daß die Böhmen in sein Land eingebrungen seien, und eine Stadt seines Landes nach der andern sich an Moriz ergab, so zogen die Fürsten am 22. Nov. mit dem ganzen schmalkaldischen Heere von Giengen ab mit der Absicht, ein Jeder sein Land zu vertheidigen und im nächsten Frühjahr gestärkt dem Kaiser entgegen zu treten.

Dieß lehtere zu verhindern, wandte sich nun der Kaiser, der auf diese Weise sich als Herrn des Feldes ansah, sogleich gegen die Bundesstädte in Süddeutschland und am Rhein, brachte eine nach der andern durch Religionszugeständnisse zur Unterwerfung und züchtigte sie alle durch starke Schatzungen. Auch der alte Herzog Ulrich von Württemberg mußte sich durch die größten Opfer des Kaisers Gnade erkaufen. Der Erzbischoff von Köln aber wurde förmlich seiner Fürstenwürde entsezt, was eine Gewalthandlung war, die gegen die Reichsgesetze lief. Auf diese Weise waren wieder alle geistlichen und weltlichen Stände in Schwaben und am Rhein zum Gehorsam gegen den Kaiser zurückgekehrt.

Die Städte konnten die Schatzungen als eine Strafe für ihre Engherzigkeit ansehen, mit der sie der Sache des Bundes gebient hatten. Ulm mußte 100,000 Goldgulden darlegen und 12 Kanonen austiefen; Frankfurt 80,000; Memmingen 50,000, Esslingen 40,000, kleinere Städte nach Verhältniß zahlen. Sätzen sie einig und muthig zusammengehalten, so war allein ihre Macht ausreichend,

kanntmachung der bis dahin erzielten dogmatischen Beschlüsse noch zurückzuhalten.

Weil der Kaiser aber um der Protestanten willen dem Papste nicht zu geben wollte, daß das Concil von Trient hinweg, tiefer ins Italiische hinein verlegt werden solle, und der Papst erfuhr, daß der Kaiser noch immer hoffte, dem Concil eine den Protestanten günstigere Wendung geben zu können: so ließ er nicht nur jene tridentinischen Glaubensartikel jetzt schon bekannt machen, um dem Kaiser dadurch die Protestanten gänzlich abgünstig zu machen, sondern er zog auch seine Hülfsstruppen aus Deutschland zurück und trat mit Frankreich in Verbindung, um das der römischen Kirche gefährliche Wachsthum der kaiserlichen Macht zu verhindern. Zugleich verlegte er das Concil von Trient nach Bologna, obgleich ein Theil der Glieder desselben in Trient zurückblieb und dadurch eine Unterbrechung des Concils entstand.

Eine Krankheit, an welcher zwei Prälaten und einige Personen aus der Dienerschaft der Legaten starben und welche von den städtischen Ärzten für eine gewöhnliche Folge der Jahreszeit, von dem Arzt des Concils aber und von dem Arzt eines Cardinals für eine Seuche erklärt wurde, gab den Vorwand zur Verlegung des Concils. — Acht und dreißig Prälaten machten sich sogleich nach Bologna auf. Die kaiserlichgesinnte Minderheit 18 an der Zahl) blieb in Trient zurück, wagte es aber nicht, Verhandlungen vorzunehmen.

§. 214. Während der Kaiser Süddeutschland unterwarf, war Johann Friedrich mit 20,000 Mann aus dem Oberland (noch im Dec. 1546) in Thüringen erschienen, hatte sein Land von Morizens schwachen Heerhaufen befreit, hatte dessen eigenes Land (mit Ausnahme Leipzigs) eingenommen und dadurch, so wie durch Bewegungen, die sich für ihn in der Lausitz, in Schlesien und Böhmen erhoben, eine bedeutende Stellung gewonnen. Auch hatte er sich von dem alten Erzbischoff Johann Albrecht die Stifter Magdeburg und Halberstadt gegen eine Jahresrente abtreten lassen.

Noch einmal wollten sich Moriz und sein junger Bundesgenosse, der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, vereint bei Altenburg, wo Johann Friedrich ein Winterlager bezogen hatte, entgegenstellen, aber der Kurfürst überrumpelte den Markgrafen des Nachts in Rochlitz und bekam ihn gefangen. Moriz mußte sich nach Dresden zurückziehen und endlich das Land räumen, weil Ferdinand mit der versprochenen Hülfe aus Böhmen ausblieb, wo die Stände (unter denen die hussitischgesinnten die Oberhand hatten) diese Hülfe verweigerten und mit dem Kurfürsten in Unterhandlungen traten. Bereits sah das ganze Elbgebiet in Johann Friedrich seine Stütze; ja selbst England und Frankreich boten ihm Hülfe an. Der redliche Johann Friedrich aber, der „alles von Gott erwarten wollte“, nahm sie nicht an.

Diese Ereignisse, insbesondere aber die Gefahr seines Bruders Ferdinand in Böhmen, bewogen den Kaiser, seine Kränklichkeit vergebend, von Nürnberg aus mit einem Heere nach Böhmen aufzubrechen, um mit dem Gewichte des Kaisernamens den Kurfürsten zur Unterwerfung und die Böhmen zum Gehorsam zurückzubringen. Die eben einlaufende Nachricht vom Tode seines alten Gegners Franz I von Frankreich gab ihm von dieser Seite alle Sicherheit.

Der Kurfürst hatte einen Theil seines Heeres in Böhmen stehen, mit dem andern stellte er sich an der mittlern Elbe (bei Meißen) auf, in der Hoffnung, von da aus das böhmische Heer am leichtesten an sich ziehen zu können. Des Kaisers Vereinigung aber mit Ferdinand und Moriz in Eger hielt die Böhmen ab, zum Kurfürst zu stoßen. Als daher der Kaiser mit einem Heere von 17,000 Mann zu Fuß und 10,000 zu Pferd von Eger aus in das sächsische Land einrückte und den Kurfürsten vom Thüringer Land abschnitt, ließ dieser, der gerade nur 4000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferd bei sich hatte, die Brücke bei Meißen in Brand stecken und suchte sich in Eilmärschen nach dem festen Wittenberg zurückzuziehen. Bald jedoch, von des Kaisers Reiterei verfolgt und eingeholt, wurde er am 24. April 1547 in der Schlacht bei Mühlberg besiegt und nach persönlich tapferer Gegenwehr gefangen genommen.

Dem Kaiser war nämlich alles daran gelegen gewesen, daß der Kurfürst nicht seine feste Hauptstadt erreichte. Er zog ihn daher am jenseitigen Ufer der Elbe bis Mühlberg nach, wo der Kurfürst eben sein Nachtlager hatte. Spät am Abend ritt der Kaiser mit Ferdinand und Moriz an's Ufer, um zu sehen, wo der Fluß am besten zu passiren sei. Da brachte der Herzog Alba einen Müller herbei, der ihnen aus Nahe gegen die Kurfürstlichen, welche ihm zwei Pferde mitgenommen hatten, für 200 Kronen und den Ersatz zweier andern Pferde, eine Furth zeigte. Unter dem Schutze des Frühnebels setzten darauf die Kaiserlichen über die Elbe, indem je ein Reiter einen Fußknecht hinter sich nahm, jener Müller aber das Pferd des Kaisers dabei am Zügel führte. Als die Reiterei übergesetzt war, schlug man aus eroberten Kähnen eine Schiffbrücke, um den Rest des Heeres nachzuschaffen. Unterdeß stellte der Kaiser, sein andalusisches Roß tummelnd und seinem Podagra gleichsam Trotz bietend, das Hauptheer in Schlachtlordnung und rückte gen Mühlberg an.

Es war ein Sonntagsmorgen. Der Kurfürst wohnte eben in dem Städtchen dem Gottesdienste bei, als er die Nachricht erhielt, der Kaiser sei in der Nacht mit seinem Heere über die Elbe gesetzt und im Anzuge. Johann Friedrich glaubte aber den Gottesdienst vollends abwarten zu müssen, und brach erst nach demselben mit seinem Heere auf, wobei er, um leichter fortzukommen, da er sehr corpulent war, in einem Wagen fuhr. Daher wurde er auf der Lohauer Haide von des Kaisers ungarischen Husaren eingeholt und zur Schlacht gezwungen. Seine Reiterei ergriff vom ersten Ansturm der Husaren die Flucht. Er selbst hatte sich persönlich durch die Flucht retten können; aber er wollte treulich bei seinem Fußvolk aushalten. Als bereits die Seinen theils die Wahlstatt deckten, theils auf der Flucht begriffen waren, verließ er seinen Wagen und ließ sich auf einen friesischen Hengst heben, um schneller zu entfliehen. Er wurde aber von einem leichten Reiter-schwarm verfolgt und eingeholt. Einige ungar'sche Husaren drängten sich an ihn heran: er wehrte sich mit Muth, erhielt aber einen Hieb auf die linke Wange, und als ein Herr von Trodt ihm zurief, ob er sich ergeben wolle, zog er den Ring vom Finger und gab ihm denselben zum Zeichen, daß er sich ihm, als einem Deutschen ergebe. Der Kaiser hatte eben mitten in der Haide den Befehl erteilt, sich wieder zu sammeln, als ihm der gefangene Kurfürst vom Herzog von Alba zugeführt wurde. Sein Anblick erregte allgemeines Mitleid: denn Gesicht und Panzer waren mit Blut bedeckt. Als er den Kaiser erblickte, hob er die Augen gen Himmel und sagte: „Herr Gott, erbarme dich meiner! nun bin ich hier!“ Als ihm Alba vom Pferde geholfen hatte, wollte er sich knien und dem Kaiser in deutscher Weise die Hand reichen. Aber der Kaiser ließ beides nicht zu und wandte sich ungnädig ab. Und als der Kurfürst anhub mit: Allergnädigster Kaiser! — entgegnete Karl: „So? bin ich nun Euer gnädigster Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißt!“ Da sagte der Kurfürst: „Ich bin Ew. Kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte um ein fürstliches Gefängniß!“ — „Wohl“, antwortete

der Kaiser, „Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr es verdient habt!“ Darauf wurde er mit dem Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, der gleichfalls gefangen worden war, in das kaiserliche Lager abgeführt.

Nun rückte der Kaiser über Torgau vor Wittenberg, das durch Gräben, Wälle und Basteien und durch eine zahlreiche Besatzung stark verwahrt war. Dazu kam, daß darin die Anwesenheit der Kurfürstin Sibylle mit ihren beiden Söhnen und das Bewußtsein der Bedeutung des Orts, wo die neue Kirche entstanden war, den Muth der Bürgerschaft belebte. Weil daher die Stadt die Aufforderung, sich zu ergeben, zurückwies, forderte der Kaiser den Kurfürsten auf, den Seinigen die Übergabe zu befehlen, und bedrohte ihn, als er sich deß weigerte, mit dem Tode. Allein Johann Friedrich entgegnete standhaft, das Unglück habe ihm den Muth nicht benommen. Erzürnt darüber ließ der Kaiser (wider alles Fürstenrecht) über den Kurfürsten, als über einen Rebellen, das Todesurtheil aussprechen, das dieser aber mit Ruhe anhörte, da er mit seinem höhern Richter längst im Reinen war.

Er war eben mit dem Herzog Ernst im Schachspiel begriffen, als ihm das Urtheil verkündet wurde. „Der Kaiser wird“, antwortete der Kurfürst, „gnädig mit mir verfahren; kann es aber nicht sein, so bitte ich mir den Tag meines Todes vorher anzuzeigen, damit ich noch mit meiner Gemahlin und meinen Söhnen über Manches mich besprechen kann!“ Darauf fuhr er im Spiel mit den Worten fort: „Habt Acht auf Euer Spiel: Ihr seid matt!“

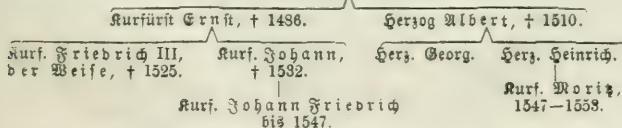
Bald indeß gewahrte der Kaiser und die Besonneren seiner Umgebung, namentlich der Bischoff von Arras (Granvella's Sohn) und der Herzog von Alba, daß man zu weit gegangen sei und sich nur selbst schaden würde; und da auch Kurfürst Joachim II von Brandenburg und der Herzog Wilhelm von Cleve sogleich herbeieilten und sich dringend für den Gefangenen verwendeten, so kam es zu Unterhandlungen. Voraus stellte man ihm die Bedingung, sich den Beschlüssen des Conciliums und den Religionsanordnungen des Kaisers zu unterwerfen. Johann Friedrich wollte aber lieber Leib und Leben lassen, als sich dieser Zumuthung fügen. Nur in den weltlichen Beziehungen zeigte er sich nachgiebiger, weil er auf keine Hülfe rechnen konnte, da selbst der Landgraf von Hessen bereits darauf bedacht war, sich mit dem Kaiser zu vertragen.

So unterschrieb denn Johann Friedrich am 18. Mai des Jahres 1547 die **Wittenberger Capitulation**, worin ihm alle Rechte auf sein Fürstenthum, so wie die Kurwürde abgesprochen und die Gefangenschaft auferlegt wurde, deren Dauer in dem Belieben des Kaisers stehen sollte. Einige Wochen darauf wurde das Kurfürstenthum an Moriz verliessen und dieß noch im Lager verkündigt.

So gieng die Kur von der ernestinischen Linie auf die albertinische über.*) Doch mußte Moriz den Kindern Johann Friedrich's ein jährliches Ein-

*) Die ernestinische und albertinische Linie:

Kurfürst Friedrich II, 1428—1464.



kommen von 50,000 Gulden und einen Theil des Landes mit Weimar, Jena, Eisenach, Gotha und andern Orten zum Unterhalt überlassen, woraus nachher die jetzigen sächsischen Herzogthümer entstanden sind. Der gefangene Kurfürst wurde übrigens sehr milde gehalten: denn Karl suchte nun auf alle Weise seinem Verfahren das Gehässige zu benehmen, um sich die versicherte Gunst der Protestanten wieder zu gewinnen. So gab er die Versicherung, daß den Einwohnern Wittenbergs ihre Habe und ihre ungestörte Religionsfreiheit gelassen werden solle; auch gab er ihnen auf ihren Wunsch keine Spanier (vor deren Grausamkeit man sich allgemein fürchtete), sondern Deutsche zur Besatzung. Und als er bei seiner Anwesenheit in Wittenberg hörte, daß man seinetwegen den protestantischen Gottesdienst in der Schloßkirche eingestellt habe, gab er sein Mißfallen darüber zu erkennen, und Bugenhagen mußte wieder predigen. Als man dem Kaiser in der Schloßkirche Luther's Grab zeigte und Alba und Andere ihm ratheten, die Gebeine dieses Erstzegers verbrennen zu lassen, erwiderte er: „Laßt ihn ruhen! er hat seinen Richter schon gefunden: ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten!“ — Ohnedieß hatte sich ihm von dem Leben der Evangelischen während seines Aufenthalts in Sachsen eine ganz andere Vorstellung aufgedrängt, so daß er bei seinem Abzug sagte: „Wir haben's in diesen Landen ganz anders gefunden, als uns gesagt worden ist.“

§. 215. Auf die Nachricht von der Unterwerfung Wittenberg's, gieng auch das Heer der niedersächsischen Bundesglieder auseinander: eines nach dem andern unterwarf sich dem Kaiser, nur Magdeburg widerstand seiner Aufforderung. Um sich nicht aufzuhalten, überließ der Kaiser die Bezwingung dieser Stadt ihrem neuen Landesherrn, ohne zu ahnen, daß er das unbezwingene Magdeburg als „einen Dorn in seinem Fuße stecken ließ, der ihm nachher sehr schmerzhaft werden sollte.“ Hierauf hielt der Kaiser seinen Einzug in Halle, das 200,000 G. Kriegskosten erlegen mußte.

Nun sollte auch das andere Bundeshaupt, der Landgraf Philipp von Hessen, gedemüthigt werden. Der Kaiser, der in seinem Innern beschloffen hatte, sich entweder der Person desselben zu bemächtigen oder ihn aus dem Lande zu jagen, forderte von ihm Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, fußfällige Abbitte, Schleifung aller seiner Festungen bis auf Kassel oder Ziegenhain, Zahlung von 150,000 Goldgulden und Freiegebung Herzog Heinrich's von Braunschweig.

Da Philipp auf diese schweren Bedingungen nicht eingehen, besonders sich dem Kaiser nicht persönlich in die Hände geben wollte, so erhielt Moriz den Auftrag, seinen Schwiegervater zur Unterwerfung zu bewegen. Weder Moriz, noch Kurfürst Joachim glaubten, daß der Kaiser zur persönlichen Haft schreiten werde, erstens weil ihnen des Kaisers Rätthe mündlich die Versicherung gaben, daß der Landgraf weder an Leib, noch an Gut geschädigt, noch mit Gefängniß beehret werden solle; sodann weil Ferdinand ein sicheres Geleit mündlich zugestand, nur es nicht selbst übernehmen wollte; endlich weil der Kaiser selbst versprach, nach der Abbitte einen Sühnebrief zu geben.

Auf diese mündlichen Versicherungen trauend und günstige Schlüsse bauend, gaben beide Fürsten dem Landgrafen einen kaiserlichen Capitulationsentwurf, worin zwar von einer Versicherung der Nichtverhaftung gar nichts stand, deß ungeachtet aber glaubten sie, sich für ein „freies, sicheres, ehrliches, ungefährliches Geleit“ verbürgen zu können.

Mittlerweile hatte der Kaiser seinem Bruder geoffenbart, daß er den Landgrafen gefangen zu halten gedente, „wenn auch nur auf eine kurze Zeit, das würden ihm doch die Kurfürsten nicht übel nehmen, weil er ja dadurch der Versicherung nicht entreegenthülle, die er gegeben habe.“ Ferdinand mahnte ihn ab; aber der

Reiz, beide alte, ihm so furchtbare Gegner in seine Gewalt zu bekommen, verlockte den Kaiser von der Bahn der Mäßigung.

Der Landgraf, von seinem Adel verlassen und der Zusage der beiden mit ihm unterhandelnden Kurfürsten Moriz und Joachim trauend, daß der Kaiser ihm seine Freiheit lassen werde, willigte in alle Bedingungen, erschien vor dem Kaiser zu Halle, that fußfällige Abbitte und erhielt die Begnadigung, in deren Formel aber die Worte enthalten waren, daß er nicht mit ewigem Gefängniß beschwert werden solle. Ungeachtet er nun glaubte, alle Pflicht erfüllt zu haben, ward er doch gefangen gehalten und zu strenger Haft (zunächst nach Donauwörth) gebracht.

Als der Landgraf nach seiner Ankunft am kaiserlichen Hoflager die ihm vorgelegte Urkunde unterschrieben hatte, forderte der Bischoff von Arras (der jüngere Granvella) noch die schriftliche Versicherung von ihm, die Beschlüsse des Tridentiner Conciliums annehmen zu wollen. Philipp weigerte sich; da man aber darauf bestand und sagte, der Kaiser warte schon auf ihn und werde ihm sein Zögern übel vermerken, so unterschrieb er, jedoch mit den Worten, daß er mit den beiden Kurfürsten dasjenige halten wolle, was ein christlich-freies Generalconcil, darin das Haupt sowohl, als die Glieder reformirt würden, beschließen werde. — Hierauf begab sich der Landgraf in schwarzer Sammtkleidung, die rothe österreichische Feldbinde darunter, zwischen den beiden Kurfürsten gehend, in den Thronsaal, wo der Kaiser auf dem Throne, umgeben von einer großen Anzahl deutscher, spanischer und italienischer Fürsten, Prälaten und Gesandten, bereits seiner wartete. Als sich ihm der Landgraf genähert hatte, kniete er am Fuße des Thrones nieder und sein Kanzler Günterrode mußte, hinter ihm knieend, die Abbitte vorlesen. Als während dieser Ablegung der Landgraf, dem diese Abbitte nicht von Herzen gieng, einigemal aus Verlegenheit das Gesicht zum Lächeln verzog, sagte der Kaiser mit drohendem Finger in seiner niederländischen Mundart: „Wöll, ick sall ju lehren lachgen!“ — Nach Anhörung des Strafurtheils und Verlesung einer Dankagung wartete der knieende Landgraf auf des Kaisers Wink zum Aufstehen, und als dieser nicht erfolgte, stand er selber auf, um dem Kaiser die Hand zu reichen. Dieser aber hielt die seine zurück, worauf Herzog Alba ihm die Hand reichte. Darauf bemerkte ihm der Kurfürst Joachim, gleichsam begütigend, der Kaiser wolle ihm die Hand der Sühne erst nach Erfüllung aller Capitulationspunkte geben, und lud ihn mit dem Kurfürsten Moriz ein, bei dem Herzog von Alba in der Moritzburg zu Abend zu speisen. — Nach der Abendstafel, während des Brettspiels, gerietßen Alba und die beiden Kurfürsten im Nebenzimmer in ein eifriges Gespräch mit einander. Endlich als der Landgraf aufbrechen wollte, erblickte er spanische Wachen und nun traten die beiden Kurfürsten bestürzt herein, und sagten ihm, daß Alba aus Auftrag des Kaisers darauf bestche, daß er, der Landgraf, in Haft bleibe; sie hofften aber, am andern Morgen den Kaiser von diesem Entschlusse abzubringen; ja Moriz blieb, um seinen Schwiegervater, der ganz außer sich war, nicht zu verlassen, selbst auf dem Schlosse übernacht. Alle nachherigen Vorstellungen der tiefbeleidigten Fürsten an den Kaiser, alle Erinnerungen an mündliche Zusagen, alle Bitten, sie nicht in diesem „Unruhm“ stecken zu lassen, vermochten keine Sinnesänderung bei dem Kaiser, der sich an den Wortlaut des schriftlichen Capitulationsvertrags hielt, hervorzubringen: der Landgraf war und blieb Gefangener und mußte als solcher, gleich dem Kurfürsten Johann Friedrich, dem kaiserlichen Hoflager folgen. — War bei dieser Gefangennehmung ein Betrug mit untergelaufen, so fällt derselbe weniger auf den Kaiser selbst, als auf seine spanischen Räthe. Es scheint übrigens, daß er sich durch diese Strenge vor Rache habe schützen wollen, ohne zu bedenken, daß diese Politik ihm nicht nur einen großen Theil sowohl des Erfolges seines bisherigen Kriegsglücks, sondern auch seines Nachruhms kosten werde. Schon der Anblick der vor ihm herreisenden, nur von Spaniern bewachten gefangenen Fürsten wendete die Herzen vieler Deut-

schen von ihm ab, die sich ohnedieß in seine kalte, abgemessene, düstere spanische Erscheinung nicht finden konnten, so sehr er sich auch bemühte, ihnen zu gefallen.

Hierauf mußte sich Böhmen und die Lausitz unter den härtesten Bedingungen unterwerfen und Ferdinand's scharfe Züchtigung fühlen. Prag z. B. verlor alle seine Freiheiten, mußte alles Geschütz ausliefern und auf alle seine städtischen Einkünfte aus Gütern und Zöllen verzichten — Nur allein die mit Johann Friedrich verbunden gewesenen niederländischen Städte widerstanden fest, ganz besonders Bremen, das Herzog Erich von Braunschweig mit 29,000 Mann umlagerte, bis er durch die vereinigte Städtemacht von Magdeburg, Braunschweig und Hamburg zum Abzug gezwungen und an der Weser von ihr geschlagen wurde.

Gerne hätte der Kaiser auch Niederdeutschland vollends unterworfen; aber sein Mißverhältniß zu dem Papste erheischte wieder seine Gegenwart in Oberdeutschland.

§. 216. Nicht gewillt, weder die Verlegung des Concils nach Bologna, noch die bereits veröffentlichten tridentiner Glaubensartikel anzuerkennen, eröffnete der Kaiser 1547 einen Reichstag zu Augsburg, auf welchem er die geistlichen Kurfürsten, so wie auch die protestantischen Fürsten (mit Ausnahme Johann Friedrich's) dahin brachte, sich dem Concil unterwerfen zu wollen, wenn es wieder nach Trient zurückverlegt und dann eine erneuerte Berathung der schon aufgestellten Dogmen vorgenommen werden würde.

Zu dieser Einwilligung bewog den Kurfürsten von der Pfalz die Furcht vor der Kaisers Ungnade, den Kurfürsten Moriz die Hoffnung, seinem Schwiegervater die Freiheit zu erwirken, den Kurfürsten Joachim seine halbe Stellung zur protestantischen Sache. Als der Kaiser dem gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich zumuthete, sich wenigstens den Voten der beiden andern Kurfürsten anzuschließen, weigerte er sich mit den Worten: „er verlasse sich auf keines Menschen Standhaftigkeit und werde kein Decret des Concils annehmen, bevor er es geprüft habe.“

Weil Paul III aus Besorgniß vor des Kaisers Übermacht die kaiserliche Aufforderung dazu so gut als zurückwies, so protestirte der Kaiser gegen jede Verhandlung zu Bologna und nannte gegen den päpstlichen Legaten den Papst einen eigensinnigen Mann, der selbst den Untergang der Kirche herbeiführe; wenn derselbe sich nicht eines Bessern besinne, werde er selbst ein Concil veranstalten, mit dem alle zufrieden sein würden.

Den großen Machteinfluß des Kaisers auf diesem Reichstag ersieht man daraus, daß das Reichskammergericht mit lauter katholischen Räten besetzt und dem Kaiser 1) das Recht zugestanden wurde, für dießmal diese Räte allein wählen zu dürfen; 2) daß sein Vorschlag, eine Reichskriegskasse zu bilden, angenommen wurde, wodurch ihm die Mittel gegeben wurden, jede innere Bewegung auf Kosten des Reiches zu dämpfen; 3) daß man den sog. burgundischen Vertrag (v. 1548) annahm, wodurch alle seine niederländischen Provinzen als burgundischer Kreis aufgenommen wurden. Dieser Vertrag legte dem Reiche die Pflicht auf, die Niederlande zu vertheidigen und deren Freiheiten unverkürzt zu belassen, und sprach dem Oberherrn der Niederlande Sitz und Stimme am Reichstag zu, ohne daß er rücksichtlich dieser Provinzen den Gesetzen und Ordnungen des Reichs verpflichtet sein sollte!

Da nun auch die zu Bologna versammelten Prälaten gegen eine Zurückverlegung nach Trient protestirten: so faßte der Kaiser, dem sich auf diesem Reichstag die Stände mehr als je beugten, den Gedanken, auch ohne den Papst aus alleiniger kaiserlicher Autorität eine Reformation der deutschen Kirche vorzunehmen, da ihm eine vollständige religiöse Restauration im Sinne Roms unmöglich schien. So ließ er am 15. Mai das **Augsburgische Interim** ausgehen, d. i. eine von bevollmächtigten katholischen Theologen (dem Bischoff Julius v. Pflug und Weihbischoff Helding) mit Zuziehung des protestantischen brandenburgischen Hofpredigers (Agricola) entworfene Glaubensvorschrift, welche einerseits die Hierarchie, auf welcher doch auch das Kaiserthum beruhte, aufrecht erhalten, anderseits den Protestanten die Möglichkeit gewähren sollte, sich anzuschließen, bis einmal ein allgemeines Concilium alle Theile befriedigen würde. 1548

In Gemäßheit dieses Interims, das aus 26 Artikeln bestand, sollte den Protestanten der Kelch, die Ehe der Geistlichen und der Besitz der eingezogenen Kirchengüter zugestanden sein; in den Artikeln der Rechtfertigung, Messe und Kirche näherte man sich ein wenig mehr den Protestanten; sonst aber sollte das Recht der Bischöfe, die sieben Sacramente, die Transsubstantiation, die Fürbitte der Heiligen, das Fasten, die Ceremonien beibehalten werden — im Ubrigen diese Interimskirche vom Papste weniger abhängig und die Protestanten wegen ihrer Abweichungen nicht schlechthin anathematisirt sein.

Da nun aber die katholischen Stände dieses Interim nicht annahmen so sah sich der Kaiser gezwungen, es bloß auf die Protestanten zu beschränken. Trotz der Bedenken der Fürsten wußte der Kaiser seine Willen durchzusetzen: der Kurfürst von Brandenburg, der Kurfürst Friedrich II von der Pfalz, der Markgraf Albrecht von Brandenburg Culmbach und der Herzog Erich von Braunschweig unterschrieben es unbedingt, Moritz bedingt, weil er seinen Ständen Religionschutz zugesagt hatte. Nur der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken und der Markgraf Johann von Cüstrin unterschrieben nicht, und standhaft weigerte sich auch Johann Friedrich, der seine Freiheit mit Verletzung seines Gewissens nicht erkaufen wollte.

Zahlreicher Widerspruch erhob sich aber von den protestantischen Städten; nur die süddeutschen Städtegemeinden, die sich auch im schmalkaldischen Kriege nicht standhaft benommen hatten, gaben dem durch Drohungen und Mißhandlungen gegen sie angewandten Gewissenszwang nach; ihre meisten Prediger aber blieben (fast 400 an der Zahl) standhaft ihrem Bekenntnisse treu und wurden verjagt. — In Nord- und Ostdeutschland aber widerstanden alle Städte, namentlich Bremen, Braunschweig, Hamburg, am festesten **Magdeburg**, das ohnedies noch in der kaiserlichen Acht war. Über die letztere Stadt gerieth der Kaiser in solchen Zorn, daß er sie als die Hegerin und Pfliegerin aller kirchlichen und politischen Widerjeglichkeit, in verstärkte Acht erklärte, zu deren Vollziehung es ihm vor der Hand nur noch an Macht fehlte.

Selbst in den kurfürstlich-sächsischen Landen weigerten sich die Städte und Stände; und Moritz, welchem der Kaiser rieth, den Widerstand durch Gewalt, insbesondere durch Auslieferung Melancthon's an ihn, zu brechen

folgte zwar hierin dem Kaiser keineswegs, brachte aber den Melanchthon zu einer Aenderung der Augsburgerischen Confession und so, mittels des Leipziger Interim's, sein Land wenigstens zu einer Annäherung an das kaiserliche Interim. Seinem Beispiele folgten Hessen, Pommern, Cleve. — Das Leipziger Interim ließ die Autorität des Papstes, die Messe, die letzte Ehung, die Fasten, das Frohnleichnamsfest und die äußeren Gebräuche zu, und stellte die Lehre von den Adiaphoris („von den Mittelstücken“, deren Beobachtung oder Nichtbeobachtung keinen Einfluß auf die Seligkeit hätten) auf, wogegen sich vornehmlich der Wittenberger Professor M. Flacius, genannt Illyricus, heftig eifern erhob, während Melanchthon sie verteidigte.

§. 217. Da nun selbst katholische Lande anfiengen, das kaiserliche Interim anzunehmen, so gelang es dem Kaiser, auch den Papst Paul dahin zu bringen, daß er durch seinen Legaten in Augsburg erklären ließ, in dem Interim sei nichts den Seelen Gefährliches oder die Gewissen Beichwerendes enthalten, und die Bischöfe könnten die den Protestanten darin gemachten Zugeständnisse dulden. Als sodann kurz darauf Papst Paul starb und der neue Papst Julius III dem Kaiser seine Erhebung verdankte, so hatte auch die Zurückverlegung des Concils nach Trient keine Schwierigkeit mehr.

Jetzt nahmen nicht nur die drei geistlichen Kurfürsten in Person, desgleichen noch andere Prälaten Deutschlands ihren Sitz in der Versammlung zu Trient ein, sondern auch protestantische Theologen, insbesondere die von Sachsen und Württemberg, kamen unter sicherem Geleite dort an, da jetzt ein kaiserlicher Bevollmächtigter (der schon erwähnte Bischoff von Arras) den Vorsitz und die Leitung des Concils hatte. Die Wiedereröffnung geschah am 1. Mai 1551.

Der Papst hatte seine Legaten angewiesen, den Protestanten zwar freundlich zu begegnen, auch ihnen gute Versprechungen zu machen und dabei keine — Kosten zu scheuen, aber zu einem Religionsgespräch mit ihnen sollten sie es durchaus nicht kommen lassen. Als daher die Gesandten der protestantischen Fürsten die Wiederbesprechung der schon veröffentlichten Artikel, die Theilnahme protestantischer Theologen an den Verhandlungen und die Anerkennung der heil. Schrift als alleiniger Entscheidungsnorm forderten und dem Papste den Eid verweigerten, weil das Concilium über dem Papste stehe, so erschraf die Versammlung. Und als nachher die spanischen Prälaten sich mit diesen Forderungen der Protestanten einverstanden erklärten, erkannte Rom seine ganze Gefahr.

Während aber so der Kaiser seinem Plane, durch Abschaffung kirchlicher Mißbräuche und durch Einschränkung der päpstlichen Alleinherrschaft die alte Kirche zu erhalten und darauf dann die Erneuerung des Kaiserthums zu gründen, immer näher zu rücken schien, verwickelten sich die auswärtigen Verhältnisse in Europa für ihn auf eine bedenkliche Weise. Ein Seekrieg im Mittelmeer gegen einen neuen Corsaren, Namens Dragut, hatte die Vertreibung der Maltheser aus Tripoli und die Festsetzung der Seeräuberstaaten in Algier und Tripoli zur Folge; wegen einer Einmischung in die Angelegenheiten Siebenbürgens gerieth Ferdinand in Ungarn mit den Türken wieder in einen gefährlichen Krieg; an England wurde dem Kaiser dadurch ein neuer Feind erweckt, daß er dort die katholische Prinzessin Maria in ihrer Weigerung, sich der Aufhebung der Messe zu fügen, unterstützte; — und Frankreich unter dem jungen

kriegsbegierigen Heinrich II trat wieder feindselig hervor, um, unterstützt von dem in Parma herrschenden Hause Farnese, in Italien Fuß zu fassen. Vor Allem mußten daher die widerspänstigen Elemente Deutschlands vollends zur Ruhe gebracht werden.

In Deutschland also galt es aber zunächst, Magdeburgs Widerstand zu brechen. Lange wagte Niemand auf eigene Kosten die Reichsacht gegen diese wohlgerüstete Stadt zu vollziehen, bis der Kaiser durch Beschluß im Nov. 1550 den Kurfürsten Moriz beauftragte, im Namen und auf Kosten des Reichs die Achtsvollziehung zu übernehmen. — Hierauf bedrängte Moriz die Stadt mit fünf Lagern. Das ganze protestantische Deutschland nahm ängstlichen Antheil an der heldenmüthigen Vertheidigung dieser Stadt, von deren Schicksal die protestantische Sache abzuhängen schien.

Magdeburg hatte auf zwei Jahre Lebensmittel eingenommen, alle Bollwerke und Thürme, selbst die hohen Domtürme mit schwerem Geschütz reichlich besetzt und alle Bürger und Söldner eidlich zur Treue verpflichtet. Von ihren Geistlichen mit der Zuversicht, für Gott zu streiten, erfüllt, wiesen die Bürger jede Aufforderung zur Ubergabe zurück, und trauten dem Kurfürsten selbst dann nicht, als er sich erbot, ihnen freies Bekenntniß nach der Augsburgerischen Confession und die Bestätigung aller ihrer Freiheiten vom Kaiser zu erwirken, denn man traute weder ihm, noch dem Kaiser. Denn was man nach dem Falle Magdeburgs zu befahren haben werde, konnte man aus der Behandlung anderer Städte abnehmen. In Augsburg z. B. wurden die Bürger vom kaiserlichen Kriegsvolk (Spaniern und Italienern) wie Besiegte behandelt: sie zerschlugen Kanzeln und Kirchenstühle, spielten während der Predigt Ball etc.

Allenthalben, in allen Städten, fühlte man wachsenden Religionsdruck, der vom Kaiser und seinen spanischen Truppen ausging; selbst die deutschen Fürsten sahen sich geringschätziger von ihm behandelt, und besonders mußte sich Landgraf Philipp, den der Kaiser schon in Donauwörth von sich gethan und in den Niederlanden (anfangs in Dudenarde), zuletzt in Mecheln gefangen hielt, die unwürdigste Behandlung gefallen lassen, und alle Verwendungen der weltlichen Kurfürsten für ihn halfen nichts. Der allgemeine Haß der Protestanten, wie der Katholiken gegen die übermüthigen Spanier fiel auch auf den Kaiser, und beiden Protestanten war besonders Moriz ein Gegenstand des Abscheus, weil man ihn nicht nur als einen Verräther seines Veters, seines Schwiegervaters und der gemeinen deutschen Sache, sondern auch als Verleugner des Evangeliums anjah, der sich nun auch gegen Magdeburg brauchen lasse.

Da die Mitterschaft seines Landes richtete ihre Hoffnung auf seinen Bruder August. Die Unzufriedenheit in Deutschland war allgemein und mehrte sich noch theils durch die Furcht vor dem Tridentiner Concil, das doch nie weiter als das Interim gehen würde, theils durch die Besorgniß vor des Kaisers dynastischen Plänen, indem er nämlich damit umging, den Deutschen seinen Sohn, den spanischen Philipp, als einstigen Nachfolger in der Kaiserwürde aufzunutzen, nachdem er ihm schon zwei Jahre zuvor von den niederländischen Ständen hatte huldigen lassen. Auch Ferdinand wollte die Ansprüche seiner Nachkommen nicht aufgeben und verstand sich nur dazu, daß Philipp zwar ihm in der Regierung folgen solle, sein (Ferdinand's) Sohn Maximilian aber wieder dem Philipp. Allein die deutschen Fürsten fühlten sich von Philipp's kaltem, finstern Wesen zurückgestoßen.

§. 218. Plötzlich änderte Kurfürst Moriz seine Stellung gegen den Kaiser. Nicht gleichgültig gegen die öffentliche Meinung, die ihn so streng richtete, dazu schon länger her mit dem politischen Verfahren des Kaisers nicht mehr zufrieden, faßte Moriz den Entschluß, sich vom Kaiser abzuwenden. Er schloß daher mit mehreren protestantischen Fürsten einen geheimen Bund, in welchem er versprach, die Augsburgerische Confession wieder zu bekennen und zu ihrer Erhaltung, so wie zum Schutze der deutschen Freiheit Land und Leute zu wagen.

Er hatte nämlich eben ein Söldnerheer, das der ungebeugte Markgraf Johann von Cüstrin der Stadt Magdeburg zu Hülfe schickte, bei Verden besiegt, als er „mitten im Sieg zu der Meinung der Besiegten übergehend“ 1531 jenes geheime Bündniß zuerst in Dresden mit dem Markgrafen von Cüstrin, dann in Torgau mit dem Herzog Johann Albert von Mecklenburg und dem Landgrafen Wilhelm von Hessen schloß. Hans von Cüstrin gab sich auch alle Mühe, die beiden sächsischen Linien auszusöhnen, den Magdeburger Krieg zu beendigen und die Fürsten der östlichen und nördlichen Länder (Preußen, Lüneburg, Pommern, Holstein) in den Bund zu ziehen.

Da aber allenthalben die Landeseinkünfte erschöpft waren, brachte Markgraf Albrecht von Culmbach (der nicht zu diesem Bunde trat, sondern für sich handeln wollte) eine Verbindung mit Frankreich und England in Vorschlag, um Geld zum Krieg zu bekommen, und Moriz gieng gleich darauf ein! Der französische König Heinrich II, der in seinem Lande die Protestanten verfolgte, wußte die Unterstützung derselben in Deutschland mit seiner Politik gar wohl zu vereinigen, indem sie ihm Gelegenheit bot, seine Macht nach deutscher Seite hin auszudehnen. Er schlug durch seinen Gesandten den in Lohau versammelten Fürsten einen Angriffskrieg vor, und da alle — mit Ausnahme des Markgrafen von Cüstrin — darauf eingiengen, versprach er monatlich 100,000 Kronen Subsidien, und erhielt dafür von Moriz und seinen Verbündeten die Zusage, die Reichsstädte Metz, Toul, Verdun und Cambrai als Reichsvicars, d. i. mit dem Vorbehalt der Rechte des Reichs an sie, besetzen zu dürfen. Weder die Dankbarkeit gegen den Kaiser, der den Kurfürsten Moriz erhöht hatte, noch die Rücksicht auf das deutsche Reich, dessen Unverletzlichkeit ihm als einem Kurfürsten hätte heilig sein sollen, hielten ihn ab, seine vorige Untreue mit einer neuen Untreue wieder gut zu machen. Sein Vorbehalt der Rechte des Reichs an jene Städte schien ihm den Schaden zu mindern, und dieser letztere dünkte ihm jedenfalls nicht so groß, als der Gewinn, Deutschland vom Joch der spanischen Politik des Kaisers zu befreien und die evangelische Kirche dem Rege des Concils zu entziehen, — wiewohl ihn offenbar das Bedürfniß der Herstellung seines Rufs und sein Drang nach Genugthuung für die seinem Schwiegervater zugefügte Schmach zu jenem Bündnisse wider den Kaiser trieb. Und so wurde der Vertrag durch den Markgrafen Albrecht am 15. Jan. 1552 in dem Schlosse Chambord abgeschlossen.

Während dieser Unterhandlungen mit Frankreich setzte Moriz die Belagerung von Magdeburg zum Schein fort, und als Frankreich den Vertrag unterzeichnet hatte, bot er der Stadt Gnade und Religions-

schutz an, und ließ sich von ihr huldigen, entließ aber die Truppen nicht, sondern bebielt sie bis auf Weiteres in seinen Diensten.

Nachdem er den sächsischen und hessischen Landständen hatte eröffnen lassen, daß man die gefangenen Fürsten befreien wolle, setzten sich Moritz, Wilhelm von Hessen und Markgraf Albrecht mit drei Heerhaufen in Bewegung, vereinigten sich bei Rothenburg an der Tauber und schlugen ihren Weg über Augsburg nach dem Süden ein, während zu gleicher Zeit der französische König Metz besetzen und dort sich als „Verfechter der deutschen Freiheit“ verkünden ließ!

Die sächsischen Stände hatten bei den Gegenvorstellungen, die sie anfangs ihrem Kurfürsten machten, erklärt, daß ihm „ein solches Vorhaben gegen den Kaiser bei Jedermann zu höchster Verkleinerung, zum Nachtheil seines Rufs und zu seiner und seiner Unterthanen Verderben gerathen“ werde. „Durch Bündnisse mit fremden Potentaten seien schon manche deutsche Fürsten in verderblichen Schaden gekommen.“

§. 219. **U**nterdessen saß der Kaiser in Innsbruck, mit dem tridentinischen Concil und mit seinen dynastischen Entwürfen beschäftigt, und dachte, obwohl vielfach gewarnt, an nichts weniger als an Verrath, zumal er sich gerade von Moritz alles Gehorsams versah, weil dieser schon zum Schein eine Reise zum Kaiser nach Innsbruck angetreten und seine Gesandten und Procuratoren nach Trient abgeordnet hatte. (Seinen Theologen aber, die auch schon den Weg nach Trient angetreten hatten und unter denen sich Melanchthon befand, hatte der Kurfürst den Befehl nachgesandt, bis auf Weiteres in Nürnberg zu bleiben.) Auch der bei Moritz befindliche kaiserliche Commissär Lazarus Schwendt hatte dem Kaiser stets günstige Berichte über das Verhalten des Kurfürsten erstattet. Daher konnte der Kaiser an einen Verrath Moritzens nicht glauben, — bis ihn die plötzlich überall in Deutschland erscheinenden Manifeste der verbündeten Fürsten enttäuschten, welche ihn darin vielfacher Verletzungen der Wahlcapitulation, wie auch der Unterdrückung deutscher Reichsfreiheit beschuldigten.

Das sächsische Manifest enthielt auch den Vorwurf, daß der Kaiser unter dem Schein, die Kirchentrennung heben zu wollen, nur nach Erweiterung und Vermehrung seiner Macht und nach Vernichtung der christlichen Religion Augsburgerischen Bekenntnisses getrachtet habe. Vergleichen wurde ihm vorgeworfen, daß die fortwährende Gefangenschaft des Landgrafen eine Unbilligkeit, ja eine dem Fürstenstand angethane Schmach sei, und vertragswidriger Weise fremde Truppen nach Deutschland geführt habe, die durch ihre viehischen Sitten Land und Leute zu Grunde gerichtet hätten. — In dem Manifeste des Markgrafen von Culmbach wurde dem Kaiser vorgeworfen, daß er die Stände durch überhäufte theure Reichstage, die protestantischen Städte durch unerhörte Schatzungen geplagt, fremden Räthen die nationalen nachgesetzt, das Reichsiegel fremden Händen anvertraut und die Deutschen genöthigt habe, in fremder Sprache ihr Recht zu suchen; daß er fast alles Geschütz aus Deutschland weggeführt, kurz die Freiheit der Deutschen, dieser edelsten und vornehmsten Nation der ganzen Christenheit, auf die unerträglichste Weise unterjocht habe.

Der Kaiser, hilflos, wie er war, ohne Truppen, ohne Geld, dabei gichtfrank, verließ im ersten Augenblick, nur von einigen Dienern begleitet, in der Nacht des 6. Aprils Innsbruck, um, da er in das gegen ihn aufgeregte

Italien sich nicht wagte, nach den Niederlanden durchzukommen; aber Moriz hatte schon die Ehrenberger Clausse gesperrt, und der Kaiser mußte wieder nach Innsbruck zurück.

Indeß hatte Ferdinand für den bedrängten Kaiser gewirkt und in einer Unterhandlung mit Moriz eine Tagesfahrt nach Passau zur Abstellung der Irrungen bestimmt. Weil sich aber für den Kaiser zu Ulm, Frankfurt und Reitti (in der Nähe der Ehrenberger Clausse) eine Truppenmacht versammelte, zersprengte Moriz die bei Reitti aufgestellten Truppen des Kaisers, erstürmte die Clausse, über die ihm ein Schäfer einen geheimen Pfad gezeigt hatte, und wollte den Kaiser in Innsbruck gefangen nehmen. Da aber schrie sein Kriegsvolk nach dem Ehrensold, der nach altem Herkommen Sturmlaufenden zusam, und wollte, da es nicht gleich befriedigt wurde, die Waffen gegen Moriz wenden, der sich nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes vor ihren Spießen und Schüssen rettete.

Dieser Aufhalt verschaffte dem Kaiser Zeit, noch bei Nacht aus Innsbruck zu entkommen, und über das Tyroler Gebirg und von da nach Bilschach in Kärnthen zu fliehen. Tags zuvor hatte er dem gefangenen Johann Friedrich seine Freiheit angedündigt.

Die Flucht des Kaisers erfolgte in der Nacht bei einem Regenschauer: man zog meist durch ungebahnte Gebirgspfade, der Kaiser, wegen seiner Gicht in einer Sänfte, Ferdinand mit dem Hofstaat zu Pferd, Manche zu Fuß, Diener mit Fackeln voran. — Die Freilassung des Kurfürsten war unter der Bedingung geschehen, daß dieser noch eine Zeitlang freiwillig dem Hoflager folge, und am andern Morgen reiste Johann Friedrich, von dessen Thüre die spanische Wache in der Nacht abgezogen war, dem Kaiser gewissenhaft nach, wobei er in der Freude seines Herzens ein geistliches Danklied anstimmte. Da er dem kaiserlichen Zue nur mit großer Anstrengung nachkommen konnte, sagte er scherzend: „Ich wollte ja gerne dem Hofe nicht entlaufen, wenn der Hof mir nicht entliefe!“ Als er den Zug erreichte, und der Kaiser, um ihn zu sprechen, an einer breiten Wegstelle hielt, gieng Johann Friedrich auf ihn zu, dankte ihm für die Freiheit und erbot sich zu Dienst und Gehorsam, — worauf der Kaiser, der ihn um seines standhaften Glaubens und seiner großen Redlichkeit willen schätzen gelernt hatte, sein Haupt entblößend und ihm die Hand reichend, in deutscher Sprache sagte: er habe ihn gern erlédigt und wolle ihm auch fürderhin ein gnädiger Kaiser bleiben. — Auf der Weiterreise nach Willach äußerte der Kaiser zu Lazarus Schwendt: „Ich habe es mit den Deutschen gut gemeint, aber bei keinem Theile Dank verdient: bei den Katholiken nicht, denn wenn ich es diesen zu Gefallen hätte machen sollen, so hätte ich dem Kurfürsten müssen den Kopf abschlagen lassen; bei den Lutherischen auch nicht, darum will ich sie Gott befehlen, der mag es gut machen!“

Am 23. Mai besetzte Moriz Innsbruck, überließ die Habe des Kaisers seinen Soldaten zur Beute, die Habe Ferdinand's aber und das Eigenthum der Bürger verschonte er. Darauf kehrte er mit seinem Heere zurück, verlegte es in's Eichstädtische und begab sich nach Passau zur verabredeten Fürstenversammlung.

Unterdeß hatte das Concil sich auf zwei Jahre für insubvirt erklärt, und die Prälaten waren in der Meinung, Moriz's Zug gelte Trient, in Verwirrung auseinander geflohen.

§. 220. Es stand nun ein langwieriger und gefährlicher Krieg in Aussicht: aber König Ferdinand, der es stets mit den Deutschen besser gemeint

hatte, theilte seines Bruders Ansichten und Entwürfe nicht und sah ein, daß ein Concil wie das Tridentiner die Protestanten nie beruhigen werde. Seiner Zusage gemäß trat er daher zu Passau mit den sechs Kurfürsten Deutschlands, mit den Herzögen von Jülich, Pommern und Württemberg, so wie auch mit dem Herzog Albrecht V von Bayern, dem Herzog Heinrich von Braunschweig und noch andern katholischen Fürsten zusammen, die alle einjahren, daß man an Vernichtung des Protestantismus nicht mehr denken könne.

Die Frage, „ob ohne Oberhoheit des Papstes oder eines Concils ein friedliches und sicheres Dasein möglich sei“, bejahten jetzt geistliche und weltliche, katholische wie protestantische Fürsten mit der Forderung, daß der Friede beiden Theilen zu Gute kommen und beide gegeneinander sicher stellen müsse. Ohnedies war in diesem Augenblicke die ganze katholische Partei gegen die protestantische im Nachtheil und konnte auf einen ausreichenden Schutz des Kaisers nicht mehr rechnen: So kam der **Passauer Vertrag** 1552 (am 6. Juni) zu Stande, dieses ewig merkwürdige, von den Fürsten Deutschlands verfaßte und von König Ferdinand mitunterzeichnete, so wie nachher von dem Kaiser bestätigte Gutachten, welches den Protestanten Augsburgischer Confession völlige Gewissensfreiheit einräumte, die bürgerliche Rechtsgleichheit unter Hinweisung auf die Entscheidung des nächsten Reichstags in Aussicht stellte, und für alle aus dem Lande Vertriebenen eine allgemeine Verzeihung gewährte. Eine Clausel enthielt noch die wichtige Bedingung, daß der Friede auch dann aufrecht bleiben sollte, wenn kein Religionsvertrag zu Stande kommen sollte.

Anfangs schlug der Kaiser, der von dem ihn beherrschenden Gedanken einer formalen Einheit der Christenheit nicht abgehen wollte, ohne Weiteres die Bewilligung eines immerwährenden Friedens ab, und hatte von Villach aus neue Rüstungen betrieben, deren Mittelpunkt Frankfurt a. M. war. Moriz war daher in sein bis Merгентheim vorgeschobenes Lager gerückt und hatte dort mit seinen Verbündeten den Beschluß gefaßt, durch eine Ueberrumpelung Frankfurts den Kaiser auf andere Gedanken zu bringen. Zu gleicher Zeit reiste Ferdinand nach Villach zum Kaiser und nur seinen andringenden Vorstellungen hat man es zu danken, daß der Kaiser endlich einwilligte.

Nun hörte der gedrückte Zustand des Reiches auf, die vertriebenen Preldiger kehrten zurück; das Interim ward feierlich abgeschafft, die Aicht auf die ichmalkaldischen Glieder aufgehoben und die beiden gefangenen Fürsten wurden frei; nur mußte der Landgraf geloben, den früheren Vertrag zu halten und seine Gefangenenschaft nicht zu rächen.

Johann Friedrich mußte zuvor noch das Abkommen seiner Söhne mit Moriz bestätigen. Noch einmal wollte ihm der Kaiser zumuthen, sich den Beschlüssen eines künftigen Concils oder Reichstags in Sachen der Religion zu unterwerfen: er blieb aber bis zum letzten Augenblick standhaft in seiner Glaubensstreue. — Als Johann Friedrich die sächsischen Lande wieder betrat, ward er überall, besonders in den ihm noch gebliebenen Gebietstheilen, fast wie ein Märtyrer empfangen, und von Alt und Jung in allen Ständen mit Freudenrufen und Thränen der Rührung, sowie mit anderen Beweisen der Verehrung und Anhänglichkeit überhäuft. (Erschönerndwerth ist, daß der berühmte Vater Lucas Cranaoh aus Liebe zu ihm die ganze Zeit der Gefangenenschaft bei ihm ausgehalten hatte.) — Landgraf Philipp, der bis zum letzten Augenblicke seiner hart üble Behandlung hatte auszu-

hen gehabt, und durch sein Unglück ruhiger und milder geworden war, gieng, als er nach Kassel zurückkam, gleich in die Kirche und kniete dort lange im Gebet an der Denkstätte seiner inzwischen gestorbenen Gemahlin. Auch enthielt er sich fortan aller Staatsgeschäfte.

§. 221. Gerne zeigten sich nun die meisten deutschen Fürsten dem Kaiser willfährig, welcher, um des Reiches Würde zu wahren, den Entschluß faßte, die Franzosen wieder aus Lothringen zu vertreiben. Auch aus Spanien eilten viele Große herbei, um sich ihrem bedrängten Herren zu Diensten zu stellen, und sein Sohn Philipp sandte ihm eine Million Ducaten, die er für ihn in Spanien aufgebracht hatte. Daher sah sich Kaiser Karl bald von einem bedeutenden Reichsheer umgeben, mit dem er sich gegen Frankreich wendete, während Moriz dem König Ferdinand in Ungarn gegen die Türken zu Hülfe zog, was er ihm vor der Eingehung des Passauer-Vertrags hatte versprechen müssen. Dadurch entgieng Moriz zugleich der beschämenden Verlegenheit, gegen Frankreich mit ausziehen, um ihm das Gebiet wieder abzurufen, das er so schmählich an dasselbe hingegeben hatte.

Anstatt daß aber der Kaiser gleich in's Innere Frankreichs eingedrungen wäre, um den unvorbereiteten König in die Enge zu treiben, hielt er sich auf Alba's Rath, ungeachtet der späten Herbstzeit mit der **Belagerung von Metz** auf, wozu er sich auch die Beihülfe des Markgrafen Albrecht zu gewinnen wußte, der allein sich dem Passauer Vertrage nicht hatte fügen wollen, um auf eigene Faust mit 10,000 M. einen Plünderungskrieg in den rheinischen Bisthümern führen zu können. Aber Krankheiten im Heere nöthigten den Kaiser (im Januar 1553) die Belagerung der von dem Herzog von Guise geschickt vertheidigten Stadt aufzuheben und so das wichtige Metz für das Reich verloren zu geben! Das war die schlimme Folge einer Verbindung deutscher Fürsten mit einem Nachbar, der stets nach Deutschlands Gränzländern seine raubüchtigen Arme ausstreckte!

Da auch in Ungarn nichts ausgerichtet wurde, in Italien die kaiserlichen Waffen keinen Fortgang hatten, die türkisch-französische Flotte Neapel angriff und die italienischen Küsten plünderte, so gerieth des Kaisers Ansehen allenthalben in Abnahme. Ja, als er es noch einmal versuchte, die Kurfürsten für die Wahl seines Sohnes Philipp zum König von Deutschland zu gewinnen, so schloßen katholische und protestantische Fürsten zu Wimpfen ein förmliches Vertheidigungsbündniß, falls der Kaiser den spanischen Philipp dem deutschen Reiche aufdringen wollte.

Inzwischen fuhr der wilde Markgraf Albrecht in seinem Raubkrieg gegen die geistlichen Stifter, besonders in Franken, wieder fort, um sich für die dem Kaiser bei Metz geleisteten und nicht belohnten Dienste bezahlt zu machen. Trotzend auf sein Verhältniß zum Kaiser, der ihn gewähren ließ, wies er jeden Vorschlag vermittelnder Fürsten zu einem Vergleich zwischen ihm und den fränkischen Bischöffen zurück, und als endlich die Vermittler erklärten, daß sie mit seiner Sache nichts mehr zu thun haben wollten, so brach er in Unwillen wieder los, eroberte Bamberg, brand-

schagte im Nürnbergischen und Würzburgischen Schösser, Städte und Klöster und nahm sogar die Reichsstadt Schweinfurt in Besitz. Daher vereinigte sich Moriz mit dem König Ferdinand und dem Herzog Heinrich von Braunschweig, um den wilden Landfriedensbrecher zur Ordnung zu bringen.

Weil man nämlich wahrnahm, daß der Markgraf bei seinem Treiben von dem Kaiser geschont wurde, Moriz aber in einer etwaigen Verbindung Albrechts mit dem Kaiser eine persönliche Gefahr für sich erblickte, so nahm er — ohne Rücksicht auf das Wohl des Reichs — seine frühern geheimen Unterhandlungen mit dem König von Frankreich wieder auf, und versprach ihm Mannschaft zu schicken und sogar selber die Niederlande zu besetzen!

Zu gleicher Zeit forderte Moriz Ferdinanden auf, sich mit ihm gegen Albrecht zu vereinigen; und Ferdinand, der von Albrechts rohem Treiben einen Umsturz der mühsam erreichten Ordnung fürchtete und von Morizens undeutschen Nebensichten nichts ahnete, unterstützte ihn mit Kriegsvolk; auch Herzog Heinrich von Braunschweig trat aus gleich guter Absicht dem Bunde gegen Albrecht bei.

Dieser, davon unterrichtet, beschloß zuvorzukommen und warf sich zunächst brandschlagend auf Niedersachsen, wo er rasch durch das Magdeburgische ziehen wollte, um in Morizens Erblande einzufallen. Dieser aber verlegte ihm mit 16,000 Mann den Weg und nöthigte ihn den 9. Juli 1553 zur Schlacht bei Sievershausen, in welcher Moriz zwar siegte, aber im wilden Reitergemenge eine tödtliche Schußwunde in den Leib erhielt, an der er zwei Tage darauf mit den Worten starb: Gott wird kommen —!

Sein Abfall von der protestantischen Sache hatte sie dem Untergange nahe gebracht, sein Abfall vom Kaiser die deutsche Freiheit wieder hergestellt: die doppelte Untreue sollte sein Tod sühnen. Er war erst 32 Jahre alt, als er starb, und hinterließ nur eine Tochter. — Sein Bruder August, der ihm, nach einer frühern Zusicherung des Kaisers, in der Regierung der sächsischen Kurlande folgte, trat nun wenigstens im Raumburger Vertrag vom 26. Februar 1554 die meißnischen Lande in Thüringen (darunter Altenburg) und in Franken dem alten Johann Friedrich wieder ab. Acht Tage darauf (am 3. März) starb er, nachdem er noch seine Söhne zur Eintracht ermahnt und mit Amsdorf gebetet hatte, mit den Worten: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ — Hat sich auch sein Geist in nicht sehr weiten Grenzen bewegt, so bewies er doch innerhalb des ihm zugefallenen Berufskreises eine Treue und Recllichkeit, eine Seelenstärke und Glaubensfestigkeit, auf die sich eben das an ihm zu rühmende Verdienst gründet, den Protestantismus aufrecht erhalten zu haben.

Den Krieg gegen den Markgrafen Albrecht setzte nun Herzog Heinrich von Braunschweig allein fort. Er schlug ihn in einem Treffen bei Braunschweig, verfolgte ihn in seine Erblande und eroberte Bayreuth und Hof. — Jetzt erst sprach das Kammergericht die Reichsacht über den Markgrafen aus. Während kündigte nun Albrecht dem Kaiser auf und zog nun wieder nach Norddeutschland, indeß Herzog Heinrich gegen alle diejenigen, welche er für Anhänger Albrechts oder Frankreichs hielt, die Reichsacht, die der Kaiser jetzt erst bestätigte, vollzog, bis Albrecht, nach noch einem vergeblichen Einfall in Franken, als Geächteter und Flüchtling über den Rhein nach Frankreich floh, wo er endlich selbst sein Unglück als „eine Strafe Gottes ansah, dessen Wort er einst verfolgt habe,“ schob aber doch in einer eigenen Vertheidigungsschrift alle Schuld auf den Kaiser. (Nach zwei Jahren kehrte er nach Deutschland zurück und starb, 35 Jahre alt, zu Pforzheim, 1557.)

Nun erst neigte sich Alles zum Frieden; alle deutschen Fürsten legten ihre Privatstreitigkeiten in Güte bei und waren dem Kaiser behülflich, den

König von Frankreich, der verwüstend in die Niederlande eingefallen war, in die Schranken zurückzuweisen. Doch erlangte man keine entscheidenden Vortheile und brachte es nur zu einem Waffenstillstand (1556).

§. 222. Dem ohnedieß durch zunehmende Kränklichkeit verstimmten Kaiser Karl waren seit Morizens Abfall die deutschen Angelegenheiten völlig verleidet, und weil er theils aus religiöser Überzeugung, theils „aus staatsmännischem Selbstgefühl den Schimpf nicht erleben wollte“, den so lange Jahre hindurch mit allen Mitteln verfolgten Hauptgedanken seines Lebens förmlich „fallen lassen“ zu müssen, so zog er sich zurück und überließ seinem Bruder, dem König Ferdinand, die Leitung des im Passauer Vertrag verheißenen Reichstags.

Auf den Grund eines Artikels im Passauer Vertrage kam man überein, daß zuerst die Angelegenheiten des Religionsfriedens, auf den Grund des Reichsabschieds von 1544 und des Passauer Vertrags, und alsdann erst die Landfriedens- und Executionsordnung vorgenommen werden solle. Nach den lebhaftesten Verhandlungen, bei welchen erst nach der Entfernung des päpstlichen Legaten, den der Tod des Papstes Julius III zum Conclave nach Rom abrief, die mildere Meinung vorwog, kam am 25. September 1555 der Augsburger Religionsfriede zu Stande, welcher den Protestanten Augsburgerischer Confession außer vollkommener religiöser Gewissensfreiheit auch völlige bürgerliche Rechtsgleichheit mit den Katholiken einräumte und sie in dem Besitze der eingezogenen geistlichen Güter beließ, jedoch mit dem „geistlichen Vorbehalte“, daß, wenn ein katholischer Geistlicher künftig zum Protestantismus übertreten wolle, er zwar deßhalb nicht angegriffen werden, aber durch seinen Übertritt unmittelbar sein Amt und seinen Stand verlieren sollte. Ohne diesen Vorbehalt würden freilich eine Menge hoher und niederer Geistlichen zur lutherischen Confession übergegangen sein, was nur der drohende Verlust von Land und Gut verhinderte.

Auf diese Weise sicherte sich die römisch-katholische Kirche den größern Reichthum und dazu die Kirchentreue der einflußreichen geistlichen Reichsstände und Prälaten. Und da nun auch alle künftigen Einziehungen von Kirchengütern verboten, ja selbst die frühern Einziehungen der den Reichsunmittelbaren gehörigen Kirchengüter ungültig wurden, so wurde dadurch der protestantischen Kirche die ausreichende Ausstattung ihrer Anstalten und Einrichtungen unmöglich gemacht. — Außer dem obengenannten geistlichen Vorbehalt oder Reservatum ecclesiasticum lag noch eine weitere Beschränkung der vollen Religionsfreiheit in der Bestimmung, daß jene Freiheit nur für die eigentlichen Reichsstände gelten solle, so daß also alle mittelbaren Stände, so wie alle Unterthanen in Bezug auf die Religion von ihren Landesherren abhängig blieben, die Reichsunmittelbaren demnach das Vorrecht hatten, als Herren der Religion ihres Gebiets, die Unterthanen zum Religionswechsel zu zwingen, — (ein Recht, oder vielmehr Unrecht, das sich späterhin als eine der tiefer liegenden Ursachen des dreißigjährigen Krieges erwies.)

Ungern fügten sich daher die Protestanten in diese Beschränkung, welche einen Theil des Gewonnenen wieder auf's Unsichere stellte. Dennoch war dieser friedliche Austrag von unschätzbarem Werth, weil ihnen ein unbedingter ewiger Friede zu Theil wurde und das Anathema eines Concils

sie nicht mehr berühren konnte. — Noch aber waren die zwinglisch und calvinisch Reformirten in diesen Frieden nicht mit eingegriffen. Im Übrigen war durch diesen Religionsfrieden der Sieg der Reformation vollständig entschieden und die Macht des Papstes in und über ganz Deutschland für immer gebrochen. Daß der neugewählte Papst Paul IV den Frieden verwarf, wurde nicht beachtet.

In politischer Hinsicht begründete dieser Religionsfriede, dem Kaiser gegen über, vollends die fürstliche Selbständigkeit der deutschen Landesherren, deren Gewalt auch durch die Aufhebung so vieler geistlichen Herrschaften (mit der auch der Adel eine Hauptstütze verlor) und durch die deßhalb gewonnene Möglichkeit, ihre Landesgebiete mehr abzurunden, einen bedeutenden Zuwachs erhielt.

Noch einmal gieng dem Kaiser durch Vermählung seines Sohnes Philipp II mit der katholischen Königin Maria von England eine Hoffnung auf, von dieser Seite her seinen Lebensplan noch verwirklicht zu sehen; aber die Aussicht war eine vorübergehende, zumal Papst Paul IV sich durch Begünstigung Frankreichs als einen offen erklärten Gegner des Kaisers zeigte.

Da also der Kaiser Karl V alle hohen Entwürfe seines Lebens — die Demüthigung des anmaßlichen Frankreichs, die Entkräftung der Türkenmacht, die Wiedervereinigung der getrennten Religionsparteien, die Einschränkung der päpstlichen Gewalt, die Herstellung der alten Kaiserthronmacht, die Befestigung der spanisch-habsburgischen Dynastie auf deutschem Throne — vereitelt sah, und die Überhandnahme seiner Körkerrichwäche fühlte: so entstand in ihm eine lebhaftere Sehnsucht nach stiller Zurückgezogenheit und „klösterlicher Büssung.“ Er übergab daher in einer feierlichen Abschiedsrede zu Brüssel am 21. Oct. 1555 seinem Sohne Philipp zunächst die Regierung der Niederlande und trat ihm am 7. Sept. 1556 auch die Königreiche von Spanien und Neapel ab.

In dem reich geschmückten Saale des Palastes erhob sich eine Estrade, zu der sieben Stufen führten, auf deren höchster unter einem mit dem burgundischen Wapen geschmückten Thronhimmel drei Prachsessel standen, der mittlere für den Kaiser, der zur Rechten für Philipp, der zur Linken für des Kaisers Schwester, die Königin Maria von Ungarn, als bisherige Statthalterin der Niederlande; etwas tiefer rechts die Sitz der Ritter des goldenen Vlieses, links die übrigen Fürsten und Großen, wieder etwas tiefer die Bänke der Räte. Der Estrade gegenüber, im Saale, standen die Bänke der Abgeordneten für die verschiedenen niederländischen Provinzen. — Als alle versammelt waren, trat der Kaiser, schwarz gekleidet, das Band des goldenen Vlieses tragend, begleitet von Philipp und Maria, von den Vliesrittern, Geheimräthen und Hofbedienten in den Saal, mit der Rechten auf die Schultern des Prinzen Wilhelm von Oranien, mit seiner Linken auf einen Stock gestützt. Nachdem er die stehende Versammlung begrüßt und seinen Platz eingenommen hatte, lud ein Herold auf des Kaisers Wink die Anwesenden ein, sich zu setzen, und ein Staatsrath erhielt das Wort. Dieser setzte in einer langen Rede, unter Vorlesung der Urkunde, die Gründe auseinander, aus denen der Kaiser die Regierung seinem Sohne abzutreten gedente, und ermahnte zuletzt zur treuen Unterstützung des letztern gegen äußere und innere Feinde, zur Einigkeit und zum Gehorsam gegen den neuen Herrn. Hierauf ergriff Karl V, sitzend bleibend, das Wort und erwähnte in einer ergreifenden Rede, daß er seit seinem 17. Jahre alle seine Zeit und Kraft auf die Regierung dieser Reiche und wenig Zeit auf seine persönlichen Vergnügungen gewendet habe. Da er allenthalben mit eigenen Augen habe sehen wollen, so sei seine Regierung eine stäte Pilgerschaft gewesen; er sei 5mal in Deutschland, 6mal in Spanien, 7mal in Italien, 10mal in den Niederlanden, 2mal in England und 2mal in Afrika und dabei 11mal zur See

gewesen. Jetzt mahne ihn sein hinfälliger Leib, die Last der Regierung auf jüngere Schultern zu legen. Habe er etwas Wichtiges versäumt oder irgend ein Unrecht gethan, so bitte er alle dadurch Gekränkten um Verzeihung. Die Worte des Kaisers rührten die ganze Versammlung und er selbst verrieth in eine solche Bewegung, daß er vor Schluchzen oft nicht sprechen konnte. Nachdem sich die Generalstaaten durch ihren Sprecher der fernern Gnade des Kaisers empfohlen hatten, nahm der Kaiser die Ceremonie der Investitur vor, wobei Philipp vor seinem Vater kniete, der ihn dann aufhob und ihn umarmend in spanischer Sprache eindringliche Ermahnungen zu einer gerechten und guten Regierung gab. Vom Gefühl übermannt und erschöpft sank er in seinen Sessel zurück. Hierauf nahm Philipp, ohne sich vom Sitze zu erheben, das Wort, entschuldigte sich, daß er die französische Sprache nicht fertig sprechen könne und ließ durch Granvella die Versicherung geben, daß er den besten Willen habe, mit Gottes und der Stände Beistand seine Regentenspflichten zu erfüllen, die ständischen Privilegien und Freiheiten zu achten und das gute Einvernehmen mit ihnen zu erhalten. — Hierauf erklärte auch noch die Statthalterin in einer von ihr selbst ausgearbeiteten Rede den versammelten Ständen, daß sie sich nun von ihrem Posten zurückziehen und sich mit ihrem Bruder nach Spanien zu begeben beschloßen habe. Nachdem sodann der Kaiser ihr für ihre langen und treuen Dienste gedankt, auch der Sprecher der Stände ihr ebenfalls Worte des Dankes gesagt hatte, erhob sich der Kaiser und verließ mit seinem Gefolge den Saal, in der gleichen Ordnung, in der er gekommen war.

Gern hätte er noch in demselben Jahre die römisch-deutsche Kaiserkrone an seinen Bruder Ferdinand übertragen, wenn nicht erst die förmliche Wahl desselben durch die Kurfürsten hätte vorausgehen müssen: diese erfolgte, und

1558 am 14. März wurde **Ferdinand der Erste** deutscher Kaiser.

In der Wahlkapitulation verpflichtete dieser sich, den Religionsfrieden sowohl, als auch den Landfrieden (so wie dessen Handhabung durch die erneuerte Kammergerichtsordnung) „stet und fest“ zu beobachten, und immer mit dem Willen und Rath der Fürsten und Stände zu regieren. — Eben so schloßen die Kurfürsten einen neuen Kurverein, worin sie gelobten, über diesen Ordnungen zu halten und einander zu Hülfe zu kommen, wenn einer von ihnen, dem Religions- und Landfrieden zuwider, angegriffen werden sollte.

Schon im September des Jahres 1556 hatte sich Karl V in Begleitung seiner beiden Schwestern, von Seeland aus, mit einer glänzenden Flotte nach Spanien eingeschifft. Als er in Biscaya landete, fiel er auf die Knie und küßte die Erde. Nachdem er sich in Burgos von seinem Gefolge und in Valladolid von seinen Schwestern getrennt hatte, bezog er eine kleine Wohnung neben dem Hieronymitenkloster St. Just bei Placencia in Estremadura, wo er noch zwei Jahre, theils mit der Lectüre der Schriften des h. Augustinus und des h. Bernhard, so wie mit ernstern Betrachtungen über die Eitelkeit irdischer Größe, theils unter Beschäftigungen mit Gartenbau und mechanischen Arbeiten lebte, ohne jedoch den Reichthümern alle Theilnahme zu entziehen. Zuletzt gab er sich mit großer Angestrengtheit strengen ascetischen Bussübungen hin und kurz vor seinem Ende soll er, nach den Berichten einiger Schriftsteller, sein eigenes Leidenbegängniß haben anstellen und ein feierliches Todtenamt für die Ruhe seiner Seele halten lassen, was ihn so angriff, daß er erkrankte und nach einigen Wochen mit dem Gebet für die Einheit der Kirche starb (21. September 1558). Aber „für eine Kirche von politisch-religiöser Einheit, die ganze abendländische Welt umfassend, war kein Raum mehr in Europa.“

An Weltübersicht und Klugheit war Karl V allen seinen Zeitgenossen (selbst seinem Kanzler Granvella) überlegen; er hatte alle politischen Fäden Europa's in seiner Hand und leitete dieselben nach jenem schweigsam in seiner Seele verschloßenen Grundgedanken seines Lebens. „Die Doppelseitigkeit seines Strebens spiegelt sich in den entgegengesetzten Eigenschaften, die sich in seinem Charakter ver-

„einigen.“ Diesen bezeichnen einerseits Zweideutigkeit, stete Berechnung, mitunter Härte und Schonungslosigkeit, anderseits stolze Ruhe, Enthaltensamkeit, Seelenstärke, verbunden mit „Schwung der Gedanken“ und Würde in der Erscheinung — eine ächte Mischung spanischer und deutscher Bluts.

Kap. 36. Stellung der Parteien bis zum dreißigjährigen Krieg.

§. 223. Während nun Ferdinand I mit gemäßigtem und wohlwollendem Sinne in seiner Bemühung, den Religionsfrieden zu erhalten, fortfuhr, zog mit dem Eintritt der äußern Ruhe der Religionsstreit zwischen den Katholiken und Protestanten sich auf das wissenschaftliche Gebiet zurück.

Unter den Protestanten selbst wurde der Streit nun aber nicht nur zwischen den Lutheranern und Calvinisten fortgeführt, sondern es entstand nun sogar unter den Lutheranern selbst eine Scheidung in eine strenge Partei, die in Luthers Geist blieb und an der Universität Jena ihre Stütze hatte, und in eine laze oder weniger strenge (synergistische) Partei, welche von Melanchthon und der ihm seit Luther's Tode folgenden Universität Wittenberg vertreten wurde. In Folge dieser theologischen Streitigkeiten kam es an vielen Orten, besonders in Bremen, Magdeburg, Königsberg zu bedauerlichen Auftritten.

Um diese Streitigkeiten zu beendigen, errichteten die Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Württemberg und der Herzog Wolfgang von Zweibrücken 1558 den Frankfurter Recess, worin sie über vier streitig gewordene Punkte der Augsburger Confession eine von Melanchthon entworfene, vermittelnde Erklärung abgaben, welche jedoch die strengen Lutheraner nicht, am wenigsten den M. Flacius, befriedigte und daher zu weitem Streitigkeiten Veranlassung gab. Daher veranstaltete der Herzog Christoph von Württemberg 1561 eine Zusammenkunft aller lutherischen Fürsten zu Raumburg; aber das Ergebniß derselben konnte den Streit gleichfalls nicht beschwichtigen, obgleich Flacius Jena verlassen mußte. Melanchthon selbst, dessen Lebensabend durch die vielen Kränkungen und Schmähungen, die er wegen seiner Nachgiebigkeit hatte erleiden müssen, äußerst getrübt war, starb in einem Alter von 63 Jahren den 19. April 1560 zu Wittenberg.

Hat Melanchthon auch in seiner ängstlichen Sorge um den Frieden manchen schwachen Schritt gethan, so hat er auch darüber weit mehr gelitten und getragen. Wie sehr er auch über die Streitigkeiten in der Kirche klagte, so konnte er ihnen doch nicht entgehen: denn allenthalben in deutschen Landen mußte er bei Religionsgesprächen, Disputationen, Berathungsversammlungen, Kircheneinrichtungen, Vermittlungen und Vergleichen, Begutachtungen und Entwürfen sein Wort und seine Feder leihen. Auf die Vorwürfe seiner Gegner über seine Nachgiebigkeit entgegnete er: „Wenn ich irgend einen Fall gethan oder etwas zu lässig behandelt habe, so bitte ich Gott und die Kirche um Verzeihung, wünsche auch in meinem ganzen Leben nichts mehr, als daß einmal fromme und gelehrte Männer ruhig, ohne Sophistik und böse Leidenschaften über die gesammte Lehre sich besprechen, und so der Nachwelt deutliche und entwickelte Lehrsätze hinterlassen möchten!“ — Am 30. März 1560 verkündete er sich auf der Rückreise von Leipzig, wo er Stipendiaten geprüft hatte, und bekam vom 7. April an ein Wechselfieber, fuhr aber in freieren Stunden mit seinen gewöhnlichen Arbeiten fort. In der Nacht auf den 13. April erwachte er aus einem Traum, worin ihm vorkam, er habe die Worte: „Mich hat herzlich verlangt, dieß Osterlamm mit Euch zu essen“, nach der Melodie, die er einst als Knabe in den Kirchen mitgesungen hatte, so laut gesungen, daß er darüber erwachte. Er stand dann um 3 Uhr auf, arbeitete für die Universität das Osterprogramm vollends aus, trug es selbst in die Druckerei, und gieng dann mit der

Gemeinde zum h. Abendmahl. Am zweiten Oftertag sagte er zu seinem geliebten Freund Camerarius: „Ich habe Lust abzuschneiden und bei Christo zu sein!“ — Als ihm in einer der folgenden Leidensnächte sein Arzt und Schwiegersohn Peucer die Gefahr nicht verhehlte, sprach Melanchthon mit der größten Ruhe: „Ich habe nur Eine Bekümmerniß, nur Eine Sorge, daß die Kirche in Christo Jesu einmüthig sein möchte!“ — Unter manchen Gebetsäusserungen wartete er auf sein Ende und als dieses näher rückte und Peucer ihn fragte, ob er etwas begehre? antwortete er: „Nichts als den Himmel! Höret meine süße Ruhe nicht; denn mein Ende ist nahe!“ — Während man noch über ihm berete, gewahrte man seine Lippen sich noch betend bewegen, bis er sanft und stille entschlief. — Er wurde, von Professoren getragen, in der Schloßkirche zu Wittenberg, dem Sarge Luther's gegenüber, beigesetzt.

Bei Vielen von denen, die zur laren Partei neigten, machte der Calvinismus große Fortschritte und das seit 1546 durch den Kurfürsten Otto Heinrich (ehemaligen Pfalzgrafen von Neuburg) in allen pfälzischen Ländern eingeführte Luth. Athum mußte 1559 unter seinem Nachfolger, dem Kurfürsten Friedrich III (aus der Simmernischen Linie) der zum allgemeinen Erlaunen die schweizerische Reformation annahm, der calvinischen Einrichtung des Gottesdienstes weichen. Um dieselbe in seinem Lande zu befestigen, ließ er 1563 den **Heidelberger Catechismus** von Ursinus und Clevianus fertigen, welcher von nun an Bekenntnißschrift der Deutsch-Reformirten wurde. — Calvin selbst starb im folgenden Jahre am 27. Mai 1564 zu Genf nach einem mühevollen Kampfleben, nachdem er sich noch auf seinem Sterbelager zu den in seinem Hause versammelten Geistlichen hatte tragen lassen, um an ihrer gemeinschaftlichen Vorbereitung zum h. Abendmahl Theil zu nehmen. Ihm folgte die größte Theilnahme aller Stände des von ihm geordneten Freistaats.

1563 Endlich wurde auch das **Tridentiner Concilium** am 4. Dez. des Jahres geschlossen, das in 18 Jahren bei vielfachen Unterbrechungen 25 Sitzungen gehalten hatte, und welches, um seiner Art von Reformation in die von ihm aufgestellte Glaubenslehre Eingang zu lassen, durch das jedem dogmatischen Artikel angehängte **Anathema** die Kluft zwischen der evangel. h. = protestantischen und der römisch = katholischen Kirche auf immer befestigt hat.

Der Papst bestätigte die Beschlüsse dieses Concils am 26. Januar 1564; er konnte dieß um so unbesorgter thun, da die Unbestimmtheit ihrer Abfassung ihm stets einen Ausweg boten, da ferner die Auslegung aller dieser Beschlüsse ausdrücklich dem Papste vorbehalten war, und noch in der letzten Sitzung eine Clausel eingeschoben werden war, daß die Machtvollkommenheit des apostolischen Stuhls in allen Beziehungen gewahrt sein solle. Er hatte somit fast Alles, was bisher auf dem Spiele gestanden war, wenigstens theoretisch wieder gewonnen, um es in günstigerer Zeit praktisch wieder anzuwenden.

Im Übrigen stellte das Concil eine reinere Sittenlehre her (ein Ziel, an welchem früherhin der gute Wille eines Hadrian VI gescheitert war); auch unterwarf es die katholischen Gläubigen einer strengen Kirchenzucht, schärfte den Bischöffen die Pflichten ihres Amtes, insonderheit die Beaufsichtigung ihres Klerus ein, und stellte sonst noch mannichfaltige Mißbräuche ab, so daß die heutigen Katholiken in den Anordnungen dieses Concils ihre Reformation erblicken, auf welche unstreitig die welthistorische Bewegung des ganzen Protestantismus eine unverkennbare wohlthätige Rückwirkung gehabt hat.

Obgleich der Papst in einer eigenen Bulle alle Machthaber aufforderte, für die Annahme der tridentinischen Decrete in ihre Landen Sorge zu tragen, so leisteten doch nur zwei katholische Mächte Europa's (Polen und Portugal) unbedingten,

die übrigen katholischen Fürsten, selbst der spanische Philipp, nur bedingten Gehorsam. Und wenn auch in Deutschland die Erzbischöffe und Bischöffe vielen Bestimmungen des Tridentinums Anwendung zu geben wußten, so wurde es doch nie durch ein Reichsgesetz eingeführt, — ein Beweis, wie sehr die Macht des römischen Stuhls durch die Reformation geschwächt worden war. In Folge der nicht allgemein-unbedingten Annahme dieser Katholicismus-Reformation unterscheidet man seitdem einen römischen und einen nicht-römischen Katholicismus.

§. 224. Den Beschlüssen dieses Concils nun überall Anerkennung und Erfolg zu verschaffen, war insbesondere der bereits seit 1534 von Loyola gestiftete und 1540 vom Papst Paul III. bestätigte Jesuitenorden im höchsten Grade thätig, indem er es sich zugleich zur Aufgabe machte, dem Protestantismus allenthalben und auf alle Weise entgegenzuarbeiten.

Ignatius Loyola (eigentlich: Don Inigo Lopez de Recalde de Loyola), ein spanischer Edelmann, (geb. 1491 auf dem Schlosse Loyola und erwachsen am Hofe Ferdinands des Katholischen) war in einem Feldzuge Karl's V. an beiden Beinen so verwundet worden, daß er keine Kriegsdienste mehr thun konnte und, sich nun geistlicher Mitterschaft widmend, im Verlangen nach dem Ruhme der Heiligen, sich den härtesten Bußübungen, sowie schwärmisch-visionsären Entzückungen hingab. Nach einer Reise nach Jerusalem machte er in Paris noch theologische Studien, wobei er seine Ascese fortsetzte und für seine Ansichten mehrere Freunde (darunter Franz Xaver, den nachmaligen Apostel der Chinesen, Japanesen und Indier) gewann, die mit ihm auf die Hostie schwuren, ihr Leben in völliger Armut, der Christenpflege und Bekehrung der Ungläubigen, womöglich in Jerusalem, zu weihen, und wenn dieß nicht angienge, jeder andern Weisung des Papstes unbedingte Folge zu leisten. Als er aber in Venedig den freieren Teatinerorden kennen lernte, ging ihm die Idee eines eigenen Ordens auf, und als er und seine Freunde nach Rom kamen und durch Predigt, Unterricht und Krankenpflege viele Anhänger fanden, richteten sie sich unter der Benennung „Gesellschaft Jesu“ ein, welche vorzüglich in der Tugend des Gehorsams alle andern Orden zu übertreffen und daher den Befehlen ihres Ordensgenerals sowohl, als auch des Papstes auf das unbedingtste zu folgen sich vorsetzte. Der Papst bestätigte diesen Orden am 27. September 1540 durch die Bulle *Regimini militantis ecclesiae*.

Mit Vermeidung aller klösterlichen Tracht und der zeitraubenden gemeinsamen Klostergebetübungen verlegten die Jesuiten sich vorzugsweise 1. auf die Predigt, bei der sie es auf gemüthsbewegenden Eindruck —, 2. auf die Beichte, bei der sie es auf genaue Leitung der Gewissen —, 3. auf den Jugendunterricht, bei dem sie es auf Gewinnung der heranwachsenden Generation abzagen. Auf diesem Wege gieng die neu gestiftete Gesellschaft Schritt vor Schritt vorwärts um womöglich Alles, was mit der römischen Kirche nur noch lose zusammenhieng, fester mit ihr zu verbinden, oder was sich ganz von ihr losgemacht hatte, wieder zu ihr zurückzuführen. Da sie sich dabei eines vor der Welt tadellosen Wandels und eines priesterlichen Anstandes bei Amtsverrichtungen und im Umgang befelegten, so war ihre ganze auf die Neubelebung des Katholicismus gerichtete Thätigkeit von außerordentlichem Erfolge.

Die ungemessenen Bevorrechteungen, die Loyola zu seinen Zwecken erhielt, machten den Orden anfangs zum Gegenstand des Neides und der Furcht sowohl bei den übrigen Orden, als auch bei der Weltgeistlichkeit, so daß selbst die Universalität Paris den Jesuitenorden für eine den Kirchenfrieden beeinträchtigende Gesellschaft erklärte. Allein der Orden siegte bald über alle aus katholischem Kreise ihm entgegentretende Opposition, und verbreitete sich schnell in allen romanischen Ländern. Vorzüglich bei Vornehmen Eingang findend, er-

richtete er allenthalben Schulen und Collegien, zunächst in Italien, Spanien und Portugal, dann in Frankreich und in den Niederlanden.

In Deutschland giengen die Jesuiten vorzüglich, von Wien, Ingolstadt und Köln aus. Sie gaben sich nach und nach die flüchtigerechnete, den ganzen Menschen durch den unbedingtesten Gehorsam an den Orden fesselnde Einrichtung. Diese erhielten sie durch den Scharfsinn ihres zweiten Generals und Mitstifters Jacob Lainez, eines Castilianers. Die Verfassung war absolut-monarchisch. Die Befehle giengen von dem General, der zu Rom lebte, durch die Provinciale oder Vorsther der Provinzen an die stufenartig geordneten Unterbehörden und durch diese an jedes einzelne Glied. Über jeden Einzelnen wurde die genaueste Controle gehalten und dem General berichtet, so daß Jeder nach seinen Fähigkeiten und Neigungen seinen Obern bekannt war und darnach verwendet wurde. Die tüchtigsten und gewandtesten Köpfe wurden allenthalben die Beichtväter und Erzieher der Fürsten und Großen, oder glänzten in den höchsten Staats- und Kirchenwürden, die Religionsbegeistertesten wurden zur Befehung der Heiden ausgesendet, die Gelehrtesten dem Schulsach zugewiesen oder dem Schriftstellerberuf überlassen. Besonders mächtig wurden sie durch den Beichtstuhl; denn durch eine gewisse, die Gemüther gewinnende Art ihrer Beichte bekamen sie eine ungeheure Macht über die Gewissen, wie denn ihr vielseitiger, noch dazu unentgeltlicher Jugendunterricht ihnen unzählige Anhänger verschaffte.

Allmählich drang der Jesuitenorden, der bei Loyola's Tod schon 1000, und ein Halbjahrhundert darnach schon über 10,000 Mitglieder zählte, in alle Welttheile ein und erwarb aus Geschenken und Vermächtnissen unermessliche Reichthümer. In Europa fanden die Jesuiten nur im Protestantismus ihren stärksten Gegner, auf dessen Vernichtung sie es daher mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln anlegten; und bei der innern Vertheiltheit des Protestantismus schien der von ihnen geleiteten Gegenreformation der volle Sieg früher oder später zu fallen zu müssen. Verschaffte auch die große Klugheit und zum Theil aufopfernde Hingebung, mit der alle Glieder dieses Ordens ihre Aufgabe erfüllten, demselben ein außerordentliches Ansehen in der katholischen Welt, so haben doch die unlautern Mittel, die sich viele Jesuiten zur Erreichung ihrer Zwecke erlaubten, demselben auch großen Haß zugezogen, und insbesondere brachte das schauderhafte Moralsystem, das freilich nicht der Orden als solcher, aber doch so manche seiner Glieder in Schriften aufstellten, den Namen Jesuit und Jesuitismus allmählich in den übelsten Geruch.

§. 225. Da Ferdinand I, obgleich von Herzen Katholik, doch in den Kämpfen mit den Protestanten Mäßigung gelernt hatte und stets fortfuhr, den Papst zu einiger Nachgiebigkeit zu bewegen, so hat er sich bei den Protestanten das Lob eines mildgesinnten Regenten erworben. Nach seinem Tode trat nun 1564 sein edler Sohn Maximilian der Zweite, der schon zwei Jahre zuvor einhellig zum König gewählt worden war, die Regierung an. In den ersten Jahren derselben erfuhr der Landfriede die letzte Störung durch die „Grumbach'schen Händel.“

Der fränkische Reichsritter und Schirmvogt des Bisthums Würzburg, Wilhelm von Grumbach hatte in dem Kriege des Markgrafen von Culmbach gegen die fränkischen Bisthümer mit letzterem gehalten und war deßhalb von seinem Fürstbischoff (von Zobel) seines Amtes entsetzt und seiner würzburgischen Lehen verlustig erklärt worden. Obgleich das Reichskammergericht zu des Ritters Gunsten entschied, so konnte er doch seine Güter von dem Bischoffe nicht wieder erlangen. Daher suchte er denselben in seine Gewalt zu bringen, um ihn auf diese Weise zur Rückgabe zu nöthigen. Als seine Leute aus einem Hinterhalte den Bischoff, der mit einem kleinen Gefolge auf die Jagd ritt, überfielen, ward derselbe unabsichtlich im Gerümmel getödtet. Daher floh Grumbach anfangs nach Frankreich, wäh-

rend die rheinischen Kurfürsten und die kaiserlichen Commissarien den Nachfolger des Fürstbischoffs zur Befriedigung Grumbach's zu stimmen suchten. Da dieß nichts half, hielt dieser sich für berechtigt, die Selbsthülfe fortzusetzen. Er verband sich mit einigen andern fränkischen Rittern, gewann durch allerlei Vorspiegelungen den schwachen Herzog Johann Friedrich (den Mittlern) von Sachsen-Weimar, sammelte mit dessen Unterstützung Kriegsvolk und zwang damit den Fürstbischoff von Würzburg zu einem Entschädigungsvertrag. Deshalb wurde Grumbach vom Kaiser (es war noch Ferdinand I) in die Acht erklärt und der Herzog aufgefordert, ihn nicht länger zu bergen. Der Herzog gehorchte nicht, sondern verlegte nach Ferdinand's Tod seinen Sitz nach dem festeren Gotha, um besser widerstehen zu können. Denn Grumbach hatte ihn zu dem Versuche bereedet, das seinem Vater abgesprochene sächsische Kurland mit Gewalt wieder an sich zu bringen, und Alles gethan, seinen Haß gegen den Kurfürsten August aufzustacheln. Daher wurde nun auch der Herzog in die Reichsacht erklärt und ehe er es sich versah, erschien das Executionsheer unter dem Befehl des Kurfürsten August vor Gotha. Der verblendete Mann, auf Entsatz hoffend, den ihm Grumbach vorspiegelte, verharrte im Widerstand, bis endlich sein eigenes Kriegsvolk, dem er den Sold nicht bezahlen konnte, sich empörte und ihn sammt dem Grumbach gefangen nahm und beide sammt der Stadt dem Kurfürsten August übergab, der nun eine grausame Rache nahm. Dem Grumbach wurde nach ausgestandener Folter das Herz aus dem lebendigen Leibe geschnitten, der Leib geviertheilt und Stücke davon an den Landstraßen ausgelegt. Johann Friedrich aber wurde nach Wienerisch-Neustadt in lebenslängliche Haft gebracht, die seine treue Gemahlin Elisabeth (Tochter Friedrich's III von der Pfalz) bis an ihren Tod mit ihm theilte. Selbst Kaiser Maximilian's Fürbitte für seine Befreiung fand bei dem Kurfürsten kein Gehör. Erst nach 28 Jahren (1595) befreite der Tod den unglücklichen Herzog.

Wegen Ungarn, das Ferdinanden doch noch gelungen war dem Hause Österreich wieder zu gewinnen, wurde auch Maximilian II mit dem alten Sultan Soliman II in einen Krieg verwickelt, der jedoch, als Soliman, während der tapfern Vertheidigung Sigeth's durch Zriny 1566, vor dieser Festung starb, durch einen neuen Waffenstillstand beendet wurde.

Maximilian II, ein Fürst voll Verstand und Herzensgüte, gab sich alle Mühe, den Religionsfrieden in Deutschland zu erhalten, während furchtbare Religionskriege in Frankreich (gegen die Hugenotten) und in England (gegen die Puritaner etc.) wütheten. Seiner Milde und Unparteilichkeit giebt die Geschichte das schönste Zeugniß. Er mißbilligte laut die Verfolgung der Protestanten in Frankreich, insbesondere den Gräuel der Pariser Bluthochzeit, und ließ seinem Schwager Philipp von Spanien Vorstellungen über dessen grausame Behandlung der Niederländer machen.

Die Niederlande, einst ein Bestandtheil Deutschlands, durch Karl V zu einem habsburgischen Kronland gemacht, bestand aus 17 Provinzen, darunter die vier Herzogthümer, Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern, die sieben Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zutphen, Holland und Seeland, die Markgrafschaft Antwerpen und die fünf Herrschaften Mecheln, Friesland, Utrecht, Drenssel und Gröningen. Jede dieser Provinzen hatte ihre, auf Herkommen und Gesetzen beruhende eigenthümliche Verfassung, welche besonders in Flandern, Brabant, Limburg und Holland dem Volke große Freiheiten gewährte. Die Freiheiten zu achten, hatte Philipp mehrmals beschworen; aber sein starrer Begriff von der königlichen Gewalt, und seine Unfähigkeit, sich zu einer freieren Anschauung zu erheben und jede Nation in ihrer eigenthümlichen Art zu behandeln, entfremdete ihm die Herzen der Niederlän-

der, die schon sein stets finsterner, wortfarger Ernst und seine pedantische, in Argwohn übergehende Vorsicht von vorne herein abstieß.

Als er nach seinem Kriege mit Frankreich, den er vorzüglich durch die Siege des Grafen Egmont bei St. Quentin und Gravelingen mit dem Frieden von Chatcau-Cambresis beendet hatte, wieder nach Spanien zurückkehrte, überließ er die Leitung der Niederlande einem Staatsrath, ernannte — weil er keinem der niederländischen Großen traute — seine verwittmete Halbschwester Margarethe von Parma zur Statthalterin und stellte ihr den (nachmaligen) Cardinal Granvella (Sohn des unter Karl V so berühmten Kanzlers) als Rathgeber zur Seite. Vor seiner Abreise empfahl er ihr besondere Strenge gegen die Keger aller Art: denn schon längst hatte auch Calvin's Reformation Eingang in den Niederlanden gefunden und dem wiedertäuferischen Unwesen dafelbst ein heiliges Gegengewicht gegeben. Um nun dafelbst überhaupt den Protestantismus zu unterdrücken und zugleich die ständischen Freiheiten in den gewerbreichen Städten dieses Landes zu beschränken, hatte König Philipp II 3500 Mann spanische Truppen in's Land gelegt. Da sich deshalb allenthalben Zeichen der Unzufriedenheit und Unruhe offenbarten, zog er zwar die Truppen zurück, weil sonst weder Steuern, noch Auflagen bewilligt worden wären, versuchte nun aber durch Einführung der Inquisition zu seinem Ziele zu kommen. Zugleich erhielt Granvella vom Papste die Cardinalswürde und den Titel Großinquisitor. Darüber empört blieben Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien (Statthalter von Holland), der Graf Egmont (Statthalter von Flandern) und der Graf Hoorn (eig. Hornes) aus dem Staatsrath weg und traten erst wieder ein, nachdem der stolze Granvella bei der steigenden Unruhe des Volkes sich aus dem Lande entfernt hatte. Aber Philipp's Weigerung, die Kegerstrafen zu mildern, brachte die meisten Provinzen in erneuerte Aufregung, und als nun die Inquisition wirklich in Gang kam und Folter, Peil und Scheiterhaufen ihre Schrecken verbreiteten, die Reformirten aber mit ihrer Bitte um Glaubensfreiheit abgewiesen wurden und alle Berufung auf den Passauer Vertrag und den Religionsfrieden nichts half, so bildete sich unter dem Adel eine geheime Vereinigung **Compromiß** genannt, worin man sich verpflichtete, nichts wider Gott, König, Staat und Kirche zu unternehmen, aber die Inquisition nicht zu dulden. Am 5. April 1566 übergaben 300 Verbündete der Statthalterin eine Bittschrift an den König um Strafmilderung, und weil ein königlichesmüth zu einigen Hofleuten, die beim Anblick dieses Zuges Besorgnisse äußerten, sagte: „Fürchtet euch nicht vor diesen gueux (Bettlern)!" so griffen die Verbündeten diesen Schimpfnamen als Ehrennamen auf, und der Name **Gueuxen** wurde seitdem gefürchteter Parteiname.

Nachdem einige Versuche des Volkes zur Widerseßlichkeit, namentlich in Antwerpen durch die Bemühung des Prinzen von Oranien, unterdrückt worden waren, erfolgte endlich vom König eine mildernde Verordnung: da sie aber die Inquisition und Gütereinziehungen bestehen ließ, so kam es in Flandern durch die drohende Haltung des Adels, durch erhöhte Prädicationen und fortgesetzte Inquisitionsverfolgungen dahin, daß der fanatische, durch den Zulauf Fremder verstärkte Pöbel zu wüthenden Bilderstürmereien überging, in welchen binnen wenigen Tagen 400 Kirchen und Klöster schrecklich vernichtet wurden. — Erschröcken wollte die Statthalterin Brüssel verlassen, aber als Oranien und Egmont ihr als einziges Beruhigungsmittel die Freigebung des Gottesdienstes vorschlugen, ließ sie sich zu einem Vertrag bewegen, in Folge dessen die Inquisition eingestellt und Amnestie gewährt werden sollte. Alles hoffte nun auf die königliche Bestätigung g.

Weil sich aber an manchen Orten wieder bilderstürmerische Bewegungen zeigten, ergriff die Statthalterin, im Gefühl, in den Augen des Königs zu viel nachgegeben zu haben, strenge Maßregeln: sie zog geworbene Truppen herbei und ließ die auführerische Stadt Valenciennes beschießen und die Hauptanführer hinrichten, worauf auch andere aufständische Städte ihren Widerstand aufgaben. — Unterdessen aber hatte der König ein spanisches Kriegsheer aufgestellt und unter dem Befehl des Herzogs von Alba nach den Niederlanden abgesendet.

Auf die Nachricht vom Anzuge dieses Heeres wanderten viele protestantische Niederländer aus, und auch Wilhelm von Oranien wohl erkennend, daß der Schlag hauptsächlich gegen ihn gerichtet sei, verließ das Land, um sich auf bessere Zeit zu sparen. Als der Herzog von Alba mit dem Heere eingerückt war, lud er in verstellter Freundlichkeit die Grafen Egmont und Hoorn zu einer Besprechung über die Landesicherheit zu sich ein und behielt sie gefangen. Verlezt durch dieses Willkürverfahren nahm die Statthalterin ihre Entlassung und verließ die Niederlande für immer. Hierauf errichtete Alba einen „Rath der Unruhen“, vom Volke **Blutrath** genannt, und verfuhr gegen alle der Empörung oder des Protestantismus Verdächtigen mit unerhörter Grausamkeit. Die Folge war, daß abermals viele Tausende auswanderten, unter denen die Mittellosen sich an den Bränzen vom Raub zu nähren suchten und unter dem Namen **Busch- oder Was-er-Geußen** viele Frevel verübten. Als Johann Oraniens Bruder Ludwig von Nassau mit einer Schaar Auswanderer in das Land fiel, ließ Alba die Grafen Egmont und Hoorn zu Brüssel enthaupen und ihre Häupter auf Pfähle stecken. Obgleich nun Wilhelm von Oranien selbst mit 20,000 Mann über die Maas her einrückte, so sah er sich doch bald durch Mangel und Krankheiten genöthigt, sich wieder zurückzuziehen.

Weil nun Alba Zwangsestungen im Lande anlegte, eine neue hohe Steuer einführte und den Handel mit England verbot, wodurch der Handel einen unerträglichen Stoß erlitt, so erhob sich unter Leitung Wilhelm's von Oranien in den nördlichen Provinzen ein allgemeiner Aufstand, welcher 1570 der Anfang zu einem gräueltollen Kriege war. Konnte sich auch Oranien in dem spanisch-gefinnten Südrabrant nicht halten, so stunden doch Holland und Seeland fest zu ihm, und wenn auch Alba überall, wohin seine Macht reichte, mit schonungsloser Härte verfuhr, so machte doch der Aufstand immer größere Fortschritte, worauf Alba, nach einer Niederlage seiner Flotte durch die wilden Meergeußen, selber den König um seine Entlassung bat. Nach seiner Entfernung wurde die Statthaltertschaft einem gemäßigteren Manne, Don Juniga de Requesens, anvertraut. Weil aber dieser in Religionsachen keine Milde rung eintreten lassen durfte, so dauerte die Unzufriedenheit und der Krieg fort, und alle Bemühungen auswärtiger Mächte, darunter besonders des Kaisers Maximilian's II, eine Verständigung der streitenden Theile herbeizuführen, scheiterten an der Unbuddsamkeit Philipp's. Aus dem Verlauf des weitem Kriegs tritt besonders die Vertheidigung und Rettung der Stadt Leyden, der Tod Juniga's und die Plünderung und Einäscherung der Stadt Antwerpen hervor, deren bis dahin behauptete Handelsgröße nie wiederkehrte. Das letztere Ereigniß machte auf alle Niederländer einen so tiefen Eindruck, daß sich sogar die sieben dem Könige treu geliebenen südlichen Provinzen bewogen fühlten, mit den abgefallenen nördlichen Provinzen 1576 den Vertrag zu Gent einzugehen, in welchem sich sämtliche Provinzen verpflichteten, einander zur Vertreibung der spanischen Heere beizustehen und die Strafbefehle wegen der Religion — bis zur Ordnung der Kirchenangelegenheiten durch einen Reichstag — unvollstreckt zu lassen. Diesem Vertrage gab der nachfolgende Statthalter der Niederlande, der Herzog Johann von Österreich (Don Juan d' Austria, Karl's V natürlicher Sohn, welcher 1571 die türkische Flotte bei Lepanto vernichtet hatte) durch das sogenannte ewige Edict die Bestätigung.

Weil aber der Herzog sich dennoch viele Übergriffe erlaubte und seine Gewalt zu erweitern suchte, so beriefen die niederländischen Stände den Prinzen von Oranien nach Brüssel und erwählten ihn zum Statthalter von Brabant. Allein Oraniens Gegner bestritten diese Wahl und Herzog Johann erhob auf Befehl des Königs, der sich nun nicht mehr an den Gener Vertrag gebunden hielt, die Kriegsfahne, besaß 1578 ein ständisches Heer und eroberte mehrere Städte. Eine Zeit lang herrschte große Verwirrung unter den neu sich bildenden Parteien, bis der Herzog Johann starb, und Alexander Farnese, Sohn Margarethens von Parma, ein eben so großer Feldherr, als kluger Staatsmann, vom König zum Generalstatthalter bestellt wurde. Da derselbe zwar den Niederländern die Zurückgabe ihrer vorigen Rechte und Freiheiten zusagte, aber auf Her-

stellung der alten Kirche bestand, so schloßen die sieben nördlichen reformirten Provinzen auf Betrieb Wilhelm's von Oranien 1579 die **Utrachter Union**, während sich die katholischen Provinzen den gewandten Unterhandlungen und glücklichen Waffen Alexander Farnese's fügten. Hierauf jagten sich die vereinigten Generalstaaten 1581 von der spanischen Regierung los, und setzten sich den von Philipp geächteten Wilhelm von Oranien — und als dieser 1584 zu Delft durch Muechelmord fiel, den Sohn desselben, den jungen und rachen Moriz, zum Statthalter. Der Krieg dauerte fort, bis, nach der Eroberung Antwerpens (1585) durch die Spanier, die Engländer unter Elisabeth den Niederländern Beistand leisteten und Spanien nach Philipp's Tode (1598) genöthiget war, unter Philipp III mit der Republik der vereinigten Niederlande 1609 einen 12jährigen Waffenstillstand zu schließen. Als freier Staat wurde sie jedoch erst im westfälischen Frieden von Spanien anerkannt.

In seiner duldsamen Gesinnung gestattete Maximilian II dem österreichischen Adel, der sich größtentheils der lutherischen Lehre zugewandt hatte, volle Cultusfreiheit, und mäßigte den Befehrungsseifer der Jesuiten so sehr, daß die Protestanten sogar die Hoffnung hegten, er selbst werde zu ihnen übertreten, und daß der Kurfürst Friedrich III von der Pfalz ihn schon schriftlich dazu aufforderte. Aber obgleich er, wie sein Vater, mit der Meinung des tridentinischen Concils und dem Treiben der Jesuiten nicht zufrieden war, so konnte ihm doch auch die im Protestantismus immer weiter um sich greifende Uneinigkeit nicht gefallen: er suchte sich daher lieber über den Parteien zu erhalten und gewährte möglichste Duldung. Seine Gesinnung läßt sich besonders aus den Sprüchen erkennen, die er eigenhändig in lateinischer Sprache auf seinen Tisch geschrieben hatte. Darunter las man z. B.: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein! — Ziehe das Heil der Seele Allen vor, alles Übrige ist Eitelkeit: denn Alles vergeht, die Liebe Gottes ausgenommen! — Vergebens ehren sie mich, indem sie Menschengebote lehren!“ — Als er eben den Reichständen den Reichsabschied von 1576, worin er erklärte, einfach bei den Bestimmungen des Religionsfriedens beharren zu wollen, vorlesen ließ, starb er ganz unerwartet den 12. Oct. im 50. Jahre seines Alters.

Der Eifer der Lutheraner gegen die Calvinisten sowohl, als gegen die Kryptocalvinisten (d. i. versteckten Anhänger des reformirten Bekenntnisses) und umgekehrt, brachte namentlich in Sachsen und in der Pfalz heftige innere Bewegungen hervor, zumal als sich in mehreren pfälzischen Geistlichen eine Hinneigung zur Lügung wesentlicher, sonst allen christlichen Religionsparteien gemeinsamer Glaubensgrundlehren zeigte und bei der obrigkeitlichen Einschreitung das Haupt dieser Irrlehrer nach Constantinopel floh und dort zum — Muhammedanismus übergieng!

Diese Vorgänge bewogen den Nachfolger Friedrich's III von der Pfalz, den Kurfürsten Ludwig VI, in seinem Lande 1576 das Lutherthum zurückzuführen. Und in dem gleichen Jahre war auch, um die sächsische Kirche vom Kryptocalvinismus zu reinigen, durch die Synode zu Torgau die Torgauiße Einigungsformel entworfen worden: weil dieselbe aber die lutherischen Parteien nicht befriedigte, so wurde sie durch die, vorzüglich auf den Betrieb des Kurfürsten **August von Sachsen** unter dem Einfluß des Zübinger Kanzlers **Jakob Andrea** 1580 zu Stande gekommene **Concordienformel** ersetzt, welche sodann im Jahre 1586 von 96 lutherischen Reichständen unter geschrieben wurde.

Sie umfaßte das apostolische, nicänische und athanasianische Glaubensbekenntniß, die unveränderte augsburgische Confession, die Apologie, die schmalkaldischen Artikel,

Luthers kleinen und großen Catechismus und die neue Einigungsformel. Da nun aber diese die lutherische Lehre mit der größten Schärfe faßte, so nahmen einige lutherische Reichsstände, wie Hessen, Pommern, Holstein, Anhalt, Magdeburg, Nürnberg, sie nicht an; ja die deutschen Calvinisten, welche dazumal unter den Kurfürsten nur den Bruder des Kurfürsten von der Pfalz, Johann Casimir, zum Vertreter hatten, glaubten sich sogar durch ein Bündniß mit Frankreich, England und den Niederlanden sichern zu müssen, und als Kurfürst Ludwig starb und ihm sein unmündiger Sohn Friedrich IV nachfolgte, führte Johann Casimir, der Oheim und Vormund desselben, den Calvinismus wieder in die pfälzischen Lande zurück. Dieser mehrfache Religionswechsel hat in diesem Lande einem lebendigen innerlichen Glaubensleben auf weit hinaus großen Abbruch gethan. — In Sachsen wurde zwar nachher unter dem Kurfürsten Christian I durch seinen Kanzler Krell die Concordienformel wieder aufgehoben und dem reformirten Bekenntnisse der Eingang gebahnt; indeß änderte des Kurfürsten früher Tod (1591) den Stand der Sache, und Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg führte das Lutherthum wieder siegreich in Sachsen zurück.

§. 226. **Maximilian's II** Tod war ein Unglück für das Reich: denn als **Rudolf der Zweite**, sein am Hofe Philipp's II in Spanien erzogener Sohn, zur Regierung kam, stieg durch dessen Schwäche und Gleichgültigkeit in der Politik, sowie durch dessen Abneigung gegen den Protestantismus, auch die Spannung der Katholiken und Protestanten wieder höher, indem einerseits protestantische Fürsten fortfuhren, kirchliche Güter einzuziehen, anderseits katholische Fürsten anfiengen, die protestantischen Unterthanen ihrer Länder mit Zwang wieder zum Katholicismus zurückzuführen, und sogar die Behauptung laut werden ließen, daß durch das Tridentiner Concilium der Religionsfriede aufgehoben sei.

In Aachen hatten sich die Protestanten, denen man stets die Ausübung ihrer Religion verweigert hatte, des Stadtreghments bemächtigt und ein Duldungsgesetz durchgesetzt; aber ein kaiserlicher Achtspruch führte Alles wieder in den vorigen Stand zurück. — In Köln heirathete der Erzbischoff Gebhard eine Gräfin Mansfeld und trat zur calvinischen Lehre über, ohne seine Würde (wie es der geistliche Vorbehalt verlangte), niederzulegen; daher wurde er vom Papste gebannt und das Domcapitel wählte einen bayrischen Prinzen. Nun wollte Gebhard seine Sache mit den Waffen verfechten, konnte aber, ungeachtet der Hülfe des Pfalzgrafen Johann Casimir, das Feld nicht halten und zog sich nach Straßburg zurück, wo er als protestantischer Domherr noch 16 Jahre lang lebte. — In Straßburg, wo das Domkapitel schon vor dem Religionsfrieden auch evangelische Domherren enthielt, wurde einer der letztern zum Bischoff gewählt, dem dann die katholischen einen andern entgegensetzten. Es kam darüber zur Fehde, die mit einem Vergleich und Schiedsrichterspruch endete, der den Katholiken den Sieg zuwandte.

Weil in Donauwörth Protestanten eine katholische Prozession gestört hatten, wurde die Stadt in Acht erklärt und bei der Achtsvollstreckung (durch Kurfürst Maximilian I von Bayern) nicht nur ihrer Reichsunmittelbarkeit beraubt, sondern es wurde auch der Protestantismus dabelst unterdrückt.

Diese Stimmung bewog die Protestanten, dem Kaiser die Hülfe, welche er von ihnen gegen die Türken forderte, nur unter der Bedingung zuzulassen, wenn die Bestätigung des Religionsfriedens erneuert würde. Als aber die katholischen Stände dagegen die Herausgabe der seit dem Passauer Vertrage wider den Religionsfriedensschluß eingezogenen Güter verlangten und die gewaltsame Unterdrückung der Protestanten in Steyermark,

sowie die erwähnte Bestrafung der geächteten Reichsstadt Donauwörth noch Weiteres befürchten ließ: so schloß die, unterdeß durch den Übertritt mehrerer ehemals lutherischen Fürsten (z. B. Anhalt, Hessen-Cassel) verstärkte calvinistische Partei in Vereinigung mit den lutherischen Fürsten von Württemberg, Baden, Neuburg und Brandenburg und mit 15 Reichsstädten (darunter Straßburg, Ulm und Nürnberg) unter der Leitung des Kurfürsten Friedrich IV. den 4. Mai

1608 die protestantische Union zum Zweck gemeinschaftlicher Vertheidigung und Betreibung ihrer Beschwerden, worauf sich ihr unter dem Oberbefehl des Herzogs Maximilian von Bayern im Jahre

1609 die katholische Liga entgegenstellte, so daß sich also die beiden Linien des Hauses Wittelsbach, die ältere von Kurpfalz und die jüngere von Bayern, als Führer der beiden Religionsparteien gegenüberstanden.

Beide Bündnisse traten zuerst im Jülichischen Erbschaftsstreit gegen einander auf. Es war nämlich in diesem Jahre der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg kinderlos gestorben, und viele deutsche Fürsten machten Ansprüche auf die Erbschaft. Da vorauszusehen war, daß der Streit auf dem Rechtswege kein Ende nehmen werde, setzten sich zwei von den Erbprätendenten, der Kurfürst Johann Sigmund von Brandenburg und der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, rauch in den gemeinschaftlichen Besitz des Landes.*) Hierauf erklärte der Kaiser diese eigenmächtige Besitzergreifung für einen Bruch des Reichsrechts, ernannte den Erzherzog Leopold von Steyermark (der zugleich Bischof von Straßburg und Passau war) zum Sequestrator und ließ die Stadt Jülich mit Waffengewalt besetzen.

Da schloß die Union auf Betrieb des Kurfürsten von der Pfalz, der keinen Habsburger am Niederrhein sich festsetzen lassen wollte, undentlicher Weise ein Bündniß mit Frankreich, dessen Könige Heinrich IV. diese Gelegenheit willkommen war, um wo möglich Oesterreich's Macht in Europa zu brechen und Deutschland eine andere Gestalt zu geben. Mit solcher Hülfe nun brandschazte die Union die geistlichen Stifter in Franken und am Rhein, und die Franzosen belagerten Jülich. Nun forderte der Kaiser die Liga auf, ihn zu unterstützen; ehe

*) Die genealogischen Verhältnisse im Jülichischen Erbschaftsstreit:

Herzog Johann III. von Cleve und der Mark,
vermählt mit Maria von Jülich, Berg und Ravensberg.

Herr. Wilhelm † 1592.			Sibylla, verm. mit Kurf. Joh. Friedrich v. Sachsen.	Anna, verm. mit König Heinrich VIII v. England.
Joh. Wilhelm, 1609	Maria, Eleonora, verm. an Albert Frederick v. Preußen.	Anna, verm. an Phil. Ludwig, Kurfürst von Neuburg.		
	Anna, verm. an Kurf. v. Brandenburg.	Wolfgang Wil- helm, Pfalzgraf von Neuburg		

diese aber herbeikam, änderte sich die Lage der Dinge, indem Heinrich IV kurz vor seinem Ausbruch an den Rhein in Paris ermordet wurde und die „possidirenden Fürsten“ die Kaiserlichen aus Jülich vertrieben.

Mit der Ermordung Heinrich's IV in Paris aber und mit dem bald darauf erfolgten Tode Friedrich's IV von der Pfalz ließ die Gerechtigkeit zwischen den Unionen und den Ligen für diesmal nach, und am 24. October 1610 schloß die Union mit der Liga Frieden.

Brandenburg und Neuburg wollten sich nachher durch eine Heirath des Pfalzgrafen von Neuburg mit der Tochter des Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg vergleichen: weil aber bei einer persönlichen Zusammenkunft in Düsseldorf der Pfalzgraf auf der vollständigen Abtretung bestand und in dem Wortwechsel, der sich deshalb erhob, vom Wein erhitzt, den Kurfürsten beleidigte, so soll ihm dieser einen Schlag in's Gesicht gegeben haben, der die Folge hatte, daß der Pfalzgraf die Schwester des Herzogs Maximilian von Bayern, also eine Katholikin, heirathete und sogar selbst katholisch wurde (1615), wodurch er die Unterstützung der Liga und der ganzen katholischen Partei gewann. Dadurch sah sich Johann Sigmund genöthigt, sich gleichfalls nach fremder Hülfe umzusehen, welche ihm die Union am besten gewähren konnte. Um diese für sich zu gewinnen, trat er daher am 25. Dec. 1616 zu Berlin um so leichter zu den Reformirten über, da er schon längst der calvinischen Lehre geneigt war. Dieser Schritt war für die lutherische Kirche, deren Hauptsitze seit einem halben Jahrhundert, nächst dem sächsischen Hause, das brandenburgische gewesen war, für die spätere Folge verhängnißvoll. Im ersten Augenblick erhob sich in Berlin sogar ein Aufruhr, und in ganz Brandenburg und Preußen war eine heftige Aufregung, die aber zu keiner Änderung des Verhältnisses führte, da Sigmund sich enthielt, seinen Glauben seinen Unterthanen mit Gewalt aufzudringen. Der Jülich'sche Erbschaftsstreit wurde nun mit den Waffen ausgemacht. Der Kurfürst zog niederländische, der Pfalzgraf spanische Hülfsstruppen in's Jülich'sche; weil aber beide bald einsahen, daß namentlich durch die fremden Kriegsvölker das Land ganz zu Grunde gerichtet werden würde, so schloßen sie 1624 einen Theilungsvertrag, der aber nur zum Theil zur Ausführung kommen konnte, da die Spanier und Niederländer noch feste Plätze besetzt hielten. Völlig ausgieng der Streit erst 1666.

So wenig Kaiser Rudolf II vor der Beschäftigung mit seinen Liebhabeereien — (er war großer Pierdekennner, eifriger Sammler von Gemälden und Alterthümern, Alchymist und Astrolog) — dazu kam, sich um das Reich zu kümmern, so wenig sorgte er auch um seine Erbländer. Ungarn besonders litt unter seiner Sorglosigkeit unsäglich: er kam nie persönlich dahin; ließ die wichtigsten Stellen unbesetzt, gab auf die wenigsten Beschwerden und Anfragen Bescheid und ließ seine Truppen nach Willkür halten. Den Protestantismus aber, den Maximilian dort geduldet hatte, zu unterdrücken, ließ er sich thätigst angelegen sein, so daß die Unzufriedenheit der Ungarn auf's höchste stieg. Als ihm Stephan Bocskai, der Führer der Oppositionspartei, deshalb Vorstellungen machen wollte, wurde er gar nicht vorgelassen, und als derselbe stundenlang in den Vorzimmern der Minister warten mußte, so daß die Pagen, die dajelbst Ball spielten, ihm den Ball an den Kopf warfen, eilte er im Amnuth nach Ungarn zurück, rief das Volk zur Vertheiligung seiner Rechte und Freiheiten in die Waffen und machte sich zum Herrn von Siebenbürgen und Oberungarn, ohne daß Rudolf nur einen Finger regte.

Daher wurde dieser von seinen Verwandten genöthigt, Mähren, Öster-

reich und Ungarn an seinen Bruder Matthias abzutreten. Um sich daher wenigstens Böhmen, das Matthias aufwiegelte, zu sichern, wollte er mit Hilfe der dortigen katholischen Partei die Protestanten unterdrücken. Als aber diese sich bewaffnet entgegenstellten, gab er nach und stellte ihnen auf ihr festes Andringen den sogenannten Majestätsbrief aus, wodurch ihnen, als Bekennern der Augsburgerischen Confession, freie Religionsübung eingeräumt wurde. — Weil aber seine Soldaten dieses Land drückten, wählten die Böhmen seinen Bruder Matthias zu ihrem Könige, so daß dem Rudolf, der sich vergebens nach Hilfe umjah, von allen seinen Kronen nur die kaiserliche blieb, vor deren Schmachvollem Verlust ihn bald der Tod bewahrte. Denn schon hatten ihn die Kurfürsten genöthigt, einen Tag zur Wahl seines Nachfolgers festzusetzen, als er noch vor dem Eintritt dieses Termins an einer Krankheit, die der Kummer über seine Verlassenheit tödtlich machte, am 20. Jan. 1612 starb.

1612 §. 227. Da in solchen Zeiten die römische Kaiserkrone als kein wünschenswerthes Gut erschien, so erhielt dieselbe ohne Widerspruch im Jahre Matthias, sein bereits bejahrter Bruder, dessen geringe Umsicht jedoch nicht geeignet war, den Ausbruch eines neuen und viel schrecklichern Religionskrieges zu verhüten. — Weil er kinderlos war, ließ er sich von seinen zwei Brüdern, die schon früher die Kaiserwürde ausge schlagen hatten, bereden, seinen Vetter Ferdinand, Herzog von Steyermark, Kärnthen und Krain, zu seinem künftigen Nachfolger anzunehmen, und ihm 1617 die Anerkennung der Böhmen, 1618 die der Ungarn zu verschaffen.

Ferdinand, der von den Jesuiten in strengkatholischen Grundjahren erzogen worden und dabei ein Mann von festem, entschlossenen Charakter war, hatte in seinen Erblanden schon allenthalben den Protestantismus, den bei seinem Regierungsantritt noch die Mehrzahl der Einwohner bekannt hatte, förmlich aufgehoben, und Jedem, der nicht zur katholischen Religion zurückkehren wollte, die Auswanderung auferlegt (wozu ihn freilich ein Artikel des Augsburger Religionsfriedens berechnete.) In kurzer Zeit wurde in allen drei Landen keine protestantische Predigt mehr vernommen.

Ferdinand handelte dabei ganz nach seiner innersten, ihm von den Jesuiten von seiner Kindheit an beigebrachten Überzeugung von der Heilsamkeit seines Verfahrens. Er äußerte selbst, daß er diese harten Maßregeln nur aus Liebe zu den Irrenden ergreife, denen er willig sein Leben opfern würde, wenn er wüßte, daß er sie durch seinen Tod auf den rechten Glaubensweg bringen könnte. — Die Jesuitenprediger selbst aber boten ihre ganze Beredsamkeit auf, um die Katholiken gegen die Protestanten zur Wuth zu erhitzen, die denn auch von den Letztern nicht unerwidert blieb, so daß beide Parteien sich als Todfeinde haßten.

Die protestantischen Stände in Böhmen, welche von Ferdinand ein gleiches Verfahren gegen ihre Religionsfreiheit besorgten, suchten daher dessen Wahl zum böhmischen König zu hintertreiben; nichts desto weniger aber wurde Ferdinand (1617) gewählt und gekrönt, doch beschwor er dabei ihre Religionsfreiheiten.

Während Matthias nun nach Ungarn gieng, um auch dort Ferdinand's

Königswahl zu betreiben, und Böhmen unterdeß durch eine kaiserliche Statthalterschaft (von 7 katholischen und 3 protestantischen Mitgliedern) verwaltet wurde, ereignete sich jener beklagenswerthe Vorfall, welcher die nächste Veranlassung zu einem, Deutschland bis in sein tiefstes Inneres zerreißen den Religions- und Bürgerkriege wurde.

Kap. 37. Der dreißigjährige Krieg.

1618—1648.

Histor. Atlas, Taf. XIII.

Erste Periode: Der böhmische Krieg.

§. 228. Die in das Jahr 1617 fallende Feier des Reformationstjubiläum hatte besonders in Böhmen die Spannung der Religionsparteien ungemein erhöht: die planmäßige Bedrückung und Verfolgung der Protestanten in den österreichischen Landen, die auffallende Begünstigung der Jesuiten, welche dabei als Anstifter und Werkzeuge dienten, die Entsetzung des einflußreichen Grafen Matthias von Thurn von dem Burggrafenamte, gemäß welchem er die Insignien und Urkunden der Krone zu bewahren hatte, und die Aufnahme zweier den böhmischen Protestanten besonders verhaßten Männer in die Zahl der zehn Statthalter, der Grafen Martiniz und Slavata (denen das Gerücht Schuld gab, sie hätten ihre protestantischen Unterthanen mit Gewalt in die Messe treiben lassen) hatte die ohnedieß mißtrauischen Gemüther der Protestanten noch mehr gereizt, so daß es nur eines näheren Anlasses bedurfte, um den verhaltenen Zorn zum Ausbruch zu bringen. Die in Rudolfs Majestätsbriefe den Protestanten in Böhmen gewährte Religionsfreiheit schloß zwar die Erlaubniß in sich, protestantische Kirchen und Schulen zu errichten; aber die katholischen Stände dieses Landes hatten gleich anfangs sich in ihrem Rechte verwahrt, daß diese Freiheit nicht auf ihr geistliches Gebiet ausgedehnt werde. Die Protestanten aber, die sich an den allgemeinen Ausdruck im Majestätsbriefe hielten, legten sowohl in der dem Erzbischoffe von Prag gehörigen Stadt Klostergrab, als auch in der dem Abt von Braunau untergebenen Stadt Braunau eine Kirche an.

Auf kaiserlichen Befehl aber wurde die Kirche zu Klostergrab niedergeworfen und die zu Braunau geschlossen, und als sich die protestantischen Stände in einer Versammlung zu Prag darüber beschwerten, erhielten sie ein verweisendes Schreiben und den Befehl, ihre Versammlung aufzulösen. Da erschienen Abgeordnete der protestantischen Stände am 23. Mai bewaffnet unter Anführung des Paul von Riezan auf der Schloßkanzlei zu Prag, und stellten die Statthalter, von denen vier katholische, (der Oberstburggraf von Sternberg, Dippold von Lobkowitz, Martiniz und Slavata) eben anwesend waren, zur Rede, ob das kaiserliche Schreiben von ihnen veranlaßt worden sei? Auf Sternbergs

ruhige Antwort, daß ihr Eid sie verpflichte, aus dem geheimen Rath nichts mitzutheilen, entspann sich ein Wortwechsel, bei dem ein Utraquist die Grafen Martiniz und Slawata geradezu der Urhebersehaft des königlichen Schreibens bezichtigte. Der Streit erhitzte sich so, daß der Graf von Thurn mit zwei andern laut erklärte, es bleibe ihnen zu ihrer Sicherheit nichts übrig, als sich solcher Feinde mit Gewalt zu entledigen, worauf ein anderer rief: „Werst sie nach altböhmischem Brauch zum Fenster hinaus!“ Darauf führten Einige den Sternberg und Dippold von Lobkowitz, auf deren Leben es nicht abgesehen war, in ein Nebenzimmer; dann ergriffen sie den Martiniz und den Slawata und warfen sie sammt dem Geheimschreiber Fabricius aus den Schloßfenstern hinab; doch blieben sie alle drei am Leben, obgleich ihnen auch einige Kugeln nachgeschossen wurden.

Zuerst wurde Martiniz von Wilhelm von Lobkowitz und noch vier andern an das Fenster gedrängt, das in den 28 Fuß tiefen, übrigens trodenen Burggraben gieng. Umsonst flehten die Unglücklichen, welche jetzt erkannten, daß man ihnen ernstlich an das Leben wolle, man möchte sie doch sich zum Tode vorbereiten lassen. Unter Hohn und Spott wurde Martiniz, der sich laut Jesu und der h. Jungfrau Maria empfahl, häuptlings zum Fenster hinausgestürzt. Darauf folgte plötzliche Stille, da selbst die Thäter über ihre That erschrocken. Als aber Thurn, auf Slawata deutend, rief: „Gute Herren, hier habt ihr den Andern!“ warfen sie auch diesen zu einem andern Fenster hinunter, und als er in seiner Angst sich an eine eiserne Fensterstange anklammerte, hieb man ihm mit seinem eigenen Schwert so lange in die Hand, bis er losließ und hinabstürzte. Und weil der Geheimschreiber hatte abwehren wollen, ward auch er ihm nachgeworfen. Martiniz fiel auf einen weichen Platz, ohne verletzt zu werden; aber Slawata stieß mit dem Kopf zuerst an ein unteres Fenstergesimse an und fiel dann mit dem Kopf auf einen Stein am Boden, so daß er bewußtlos in seinen Mantel verwickelt da lag. Obgleich ihnen Schüsse nachgeschandt wurden, davon drei den Martiniz streiften, wälzte dieser sich doch hin zu dem unglücklichen Slawata, machte ihm den Kopf frei und bestrich die Wunden mit Balsam, den er bei sich zu tragen pflegte. Aus einem benachbarten Hause ließ sodann ein Geistlicher eine Leiter in den Graben hinabstellen, auf der beide durch einige treue Diener, ohngeachtet noch fallender Schüsse, in jenes Haus gebracht wurden, wo Slawata bei einer Gräfin Lobkowitz, der Gemahlin des Ranzlers, Verpflegung fand. Zwar kam Graf Thurn und forderte die Auslieferung desselben, aber die muthige Frau verweigerte sie standhaft. Späterhin erhielt Slawata gegen einen Revers, daß er sich nicht rächen und das Land verlassen wolle, seine Freiheit. Martiniz entkam verkleidet nach Regensburg; Fabricius hatte keinen Schaden genommen und war nach Wien entflohen, um dem Kaiser das Vorgefallene zu berichten.

Die Folgen dieser rohen Gewaltthat voraussehend, giengen die protestantischen Stände Böhmens nun weiter, rissen die Regierung an sich, bemächtigten sich der Kronegälle, vertrieben die Jesuiten, welche in der Apologie der Utraquisten als die „Hauptursache alles Übels“ bezeichnet wurden, und legten auf ihre Güter Beschlagnahme, riefen die Protestanten in Schlesien, Mähren, der Lausitz, Oesterreich und Ungarn zur Hülfe und stellten unter dem Grafen Thurn eine Heeresmacht auf; selbst viele katholische Stände traten aus Furcht diesen Maßregeln bei. So begann der dreißigjährige Krieg.

Der Kaiser, in der Besorgniß, auch seine übrigen Länder möchten diesem Beispiele folgen, dabei von Truppen und Geld entblößt, wollte an-

sangs nachgeben; allein Ferdinand, der unterdeß auch in Ungarn gewählt und gekrönt worden war, fühlte sich berufen, diese Gelegenheit zur Unterdrückung der protestantischen Lehre in allen österreichischen Ländern zu benutzen und drang auf bewaffnetes, nachdrückliches Einschreiten, und da des Kaisers Kanzler, Cardinal Elef, dagegen sprach, ließ er ihn gefangen nach Innsbruck abführen und brachte so den kranken Kaiser zur Einwilligung.

Noch im August desselben Jahres rückte daher kaiserliches Kriegsvolk in zwei Heeren unter Bucquoi und Dampierre in Böhmen ein, und ein kaiserliches Schreiben befahl den protestantischen Ständen, die Regierung aufzulösen und das Heer zu entlassen. Diese aber, schon zu weit gegangen, beharrten in ihrem Aufstande und schlugen die kaiserlichen bei Ezaslau und Lomnicz. Bald darauf erhielten sie auf geheimen Befehl der Union (die nicht offen zu handeln wagte und deren Politik der in pfälzischen Diensten stehende Prinz Christian von Anhalt leitete) einen Zuzug von 4000 Mann unter der Anführung des Grafen Ernst von Mansfeld. Dieser, durch weitere Verbungen verstärkt, eroberte sogleich die Festung Pilzen und veranlaßte dadurch den kaiserlichen Hof zu Unterhandlungen in Eger. Ehe es aber wirklich dazu kam, starb Kaiser Matthias am 20. Mai 1619 am Schlag. Sogleich ergriff Ferdinand, als designirter Nachfolger, Besitz von seinen Erblanden und bestätigte in einem Manifest den Böhmen ihre „allgemeinen“ Landesprivilegien. Weil aber dieses Patent an die ehemaligen Statthalter gerichtet war, trauten sie ihm nicht. Bereits hatten sie die kaiserlichen nach Österreich zurückgedrängt; Ferdinand's Erblande geriethen in Aufstand, selbst Niederösterreich verweigerte ihm die Huldigung; das Land ob der Enns verband sich mit den Böhmen; Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, schickte sich an, in Ungarn einzufallen und Graf Thurn war bereits gegen Wien in Anzug, wo Ferdinand muthig zurückgeblieben war. Anstatt aber die Stadt gleich durch einen raschen Angriff zu nehmen, unterhandelte Graf Thurn erst mit den österreichischen Ständen, um sie zum Anschluß an die böhmische Sache zu bewegen. Doch nur der protestantische Theil derselben verstand sich dazu und sandte eine Deputation von 16 Edelleuten in die Burg an den König Ferdinand, um ihm die Einwilligung zu ihrem Beitritt in den böhmischen Bund abzuverlangen. Schon faßte ihn einer der Edelleute mit drohenden Worten bei den Knöpfen seines Wamies und wollte ihn zur Unterschrift zwingen, als plötzlich Trompeten schmetterten und 500 Cürassiere, die vom österreichischen Hauptheere abgeendet worden und durch ein unbewachtes Thor in die Stadt gedrungen waren, in die Burg einrückten und Ferdinand aus seiner Bedrängniß erretteten. Nun begann zwar Thurn, unterstützt von dem Fürsten Bethlen Gabor, die eigentliche Belagerung Wiens, mußte sie aber auf die Nachricht von Bucquoi's Wiedereroberung der festen Stadt Budweis und von dessen Sieg über Mansfeld bei Teyn, wieder aufheben, um das kaiserliche Heer von weiterm Vordringen abzuhalten. Dieß

gelang ihm so, daß die Kaiserlichen sich wieder an die Gränze Böhmens zurückzogen.

§. 229. **1619** Unterdeß war von den Kurfürsten über die Wahl Ferdinand's viel unterhandelt worden. Weil auch die drei protestantischen Kurfürsten in einem katholischen Oberhaupt eine sicherere Gewähr für den Fortbestand der deutschen Reichsverfassung erblickten, so ward am 28. August **Ferdinand der Zweite** zum Kaiser erwählt, und am 9. September gekrönt. Da nun auf eine Protestation der Böhmen gegen diese Wahl, welche für ihre Kur gleichfalls eine Stimme beanspruchten, keine Rücksicht genommen worden war, so erklärten dieselben in einer Ständerversammlung zu Prag (d. 18. Aug.) Ferdinanden als „Erbfeind des evangelischen Glaubens und als Slaven Spaniens und der Jesuiten“, des böhmischen Thrones verlustig und wählten (im Verein mit den Schlesiern, Mähren und Laußigern) am 27. Aug. das Haupt der protestantischen Union, den jungen reformirten Kurfürsten **Friedrich V. von der Pfalz**, zu ihrem König. Und dieser — obgleich ernst gewarnt von seiner Mutter (Louise Juliane, der Tochter Wilhelm's von Oranien), und abgemahnt von einigen seiner unierten Mitstände, sowie von allen Kurfürsten, selbst von Frankreich, aber angetrieben von seinem politischen Drakel, dem abenteuerlichen Prinzen **Christian von Anhalt**, ganz besonders aber von seiner ehrgeizigen Gemahlin **Elisabeth**, Tochter König Jakobs I von England, — nahm verblendet die unheilvolle Krone an, empfing am 31. Oct. die Huldigung der Böhmen, Mähren und Schlesiern und wurde am 4. Nov. zu Prag mit ungemeinem Pompe gekrönt.

Während **Friedrich** und seine Partei sich mit dem Fürsten **Bethlen Gabor**, der sich Ungarns bemächtigte, verband, aber sich die Gemüther der Böhmen durch unkluge Maßregeln und schwaches Benehmen entfremdete, suchte **Ferdinand** vor Allem Österreich zu behaupten, indem er die dortigen Protestanten, die es mit den Böhmen hielten, mit 8000 Kosaken schreckte, welche ihm sein Schwager **Sigismund** von Polen zu Hülfe schickte.

Hierauf gewann er den durch seinen Eifer für die katholische Sache, sowie durch seine Feldherrngabe und Staatsklugheit einflußreichen Herzog **Maximilian von Bayern**, das Haupt der Liga, durch das Versprechen, ihm die pfälzische Kur zu übertragen und bis zum Ersatz der Kriegskosten die Nutznießung derjenigen habsburgischen Lande zu überlassen, die er zurückerobern würde. Der Münchener Vertrag, welchen Kaiser **Ferdinand** mit dem Herzog **Maximilian** schloß, gestund letzterem eine so unbeschränkte Gewalt zu, daß weder der Kaiser noch sonst ein Glied des kaiserlichen Hauses in seine Anordnungen etwas zu reden haben sollten. Auch machte sich der Kaiser anheischig, ohne Wissen und Willen des Herzogs mit dem Feinde weder Frieden, noch Waffenstillstand, noch sonstige Unterhandlungen einzugehen. Zu dem Gleichen verpflichtete sich der Herzog. Eben so sollten alle kaiserlichen Generale über alle Pläne und Unterhandlungen vorher mit dem Herzog Rücksprache nehmen. Spanien versprach, von den Niederlanden aus die Kurpfalz zu schützen; der Papst gab 100,000 Kronen und versprach das

Doppelte im Laufe des Kriegs, und selbst der lutherische Kurfürst Johann Georg von Sachsen, der es ohnedieß übel empfand, daß ihm von dem Pfälzer die Leitung der protestantischen Angelegenheiten entzogen worden war, ließ sich durch den Eifer seines Hofpredigers zu solchem Haß gegen die Reformirten bewegen, daß er sich lieber mit den Katholiken verband, zumal ihm der Kaiser den Besitz der beiden Lausizen in Aussicht stellte. Ein für den Kaiser günstiger Umstand war auch der, daß sich die protestantische Union nach einigen unentschiedenen Schritten mit der Liga versöhnte.

An dem lauen und engherzigen Auftreten der Union war die Spaltung der Glieder in lutherische und reformirte Schuld. Als endlich die Union ein schwaches Heer aufgebracht hatten, das unter dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach nach Ulm vorrückte, so daß man bald ein Treffen erwartete, ließen sie, auf Antrieb Frankreich's, das von einem Siege der Reformirten in Deutschland eine Stärkung der hugenotten befürchtete, und durch die Furcht vor den aus den Niederlanden anrückenden Spaniern, sich zu einem Vergleich bewegen, in welchem sie die Sache Böhmens und der Pfalz aufgaben.

So bekam Maximilian freie Hand, und während die Spanier unter Spinola die Pfalz und die Sachsen die Lausitz besetzten, zog er mit dem ligistischen und kaiserlichen Heere durch Oberösterreich, brachte dort die bereits im Aufstand begriffenen Protestanten zum Gehorsam zurück und rückte in Böhmen ein. Hier hatte Friedrich durch seinen parteiischen Calvinismus, durch unkluge Zurücksetzung der Böhmen im Cabinet und Feld und durch leichtsinnige Vergnügungssucht und Sorglosigkeit sich um alles Ansehen und Zutrauen gebracht, daher sich auch weder bei dem Adel, noch bei dem übrigen Volke der Böhmen, das so lange her schon gedrückt und ausgefogen wurde, die nöthige Willenskraft und Entschlossenheit vorfand.

Obgleich Friedrich V den drei anerkannten Confessionen seines neuen Reichs bei seiner Krönung freie Glaubensübung zugesichert hatte, und es die gewöhnlichste Klugheit gebot, die Lutheraner und Katholiken in Böhmen zu schonen, ließ sich doch unbesonnener Weise Friedrich durch den blinden Eifer seiner puritanischen Gemahlin und seines calvinischen Hofpredigers verleiten, gleich anfangs nicht nur den Katholiken die Domkirche zu Prag für den reformirten Gottesdienst wegzunehmen und dabei einen rohen Bildersturm zuzulassen, wobei unter Hohn und Spott das Crucifix zertrümmert und religiöse Kunstgegenstände zer schlagen und verbrannt wurden, — sondern auch den Lutheranern, welche unter den böhmischen Protestanten die Mehrheit ausmachten, mit der Abschaffung ihrer Kirchengebäude zu drohen, indem keine Glocke mehr geläutet werden durfte, die Altäre mit Eichen, die goldenen und silbernen Gefäße mit hölzernen vertauscht wurden und beim calvinischen Gottesdienst selbst jene Würde unterlassen wurde, mit der doch die Calvinischen unter den böhmischen Utraquisten ihren Gottesdienst begingen. — Besonders sahen sich Thurn und Mansfeld, welche gehofft hatten, auf den neuen König entscheidenden Einfluß zu bekommen, in ihren Erwartungen getäuscht, weil bei dem Könige der Prinz Christian von Anhalt Alles galt und er und andere deutsche Günstlinge den böhmischen Adel um die gehofften Vortheile brachten.

Daher fanden sich, als es zur Entscheidung auf dem Kriegsfelde kam, von den böhmischen Großen kaum acht ein und diese handelten nach Gutdünken. Bald fielen auch die Sachsen mit 15,000 Mann in die Lau-

sitz ein und nahmen sie nach der Eroberung von Baugen in Besitz. Die Böhmen suchten nun die eindringenden Feinde durch Hin- und Hermärsche zu ermüden, und wirklich erlitt dadurch, so wie durch Mangel und Seuchen das kaiserliche Heer unter Boucquoi schwere Verluste, und die dadurch entstehende Zuchtlosigkeit seiner Soldaten mehrte das allgemeine Elend, während das ligistische Heer unter der Führung Maximilian's im Ganzen strengere Mannszucht hielt.

Um daher eine schnelle Entscheidung herbei zu führen, beschloß Herzog Max mit den vereinigten Heeren unmittelbar auf Prag loszugehen. Ohne sich in Unterhandlungen einzulassen, zu denen sich Friedrich sogar persönlich in des Herzog's Lager begeben wollte, brach Maximilian mit dem ligistischen Heere am 22. Oct. gen Prag auf. Eine Zeit lang zog das böhmische Heer, geführt vom Prinzen von Anhalt, neben dem ligistischen Heere her und suchte ihm durch beständige Angriffe Abbruch zu thun. Als es nicht mehr zweifelhaft war, daß es auf Prag abgesehen sei, was Graf Thurn durchaus nicht hatte glauben wollen, eilte Prinz Christian mit dem Heere, den Vorsprung zu gewinnen, und langte nach einem beschwerlichen Nachtmarsche vor Prag an, in dessen Nähe es — gerade an dem Sonntage, da das Evangelium lautete: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“,
 1620 am 8. Nov. zur **Schlacht am weißen Berge** kam, in welcher das entmuthigte böhmische Heer von dem stärkeren ligistisch-österreichischen Heere unter Maximilian von Bayern in einer einzigen Stunde völlig geschlagen wurde.

Das böhmische Heer, um ein Drittheil schwächer als die Kaiserlichen, hatte auf dem Berge eine günstige Stellung. Als um 9 Uhr Morgens Maximilian mit dem ligistischen Heere zuerst auf dem Kampfsplatze anlangte, während Boucquoi mit den Kaiserlichen noch zurück war, drang Prinz Christian auf raschen Angriff, ehe die Kaiserlichen kämen; allein der Reiterführer Graf Hohenlohe war damit nicht einverstanden, und so gieng der rechte Augenblick verloren: denn um Mittag langte Boucquoi an und bezog den rechten Flügel, während Max und Tilly den linken ordneten. Anfangs aber geriethen die Kaiserlichen, von heftigem Geschüßfeuer empfangen, in's Wanken, so daß Christian von Anhalt schon durch einen Angriff nachrücken wollte, als plötzlich — das Thurn'sche Regiment die Flucht ergriff. Dennoch stürmte Christian's Sohn mit einer Reiterabtheilung so heftig auf den Feind, daß zwei kaiserliche Regimenter anfiengen, den Rücken zu wenden. Allein Maximilian hielt sie mit dem Degen auf und Tilly warf mit den bayrischen Reitern die schwache Schaar der Angreifer zurück, wobei der junge Fürst verwundet stürzte und gefangen wurde. Da flohen auch die im Hintertreffen stehenden aller Zucht entwöhnten Ungarn, 6000 an der Zahl, ohne Schwertschlag und rissen die noch Übrigen mit in die Flucht. Zwar suchten Christian, Thurn u. A. sie wieder zu sammeln und zu neuem Angriffe vorzuführen, allein sie ließen hinter ihnen gleich wieder davon, so daß (wie Christian's Bericht sich ausdrückte) „kein Alexander Magnus, Julius Cäsar und Carolus Magnus sie hätte zum Stehen bringen können.“

Ehe noch Friedrich, der eben Tags zuvor aus dem Felde in seine Hauptstadt zurückgekehrt war und eben mit seiner Gemahlin bei der Mittagstafel von der unvermuthet begonnenen Schlacht gehört hatte, das Thor erreichte, erhielt er von dem ihm ohne Hüt begegnenden Prinzen Christian die Kunde von der verlorenen Schlacht. In der Bestürzung sandte Friedrich an den Herzog von Bayern und bat um einen Waffenstillstand auf 24 Stunden, erhielt ihn aber nur auf 8 Stunden, während welcher sich kein Rath

für ihn fand. Zwar war sein Heer noch nicht vernichtet; Mansfeld hatte noch viele feste Plätze inne; ein neues Heer aus Ungarn war im Anzug und Prag hätte sich bei entschiedenem Muth den Winter über halten können: aber das in Friedrich nun hervortretende Gefühl, daß sein Königthum „keinen sichern Grund in dem Glauben des Volks an seine Rechtsmähigkeit“ habe, ließ in ihm den mannhaften Muth zur selbstanopfernden Behauptung desselben nicht aufkommen, und selbst der, welcher ihn am meisten angetrieben hatte, nach dieser Krone zu greifen, trieb ihn auch jetzt am häufigsten zum Aufgeben derselben an.

Mit Zurücklassung von Krone und Scepter, die schon gepaßt waren, floh Friedrich am folgenden Morgen mit seiner Gemahlin und dem Prinzen Christian nach Schlessien. Weil aber dieses Land den „Winterkönig“ (wie der Spott ihn nannte) nicht schützen konnte, sondern sich nun dem Kaiser gegen Bestätigung des Majestätsbriefs gleichfalls unterwerfen mußte, so begab sich Friedrich nach Berlin, um bei dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Könige von Dänemark, seinem Schwager, einen Stützpunkt zu suchen, den er aber auch da nicht fand, und ihn daher nun in Holland suchte.

Die nächsten Folgen dieser Niederlage waren, daß Friedrich geächtet und seiner pfälzischen Länder, welche unterdessen von Spinola besetzt worden waren, verlustig erklärt, Böhmen aber erobert und als aufrührerisches Land behandelt wurde. Nachdem Prag dem Kaiser gehuldigt und die Stände Böhmens Abbitte gethan hatten, wurde die Verwaltung des Landes einem kaiserlichen Statthalter und dem Tilly mit einem Theil der ligistischen Truppen die militärische Bewachung der Hauptstadt übergeben. Ehe man es wagte, an die Unterdrückung des Protestantismus zu gehen, wollte man erst das Land von den feindlichen Heeren befreien: denn von Pilsen und andern festen Plätzen aus durchzog Mansfeld noch das Land und wollte schon Prag angreifen, als Pilsen durch Besiehung in kaiserliche Hände fiel, und sich bald auch die andern Plätze ergaben. — Bethlen Gabor leistete in Ungarn hartnäckigen Widerstand, ja er streifte bis vor Wien; als aber viele Magnaten von ihm abfielen, schloß er Frieden mit dem Kaiser und verzichtete auf die Krone Ungarns.

Inzwischen hatte der Kaiser zunächst in Prag die Gegenreformation begonnen. Die calvinistischen Prediger wurden verbannt, sämtliche Schulen sammt der Universität der Leitung der Jesuiten übergeben, welche gleich anfangs wieder zurückgerufen worden waren. Die lutherischen Prediger wurden aus Rücksicht auf Kursachsen anfangs belassen, aber schon im nächsten Jahre aus Prag und nachher aus ganz Böhmen vertrieben. Anfangs war Ferdinand geneigt, kein Bluturtheil zu fällen; aber die Vorstellungen seines Beichtvaters, des Jesuiten Lemermann (Lamormain), daß dem Kegerweien nur auf diese Weise gesteuert werden könne, bestimmten ihn, von den 78 gefangenen Anhängern Friedrich's sieben und zwanzig vornehme Protestanten zum Tode zu verurtheilen. Sie wurden am 21. Juni 1621 vor dem Prager Rathhause hingerichtet, und mit den eingezogenen Gütern derselben die Jesuiten entschädigt.

Unter den hingerichteten böhmischen Protestanten, die alle mit dem Zeugenmuthе starben, befand sich auch der Oberstlandrichter von Böhmen, Graf Andreas Schlick, der dabei laut rief: „Zerreißet diesen Leib in tausend Stücke, durchwüthet meine Eingeweide, ihr werdet nichts Anderes finden, als was wir in der Apologie bekannt gemacht haben. Die Liebe zur Freiheit und zur Religion hat uns das Schwert in die Hand gegeben; weil aber Gott dem Kaiser den Sieg verliehen hat, so geschehe des Herrn Wille!“ Es wurde ihm zuerst die rechte Hand, dann der Kopf abgehauen. — Dem Universitätsrector Jessenius von Hesse, einem berühmten Arzte, wurde vor der Hinrichtung die Zunge ausgeschnitten, weil er früherhin das Volk oft durch seine Reden angefeuert hatte; sein Leichnam wurde dann durch vier Pferde zerrissen und die Stücke, auf Pfählen gesteckt, an den Straßen ausgestellt. — Außerdem wurden 780 Personen meist aus dem Adelsstande zwar amnestirt, aber ihre Güter ganz oder theilweise eingezogen, und dem katholischen Adel zur Belohnung seiner Dienste gegeben. — Die Zurückführung Böhmens und der ihm einverleibten Ämter zum katholischen Glauben wurde nach und nach auf das strengste durchgeführt; alle protestantischen Schullehrer wurden vertrieben, den Protestanten alle Ämter entzogen, ihnen Handel und Gewerbe untersagt, und wer sich nicht zum Religionswechsel zwingen lassen wollte, mußte das Land verlassen. An 3000 Familien, darunter 185 Adelsgeschlechter, bewiesen auf diese Weise, daß ihnen der Glaube über Vaterland und Besitzthum gieng: denn viele von ihnen verließen ganz arm, also mit großem Güterverlust, ihre Heimath. — So verlor Böhmen seine in so langen und schweren Kämpfen errungenen Freiheiten und Rechte mit Einem Male, und mit eigener Hand zerriß der Kaiser die darauf bezüglichen Urkunden und Zeugnisse. — Wenige Jahre nachher soll die Bevölkerung Böhmens auf ein Dritttheil ihres vorigen Bestandes herabgesunken gewesen sein.

Da nun auch die protestantische Union (in Folge eines Vertrags mit den in der Pfalz stehenden Spaniern) fast unter Hohn und Spott sich auflöste, so wagte Niemand, sich des geächteten Friedrich's weiter mit Waffengewalt anzunehmen, zumal der Kaiser erklärte, daß es ihm und seinen Freunden freistehe, seine Sache auf dem nächsten Reichstage zu verfechten.

Zweite Periode: Der pfälzische Krieg.

§. 230. Indeß die protestantischen Fürsten Deutschlands jeden weitem Zusammenstoß zu meiden suchten und die Sache Friedrich's dem Rechtswege überließen, hielt sich der Prinz **Christian von Braunschweig**, Administrator des Bisthums Halberstadt, für berufen, die Vertheidigung des kurpfälzischen Hauses zu übernehmen, indem er die Stände des niedersächsischen Kreises vermochte, die Sache des Pfälzers zu der ihrigen zu machen.

Das that er jedoch keineswegs aus religiösen Gründen, sondern theils aus Besorgniß, der Kaiser möchte nun den „geistlichen Vorbehalt“ (§. 222) gegen ihn geltend machen und das Bisthum einem katholischen Fürsten übertragen, theils und hauptsächlich aus einer Art von phantastisch-ritterlicher Galanterie gegen Friedrich's Gemahlin, die Kurfürstin Elisabeth.

Von Natur wild und ausgelassen, leichtsinnig und übermüthig, setzte er nun **1621** den Krieg dadurch fort, daß er mit geworbenen Heerhaufen die geistlichen Stifter Westfalens plünderte und dabei das Anzünden der Städte und Dörfer durch eigens angestellte Brandmeister kunstmäßig betrieb.

Als er im Dom zu Paderborn die silbernen Bischofsäulen der Apostel fand, rief er lachend: „Was macht ihr hier, da geschrieben steht: Geh in alle Welt! wart'

ich will euch hinausjchicken,“! und ließ daraus Thaler prägen mit der Unterjchrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!“ Man nannte ihn daher den „tollen Christian“.

Aber auch der Markgraf **Georg Friedrich von Baden-Durlach**, von holländiſchem Gelde unterſtützt, war noch in den Waffen geblieben, um in Vereinigung mit dem kriegsluſtigen Parteigänger **Ernst von Mansfeld** dem geächteten Kurfürſten die Rheinpfalz zu erhalten. Als nun Tſerclaß, Graf von **Tilly**, von Böhmen heranziehend, dem Mansfeld, der die katholiſchen Stifter in Franken, am Rhein und im Elſaß durch Schatzungen ausbeutete, mit dem ligiſtiſchen Heere entgegentrat, wich **Mansfeld** nach der Unterpfalz, aus welcher **Spinola** (nach Flandern) abberufen worden war. Hierauf ließ ſich **Maximilian** in der Oberpfalz, mit der ihn der Kaiſer am 22. Sept. 1621 belehnt hatte, huldigen, da er ſie für das ihm verpfändete Oberöſterreich bekommen ſollte.

Während Mansfeld die Biſthümer Speyer und Straßburg brandschakte, wollte Tilly die Vereinigung deſelben mit dem in Weſtfalen hauſenden **Christian von Halberſtadt** und dem Markgrafen von Baden verhindern, wurde aber von Mansfeld bei Wiesloch 1622 geſchlagen, ſo daß dem geächteten Kurfürſten der Wiedereintritt in ſeine Erblande — wiewohl nur auf kurze Zeit — möglich wurde.

Schon hoffte man, daß die verbündeten Heere den geſchlagenen Feind, der bis Heilbronn zurückgetrieben war, vollends vernichten würden, als ſich plötzlich Mansfeld von dem Markgrafen trennte (ſei's weil ſich beide im Kriegsrath, oder ihre Raubſchaaren ſich im Lande nicht neben einander vertrugen), ſo daß nun der Markgraf in dem gleichen Jahre bei Wimpfen von Tilly geſchlagen und nur durch den freiwilligen Heldentod der 400 Pforzheimer vom eigenen Untergang gerettet wurde.

Einige auffliegende Pulvermägen brachten das kadiſche Heer in Verwirrung, und ſelbſt die angeſtrengteſte Tapferkeit des Markgrafen konnte die Niederlage nicht abwenden. Die Pforzheimer, die von ihrem Bürgermeiſter Deimling geführt wurden, ſtarben alle tapfer ſechtend den Tod für ihren Fürſten. In dieſer Schlacht fiel auch ein junger Herzog von Württemberg.

§. 231. Wäre nun Prinz **Christian von Halberſtadt** nicht geweſen, ſo wäre vielleicht der Krieg jezt zu Ende gegangen, da Mansfeld damit umgieng, in des Kaiſers Dienſte zu treten. Allein weil **Christian** noch ſein Weſen am Main trieb, ſo mußte die Liga ſich nun gegen dieſen wenden, und obgleich in kurzer Friſt Tilly den Prinzen **Christian** bei Höchſt, das dieſer nach einem Raubzug durch Fulda und Würzburg eingenommen hatte, überrachte und ihm eine ſchwere Niederlage beibrachte, ſo gab doch **Christian's** nunmehrige Vereinigung mit Mansfeld dem Kriegsfeuer neuen Stoff zur allmählichen größern Ausbreitung. Denn beide zogen nun unter gräulichen Verheerungen in's Elſäſſiſche, während die verlaſſene Pfalz von Tilly hart mitgenommen, inſbeſondere die Städte **Mannheim** und **Heidelberg** erobert und geplündert wurden. Bei dieſer Gelegenheit wurde in Heidelberg die berühmte Bibliothek geplündert, viele Bücher wurden verderbt oder um einen Spottpreis verkauft. Die

wichtigsten Werke schenkte der Herzog Maximilian auf Anhalten des Nuntius Caraffa dem Papste; ein Theil wanderte nach Wien.

Kurz vorher hatte Friedrich V die Pfalz wieder verlassen: denn seine Sache war zu Ende. Der Markgraf von Baden, dieß erkennend, entließ sein Heer und blieb vom Kaiser unbelästigt. Auch Friedrich suchte nun des Kaisers Verzeihung dadurch zu erlangen, daß er den Mansfeld aus seinem Dienste entließ und die Verbindung mit dem Prinzen Christian aufgab. Dagegen erklärten sich nun Mansfeld und Christian bereit, in des Kaisers Dienste zu treten, wenn man ihren Heeren den rückständigen Sold gäbe; wenigstens sollte man die Acht gegen sie aufheben und ihnen Amnestie ertheilen, dann wollten sie das Reich verlassen. — Als man sie keiner Antwort würdigte, zogen sie unter Brandstiftungen und Verheerungen durch Lothringen und Flandern und erreichten mit den Trümmern ihres Heeres das holländische Gebiet, um in die Dienste der niederländischen Union zu treten.

Die Verhandlungen Friedrich's V mit dem Kaiser gediehen auch nicht zum gewünschten Ziele. Weil er, anstatt den Rechtsweg zu betreten, den Kriegsweg vorgezogen hatte, so waren alle seine und seines Schwiegervaters für ihn versuchten Schritte vergebens: und da nun auch keiner der Fürsten es wagte, sich seiner anzunehmen, so wurde auf dem deutschen Kurfürstentage
1623 die pfälzische Kurwürde an Maximilian von Bayern übertragen, und am 25. Febr. desselben Jahres verrichtete der neue Kurfürst bei der Festtafel zum erstenmal dem Kaiser den Dienst des Erztruchsessenamtes.

Doch erhielt Maximilian die pfälzische Kurwürde — auf Kursachsens ausdrückliche Forderung — damals nur auf Lebenszeit, und ausdrücklich wurden den Kindern Friedrich's V ihre Rechte vorbehalten, wenn der Beschluß einer spätern Reichsversammlung solches anzuordnen für gut finden sollte. Diese Clausel genehmigte der Kaiser in der Absicht, daß Maximilian die Erblichkeit der Kur, nach der er strebte, durch neue außerordentliche Verdienste um Österreich kaufen sollte. — Durch die Übertragung der Kur an Bayern wurden die Stimmen der Protestanten im Kurfürsten-Collegium fortan auf nur zwei beschränkt.

Auf einem Bundestag der Liga wurde sodann beschlossen, das ligistische Heer unter Tilly zur Herstellung der Ordnung an der niedersächsischen Gränze stehen zu lassen, weil unterdessen Christian und Mansfeld, die mit ihren Raubhaaren in den Niederlanden keine willkommene Aufnahme gefunden hatten, wieder in Deutschland einzubrechen drohten.

Dritte Periode: Der niedersächsisch-dänische Krieg.

§. 232. Eiferfüchtig nämlich auf Österreich's und Spanien's überwiegendes Ansehen, hatte sich inzwischen das von Richelieu geleitete Frankreich mit den protestantischen Mächten England, Holland und Dänemark verbündet, um dem Wiederanwachsen der spanisch-österreichischen Macht durch heimliche Unterstützung der Protestanten in Deutschland entgegenzutreten, obgleich das französische Cabinet zu der gleichen Zeit die Protestanten in seinem eigenen Lande heftig verfolgte. Von diesen Mächten, insbe-

sondere durch holländisches Geld unterstützt, brachen Mansfeld und Christian mit neuemorbenen Heeren brandschatzend und plündernd, jener in Ostfriesland, dieser durch das Oldenburgische in's Osnabrückische ein, wo er Hameln, Minteln und Hörter wegnahm. An Christian schloßen sich zwar der Herzog Wilhelm von Weimar und dessen Bruder Bernhard, so wie auch der Herzog von Altenburg an; aber die nordfächsischen Stände ließen sich nicht von ihm gewinnen, zumal er vom Kaiser als Landfriedensbrecher in die Acht erklärt wurde.

Da Christian keiner Aufforderung zur Ruhe Gehör gab, so rückte Tilly gegen ihn vor, und schlug ihn am 6. August 1623 bei Stadtloos im Münsterischen in einer dreitägigen mörderischen Schlacht so, daß sich Christian's Heer völlig zerstreute, und nun auch Mansfeld, der sich zwar mit seinem kleineren Heere noch eine Zeitlang in Emden glücklich vertheidigte, in dem ausgeplünderten Ostfriesland nicht mehr halten konnte, sondern seine Söldner entließ und sich nach Holland begab, während Christian in Frankreich Hülfe suchte, Bethlen Gabor aber, der wieder einen Einfall in Ungarn gemacht hatte, mit dem Kaiser den Frieden erneuerte (1624).

Weil nun Tilly im Westfälischen den durch Christian aus ihrem Besitze gesetzten Katholiken wieder zu dem Jhren verhalf, so erklärte der als Herzog von Holstein zu den deutschen Reichsfürsten gehörende König Christian IV von Dänemark (in der Besorgniß, der Kaiser möchte das protestantische Bisthum Hildesheim, das Christian gern für seinen Sohn gehabt hätte, mit einem Katholiken besetzen) jenes Verfahren Tilly's für einen Uebergriff des Kaisers und vereinigte sich mit England und den Niederlanden zu einem Bündnisse, dem zufolge Christian und Mansfeld in den Stand gesetzt wurden, jener in Frankreich, dieser in England mit englischem und holländischem Gelde Werbungen zu betreiben, worauf dann beide ihre neuen Söldnerhaaren zu Bergen op Zoom vereinigten, um auf den ersten Wink die Hand dem Dänenkönige zu bieten. Selbst ein Theil der katholischen Mächte, wie Frankreich, Savoyen, Venedig, hatten ihr Interesse dabei, die Stärkung der kaiserlichen Macht verhindert zu sehen.

Diese gegen die Reichseinheit und gegen das Reichsoberhaupt gerichteten Bewegungen bewogen den Kaiser Ferdinand, der bisher viele Mäßigung gezeigt hatte, von nun an zu strengeren Maßregeln, und um bei seinen Unternehmungen nicht bloß von Bayern und der Liga abhängen zu müssen, beschloß er, ein eigenes Heer aufzustellen und die Werbung desselben, so wie den Oberbefehl darüber dem **Albrecht von Wallenstein** (eig. **Waldtstein**) zu übertragen, einem böhmischen Edelmann, der, geboren zu Prag den 15. Sept. 1583, von einem Jesuiten zu Olmütz erzogen und auf Reisen gebildet, sich zuerst in Ungarn gegen die Türken, dann in Italien gegen die Venetianer und im böhmischen Kriege gegen die Mähren und gegen Bethlen Gabor als unternehmender und glücklicher Anführer ausgezeichnet, ein großes Vermögen ererbt und erheirathet und vom Kaiser für die Kosten der Erhaltung eines Regiments die Herrschaft Friedland an der Nordgränze Böhmens und den Fürstenstand erhalten hatte, und nun auch den Herzogstitel bekam.

Die Herrschaft Friedland stellte darum leicht ein kleines Herzogthum dar, weil Wallenstein sie durch den spottwohlfeilen Ankauf von 60 confiscirten Gütern vertriebener Protestanten vergrößert hatte. — Anfangs wollte man ihm nur 20,000 Mann werben lassen; allein so Wenige, meinte er, wären genöthigt, vom Brandschatzen zu leben, mit 50,000 Mann aber getraue er sich jede Forderung durchzusetzen. Als Wallenstein seine Werbefahren in Böhmen, Franken und Schwaben aufpflanzte, zog sein wohlbekannter Name die kühnsten und beutelustigsten Leute an, und das Heer war bald beisammen. Mit seinem Scharfblick wußte er die Tüchtigsten für die Offiziersstellen auszufinden, und mit seiner Strenge die Widerpenstigsten im Gehorsam zu halten, den man ihm aber auch darum gerne leistete, weil er das Verdienst freigebig belohnte. Seine lange, hagere Gestalt, mit dem schwarzen, kurzgeschnittenen Haare, den scharlachrothen Hosen und Mantel, dem ledernen Wamms, spanischen Halskragen und dem Klapphut mit der rothen Feder, seine geheimnißvolle Miene, sein argwöhnischer Blick — seine ganze Erscheinung hatte für Jedermann etwas Unheimliches und Graunerregendes. Zur Führung des Oberbefehls über das geworbene Heer gab ihm der Kaiser ausgedehnte Vollmachten.

Weil Tilly mit dem ligistischen Heere noch in Westfalen blieb, so beschloßen die Stände des niedersächsischen Kreises, welche bisher eine bewaffnete Neutralität beobachtet hatten, gegen ihn aufzutreten. Zu diesem Ende wählten sie zu ihrem Kreisobersten im März des Jahres
 1625 den König **Christiern IV von Dänemark** und diesem war es erwünscht, unter dem Vorwand, seinem Schwager Friedrich V zu helfen, dänischen Einfluß in Norddeutschland geltend machen zu können.

Mit dem dänischen Könige hielten es die Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel, von Mecklenburg, von Holstein-Gottorp und der Markgraf von Brandenburg als Administrator des Erzbisthums Magdeburg; — der Herzog Johann Ernst von Weimar, sein Bruder Bernhard und der Herzog von Altenburg traten in seine Dienste; — neutral blieben Kurfachsen und Kurbandenburg. Der Herzog von Braunschweig-Celle aber hielt es offen mit dem Kaiser. — Um diese Zeit erhoben sich in Frankreich die Hugenotten wieder: daher Richelieu, noch ehe es in Deutschland zum Schlagen kam, aus jenem Bündnisse mit den protestantischen Mächten, das der Papst ohnehin nicht billigte, zurücktrat, und die dadurch wieder hergestellte Einigkeit der katholischen Mächte zu neuen Siegen der katholischen Sache führte.

Als Tilly, durch die gegnerischen Anstalten veranlaßt, an die Weser vorrückte und rasch das wolfenbüttel'sche Hörter besetzte, erklärte der Dänenkönig dieß für einen Angriff auf den niedersächsischen Kreis und eröffnete in Verbindung mit Christian und Mansfeld den Krieg. Als er in Niedersachsen einrückte, fand er unter den dortigen Ständen keine Einigkeit und nur 7000 Mann bereit, zu ihm zu stoßen. Dazu kam, daß er nach der Einnahme von Hameln auf dem Walle daselbst durch einen Sturz mit dem Pferde in eine tiefe Grube auf 6 Wochen unfähig wurde, das Commando zu führen, wodurch sein Angriffsplan auf Tilly's Stellung gestört wurde.

Obwohl der König nachher doch den Tilly zum Rückzug über Minden nöthigte, so konnte er doch wenig ausrichten, da nun auch Wallenstein mit einem rasch geworbenen Heere von 30,000 Mann in Niedersachsen einrückte. Weil aber Wallenstein es mied, sich mit Tilly zu vereinigen, schleppte sich der Krieg unter abwechselndem Glück vollends durch das Jahr hindurch, bis es mit dem Anfang des Jahres 1626 auf Betrieb Kurfachsens

zu einem Waffenstillstand und zu Unterhandlungen in Braunschweig kam, die sich jedoch wieder zerschlugen, weil Tilly und Wallenstein den Kreis nicht räumen wollten.

Nun brach Mansfeld, von neugeworbenen Holländern und Schotten verstärkt, aus seinem Winterlager bei Lübeck hervor, zog durch das Mecklenburgische und Braunschweigische in das Anhaltische, und griff mit 20,000 Mann den Wallenstein an der Elbbrücke bei Dessau an, erlitt aber nach einem dreimaligen Ansturm durch einen Ausfall und gleichzeitigen Hinterhalt Wallensteins eine gänzliche Niederlage. Zwar stärkte sich der unermüdete Partisan wieder durch einen dänischen Zugug, mußte aber doch vor Wallenstein aus dem Brandenburgischen, wo er sich mit seinen Truppen erholt hatte, durch Schlesien nach Ungarn weichen, in der Hoffnung, an Bethlen Gabor, der unterdeß wieder in Ungarn eingefallen war, eine Unterstützung zu finden. Dieß zu verhindern, brach Wallenstein, auf des Kaisers Andringen, mit 30,000 Mann in Eilmärschen durch die Lausitz, Schlesien und Mähren auch nach Ungarn auf und kam dem Bethlen Gabor so nahe auf den Leib, daß dieser launenhafte Fürst abermals über den Frieden unterhandelte, und daher Mansfeld sich gezwungen sah, den Rest seines Kriegsvolks, das in jenen gebirgigen und verwüsteten Gegenden keinen Unterhalt fand, zu entlassen und nach dem Verkauf seines Geschützes sich mit einem kleinen Gefolge auf den Rückweg machte, auf dem er an den Folgen seiner unausgesetzten Anstrengungen starb.

Mansfeld wollte nämlich durch das Venetianische nach England, um dort neue Unterstützung zur Fortsetzung des Krieges zu suchen, wurde aber unterwegs in Bosnien im Dorfe Urafowiz (unweit Sarajewo) an den Folgen körperlicher Überanstrengung brustkrank, und starb, indem er gewappnet und auf zwei Adjutanten gestützt, stehend den Tod erwartete, den 20. November 1626 in einem Alter von 45 Jahren. Auch sein tapferer Kampfgenosse, der junge Herzog Ernst von Sachsen-Weimar, erlag auf dem Rückzug aus Ungarn den übermäßigen Strapazen. — Nicht lange vorher, den 16 Juni desselben Jahres, war auch Christian von Halberstadt zu Nordheim im Westfälischen an den Folgen seines wilden, wüsten Kriegeslebens an einem Fieber in einem Alter von nur 27 Jahren gestorben, und sein Heerhaufen von Tilly aufgerieben worden. Doch hatte er sich stets durch einen unverfälschten Muth und einer gewisse ritterliche Geradheit und Offenheit ausgezeichnet.

Während Wallenstein noch in Ungarn war, gieng der Dänenkönig zu einem Angriffsverfahren über und wollte in Thüringen einfallen, stieß aber unversehens auf Tilly, der unterdessen Göttingen erobert hatte, und wurde von ihm gleich anfangs zurückgedrängt und bei **Lutter am Barenberg** 1626 (im braunschweigischen Harzbezirk, am 26. August) so völlig geschlagen, daß er mit Noth der Gefangenschaft entgieng und ganz Nordachsen dem Heere Tilly's bloßgestellt war.

Der König hatte eben das Städtchen Lutter, das in einem waldigen Thale mit nur zwei Ausgängen liegt, erreicht und wollte, wie von einer bösen Ahnung getrieben, gleich weiterziehen, allein die Erschöpfung seiner Truppen und das zurückgebliebene Gepäc nöthigte ihn zum Verweilen. Am andern Morgen aber wurde er von der Seite und von vorn angegriffen, überwältigt und auf der Flucht von einem Haufen Reiter umringt. Als er zu entkommen suchte, stürzte sein Pferd und blieb liegen: da gab ihm sein Stallmeister das seine und so entkam König Christiern mit nur wenigen Reitern nach Wolfenbüttel.

Die Folgen dieses Sieges waren nicht nur in den kaiserlichen Erbstaaten, sondern auch im übrigen Deutschland fühlbar. In Böhmen besonders wurden die zurückgebliebenen und noch nicht übergetretenen Protestanten 1627 durch ein neues Gesetz zum Katholicismus gezwungen. Auch für Österreich erschien ein Edict, daß kein protestantischer Adeligler mehr geduldet werden solle; in Niederösterreich behielt nur der alte Adel als Vorrecht die Erlaubniß, die katholischen Kirchen nicht besuchen zu dürfen, die eigentlichen Protestanten wurden vertrieben. Im folgenden Jahre verlor auch Schlesien die freie Religionsübung. — In der Pfalz traten ähnliche Rückwirkungen ein, indem Kurfürst Maximilian von Bayern für die Rückerstattung Oberösterreichs, das bisher zu Entschädigung für die böhmischen Kriegskosten in seinen Händen gewesen war, 1627 mit der Oberpfalz belehnt und ihm der auf der rechten Seite des Rheins gelegene Amtertheil der Unterpfalz überwiesen wurde, worauf er im Jahre 1628 die Oberpfalz für die Summe von 15 Millionen Gulden auch erb- und eigenthümlich erhielt. In beiden Landestheilen wurde fortan ebenfalls die Übung des protestantischen Gottesdienstes untersagt.

Für Österreich ob der Enns wurde Graf Herbersdorf in Linz zum Statthalter eingesetzt: dieser verfuhr gegen die Protestanten so unmenschlich, daß sich das Landvolk an 80,000 Menschen in Verzweiflung zu einem gewaltigen Aufstand erhob, ihren Unterdrücker mehrmals schlug, die Stadt einnahm und die Besatzung verjagte, bis endlich ein größeres bayrisches Heer unter Pappenheim den ungeübten Haufen, welche sich einen Gutmacher Fadinger zum Anführer gewählt hatten, mehrere Niederlagen beibrachte und sie zerstreute, worauf dann Einige gehängt, die übrigen theils zum Übertritt, theils zur Auswanderung gezwungen wurden (1627).

§. 233. Da sich König Christiern mit Unterstützung Englands und Frankreichs abermals rüstete und bald wieder an der Elbe stand, so brach Wallenstein von Böhmen und Mähren, wo er sein zusammengeschmolzenes Heer wieder auf 40,000 Mann gebracht hatte, nach Schlesien auf, eroberte rasch eine Festung nach der andern und vereinigte sich an der Elbe, von welcher Tilly unterdeß die Dänen zurückgedrängt hatte, mit Tilly und dem Herzog Georg von Lüneburg, vertrieb die Herzöge von Mecklenburg aus ihrem Lande und rückte in Dänemark selbst ein, das er von der Südgrenze Holsteins an bis zur Spitze Jütlands auf das schrecklichste verheerte. Tilly hatte sich jedoch schon in Holstein von ihm getrennt: ob darum, weil ihm Wallenstein's herrisches Wesen mißfiel, oder weil er einen drohenden Hülfszug vereiteln wollte, ist ungewiß.

Bei der Zusammenkunft der beiden Feldherren in Lauenburg zeigte es sich schon deutlich, daß sie in die Länge sich nicht mit einander vertragen würden: denn Wallenstein, der mit fürstlicher Pracht auftrat, wollte die entscheidende Stimme im Kriegsrath führen und den Führer der Liga als seinen Untergebenen behandeln, wogegen Tilly, dessen Einfachheit einen absteckenden Gegensatz bildete, bei allen äußern Ehren, die er dem Friedländer erwies, doch seine Selbstständigkeit behauptete und den Ansprüchen Wallensteins mit so unerschütterlicher Ruhe entgegentrat, daß er seine und seines bayrischen Gebieters Würde aufrecht erhielt und es dahin brachte, daß alle Beschlüsse von beiden gemeinschaftlich ausgingen. — Gleich bei Besetzung der eingenommenen Länder aber kam es zwischen ihnen zu einem Zerwürfniß. Als nämlich Tilly einen Theil seiner Truppen in's

Mecklenburgische verlegen wollte, hintertrieb es Wallenstein, und bewirkte, daß Tilly vom Kaiser beauftragt wurde, Bremen und die Weser zu besetzen.

Indem nun Wallenstein, der in Dänemark und Brandenburg cantonirte, die dänischen Städte dahin zu bringen suchte, ihren König, der sich auf die Inseln geflüchtet hatte, abzusetzen und statt desselben den Kaiser zu wählen, bestimmte er anderseits den Kaiser, die beiden Herzöge von Mecklenburg wider alle Form Rechtsens abzusetzen, und ihn, den Friedländer, zum Pfand für aufgewandte Kriegskosten 1628 mit dem Herzogthum Mecklenburg zu belehnen; ja sein Ehrgeiz trachtete auch nach dem Besitze der pommerischen Küstestädte, um eine deutsche Seemacht zu gründen, die Vortheile derselben aber weniger dem Reiche, als sich zuzuwenden. Daher besuchte er Pommern unter dem Vorwand, eine dänische Landung zu verhindern, und Herzog Bogislaw XV mußte sich darein fügen. Nur Stralsund, als reiche und mächtige Hansestadt, wollte keine wallensteinische Besatzung aufnehmen und widerstand auf das muthigste.

Alle Bürger schwuren feierlichst, ihr Augsburgerisches Bekenntniß und ihre bürgerliche Freiheit bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Doch wollten sie vorher noch einmal in Güte unterhandeln, und da Wallenstein unbedingte Unterwerfung verlangte, wandten sie sich an den Kaiser, der seinem Feldherrn den schriftlichen Befehl ertheilte, die Belagerung aufzuheben. Als die Abgeordneten dem Wallenstein in Prenzlau diesen Befehl zeigten, rief er aus: „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte es herunter!“ — Er ließ alsbald Sturm laufen, verlor aber gleich beim ersten Angriff 1000 Mann; der zweite kostete ihn fast noch einmal so viel, worauf die kühnen Bürger Ausfälle über Ausfälle machten, deren einer ihm sein bestes Regiment (das Tiefenbachische) vernichtete.

Als hierauf 200 Schweden der Stadt zu Hülfe kamen und eine dänische Flotte von 200 Schiffen an der mecklenburgischen Küste erschien, hob Wallenstein die Belagerung auf, um sein Mecklenburg zu decken. Als hierauf die Dänen in Pommern landeten und sich in Wolgast festsetzten, vertrieb er sie zwar wieder, mußte aber nun darauf denken, sich einen gewichtigeren Feind vom Halse zu halten. Denn noch während der Belagerung Stralsund's hatte Christiern von Dänemark einen Vertrag mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf geschlossen, der eben im Kriege mit Polen Liefland erobert hatte und nun auch die westlichen Ostseeprovinzen Polens zu nehmen gedachte; und da sich auch England, Frankreich und Niederland zu kräftigerem Schutze Dänemarks geneigt zeigten: so knüpfte Wallenstein Unterhandlungen mit König Christiern an und brachte — eben als der Kaiser plötzlich ein Edict gegen die Protestanten erließ, von dessen schlimmstem Eindruck er Nachtheile befürchtete, — in Lübeck den 25. Mai 1629 den Frieden mit Dänemark zu schnellem Abschlusse, demgemäß die dänischen Länder von Tilly's und Wallenstein's zügellosen Heeren befreit wurden.

Außer der Räumung der dänischen Lande von den kaiserlichen Heeren enthielt der Lübecker Friedensvertrag anderseits die Bestimmung, daß der Dänenkönig sich nicht mehr an den deutschen Angelegenheiten betheiligen solle, außer so weit er als holsteinischer Reichsstand dazu berechtigt war. Mecklenburg und die Pfalz wurden im Vertrage gar nicht erwähnt und erschienen demnach der Willkür des Kaisers preisgegeben. Wallenstein erhielt vielmehr nun Mecklenburg, das er bisher nur pfandweise inne gehabt hatte, in der Form eines

Reichslehens, und die Einreden der beiden vertriebenen Herzoge fanden keine Berücksichtigung.

1629 Bewogen durch so viele über die Protestanten errungene Vortheile hatte der Kaiser — kurz vor dem Abschluß des Lübecker Friedens — auf Anbringen der drei geistlichen Kurfürsten, denen sich der Kurfürst von Bayern mit den übrigen Gliedern der Liga angeschlossen, das am 6. März des Jahres von ihm unterzeichnete *Restitutionsedict* erlassen, welches von den protestantischen Ständen alle unmittelbaren Kirchengüter und Stifter, die von ihnen seit dem Passauer Vertrag waren eingezogen worden (darunter auch die zwei Erzbisthümer Magdeburg und Bremen), zurückforderte, und die Vortheile des Religionsfriedens forthin nur den Bekennern der Augsburgerischen Confession zugeschiehen wollte.

Diese Maßregel bewirkte aber mehr, als alle andern, die Verlängerung des unseligen Kriegs: denn um dieses Edict zur Ausführung zu bringen, befiel der Kaiser, gleich der Liga, die auf Deutschland lastenden Heere bei und regte dadurch nur seine in- und auswärtigen Feinde zum Äußersten auf. Die Execution wurde von den kaiserlichen Commissären und Feldherrn streng aber, keineswegs gerecht, d. h. zu Gunsten der ursprünglichen Besitzer, ins Werk gesetzt, und die restituirten Stifter und Güter nicht diesen zurückgegeben, sondern theils an Verwandte und Günstlinge des Kaisers, theils an die Jesuiten vergeben, wie denn Ferdinand's II. fünfzehnjährigem Sohne Leopold allein die beiden Erzstifter Bremen und Magdeburg und außerdem Halberstadt und Hersfeld zugetheilt waren. Es wurden mitunter solche Güter eingezogen, welche schon vor dem Passauer Vertrage in protestantische Hände gekommen waren. Durch alles dieß verlor diese harte Maßregel selbst in den Augen vieler Katholiken den Schein der Rechtmäßigkeit. — Der Eindruck derselben bei den Protestanten war betäubend. Für den Augenblick war aber nichts zu machen. Auch der Kurfürst von Sachsen fand sich nicht veranlaßt, sich gegen das Edict zu erheben, weil zu seinen Gunsten die Stifter Raumburg, Merseburg und Meissen von der Restitution ausgenommen waren.

Bei der Ausführung des Restitutionsedicts kamen die Reichsstädte am schlimmsten weg. Die erste Reichsstadt, deren evangelische Prediger fortgejagt wurden und deren Bürgerschaft sich wieder dem katholischen Bischoff unterwerfen mußte, war Augsburg, die Wiege des lutherischen Bekenntnisses! Allenthalben unterstützten Drohungen die Forderung des Religionswechsels. Nur die Stadt Magdeburg weigerte sich, den kaiserlichen jungen Prinzen aufzunehmen, welcher ihr als Erzbischoff aufgedrungen werden sollte. Da sie ohnedieß dem Wallenstein, der ihr schon früher hatte starke Kriegszahlungen auferlegt, eine neue Zahlung verweigert hatte, so ließ er durch Croaten die Stadt verheeren und darauf die Belagerung beginnen, konnte aber diese Stadt so wenig wie Straßburg erobern, und mußte durch Vermittlung der Hanse einen Vergleich gewähren. — Überhaupt wurden im ganzen Reiche von den Feldherrn und Kriegsanführern unter allerlei Vorwänden die schrecklichsten Erpressungen verübt. Was die gemeinen Soldaten nicht verzehren konnten, verdarben sie aus Muthwillen. Die Offiziere lebten in Überfluß und die Generale schwelgten in fürstlicher Pracht, indeß viele Leute auf dem Lande zum Theil mit Wurzeln ihr Leben fristeten, zum Theil vor Hunger starben. Ganze Städte und Dörfer wurden oft aus bloßem Muthwillen in Asche gelegt, ganze Districte verödet. Die Contributionen, die oft unter den unerhörtesten Peinigungen erhoben wurden, liefen zusammengerechnet in ungeheure Sum-

men, und betrugten z. B. in Hessen 7 Millionen Gulden, in Pommern 10 Millionen, in Brandenburg, wo Wallenstein's Truppen am ärgsten gehaust hatten, 20 Millionen, und so verhältnißmäßig in den verschiedenen Ländern und Städten, auf welchen der Druck des Krieges lag.

Die Ausföhrung des Restitutionsedicts war übrigens die letzte Maßregel, welche die Truppen der Liga und des Kaisers gemeinsam vollzogen: denn bald sollten sie einander gegenüber stehen. Es kam den ligistischen Fürsten vorzüglich darauf an, den Kaiser zur Entlassung seines Heeres und zur Entfernung Wallensteins zu vermögen, der ihnen mit so unerhörter Anmaßung begegnete und es durch Unterdrückung der Fürstenaristokratie auf einen Militärdespotismus anzulegen schien, unter welchem es zu keinem allgemeinen Frieden kommen und Deutschland vollends zu Grunde gehen würde. Daher forderten die Fürsten den Kaiser zur Anberaumung eines Kurfürstentags auf. Anfangs wies der Kaiser diese Forderung ab. Als er jedoch bemerkte, daß die Liga ihr Heer wieder auf 33,000 Mann ergänzt hatte, daß selbst Sachsen Werbungen anstellte, Dänemark, auf Schweden gestützt, an Erneuerung des Kriegs zu denken schien, Frankreich und die Niederlande auf der Lauer hunden, schrieb er die verlangte Fürstenversammlung auf den 5. Juni 1630 aus, in welcher er sich persönlich einfand und die deutsche Einheit zum letztenmal vertreten war.

Einmüthig wurden von allen Fürsten, katholischen wie protestantischen, die lauteſten Klagen über Wallenstein's herrischen Übermuth und unerhörte Länderbedrückungen geführt, und vorzüglich war es Maximilian von Bayern, der mit seiner gewichtigen Stimme wider Wallenstein's Eigemächtigkeiten und widerrechtliche Anmaßungen auf das Nachdrücklichste auftrat.

Wie gerecht die Beschwerden über Wallenstein's Prachtliebe und Verschwendung waren, ersieht man aus noch vorgefundenen Berichten. Zu des Herzogs Hofstaat gehörten 46 Heerwagen, je zu 6 Pferden, 4 Kaleschen je zu 4 Pferden, 7 Leibkutschen je zu 6 Pferden, im Ganzen also 502 Wagenpferde; dazu noch 120 Reitpferde, ohne die Maulthiere und Sänftenpferde. Sein Hofadel und seine Hofbeamten und oberen Hofdiener hatten 369 Pferde. Seine niedere Dienerschaft (darunter Kammerdiener, Garderobemeister, Portiers, Fecht-, Tanz- und Volztigirmeister für die 16 Edelknaben, Bereiter, Schirmmeister, 15 Köche, Lakaien 2c.) machten zusammen über 100 Personen aus; dazu noch 50 Trabanten und 100 Leibcroaten. Der Aufwand auf Speise und Trank überstieg gleichfalls alles erdenkliche Maß — Die von allen Ständen eingereichten Beschwerdeschriften gegen seine Soldatesca enthielten die schwersten Klagen über Störung von Gottesdiensten, Vercabung von Kirchen und Gräbern, viehische Behandlung von Frauen und andere unmenschliche Bedrückungen, die oft so weit gingen, daß die Ausgeplünderten vor Hunger Gras und Baumrinde, Was, ja das Fleisch menschlicher Leichname aßen.

Betroffen durch die Einstimmigkeit der Fürsten und Stände sah sich der Kaiser theils aus Mitleid mit dem Elend des Landes, theils aus Furcht vor der Liga, theils weil er für die Wahl seines Sohnes zum deutschen König auf diesem Reichstage eine günstige Stimmung erwecken wollte, genöthigt, 1630 die **Absehung Wallenstein's** auszusprechen und sein Heer zu vermindern. Wider Erwarten fügte sich Wallenstein und zog sich in stolzer Ruhe auf seine Güter in Böhmen zurück. Das wallensteinische Heer wurde hierauf vermindert und den Generalen Mäßigung empfohlen, die Protestan-

ten aber, um sie in etwas zu beruhigen, in Betreff des Restitutions-
edicts auf einen Compositionstag vertröstet.

Wallenstein, schon länger her von allen Schritten seiner Gegner genau unterrichtet, hatte unterdeß zur Befestigung der kaiserlichen Macht nicht nur Vorkehrungen gegen einen Einfall der Schweden getroffen, sondern hatte auch gegen einen Einfall der Franzosen, welche Truppen in der Champagne gesammelt hatten, seine Truppen am Rhein und im Elsaß zusammengezogen, auch im Schwäbischen gegen die bayrische Gränze hin Truppen vorgeschoben. Daher zog auch Kurfürst Maximilian Truppen um Regensburg zusammen, um gegen einen Angriff des Friedländers gedeckt zu sein! — Es galt nun, dem Wallenstein, der sich in Memmingen befand, seine Abreise zu verkündigen. Mit banger Besorgniß und vielen Entschuldigungen naheten sich ihm die kaiserlichen Abgeordneten. Er aber fiel ihnen in das Wort und sagte, auf eine mit Horoscopen bezeichnete Tafel hinweisend: aus diesem Sternenstand könnten sie sehen, daß er ihren Auftrag zuvor gewußt hätte, und daß der Spiritus des Kurfürsten von Bayern den des Kaisers beherrsche, daher er dem Kaiser keine Schuld gebe; nur thue es ihm wehe, daß Kaiserliche Majestät sich seiner so wenig angenommen habe; doch werde er Gehorsam leisten. Darauf stellte er den Gesandten ein Fest an und beschenkte sie fürstlich. — Er sah voraus, daß eine Zeit kommen werde, in der man seiner wieder bedürfen würde. Auch blieb er für jetzt noch im Besitze Medlenburgs, da der Kaiser die vertriebenen Herzoge auf den Weg Rechts verwies.

Vierte Periode: Schwedisch-deutscher Krieg.

§. 234. Weil aber das Restitutionsedict nicht förmlich suspendirt, noch weniger zurückgenommen, der Protestantismus also fortwährend mit dem größten Nachtheil bedroht, und eine gütliche Lösung, obgleich sie der Reichstag in Aussicht gestellt hatte, bei dem errungenen Übergewichte der Katholiken und bei dem entschlossenen Eifer des Kaisers sehr ungewiß war, so sah es für die Sache der Protestanten gefährlicher aus, als je. Da erschien ihnen Hülfe von einer Seite her, von wo Niemand sie erwartete.

Schon kurz vor dem Ausbruch des niederländisch-dänischen Kriegs hatte sich Frankreich unter Richelieu aus dem oben §. 232 erwähnten Bündnisse mit den protestantischen Mächten, das der Papst ohnehin nicht gebilligt hatte, zurückgezogen, weil sich die Hugenotten in Frankreich auf's Neue erhoben hatten. Dadurch eben war es möglich geworden, daß dann sowohl die katholische Sache in Deutschland, als auch das österreichisch-habsburgische Haus zu jener großen Übermacht gelangte, welche den Schritt mit dem Restitutionsedict möglich machte. Jetzt aber führte eine neue Störung der Eintracht jener zwei katholischen Hauptmächte Europa's einen völligen Umschwung der Dinge herbei.

Bereits im Jahre 1627 hatte Frankreich (nach der Bekämpfung der Hugenotten durch die Einnahme von Rochelle) im Einvernehmen mit dem Papst Urban VIII das erledigte Herzogthum Mantua ohne Vorwissen des Kaisers für den Herzog von Nevers, als nächsten Erbberechtigten, besetzt und mit dem Kaiser den mantuanischen Erbfolgekrieg begonnen. Da der Kaiser anfangs die Oberhand zu bekommen schien, (obgleich er späterhin doch nachgeben und 1631 den Herzog von Nevers mit Mantua belehnen mußte) und damit umgieng, die Franzosen in ihrem Lande selbst anzugreifen: so wendete sich das katholische Frankreich — nicht ohne

Zulassung des römischen Stuhls — an die einzige noch ungechwächte protestantische Macht, an Schweden, dessen König **Gustav Adolf** so eben glänzende Siege über den König **Sigismund III** von Polen erröthet hatte, und suchte, um Oesterreichs Machtvergrößerung zu hindern, den Schwedenkönig zu einem Einfall in Deutschland zu Gunsten der Protestanten zu bewegen. Dieß gelang dem französischen Kabinet dadurch, daß es zwischen Gustav und den Polen einen Waffenstillstand unterhandelte und ihm zum Krieg gegen den Kaiser Hülfsgelder versprach, die ihm auch von England zugesagt wurden.

Gustav Adolf hatte, als der älteste Sohn Karl's IX, in seinem 17. Jahre den schwedischen Thron bestiegen (1611), eben als sein Reich mit Dänemark, Rußland und Polen im Kampfe lag. Nachdem er mit Dänemark Frieden geschlossen und in einem Vertrag, der Rußland von der Ostsee ausschloß, Schwedens Größe vorbereitet hatte, nahm er den Krieg mit Polen auf und bewies in allen schwedisch-polnischen Feldzügen die größte Tapferkeit und den furchtlosesten Muth. Seinem umsichtigen, gebildeten Geiste diente ein kräftiger Körper zum Träger. Hoch von Wuchs (obwohl späterhin ziemlich beleibt), hatte er eine breite klare Stirne, eine Adlernase, große (graue) Augen, eine wohltonende Stimme und neben einem Ehrfurcht gebietenden Ernst eine Vertrauen erweckende Freundlichkeit. Eben so groß als Staatsmann wie als Feldherr, war er zugleich ein warmer Verehrer der Wissenschaften, sprach vier Sprachen mit großer Fertigkeit, hatte theologische Einsicht und einen frommen Herzensglauben.

§. 235. **Gustav Adolf**, ohnehin durch die Unterstützung, welche der Kaiser bereits im Jahre 1626 den Polen gegen ihn geleistet hatte, und durch die ungerechte Vertreibung seiner Verwandten, der mecklenburgischen Herzöge, gekränkt, — entschloß sich muthig zum Krieg, weil er es sowohl für die Erhaltung des evangelischen Glaubens, den er so gefährdet sah, als auch aus Staatsklugheit für nöthig hielt, einen bleibenden Fuß in Deutschland zu fassen.

Sein Auszug in den deutschen Krieg war weniger das Werk politischer Überlegung, als vielmehr das Werk eines innern, „begeisterten Gedankens, einer Eingebung“, wie sein Kanzler **Orenstjerna** behauptete, der mit seiner größern Ruhe und Besonnenheit „das aufblitzende Feuer des Königs oft mäßigte“, und auch anfangs den Gedanken eines Angriffskriegs nicht billigte, da Schweden vom Kaiser nichts zu befürchten habe. Auch andere Reichsräthe verhehlten dem Könige ihre Bedenken nicht. Aber seine Entschiedenheit siegte über alle Einwände. Wenn auch 14 Jahre später **Orenstjerna** im schwedischen Reichsrathe äußerte: „Vom-mern und die Sechsten seien für Schweden gleich einer Bastion, worin Schwedens Sicherheit gegen den Kaiser bestehe, und dabei sagt, daß das die vornehmste Ursache gewesen, welche den König in die Waffen brachte, so war doch des Königs anderer Beweggrund, der in seinem Glauben lag, jenem weit voranstehend, da er bei dieser Unternehmung selbst vor der deutlichen Ahnung eines traurigen Ausgangs nicht zurückschreckte, und „Gott zum Zeugen nahm, daß ihn vorzüglich die Unterdrückung seiner evangelischen Glaubensgenossen in die Waffen treibe.“

Nach vorausgegangenen vergeblichen Unterhandlungen mit dem Kaiser und nach vollendeten Rüstungen ließ er die schwedischen Stände seiner einzigen Tochter **Christine**, welche noch ein Kind war, huldigen, übergab die Regentschaftsverwesung in Schweden einem, von seinem treuen und weisen Kanzler **Orenstjerna** geleiteten Reichshofrathe und nahm auf eine rührende Weise von den Seinen Abschied.

Er kenne (sagte er) die Gefahren, denen sein Leben ausgesetzt sei und glaube sogar, daß er in diesem Vertheidigungskampfe sterben werde. „Ich rufe Euch (schloß er die Rede mit Thränen in den Augen) ein herzliches Lebewohl zu, vielleicht auf immer, vielleicht sehen wir uns zum letztenmal!“ Das Schluchzen der Versammlung milderte sich erst, als er wieder das Wort zu einem Gebet nahm, das mit den letzten Versen des 90. Psalms schloß.

Zunächst gedachte er sich gegen Wallenstein's Eroberungen an den See-
 1630 füssen zu wenden, und eben, als dieser vom Oberbefehl abtrat, erfolgte am 24. Juni (alten Styls) **Gustav Adolfs Landung** auf der Insel Usedom mit 15,000 kriegsgeübten Schweden.

Als er das Land betrat, fiel er im Angesicht seines ganzen Heeres auf seine Kniee und flehte im Gebet um Gottes Gnadenbeistand. Da er in den Augen einiger Hauptleute Thränen der Rührung bemerkte, sagt er: „Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet: je mehr Betens, je mehr Siegs; fleißig gebetet, ist halb gefochten und gesiegt!“

Nachdem er die Nordküste der Insel verschanzt und den Befehl gegeben hatte, bei Todesstrafe keinen Einwohner zu beleidigen, noch zu berauben, wandte er sich nach Wolgast auf der nahen Insel Wollin und betrat von da über eine Brücke die pommerische Müste, indem er zugleich ein Manifest an die Deutschen erließ, worin er die Gründe seines Auftretens zu rechtfertigen suchte und die Fürsten einlud, die allgemeine Freiheit mit ihm zu vertheidigen. Allein, keiner wagte es, sich ihm, als einem fremden, dessen tiefere Absichten man nicht kannte, zu vertrauen. Ohne Verzug brach er nun gegen Stettin auf, überredete den gebrechlichen Herzog von Pommern zur Übergabe dieser Stadt, sowie zu einem förmlichen Bündniß mit ihm und zwang die Kaiserlichen, Pommern zu verlassen, was sie aber unter Verübung unmenschlicher Gräuelt thaten, die den armen Herzog zu rechtfertigen schienen, daß er für einen harten Oberherrn nun einen milden eingetauscht. Und wirklich sollte bald auch das übrige Deutschland den großen Abstand kennen lernen, der in Bezug auf Menschlichkeit zwischen Gustav Adolf und den kaiserlichen Feldherren, zwischen den musterhaft disciplinirten Schweden und den zuchtlosen kaiserlichen Söldnerhaufen Statt fand.

Nach der Vertreibung der Kaiserlichen aus Wolgast und Stargard rückte Gustav Adolf ins Mecklenburgische, um seinen Vettern ihr Erbland wieder zu verschaffen und den von den Kaiserlichen vertriebenen Markgrafen von Brandenburg zu unterstützen, der sich nach Magdeburg zurückbegeben, dort von dem Stadt-Magistrat die Anerkennung als Bis thums-Administrator erhalten und den Schweden ein Bündniß angetragen hatte. Weil aber der König aus dem Mecklenburgischen wieder nach Pommern zurückkehren mußte, um dieses erst noch vollends von den Kaiserlichen zu säubern, entsandte er einstweilen nur einen kriegserfahrenen Obersten, Dietrich von Falkenberg, nach Magdeburg, damit dieser die Vertheidigung leiten und die Stadt seiner Zeit dem Könige zur Verfügung stellen möchte.

Unklugerweise aber hatte der Administrator seine eigenen Kriegsleute, wider des Königs Rath, auf das Land, in dessen vollen Besitz er sich

je eher, je lieber wieder setzen wollte, vertheilt, wo sie meist vom Feinde aufgehoben wurden, anstatt daß er sie mit allen aufzubringenden Vorräthen in der Stadt hätte concentriren sollen. Als daher die Gefahr durch Tilly immer näher rückte, schickte der Administrator Boten über Boten an den König, der aber Magdeburg sich noch selbst überlassen mußte, weil er sich in Pommern noch fester zu setzen und es noch mit dem starken ligistischen Heere aufzunehmen hatte. Überhaupt waren seine Aussichten noch gering: denn die wenigen Fürsten, die sich ihm freiwillig zuneigten, wie der Herzog Georg von Lüneburg und die Landgräfin Juliane von Hessen (im Namen ihres Sohnes Wilhelm) schloßen sich erst heimlich an ihn an.

Nichts desto weniger zeigte sich unter der protestantischen Bevölkerung allenthalben eine so große Sympathie für den Schwedenkönig, daß selbst Tilly, der seit Wallenstein's Rücktritt zugleich kaiserlicher General-Simus war, dem Kaiser rieth, den Krieg mit den Schweden durch einen Vertrag zu beenden: aber der Kaiser ließ sich nicht dazu bewegen.

Selbst als der König seinen Schwager, den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, aufforderte, sich mit ihm für die protestantische Sache zu verbinden, schlug dieser sowohl, als auch die oberösterreichische Standeschaft auf einem Convent zu Leipzig im Febr. 1631 das Bündniß mit dem Könige aus, weil sie ihm, als einen Fremden, nicht trauten; doch beschloßen sie, sich gegen die Ausführung des Restitutions-edicts zu waffnen.

Hierauf bot Tilly den Schweden einen Waffenstillstand an; allein Gustav Adolf nahm ihn nicht an, sondern vertrieb jetzt die Kaiserlichen aus Mecklenburg und war schon nahe daran, dieses Land ganz einzunehmen, als Tilly mit dem verbundenen kaiserlichen und ligistischen Heere, durch das Kurbrandenburgische heranziehend, sich nach Magdeburg wendete, das bereits Graf Pappenheim mit einem kaiserlichen Heerhaufen umschloßen hatte, um nun mit Tilly die Stadt durch eine förmliche Belagerung zur Übergabe zu bringen und dadurch die Elbe zu behaupten.

Daher rückte Gustav Adolf eiligst, um sich Rücken und Flanken zu decken, vor das von den Kaiserlichen besetzte Frankfurt an der Oder, eroberte es durch Sturm und nöthigte den Kurfürsten von Brandenburg, der dem Reichsoberhaupte nicht untreu werden wollte, durch eine Waffendrohung ihm Spandau zu einem Waffenplatze auf so lange einzuräumen, bis er Magdeburg entsezt hätte.

Um das hart bedrängte Magdeburg entsezen zu können, forderte Gustav Adolf nun den Kurfürsten Johann Georg I von Sachsen auf, ihm die Festung Wittenberg zu öffnen und den Durchzug durch sein Land zu gestatten. Da ihn aber der Kurfürst durch seine Weigerungen aufhielt, konnte der König die arme Stadt nicht mehr retten, und so wurde von Tilly und Pappenheim am 10. Mai (alten oder 20. neuen Styls) 1631 **Magdeburg erstürmt**, von den Soldaten schrecklich geplündert und von plötzlich allenthalben ausbrechendem Feuer, das sich unaufhaltiam über die ganze Stadt verbreitete, in einen Aschenhaufen verwandelt, indeß

vom Schwerte, vom Feuer und vom Einsturz der Gebäude 20,000 Menschen an diesem Tage um's Leben kamen.

Die Belagerung Magdeburgs begann am 5. April mit 30,000 Mann. Da der Stadtschutzherr — der obgekannte, von Gustav Adolf der Stadt zugesandte Oberst von Rastenberg — nur über 2000 Fußgänger und 300 Reiter zu verfügen hatte und von 5000 bewaffneten Bürgern eines Theils unterstützt ward, auch Mangel an Pulver hatte, so ließ er, mit voller Zustimmung des Raths, die Vorstädte zerstören. Als die Noth mehrs, suchten auch die Bürger sich nöthig, an der Vertheidigung der Stadt bewachten Theil zu nehmen, aber nur ein Theil davon that seine Schuldigkeit. Vor Allen aber thätig war der unermüdete Rastenberg mit seinen Kanonieren. Mit Umsicht wachte er, als auch die übrigen Aufmerksam gewesen waren, die letzter Andeutungen zur Vertheidigung. Jede feindliche Aufforderung zur Übergabe wurde freundlich abgelehnt. Weil man hoffte, der Schwedenkönig werde sich zum Entsatz kommen, so erhielt sich der Muth der Bürger. Am 4. April schickte das Geheuz der Belagerer, das bisher täglich an 180 Kanonen in die Stadt geschossen hatte, plötzlich, und ein Theil desselben wurde sogar zurückgejagt, was die Einwohner für ein Zeichen hielten, daß der Schwedenkönig nahe. Da auch in der Nacht Alles stille blieb, so gingen gegen Morgen die meisten Bürger von der Wache in ihre Häuser zur Ruhe, und auch die Soldaten überließen sich dem Schlummer.

Am 5. April des gedachten Tages, und zwar erst nach 7 Uhr, wurde die Stadt von den Kaiserlichen an vier Orten zugleich angegriffen. Die Bappenheimer, welche den Sturm eröffnet hatten, nahmen rasch den hohen Wall ein und fanden nur an der Brustwehr einigen Widerstand; dann aber trieben sie die Belagerer ihrer Schanze vor sich her und drangen, als diese sich durch eine kleine Mauerwehr setzen wollte, mit ihr in die Stadt ein. Zwar brachte Rastenberg mit zusammengefaßter Mannschaft die Eindringenden wieder zum Weichen, aber eben, als er sich nach einer andern Seite wendete, wo die Kaiserlichen einen Wall erstiegen hatten, ward er von einer Kugel getödtet und gleich nach ihm fielen auch mehrere seiner tapfersten Hauptleute. Sein Fall brachte Muthlosigkeit unter die Vertheidiger und unathaltfam drangen die Bappenheimer in die Stadt. Noch einmal drängte die Bürgerschaft dieselben zurück, als Tilly mit großem Muth anführen ließ und Bappenheim mit seinen Reiterhaaren selber einbrach, so daß nun Siegesgeschrei der Kaiserlichen die Stadt erfüllte und der Groll der Verwüstung durch Schwert und Feuer in den Straßen und Häusern begann. Kein Alter und Geschlecht wurde verschont, selbst kleine Kinder wurden von den Rachen gepreßt und ins Feuer geworfen. Weder Bappenheim, noch andere Generale konnten der Wuth der Unmenschen (es waren meist Wälsche und Ungarn) Einhalt thun. Auf allen Straßen sah man Kinder neben ihren ermordeten Eltern liegen und jämmerlich schreien. Da Bappenheim ein dem Wall nahe stehendes festeständiges Haus hatte wegbrennen lassen, trieb der Wind, das Feuer weiter, und da unversehn an mehreren Orten zugleich Feuer ausbrach, so stand gegen Mittag die Stadt auf allen Seiten in Flammen, so daß die Sieger zu plündern aufhören mußten und sich größtentheils vor der Hitze auf den Wall zurückzogen. Wer vor Plünderungsgier zurückblieb, fand zum Theil mit vielen Einwohnern den Tod in den Flammen. Die Feuersbrunst dauerte bis zum andern Tag, und von der mächtigen Stadt Deutschlands blieben nur an 140 Häusern am Fischerufer sammt einigen Häusern, dem Dom und dem Liebfrauenhofe übrig. Von 30,000 Einwohnern blieben nur 15,000 am Leben. Bappenheim sagt in seinem Bericht an den Kaiser: „seit Troja's und Jerusalem's Zerstörung sei solch ein Sieg nicht gesehen worden!“ — Unter den Gefangenen befand sich der Administrator, der nach verzweifelter Gegenwehr verwundet, überwältigt und unter arger Behandlung den Wall hinab in das Lager geschleppt wurde, wo Tilly ihn, als den „Ursacher von Magdeburgs Unglück“ mit strengen Vorwürfen überhäufte. Er wurde als Gefangener nach Wien gebracht und, weil er dort zur — katholischen Religion übertrat, nach einem Jahre wieder freigegeben und späterhin mit einer Entschädigung abgefunden.

Die gräßliche Zerstörung Magdeburg's ist übrigens nicht dem Tilly aufzubürden. Denn es ist erwiesen, daß er theils aus Abneigung gegen den Grafen Pappenheim, der aus dem Dienste Kurbayerns in den des Kaisers getreten war, theils und hauptsächlich in der Absicht, Magdeburg zu seinem Hauptwaffenplatz zu machen, eine minder gewaltthätige Einnahme vorgezogen hätte. Daher hielt Tilly noch nach Mitternacht einen zweistündigen Kriegs Rath, um den Sturm abzuwenden; allein Pappenheim bestand auf demselben und war dann selbst an der Spitze der Stürmenden. Tilly selbst betrat erst nach der Einnahme die Stadt und ließ allen, die sich in die Domkirche geflüchtet hatten, Gnade verkünden und Brod reichen, ja den gefangenen Soldaten machte er den Vorwurf, daß sie sich nicht besser gewehrt und das Unglück von der Stadt abgewendet hätten; — wie denn überhaupt neuere Forschungen (z. B. von A. Menzel, Benien, Kloppe) diesen Fehldern von den Anschuldigungen gereinigt haben, womit der Parteigeist ihn so lange verunehrt hatte. — Was den so plötzlichen Ausbruch des Feuers betrifft, so giebt der neu aufgefunden Originalbericht Tilly's an seinen Rüstfösten, worin er den Brand als ein großes Unglück bezeichnete, an, daß, nach der Auslage der Gefangenen, die Besatzung selbst für den Fall einer Erstürmung denselben habe angelegt, um diese feste und wichtige Stadt zu einem Waffenplatz für die Sigisten unbrauchbar zu machen. Auch wird erwähnt, daß viele Bürger während der Belagerung in ihren Kellern Pulver aufbewahrt hatten, das dann natürlich die Verbreitung des Feuers vermehrt haben mußte. — Auch ist von den damals Lebenden eine absichtliche Zerstörung der Stadt dem Tilly nicht zur Last gelegt worden.

Nach dem Falle Magdeburg's gab der König zwar Spandau zurück, zwang aber dann doch den Kurfürsten durch die Drohung, seine Residenz Berlin in den Grund zu schießen, zu einem Bündniß mit Schweden und zur unbedingten Überlassung von Spandau und Küstrin auf die Dauer des Kriegs. Hierauf wollte sich Gustav Adolf, um auch festen Fuß auf dem linken Elbufer zu fassen, nach Magdeburg ziehen; weil aber Tilly, der inzwischen Erfurt eingenommen hatte, auf die Nachricht von des Königs Bewegung, mit einem noch stärkern Heere aus dem Thüringischen aufbrach und ihm entgegen rückte, so bezog Gustav Adolf bei Werben (am Einfluß der Havel in die Elbe) ein so festes Lager, daß Tilly es vergebens bestürmte und sich, vom Mangel bedroht, entschloß, die ausgekaute Altmark zu verlassen. Dadurch wurde es dem Könige möglich, Mecklenburg zu erobern und die von Wallenstein vertriebenen, ihm verwandten Herzöge wieder einzusetzen, was jedoch mit der Bedingung geschah, daß sie ihn als Oberherren anerkannten. Auch schloß sich nun der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, der von Tilly bedrängt wurde, weil er dessen Truppen nicht in seine Festungen aufnehmen wollte, offen dem Könige als schwedischer Vasall an, und der Herzog Bernhard von Weimar trat, gelockt durch die Aussicht auf ein neu zu bildendes fränkisches Herzogthum, in schwedische Dienste, deckte sogleich Hessen-Cassel, brandschatzte einige furmainzische Städte und schlug ein Lager bei Rothenburg an der Tauber.

§. 236. Unterdessen hatte Tilly vom Kaiser den Befehl erhalten, sich gegen den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen zu wenden, um ihn wegen seiner Theilnahme am Leipziger Congreß zu bestrafen, und jetzt erst, da Tilly's mordbrennerische Söldnerhaaren dieses Land, wie ein feindliches verwüsteten und bereits Leipzig zur Übergabe zwangen, schloß der Kur-

fürst in seiner Bedrängniß einen Bundesvertrag mit dem Könige von Schweden, ihn flehentlich bittend, daß er ihn doch so schnell wie möglich von Tilly befreien möchte. In diesem Vertrag überließ der Kurfürst sein Land, seine Soldaten und seine Festungen dem Oberbefehl des Königs auf die Dauer des Kriegs.

Als sich der König, nach der Vereinigung mit dem sächsischen Heere bei Düben, mit den Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg berieth, ob man den Feind „durch Diversionen oder durch eine Feldschlacht“ angreifen sollte, drang der Kurfürst von Sachsen auf eine Schlacht, damit sein Land je eher, je lieber von der Last zweier so großen Heere befreit werde. Daher entschloß sich Gustav Adolf nach einigem Bedenken zu einer Hauptschlacht, obgleich dabei Alles auf dem Spiele stand. Und so kam es am 7. Sept. (a. St.)
 1631 zur Schlacht bei **Dripzig** oder Breitenfeld, in welcher Gustav Adolf mittelst einer neuen Schlachtordnung und durch die standhafte Tapferkeit seiner Schweden das Heer der Liga so gänzlich besiegte, daß Tilly auf der Flucht beinahe um's Leben kam und dieser Sieg dem Kaiser fast alle Vortheile des ganzen Krieges entriß: denn nun stund ganz Deutschland dem Schwedenkönig offen.

Tilly, der eben Leipzig eingenommen und seine Truppen auf den Anhöhen bei Breitenfeld zc. aufgestellt hatte, war nicht Willens, eine Schlacht anzunehmen; aber Pappenheim ließ sich wider seinen Befehl mit der Vorhut des Feindes ein, wurde zurückgedrängt und gab dadurch dem Könige Gelegenheit, zwischen zwei Dörfern seine kunstreich ausgedachte Schlachtordnung aufzustellen. Diese beruhte auf dem Grundsätze, daß sie einem wohlgeordneten Körper gleichen müsse, von dessen Gliedern nicht nur jedes sich selbst, sondern auch die andern gleichzeitig schützen könnte. (Daher stellte er kleine Abtheilungen von Musketieren neben die Schlachthäufen der Pikiniere, und mischte wieder die erstern unter die Reiterei, indem zwischen den Schwadronen leere Räume zur Aufnahme von 150 bis 200 Musketieren gelassen wurden. Pike, Muskete, Pistole, Säbel, und die Wucht des Schlachtrosses mußten sich gegenseitig unterstützen.) Den rechten schwedischen Flügel befehligte General Baner, den linken der Feldmarschall Horn, das Centrum General Teufel. Der König selbst, auf einem Schimmel, in ledernem Koller, mit weißem Hut und grünen Federn, nahm einen Standort, von dem aus er sich dahin wenden konnte, wo Pappenheim, der am meisten zu fürchtende, sich hinrichten würde. — Die kaiserlich-ligistische Schlachtordnung bildete nur Eine Linie mit vielen schwerfälligen Vierecken von tiefer Stellung; auf dem linken Flügel stand Pappenheim, dem Könige gegenüber, auf dem rechten Graf Fürstenberg den Sachsen gegenüber, das Centrum hielt Tilly. Die Losung der Katholiken war „Jesus Maria!“, die der Schweden: „Gott mit uns!“

Beim Beginn der Schlacht griff Tilly die Sachsen mit solcher Gewalt an, daß diese sammt ihrem Kurfürsten die Flucht ergriffen. Indes schlug Gustav Adolf mit dem rechten Flügel einen siebenmaligen Ansturm Pappenheim's zurück, gewann die Höhen und zwang mit dem erbeuteten feindlichen Geschütz den Feind nach einem fünfjündigen Gefechte zur Flucht. Selbst Tilly, der schon mehrere Wunden hatte, floh, und wurde von einem langen Wittmeister verfolgt, der ihn mehrmals mit umgekehrter Pistole auf den Kopf schlug und ihn getödtet haben würde, wenn nicht ein herbeisprengender Reiter denselben erschossen hätte. Erst in Halle hielten Tilly und Pappenheim mit dem Rest ihrer geschlagenen Schaaren, die bisher so viel Elend über Deutschland gebracht hatten.

Die Folgen dieses wichtigen Sieges entwickelten sich schnell. Während der Kurfürst von Sachsen sogleich Leipzig einnahm und dann, wiewohl höchst ungern, die Unterwerfung von Schlesien und Böhmen übernahm, er-

gaben sich Merseburg, Halle und Erfurt den Schweden, und Anhalt und Weimar schloßen Bündnisse mit dem Könige. Alsdann brach Gustav Adolf nach den fränkischen und rheinischen Bisthümern auf. Dieser sein Zug durch Franken und die Rheinlande, so wie der Umstand, daß er sich allenthalben als Lehenstherrn huldigen ließ und zu Würzburg sogar eine „schwedische Landesregierung“ einrichtete, machte es immer deutlicher, daß er mit dem Gedanken umgieng, entweder selbst Kaiser zu werden, oder sich in einer Hegemonie an die Spitze der protestantischen Partei zu stellen, — wovon übrigens das eine oder das andere in der Natur der Dinge lag, wenn er überhaupt seine Stellung in Deutschland behaupten wollte.

So sehr daher seine Erscheinung sogar bei den protestantischen Fürsten fortwährende Besorgniß erregte (so daß selbst Bernhard von Weimar wieder aus seinen Diensten trat), so willkommen war sie dem Volke in allen protestantischen Ländern. Denn die oben angegebenen Eigenschaften seines Charakters, insbesondere seine Menschenfreundlichkeit, erweckten ihm allgemeine Bewunderung, so daß selbst seine Gegner ihn als einen sehr klugen und wachsamem, muthigen und beständigen, weisen und milden Mann gerühmt haben, und die Seinigen ihm deshalb, so wie besonders auch wegen seiner ungeheuchelten Gottesfurcht, mit der größten Hingebung anhiengen. Dazu kam, daß die gute Zucht und Ordnung, an die er seine Schweden durch sein Beispiel und durch die in seinem Lager eingeführten täglichen Andachtsübungen gewöhnt hatte, den wohlthuendsten Eindruck bei allen machte, die von der Härte der andern Kriegsführer und von der Rohheit ihrer Söldnerheere das Schlimmste hatten leiden müssen.

Zwar hatte Tilly, der mit seinem wiedergesammelten Heere das Hessenland schwer drückte, einen Zug zur Befreiung Würzburgs machen wollen, war aber vom Kurfürsten von Bayern bedeutet worden, sich in keine offene Schlacht einzulassen, sondern die Städte am Untermain und Mittelrhein zu schützen. Daher machte sich Gustav Adolf in Eile gegen den Rhein auf, zog in Frankfurt a. M. ein, das ihm auf seine Drohung die Thore öffnete, erzwang den Rheinübergang bei Oppenheim und nahm Mainz ein, wo er überwinterte. In Kurzem fielen alle Orte auf beiden Ufern des Mittelrheins den Schweden zu und selbst die Bischöfe von Worms und Speyer schloßen ein Bündniß mit dem Könige, der im Sinne hatte, die Pfalz zu seinen Eroberungen zu schlagen und daher dem Kurfürsten Friedrich V, der ihn zu Frankfurt persönlich um Herstellung seines pfälzischen Besitzes bat, nur mit halben Hoffnungen hinhielt.

Weil nun inzwischen Tilly den Schweden Bamberg, das durch den General Horn von Würzburg aus besetzt worden war, wieder weggenommen hatte, so überließ Gustav Adolf die Deckung der Rheingegenden dem Herzog Bernhard, und zog über Rittingen, wo er sich mit Horn vereinigte, durch das ihm freudig zujauchzende Nürnberg nach der Gränze von Bayern, wo Tilly stand, um die Lech- und Donaulinie zu decken. Nachdem er Donauwörth erstürmt und dort den lutherischen Gottesdienst wieder hergestellt hatte, rückte er an den Lech, hinter welchem Tilly mit dem bayrischen Heere eine starke Stellung genommen hatte. Nach tapferm Widerstande der Bayern, welchen Kurfürst Maximilian selbst unterstützte, erzwang der König den Übergang über den Lech, im April des Jahres 1632

und hiebei wurde **Tilly**, der Sieger in 36 Schlachten, durch eine Stückkugel tödtlich verwundet; doch ordnete der unerschrockene Mann noch vor seinem Tode die Vertheidigung von Ingolstadt an, wo er nach 15 Tagen starb.

Tilly, der ein Greis von 73 Jahren war, als er starb, war bis zum letzten Augenblick Soldat im vollen Sinne des Wortes, so daß ihn Gustav Adolf nur den „alten Corporal“ zu nennen pflegte. Sein Äußeres war abschreckend: magere Gestalt, miltlere Größe, gerunzelte Stirn, graues borstiges Haar, ernster, zuweilen finsterner Blick, lange Nase, hohle Wangen, spitzes Kinn mit starkem Knebelbart. Sich er auch, wie alle Feldherren jener Zeit (Gustav Adolf ausgenommen), seinen Soldaten, bei aller Strenge gegen den Ungehorsam, oft zu sehr den Zügel schiessen, so war er doch einer der ehrenwertheften Feldherren: denn nicht nur war er stets nüchtern und enthaltlich im Genuß (und zwar in jeder Beziehung), sondern auch so uneigennützig, daß er — als das gerade Gegentheil von Wallenstein — es durchweg verschmähte, sich mit Geld und Gütern zu bereichern oder Titel und höhere Würden anzunehmen; daher er auch nur ein sehr mäßiges Vermögen hinterließ, das er seinen Offizieren vermachte. — Er starb nach einer schmerzlichen Operation am 30. April 1632, nachdem er kurz zuvor seinem Kurfürsten gerathen hatte, Regensburg wohl zu halten, weil sonst die Kaiserkrone und der Kurbhut auf dem Spiele stühe.

Nach dem Ueibergang zog **Gustav Adolf** vor die Stadt **Augsburg**, die ihm willig die Thore öffnete, durch die er einen feierlichen Einzug hielt. Da die Bürgerschaft größtentheils evangelisch und schwedisch gesinnt war, so weigerte sie sich nicht, der Krone Schwedens förmlich zu huldigen. Auch ließ sie ihm eine Denkmünze schlagen mit der Inschrift: *Gustava et Augusta caput religionis et regionis*. — Nach einem vergeblichen Sturm auf Ingolstadt, wobei eine 24pfündige Kanonenkugel seinem Pferde durch den Leib fuhr, daß man ihn mit Blut und Staub bedeckt unter demselben vorziehen mußte, wollte er sich **Regensburg's** bemästern, allein **Maximilian** hatte diese wichtige Reichsstadt durch Ueberumpelung in seine Gewalt gebracht. Daher drang nun **Gustav Adolf** unter Beobachtung strengster Mannszucht in **Altbayern** ein, nahm **Landshut**, **Freyding** und andere Orte und zog in **München** als schonender Sieger ein. Da ersuchte **Maximilian**, der sich in **Regensburg** befand, den Kaiser um Hülfe gegen die Schweden und wendete sich in seiner Bedrängniß sogar insgeheim an Frankreich, welches ihn, gegen das Zugeständniß, das linke Rheinufer von **Coblenz** bis **Constanz** besetzen zu dürfen, mit Geld unterstützte, weil es jetzt selbst die wachsende Macht der Schweden fürchtete.

Der erschrockene Münchner Stadtrath hatte dem Könige die Schlüssel der Stadt auf den Knien dargereicht. Der König aber benahm durch die strengste Mannszucht und die größte Leutlichkeit den Bürgern die Furcht vor ihm. Beim Besuch der Jesuitenkirche empfing ihn der Pater Rector mit einer lateinischen Anrede, welche der König in der gleichen Sprache erwiderte. Da er bei allen Gelegenheiten die Bürger in Ausübung ihres Gottesdienstes rücksichtsvoll behandelte, so änderte sich bald die Stimmung gegen ihn. Doch mußte die Stadt 300,000 Thaler Contribution zahlen und 240 kurfürstliche Kanonen wurden nach **Augsburg** geschafft. — Um dieselbe Zeit, da **Gustav Adolf** in die Hauptstadt **Bayerns** einzog, zog der Kurfürst von **Sachsen** in die Hauptstadt **Böhmens** ein.

§. 237. Mittlerweile hatte der Kaiser in seiner Noth den **Wallenstein**, der indeß auf seinen Gütern von den im Kriege erpreßten Millionen in

mehr als fürstlicher Pracht gelebt hatte, wieder als Oberfeldherrn berufen, und dieser sich nach scheinbarem Weigern nur unter Bedingungen dazu verstanden, welche in Bezug auf die Kriegsführung ihm fast kaiserliche Gewalt einräumten und ein österreichisches Erbland, sowie die Lehnshegerrschaft über alle Länder verhiessen, die er erobern würde. Sein Name, ein hoher Sold und die Aussicht auf Plünderung und Beute lockten von allen Seiten kriegslustige herbei, so daß er in kurzer Zeit wieder ein Heer von 40,000 Mann beisammen hatte.

Die unbeschränkte Vollmacht, die er als oberster Feldherr des Kaisers erhielt, bestand darin, daß weder der Kaiser, noch sein Sohn sich beim Heere einzufinden durften; daß nur der Kaiser höchstens Begnadigung am Leben, nicht aber an den Gütern eintreten lassen dürfe, welche einziglichen nur dem Herzog zustehen sollte; daß endlich der Kaiser als zur Führung des Krieges nöthigen Goldsilber gewähren und seine Länder dem wallensteinischen Heere zum Rückzug offen lassen müsse. Solche Bedingungen waren ganz geeignet, „den Herrn zum Anecht und den Anecht zum Herrn“ zu machen.

Statt sich aber, wie der Kaiser verlangte, in eigener Person nach Bayern zu wenden, um den König daraus zu vertreiben, gehorchte Wallenstein nicht, entweder, wie man glaubte, aus Mißwillen gegen den Kaiser, als den Urheber seiner Absetzung oder aus strategischen Gründen: denn er trieb erst durch die Wiedereinnahme Prag's die Sachsen aus Böhmen und stellte sich dann zu Eger an der bayerischen Gränze auf. Erst als man ihm den Oberbefehl über das vereinigte bayerische und kaiserliche Heer zugestand, während der Kaiser nur dann den Befehl haben sollte, wenn die Bayern allein in's Gefecht kämen, erfolgte die Vereinigung der beiden Heere in Eger, welche Gustav Adolf vergebens zu verhindern gesucht hatte.

Daß dieses Manöver des Herzogs gut berechnet war, sieht man daraus, daß der König dadurch bestimmt wurde, Bayern zu verlassen, und seine Stellung in Nürnberg zu nehmen, um diese Stadt zu schützen. Die eigene Sicherheit hätte ihm geboten, eine Stellung an der Donau oder am Main zu nehmen, aber er wollte von der ihm so erhabenen Reichsstadt das Schicksal Magdeburgs abwenden und bezog dabelbst ein Lager, zu dessen Befestigung die Bürgerschaft selbst mit Hand anlegte. Bald aber rückte ihm Wallenstein mit einem dreifach stärkeren Heere nach und bezog zwei Stunden von Nürnberg auf der Anhöhe bei Zirndorf ein festes Lager, von wo aus er durch Abschneidung der Zufuhr den König in eine mißliche Lage brachte.

Gustav Adolf, der anfangs mit nur 18,000 Mann bei Nürnberg verschanzt war, hatte zwar durch die reichen Vorräthe dieser Stadt, die ihm mit großer Aufopferung unterliefen, eine Hungerrung nicht zu befürchten, sah aber mit Schmerz, wie das wallensteinische Heer, das mit den Bayern 80,000 Mann zählte, die Umgegend Nürnbergs weit und breit durch Ziegen und Bienen, Heublen und Mähdern verheerte. Nachdem er sich er nach und nach sein Heer auf 34,000 Mann gebracht hatte, so begann die Noth für die Umgegend noch mehr zu steigen, wenn er auch alles aufbehielt, sie durch eine strenge Disciplin zu mindern. Mer von seinen alten genügsamen Schweden waren nur wenige mehr am Leben und die neugeworbenen Dänen waren viel schwerer im Zaum zu halten.

Vergebens suchte der König, um das Land vom Kriegsdruck zu befreien, den Wallenstein zu einer Feldschlacht zu bewegen: dieser blieb unbeweglich

auf seinen Anhöhen. Da, nachdem sich die Heere an 11 Wochen lang einander gegenüber gelegen waren, entschloß sich Gustav Adolf, das wallensteinische Lager zu stürmen, mußte sich aber nach mehrmaligem vergeblichen Angriff mit einem Verlust von 2000 Todten wieder in sein Lager zurückziehen. Da nun auch Hunger und Krankheiten im schwedischen Heere einrissen, brach der König mit seinem Lager auf, zog in Schlachtordnung und mit klingendem Spiel vor Wallensteins Lager vorüber, und wandte sich, nachdem er einen Theil seines Heeres unter Bernhard nach Franken entsandt hatte, über Rothenburg nach Donaumörth, um den Krieg nach Bayern zu spielen. Jetzt brach auch Wallenstein auf, wendete sich aber, anstatt nach Bayern, plötzlich nach dem wehrlosen Sachsen, um dieses Land vom Bündnisse mit den Schweden zu trennen. Dieß zu verhindern und dem Hülferuf des Kurfürsten zu genügen, zog nun Gustav in Eilmärschen über Schweinfurt nach Arnstadt, wo er sich mit Bernhard wieder vereinigte und von da nach Erfurt gieng, wo er eine Heeresmusterung hielt und von seiner Gemahlin, die ihm bis dorthin entgegen geeilt war, unter seltsamen Ahnungen zärtlichen Abschied nahm. Als er hierauf in die Stadt Naumburg einzog, begrüßte ihn das Volk schon als Retter Sachsens mit fast abgöttischer Verehrung, so daß er an seinen Hofprediger die Besorgniß äußerte, Gott möchte ihn wegen der Thorheit dieser Leute strafen und sie und ihn empfinden lassen, daß er nur ein schwacher sterblicher Mensch sei.

Da der König sich bei Naumburg verschanzte, so zog sich Wallenstein, überrascht durch die schnelle Erscheinung des Königs, nach Weiffelsfeld zurück und gedachte in und um Leipzig, das er eben erobert hatte, die Winterquartiere zu beziehen. Er gestattete daher dem Pappenheim, der stets nach einer unabhängigen Stellung trachtete, mit 8 Regimentern jener von den Schweden bedrohten Stadt zu Hülfe zu ziehen, befahl ihm aber, zuvor Halle und die Moritzburg einzunehmen und dann am Rhein einen Winterfeldzug zu machen. Als Gustav Adolf dieß erfuhr, beschloß er sogleich eine Schlacht und brach gegen Wallenstein auf, der auf diese Nachricht seine vertheilten Schaaren zusammenzog, den Pappenheim zur Rückkehr entbot und sein Hauptquartier nach Lützen vorschob. Hier nun trafen die Heere aufeinander und es erfolgte die Schlacht bei Lützen am 6. Nov. 1632 in welcher Gustav Adolf sein Heldenziel erreichte, indem er von zwei Kugeln getroffen fiel, so daß der Sieg schon verloren schien.

Nachdem der König während der Nacht, vor dem von ihm gewählten verhängnißvollen Tage in seiner Kutsche mit dem Herzog Bernhard (der seinen Bruder, den Herzog Wilhelm von Weimar, welchen Gustav zu seinem Generallieutenant gemacht hatte, vertrat) und mit dem General Knipphausen den Plan zum Angriff auf Wallenstein's Linien entworfen und für den Fall, daß ihm etwas begegnen sollte, den Herzog Bernhard mit dem Oberbefehl betraut hatte, begann er, als der Morgennebel gefallen war, nach dem Blasen des Piefs: „Eine feste Burg“ und nach dem Absingen des 67. Psalms die Schlacht mit den Worten: „Das walt Gott! Herr Jesu, Jesu, hilf mir heute streiten zu deines heiligen Namens Ehre!“ — Beim ersten Angriff brachten die Schweden den linken feindlichen Flügel, der längs einer Landstraße postirt war, ungeachtet des furchtbarsten Geschützfeuers, das sie aus den Gräben empfieng, zum Weichen

und gewannen die Landstraße; auch das Centrum war schon zum Theil gesprengt: da brach plötzlich die feindliche Reiterei aus dem Centrum hervor und warf das schwedische Fußvolk über die Straße zurück. Um die Ordnung herzustellen, stellte sich Gustav an die Spitze eines Regiments und sprengte so rasch gegen den Feind, daß ihm nur der Herzog Franz von Lauenburg, ein Herr von Truchseß und der Edelknecht Leubelfing (eines nürnbergischen Patriziers 18jähriger Sohn), mit zwei Leibknechten folgen konnten. So gerieth er mit seinem kurzen Gesicht bei ohnedieß wieder aufsteigendem Nebel mitten unter die feindlichen Reiter hinein; da traf ein Pistolenschuß sein Pferd in den Hals, worauf sogleich ein zweiter dem Könige den linken Arm zerschmetterte. Eben wollte ihn der Herzog von Lauenburg aus dem Gefechte geleiten, als ein kaiserlicher Reiter, den Niemand für einen feindlichen hielt (es soll ein Obristleutnant von Falkenberg gewesen sein) auf zehn Schritte herankommend, dem König durch den Rücken schoß, so daß er vom Pferde stürzte. Während des Herzogs Stallmeister den Thäter tödtete und der Herzog floh, versuchte es der treue Page den König fortzubringen, konnte aber den schweren Mann nicht vom Boden aufheben. Da sprengten kaiserliche Kürassiere herbei, und fragten nach dem Namen des Verwundeten. Als der König selbst seinen Namen nannte, schoß ihm einer der Kürassiere durch den Kopf, so daß er vollends sein Leben verhauchte. — Nicht ohne Mühe ward sein Leichnam nach der Schlacht unweit eines Feldsteins, von andern Leichen bedeckt, entkleidet und von Blut und Hufschlägen entstellt, gefunden und nach Weizenfels gebracht, wo er einbalsamirt und sein ungewöhnlich großes Herz in einer goldenen Kapsel verwahrt wurde, die seine untröstliche Gemahlin zu sich nahm. (Von da wurde der Leichnam nach Wolgast gebracht und erst im folgenden Jahre in Stockholm beigelegt.)

Aber sein Fall erbitterte die Schweden zur Rache, und unter der Anführung des tapfern Herzogs Bernhard erneuerten sie den Angriff, warfen die Kaiserlichen wieder zurück und hatten schon die Hauptstellung Wallenstein's erobert, als auf einmal Pappenheim, welchen Eilboten von Halle zurückgerufen hatten, auf dem Schlachtfelde anlangte und mit seinen frischen Reitern die Schweden abermals über die Landstraße zurückwarf. Aber in dem Augenblick sank Pappenheim selbst tödtlich verwundet vom Pferde, und als Bernhard noch einmal anstürmte und zugleich viele kaiserliche Munitionswägen, von schwedischen Kugeln entzündet, in die Luft flogen und weit umher Schrecken verbreiteten, so sah sich Wallenstein genöthigt, mit Verlust alles seines Geschüzes in aller Eile das Schlachtfeld und bald darnach auch Sachsen zu räumen, um sich nach Böhmen zurückzuziehen.

Gustav Adolf's Tod versekte das ganze protestantische Deutschland in die tiefste Bestürzung und Trauer, und wenn auch Kaiser Ferdinand beim Anblick seines blutigen Tröckers, das ihm nach Wien gesandt wurde, sehr bewegt war, so ließ er doch, wie über den größten Sieg, aller Orten ein *Tedeum* singen: denn mit seinem Tode war allerdings die größte Gefahr für die Katholiken verschwunden.

Doch auch für Deutschland, wie für den König selbst, könnte man seinen Tod vielleicht ein Glück nennen, insofern „bei längerem Leben sich der Retter Deutschlands in einen Eroberer, der Ruhm in Schande, die Theilnahme in Haß verwandelt haben“ und Deutschland eine Provinz Schwedens geworden sein würde. Den König aber gemeiner Eroberungslust zeihen zu wollen, wäre unrecht: denn um die protestantische Sache, die an den damaligen deutschen Fürsten so engherzige und unfähige Vertreter hatte, dauernd halten zu können, mußte er, der allein nicht nur den lebendigsten Glauben, sondern auch die meiste Macht hatte, Andere bei diesem Glauben zu schützen,

einen bleibenden Fuß in Deutschland zu fassen suchen: die Umstände hatten ihm diesen Gedanken als eine Nothwendigkeit aufgedrängt. Darum bleibt er nach wie vor einer der edelsten Glaubenshelden.

Fünfte Periode des Krieges: Das Mißgeschick der schwedischen Waffen.

§. 238. Nach Gustav Adolfs Tode übernahm sein durch große Umsicht, Klugheit und Festigkeit ausgezeichnete Kanzler *Arze Drenstjerna* als Reichsverweser Schwedens auch die Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland. Derselbe beschloß, im Einverständnisse mit Frankreich, im Namen des schwedischen Reichsraths und nach einer Berathung mit den schwedischen Generalen die Fortsetzung des Krieges, mußte aber dem Herzog Bernhard den Oberbefehl über das Hauptheer (den dieser in eigenem Namen schon übernommen hatte) überlassen und ihm die Bisthümer Bamberg und Würzburg unter dem Titel eines „fränkischen Herzogthums“ zu Lehen geben; doch setzte er ihm den besonnenen schwedischen General Horn an die Seite. Die angeworbene Lehenshoheit oder Reichsvogtei über Deutschland aber mußten die Schweden jetzt allmählich aufgeben; desto mehr trachteten sie darnach, sich zur Entschädigung norddeutsche Küstenländer zu erwerben.

Da es den protestantischen Fürsten begreiflicher Weise schwer ankam, sich in die Abhängigkeit von Schweden zu fügen, das von nun an immer gebietender auftrat, so konnte Drenstjerna nur die protestantischen Stände von Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, wo fast überall schwedische Besatzungen waren, zum Heilbronner Bündniß
1633. vereinigen, worin ihm das Directorium zugestanden, aber ein ständischer Beirath an die Seite gesetzt wurde; doch sollte Drenstjerna in Kriegssachen die letzte Entscheidung haben. Allen Fürsten, denen Gustav Adolf zur Entschädigung geistliche Landestheile versprochen hatte, bestätigte er ihre Anwartschaft, und als die Wittve des unglücklichen Friedrich's V, der kurz zuvor aus Gram über Gustav Adolfs Tod und über die dadurch verschwundene Aussicht auf Wiedergewinnung der Pfalz gestorben war, für ihren ältesten Sohn die Unterpfalz verlangte, bewilligte der Kanzler sogleich diese Forderung.

Obgleich der Mangel eines von allen anerkannten Kriegsoberhauptes gar bald verspürt wurde und Keiner vom Andern gern Befehle annahm, so hatten doch die protestantischen Heere überall die Oberhand: denn Wallenstein, der in Böhmen sein Heer wieder ergänzt hatte, verhielt sich unthätig, und statt sich gegen die in Deutschland hantirenden Schweden zu wenden, unterhandelte er in Schlessien lange mit Drenstjerna und Bernhard, brach dann plötzlich den mit ihnen geschlossenen Waffenstillstand in Schlessien und suchte Sachsen von dem Bündnisse mit den Schweden zu trennen, Brandenburg aber zu einem besonderen Frieden zu bewegen. Um zu diesem Ziele zu kommen, ließ er das Land der beiden Kurfürsten auf das entsetzlichste verheeren: er konnte sie aber nicht zum Abfall von den Schweden bringen.

Unterdeßien aber wurde besonders Bayern von den Schweden auf das Härteste bedrängt: statt aber dem bayerischen Lande, dessen Kurfürsten er fortwährend grollte, selbst zu Hülfe zu kommen und Regensburg zu retten, schickte er eine geringe Hülfe dahin ab, und als diese Stadt in Bernhard's Hände fiel, kehrte Wallenstein wieder nach Böhmen zurück, wo er Pilsen besetzte.

Aus diesem Grunde gab man ihm Schuld, daß er heimlich mit den Schweden unterhandle, um mit dem ganzen Heere zu ihnen überzugehen und sich dadurch die Krone Böhmens zu verschaffen. Auch hatte ihm wirklich Ludwig XIII. für diesen Fall Geld und Unterstützung angeboten, wiewohl kein Beweis vorliegt, daß er auf das Anerbieten einging. Da nun aber der Kaiser schon längst einem Manne mißtraute, dem er in der äußersten Noth einen so ungehörlich großen Theil der kaiserlichen Gewalt hatte überlassen müssen, so fanden die Klagen der Gegner Wallenstein's um so mehr Eingang bei ihm, je weniger ihn die Noth jetzt mehr zwang, sich von einem so übermüthigen Diener Geleße vorschreiben zu lassen. Daher ließ er den Wallenstein auf eine übrigens schonende Weise zur Niederlegung des Oberbefehls auffordern. Wallenstein versprach zum Schein Gehorsam, suchte aber dadurch nur Zeit zu gewinnen. Er fuhr fort, mit den Schweden zu unterhandeln, und trachtete, sich auf alle Weise des unbedingten Gehorsams seiner Unteranführer zu versichern, um den Oberbefehl mit Gewalt zu behaupten.

Er berief nämlich die Obersten seiner Regimenter und ließ durch einen seiner Vertrauten, den Feldmarschall Flow (Flo), ihnen eröffnen, daß er, um seiner Feinde am Hofe willen, das Commando niederzulegen gedenke: sie sollten sich mit ihren Geldforderungen an den Kaiser halten. Erschraken darüber, baten die Obersten den Herzog, bei der Armee zu bleiben. Wallenstein versprach, wenigstens so lange noch zu bleiben, bis er überzeugt wäre, daß für ihren Unterhalt gesorgt sei. Auf diese Antwort stellte Flow den Obersten vor, daß es nun an ihnen sei, den Herzog durch die Erklärung zu erfreuen, daß sie sich nicht von ihm trennen lassen wollten. Auf ihre Zustimmung entwarfen Flow und Tercza eine Erklärung, daß sie dem Wallenstein, so lange er in des Kaisers Diensten bleiben oder der Kaiser seine Dienste gebrauchen werde, bis zum letzten Blutstropfen treubleiben und einen Jeden, der dieß nicht thue, als Chyloien an Hab' und Gut, Leib und Leben bestrafen wollten. Diese Erklärung legten sie bei einem Danket am 12. Jan. 1634 zur Unterschrift vor. Ein Theil der Obersten verweigerten ihre Unterschrift; die übrigen zogen ihre Degen für Wallenstein und unterschrieben.

Dieser Schritt ward am kaiserlichen Hofe als eine Verschwörung betrachtet und zahlreiche Feinde Wallenstein's (darunter Octavio Piccolomini, Gallas und Aldringer), die ihn zu stürzen trachteten, boten die Hände zur Abwehr der wirklichen oder vermeintlichen Gefahr. Daher erklärte der Kaiser, wiewohl nur gedrängt und sehr ungern, in einem eigenen Patente an alle Generale und Offiziere des Heeres, daß er mit seinem obersten Feldherrn eine Veränderung vorzunehmen sich entschlossen und den Oberbefehl einstweilen dem Gallas übertragen habe. Heimlich aber erhielt letzterer von der sogenannten spanischen Hofpartei den Befehl, sich des Friedländers und seiner beiden Vertrauten, Flow's und Tercza's, tod oder lebendig zu bemächtigen.

Bald darauf erschien ein zweites Patent, worin Wallenstein förmlich für einen Verräther erklärt wurde. Das hinterlistige Betragen seiner Gegner nöthigte ihn nun, auf seine Sicherheit zu denken, und machte ihn zum wirklichen Verräther. Denn indem er dem Kaiser schrieb, daß er sich zur Verantwortung stellen wolle, suchte er durch Briefe den Herzog von Weimar sowohl, als den sächsischen Befehlshaber zu bewegen, sich mit ihren Truppen der böhmischen Gränze zu nähern. Indeß nur der letztere setzte sich in Bewegung, und so beschloß Wallenstein, dessen Offiziere und Soldaten unterdeß, dem größten Theile nach, für den Kaiser gewonnen worden waren, sich einstweilen in die Gränzfestung Eger zu werfen. Dort aber gieng sein Stern, den er so oft in abergläubischem Sinne befragt, plötzlich unter: denn vorzüglich auf den Betrieb jener spanischen Partei am Wiener Hofe wurde durch die Veranstaltung des Obersten Buttler, eines Irländers, am 25. Februar

1634 Wallenstein ermordet, Seine Güter wurden eingezogen und verschenkt und seine Feinde mit Geld und Würden belohnt.

Wallenstein war am 24. Februar mit seinen Vertrauten Flow, Terkta und Kinsky, von 10 Reiterschwadronen begleitet, in Eger eingezogen und hatte seine Wohnung im Hause des Bürgermeisters genommen. Buttler, von Geburt ein Irländer, der ihm gleichfalls gefolgt war, hatte den Generalen Gallas und Piccolomini versprochen, ihnen den Wallenstein lebendig oder todt zu liefern. Das Letztere dünkte ihm das Sicherere. Er gewann die Schotten Gordon und Leslie, von denen der erstere, als Befehlshaber der Citadelle, die Freunde Wallenstein's zum Abendessen einlud, bei welchem sie von dreißig in das Geheimniß gezogenen Dragonern niedergehauen wurden. Darauf gieng Buttler mit noch zwei Hauptleuten und einer Anzahl Dragoner in die Stadt hinab und besetzte die Wohnung Wallenstein's, der bereits schlief. Dort drang Hauptmann Deveroux mit sechs Dragonern in's Vorzimmer und stieß einen Kammerdiener nieder, der sie zurückweisen wollte. Von dem Lärm geweckt, sprang der Herzog aus dem Bett und im Hemd an's Fenster, um die Schildwache zu fragen, was es gäbe. Schon aber hatten die Dragoner seine Thüre erbrochen, und Deveroux gieng mit vorgehaltener Hellebarde und mit den Worten auf ihn zu: „Bist du der Schelm, der Seiner Kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupt reißen will? Du mußt jetzt sterben!“ Schwiegend empfing Wallenstein den tödtlichen Stoß und wälzte sich röchelnd in seinem Blute.

Der Kaiser hatte weder direct, noch indirect seine Ermordung veranlaßt. Als er dieses traurige Ende seines Generalissimus erfuhr, ward er zu Thränen gerührt und befahl, 3000 Seelenmessen für ihn zu lesen. — Der Act der Gerechtigkeit, welcher Wallenstein im Grunde verfallen war, bekam durch die Art der Vollziehung desselben die Form eines feigen Justizmords. So viel bleibt gewiß: er wollte die Militärdictatur, die man ihm in der Zeit der Gefahr zugestanden hatte, auch nach der Beseitigung derselben behaupten; dadurch gerieth er in eine unnatürliche Stellung, aus der er heraustreten wollte; zur Unterordnung zurückzuföhren, litt sein Ehrgeiz und seine abergläubische Meinung von seiner höhern Bestimmung nicht: nur blieb er in den Mitteln zur Erreichung des von ihm erstrebten Ziels lange schwankend; endlich traf er die Wahl, und mitten in der Ausführung ereilte ihn ein Loos. — Die Grundursache zu Wallenstein's Fall liegt also nicht sowohl in dem Unmaß dessen, was er vom Kaiser verlangte, als vielmehr in dem ehrgeizig-selbstsüchtigen Mißbrauch dessen, was er erlangte.

(Von des Herzogs Mitschuldigen wurde nur der Herzog Heinrich Julius von Launenburg freigegeben; die übrigen wurden gefangen oder hingerichtet.

Wallenstein's reiche Güter wurden eingezogen und größtentheils an seine Feinde verschenkt.)

§. 239. Hierauf erhielt des Kaisers ältester Sohn Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen, (dem Namen nach, in der That aber General Gallas) den Oberbefehl über das kaiserliche Heer. Dagegen suchte nun der schwedische Kanzler Oxenstierna auf einem Bundestag zu Frankfurt a. M. auch die norddeutschen Kreise Westfalen, Nieder- und Obersachsen, zum Heilbronner Bunde heranzuziehen und sich für die Krone Schweden das Herzogthum Pommern als Entschädigung zusprechen zu lassen. Allein Kur-sachsen und besonders Kurbraudenburg, das auf Pommern, dessen Herzog kinderlos war, Anwartschaft hatte, waren dagegen. Auch Schlesien entgieng dem Bunde: denn als der kurfürstliche Feldmarschall Arnim die Kaiserlichen bei Leipzig schlug, schloßen sich die Schlesier lieber an Kur-sachsen an.

Als sodann der Herzog Bernhard, der in Schwaben und Franken umhergezogen war, in Bayern einfiel und Landschut nahm, gieng hinter ihm Regensburg an die Kaiserlichen verloren, welche ihn hierauf wieder aus Bayern vertrieben und nun in Vereinigung mit dem bayerischen Heere (unter Johann de Werth) den Schweden am 7. September 1634 in der **Schlacht bei Nördlingen**, in die sich der allzurache Bernhard wider den weiseren Rath des alten Generals Horn eingelassen hatte, eine gänzliche Niederlage beibrachten. Die Folge davon war, daß Horn gefangen, Schwaben, Franken und die Pfalz von den Kaiserlichen besetzt, und der junge Herzog Eberhard von Württemberg, desgleichen der Markgraf Friedrich von Baden genöthigt wurden, nach Straßburg zu fliehen; daß ferner Bernhard sich nach Lothringen ziehen mußte und daß nun Sachsen das schwedische Bündniß verließ und mit dem Kaiser am 30. Mai 1635 den Separatfrieden zu Prag schloß. Durch diesen Frieden erhielt es die Bestätigung des Passauer Vertrags und des Augsburger Friedens, auf 40 Jahre den ruhigen Besitz der vor 1627 eingezogenen geistlichen Güter und die Ober- und Niederlausitz als Mannlehen. Auch die protestantischen Fürsten von Brandenburg, Mecklenburg, Hessen-Darmstadt, Lüneburg, Anhalt, Weimar, ferner der niederländische Kreis, die Hansestädte, so wie Frankfurt und einige andere Reichsstädte traten diesem Frieden bei, so daß nur Hessen-Cassel, Württemberg und Baden noch zu Schweden hielten, dessen Übermacht in Deutschland nun gebrochen war.

Sechste Periode des Kriegs: Schwedisch-französischer Krieg.

§. 240. So schien die Kriegsflamme abermals in sich selber zusammenzusinken; doch nochmals erhielt sie neuen Nahrungstoff von Außen. — Stets das alte Ziel im Auge, Habsburgs Macht herabzudrücken und deutsche Länder am Rhein an sich zu reißen, mißchte sich jetzt Frankreich durch Richelieu's schlaue Politik offener als bisher in die

deutschen Angelegenheiten. Dadurch verwandelte sich der Krieg vollends in einen politischen Partei- und Bürgerkrieg, und selbst bei den meisten der deutschen Stände handelte es sich nicht mehr um Beschränkung oder Vertheidigung der Gewissensfreiheit, sondern um möglichst ausgebehnte Unabhängigkeit vom Kaiser.

Zunächst schloß Frankreich durch Richelieu mit den Schweden und dessen Verbündeten einen Vertrag, worin es sich verbindlich machte, 12,000 M. beim Bundesheere zu unterhalten, eine halbe Mill. Livr. Hülfsgelder zu zahlen und für Nothfälle eine Reserve-Armee am Rhein aufzustellen. Dafür ward ihm die Besetzung des Elsaßes und mehrerer fester Städte am Rhein überlassen, Sitz und Stimme im Bundesrath und die Forderung zugesprochen, daß keiner der Verbündeten sich ohne Zustimmung Frankreichs in Unterhandlungen mit dem Kaiser einlassen sollte. Zwar suchte Orenstjerna, als Sachsen den Schweden den Krieg erklärte, ernstlich einen Frieden mit Österreich abzuschließen; aber es kam nicht dazu; auch wirkte Frankreich dadurch entgegen, daß es mit dem Herzog Bernhard einen Vertrag schloß, durch welchen es ihm Geld zur Unterhaltung eines Heeres gab und nach dem Frieden einen Jahrgelt und den Besitz des Elsaßes, als einer Landgrafschaft, zusicherte.

1635 So begann denn der Krieg aufs Neue, indem der schwedische General **Panér** an der Elbe hinunter nach Lüneburg zog, von wo aus er verheerend in Sachsen einfiel. Zwar wurde er von dem Kurfürsten wieder zurückgedrängt und verlor Magdeburg, stellte aber durch den Sieg bei Wittstock am 4. Oct. (im heutigen Potsdamer Regierungsbezirk) über das sächsisch-österreichische Heer die Ehre der schwedischen Waffen wieder her: denn durch diesen Sieg kam Pommern, Brandenburg, Sachsen, Thüringen und ein Theil Frankens in die Hände der Sieger, die nun das sächsische Land zur Strafe für seinen Abfall schrecklich verwüsteten und brandschatzten.

Das Feld blieb fast allenthalben unangebaut, weil es an Saatkorn, Zugvieh und Menschenhänden fehlte; die Dörfer stunden leer, weil Alles in die Städte flüchtete oder das Kriegshandwerk erwarb, das noch am ersten nährte. Der Hunger trieb zu der unnatürlichsten Nahrung; man verzehrte Aas, selbst menschliche Leichname, ja im Magdeburgischen sollen hier und da Menschen getödtet und gegessen worden sein. Jahre lang aufgehäufter Unrath in den Häusern erzeugte schädliche Ausdünstungen, durch welche die Krankheiten und Seuchen vermehrt wurden, welche die Menschen in Massen dahin rafften, so daß an manchen Orten die Leichname haufenweise in große Gruben geworfen wurden.

Unterdeß war auch am Rhein der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser zum offenen Ausbruch gekommen. Um den Franzosen zuvorzukommen, eroberte **Gallas** Mainz und suchte nachher von Elsaß aus gegen Dijon vorzudringen, während **Johann de Werth** mit einem andern kaiserlichen Heere durch die Niederlande in die Picardie vordrang. Aber beide sahen sich bald wieder zum Rückzuge genöthigt und gaben den Gedanken auf, Frankreich in seinem Innern zu bekriegen.

Kurz darauf, am 15. Febr. 1637, starb Kaiser **Ferdinand II.**, 59 Jahre alt, von den Einen gerühmt wegen seiner Mäßigung im Glück und Standhaftigkeit im Unglück, wegen seiner Friedensliebe und seines milden Sinnes, von den Andern getadelt wegen seines strengen Religions-Eifers, we-

gen seiner unbegrenzten Sinebiring an die ihn umgebenden Geistlichen, und wegen der daraus entsprungenen Mißgriffe. Mit der kaiserlichen Bewilligung erhielt sein Sohn **Ferdinand der Dritte** 1637 die Nachfolge, nachdem derselbe schon am 22. Dec. 1636 einmüthig zum römischen König erwählt und gekrönt worden war. Er galt für unabhängiger von den Jesuiten und für mildegesinn gegen Katholiken, und doch erneuerte, ja verschärfte er die strengen Religionsedict seines Vaters. Auch täuschte er die Erwartungen vieler dadurch, daß er seit der Nördlinger Schlacht, der er beigewohnt hatte, nicht mehr im Felde erschien.

Während Gallas den Krieg mehr in Norddeutschland gegen die Schweden betrieb, rückte Herzog Bernhard, der mitten im Winter den Spaniern die Franche-Comté entrißen hatte, siegend am Rheine vor, schlug bei Rheinfelden das von Johann de Werth befehligte ligistische Heer, eroberte Freiburg und brachte am 19. Dec. 1638 das feste Breisach, den Schlüssel zu Oberdeutschland, durch Hunger zur Übergabe. Da er es zum Stützpunkt seiner neuen Herrschaft machen wollte, ließ er sich von den Einwohnern förmlich huldigen und glaubte sich schon im gesicherten Besitze des ihm von den Franzosen verheißenen Eliahes und Breisgau's.

Vergebens suchte ihn der Kaiser durch Unterhandlung für den Frieden zu gewinnen und von dem Bündnisse mit Frankreich abzubringen. Aber kurz darauf mußte Bernhard gewahren, wie Frankreich ihn zu hintergehen suche: denn als er auf die Forderung der Franzosen, Breisach an sie herauszugeben, sich weigerte, entzogen sie ihm die bisherige Geldunterstützung, so daß er nun den Krieg auf eigene Rechnung fortzuführen beischloß. Aber ehe er noch Gegenmaßregeln nehmen konnte, starb er den 18. Juni 1639 im Lager zu Neuenburg am Rhein, und Frankreich bewies durch eine schnelle Besitznahme des Eliahes seine habhüchlichen Absichten.

Seine plötzliche Erkrankung schrieb Bernhard selbst einer Vergiftung zu; doch hatte er schon einigemal vorher an einem bössartigen Fieber gelitten. In seinem Testament verordnete er übrigens, daß alle seine Eroberungen im Eliaß beim deutschen Reiche bleiben, aber unter schwedischem Schutze von demjenigen seiner Brüder regiert werden sollten, der sie behaupten würde. Da Michaelien Bernhards Heer mit Geld gewann, so wurde den Franzosen die Besitznahme aller festen Plätze dieses Landes erleichtert. — Unions! bemühte sich Herzog Wilhelm von Weimar, wenigstens die Befehlshaberstelle in Breisach zu bekommen, um bis zum allgemainen Frieden ein Pfand für die Ansprüche seines Bruders in Händen zu haben; er erhielt sogar nichts von dessen Hinterlassenschaft, sondern bloß die Leiche seines Bruders, um sie in die Familiengruft nach Weimar abzuführen. — Bernhards Character als Kriegsführer und Mensch gewährt übrigens in der allgemeinen Beurtheilung jener Zeit das Bild einer achtungswürdigen Persönlichkeit, deren sitzliche Würde, seine Bildung und fürstliche Selbstständigkeit selbst den Franzosen imponirte und auch dem französischen Hofe Achtung einflößte. „Im Herzog Bernhard lebte noch der volle religiöse Eifer seiner Vorfahren, bekräftigt durch das Beispiel des frommen Schwedenkönigs. Auch er ließ in seinem Lager Betenden und Gottesdienst halten. Mit dem Gelbeschrei: „Immanuel, Gott mit uns!“ griff man an. Im heiligsten Kampfe hörte man den Herzog den göttlichen Namen anrufen. Nach der Schlacht hat er wohl manchen Vermunderten oder Sterbenden mit Bibelsprüchen getröstet. — Davon war er in seiner Seele durchdrungen, daß er die rechte Partei habe und eine gute Sache verfechte.“

In Norddeutschland hatte unterdessen Banér, durch die Vereinigung des Kurfürsten von Brandenburg mit dem Kaiser, bis an die äußerste Küste Pommerns zurückweichen müssen, war aber im Frühjahr 1638, durch frische Truppen aus Schweden verstärkt, aus Stralsund hervorgebrochen, trieb den Gallas bis Magdeburg zurück, und schlug im Juni das sächsische Heer bei Chemnitz bis zur Vernichtung. Darnach drang er 1639 in Böhmen ein, konnte es aber nicht zum Anschluß an Schweden bringen und mußte das Land, nachdem seine Soldaten es wider seinen Willen barbarisch verheert hatten, wegen Mangels im Heere, im folgenden Jahre wieder verlassen, worauf er durch Sachsen nach Thüringen zog.

Längst war man des verheerenden Krieges müde und schon 1636 hatte der Papst zum Frieden angetrieben, den aber Frankreich und Schweden nicht wollten. Auch der Kaiser schrieb einen Reichstag nach Regensburg aus, um Versuche zum Frieden zu machen: sie hatten aber kein Ergebnis, da es den Stärkeren kein Ernst war, und namentlich Schweden und Frankreich fortwährend im Trüben fischen wollten. Vielmehr erschien Banér mitten im Winter unvermuthet vor Regensburg, um die ganze Reichsversammlung sammt dem Kaiser aufzuheben. Schon beschoß er die Stadt, als Thauwetter ihn zum Abzug nöthigte. Von Piccolomini verfolgt, zog er nach Halberstadt zurück, wo er in Folge seiner Anstrengungen in der Blüthe seiner Jahre starb.

§. 241. Nach Banér's Tode bekam der aus Gustav Adolf's Schule hervorgegangene **Torstenson** den Oberbefehl über die schwedischen Heere, ein kühner, schnellkräftiger Mann, der, obgleich an Fußgicht so leidend, daß er sich meist in einer Sänfte tragen lassen mußte, dennoch nicht nur in die verwilderten und erschlafften Massen Ordnung und Zucht zurückführte, sondern auch mit unglaublicher Schnelligkeit Deutschland dreimal durchzog und durch reißende Siege alle seine Gegner zittern machte. Denn während die Franzosen am Rhein vordrangen und unter Türenne und dem Herzoge von Enghien (nachmaligem Prinzen Condé) bald den kaiserlichen, bald den bayerischen Heeren zu schafften machten und mit abwechselndem Glücke sich zuletzt im Vortheil behaupteten, — ist Torstenson siegreich in Schlesien, macht Wien zittern, schlägt auf dem Rückzuge den Piccolomini in einer blutigen Schlacht bei Leipzig (1642), streift dann wieder bis Wien und rückt darauf plötzlich in Holstein und Schleswig ein. Bald hernach fällt er wieder im deutschen Reiche ein, siegt zweimal über die Kaiserlichen, belagert Brunn, und wendet sich dann, durch Seuchen genöthigt, nach Böhmen, erobert Leutmeritz und kehrt hierauf, von Krankheit erschöpft, zurück, um den siegreichen Feldherrnstab niederzulegen, den nun Wrangel übernahm.

Des unendlichen Elends müde, schloßen hierauf Sachsen und Brandenburg mit den Schweden Waffenstillstand, ja Kurfürst Friedrich Wilhelm, der seit 1640 seinem Vater Georg Wilhelm in der Regierung gefolgt war, wußte mit Festigkeit und Klugheit eine bewaffnete Neutralität zu behaupten. Ebenso nahm der Kurfürst von Bayern,

aus Unmuth über die Weigerung des Kaisers, einen allgemeinen Waffenstillstand einzugehen, so wie auch aus Mitleid mit seinem von den Franzosen unter Turenne und von den Schweden unter Wrangel hart bedrängten Lande, das von demselben gemachte Anerbieten an und schloß am 14. März 1647 einen Separatwaffenstillstand. Mit diesem Schritt des Kurfürsten nicht einverstanden, suchte sein Feldherr Johann de Werth das bayrische Heer dem Kaiser zuzuführen; da aber dieses widerstrebte, flüchtete sich derselbe zum Kaiser nach Böhmen.

Durch den bayrischen Waffenstillstand gedeckt, wendeten sich nun Turenne und Wrangel mit ihren Heeren nach Böhmen und versetzten durch die Wegnahme von Eger den Kaiser in die größte Bedrängniß. Da bereute Maximilian seinen im augenblicklichen Unmuth geschehenen Abfall vom Kaiser, und als er erfuhr, daß die Schweden seitdem auf dem Friedenscongreß ihre Forderungen nur noch höher steigerten, kündigte er, jedoch zunächst nur den Schweden, den Waffenstillstand auf und schickte den größten Theil seines Heeres nach Böhmen dem Kaiser zu Hülfe, so daß Wrangel genöthigt war, Böhmen in Eile zu verlassen.

Nun aber kündigte Frankreich seinerseits dem Kurfürsten den Waffenstillstand auf und Turenne und Wrangel fielen wieder in Bayern ein, schlugen das vereinigte bayrische und kaiserliche Heer am 17. Mai 1648 bei Zusmarshausen und suchten nun — während der schwedische General Königsmark sich mit einer Heeresabtheilung nach Böhmen wandte — Ober- und Niederbayern mit schrecklichen Verheerungen heim. Dadurch sah sich der greise Kurfürst genöthigt, nach Augsburg zu fliehen, bis Piccolomini mit dem österreichisch-bayrischen Heere sie über den Lech zurücktrieb.

Maximilian war von allen Fürsten, die den dreißigjährigen Krieg begonnen hatten, der einzige, der auch dessen Ende erlebte. Mit Recht sieht ihn die katholische Kirche in Deutschland als ihren Retter an, wie denn auch das Haus Österreich ihm die Erhaltung seiner böhmischen Krone zu danken hat. Auch in der innern Verwaltung seines Reichs zeichnete sich Maximilian als ein hochbedeutender Fürst aus. Es gelang ihm auch, nach der Rückkehr des Friedens durch weise Maßregeln die Wunden, die der Krieg seinem Lande geschlagen hatte, bald zu heilen. Den Rest seines thatenreichen Lebens widmete er strengen geistlichen Übungen und starb den 27. Sept. 1651. Aus seiner zweiten Ehe, die er noch in seinem 52. Jahre mit der Tochter seiner Schwester und Kaiser Ferdinand's II schloß, erhielt er zwei Söhne, von denen ihm der ältere, Ferdinand Maria, in der Regierung folgte. Auf diese zweite Ehe gründeten sich späterhin (1740) Bayerns Ansprüche auf die österreichische Erbschaft.

Unterdeß war Königsmark in Böhmen bis Prag vorgedrungen und hatte die Kleinseite der Stadt schon eingenommen, wo er im königlichen Schlosse und in den Palästen der Großen unermessliche Beute machte. Schon begann er auch die andern Theile der Stadt mit glühenden Kugeln zu überschütten, fand aber an den entschlossenen Bürgern den stärksten Widerstand, bis Entsatz von Budweis herbeikam, der die Belagerer nöthigte, sich gegen denselben zu wenden. Da — in diesem Moment erscholl aus Westfalen die Kunde vom Abschluß des allgemeinen Friedens, der die weitem Unternehmungen der kriegführenden Mächte einstellte.

Der westfälische Friede.

§. 242. Bereits im Jahre 1641 hatte man zu Hamburg zwischen den Gesandten Oesterreichs, Frankreichs und Schwedens vorläufig den Ort bestimmt, wo die künftigen Friedensverhandlungen sollten vorgenommen werden. Erst 1643 aber erfolgte von Wien und Madrid aus die Bestätigung. Diesen Präliminarien zufolge sollte der Kaiser zu **Osnabrück** mit den Schweden, als den Vertretern der Protestanten, und in **Münster** mit den Franzosen, als Vertretern der katholischen Paciscenten, unterhandeln und die Eröffnung der Verhandlungen sollte am 11. Juli 1643 Statt finden. Die kaiserlichen Gesandten stellten sich schon im Mai ein, aber erst im December langte der schwedische Gesandte an, der französische vollends erst im April des folgenden Jahres! Da auch alle übrigen Staaten repräsentirt waren, so verlor man sich anfangs in Unterjuckungen und Streitigkeiten über Rang, Titel, Ceremoniel und andere Nebendinge, und als man zu den eigentlichen Verhandlungen über den Frieden kam, so schleppten sich diese von einem Jahr in's andere fort, weil jede Partei immer auf günstige Siegesnachrichten wartete, um ihre Forderungen höher spannen zu können.

Während übrigens Oesterreich dabei sehr gemäßigte und billige Forderungen stellte, zeigte sich Frankreich (wo nach Richelieu's Tode der Cardinal Mazarin die Regierung leitete,) am übermüthigsten und eigennützigsten, und hüllte dabei seine Begehrlichkeit nach Abtretung deutscher Länder an daselbe in den (seither oft verbrauchten) Mantel geheuchelter Nächsten- und Nachbarliebe, indem es sagte, es wolle ja diese Länder nur zum Besten der Deutschen besetzen, damit es ihnen schneller und leichter gegen ihre Feinde beistehen könne!!! Dabei war Mazarin's Staatskunst so schändlich treulos, daß der französische Gesandte rieth, „die Religionsstreitigkeiten nicht zu beenden“, aus dem leicht zu errathenden Grunde, damit die dann fortbestehende Schwäche Deutschlands den Franzosen stets Grund und Gelegenheit zur Einnischung und Eroberung geben möchte. Schweden jedoch wollte nicht nur über den Religionsfrieden und über den Besitz geistlicher Güter sogleich neben den übrigen Friedensangelegenheiten verhandelt und diese Wirren auf eine billige Weise gelöst wissen, um künftigen Religionsstreitigkeiten vorzubeugen. Bei so entgegengesetzten Bestrebungen kamen die Verhandlungen lange nicht von der Stelle. Nur der Klugheit, Mäßigung und Standhaftigkeit zweier kaiserlichen Abgeordneten, des Grafen von Trautmannsdorf und des Dr. Volmar hatte Deutschland es zu danken, daß es gegenüber den Franzosen und Schweden, nicht in noch größere Nachtheile bei diesem so künstlich zusammengefügten Friedenswerke kam.

Nachdem Leidenschaft, Eigennutz und nichtswürdige Staatskunst der Fremden fünf Jahre lang das kriegsmatte Deutschland hingehalten hatten, kam 1648 (d. 24. Oct.) **der westfälische Friede** endlich zu Stande und machte durch die Gründung eines neuen Territorial- und Rechtszustandes dem langen Jammer und Elend der Menschen und der anarchischen Verwirrung des Reiches ein Ende.

In diesem Frieden erhielt

Frankreich die volle Hoheit über die Bisthümer und Städte Metz, Toul und Verdun, die es schon seit dem schmallaldischen Kriege an sich genommen hatte, den österreichischen Theil des Elsaßes, die Grafschaft Suntgau, die Festung Breisach, und zwar alles dieß ohne Beziehung auf das Reich, — sodann die Reichsvogtei über zehn elsässische Reichsstädte, die Grundherrlichkeit über 42 elsässische Dör-

fer und das Besatzungsrecht über die dem Bisthum Speyer gehörige Festung Philippsburg;

Schweden Vorpomern mit Rügen, einen Theil von Hinterpomern, Wismar und die Bisthümer Bremen und Verden als weltliche Herzogthümer, jedoch unter der Hoheit des deutschen Reichs, außerdem fünf Millionen Thaler als Entschädigung für die Kriegskosten;

Kurland die Bestätigung der Lausitzen und noch vier magdeburgische Ämter;

Brandenburg den östlichen Theil von Hinterpomern, die säcularisirten Bisthümer Minden, Halberstadt und Camin als weltliche Fürstenthümer, und das Erzbisthum Magdeburg als Herzogthum (jedoch mit dem Vorbehalt des lebenslänglichen Besizes des damaligen Administrators August von Sachsen);

Medlenburg für den Verlust von Wismar die Bisthümer Schwerin und Rakeburg als weltliche Fürstenthümer, und die dortigen Güter des Johanniter-Ordens;

Braunschweig-Lüneburg das Recht der abwechselnden Besetzung des Bisthums Osnaabrück, außerdem noch die Klöster Gröningen und Walkenried;

Hessen-Kassel die säcularisirte Abtei Hersfeld und die Grafschaft Schaumburg, und seinen Antheil an der Marburger Erbschaft, nebst 600.000 Thalern;

Bayern behielt die Oberpfalz (mit der Grafschaft Cham) sammt der Kurwürde, mußte aber die Unterpfalz zurückgeben;

die **Unterpfalz** erhielt der Sohn des geachteten Friedrichs, Karl Ludwig, mit der für ihn errichteten achten Kurwürde und dem Rückfallsrecht an die Oberpfalz; — eben so mußte

Württemberg, Baden, Nassau, jedes wieder an seinen vertriebenen Fürsten zurückgegeben werden;

allen übrigen Reichsständen wurde ihr Besitzstand, wie er vor dem Kriege war, bestätigt,

die **Niederlande** und die **Schweiz** wurden als selbständige Staaten anerkannt.

In Betreff der Religionsangelegenheit wurde den Protestanten der **Passauer Vertrag** und der **Religionsfriede**, also freie Religionsübung, bestätigt, der „geistliche Vorbehalt“ beseitigt, und für die Beibehaltung der eingezogenen geistlichen Güter, so wie für das jus reformandi (d. i. das den Landesherrn vorher zugestandene Recht, ihre Unterthanen nach Willkür zu reformiren) das Jahr 1624 (vom 1. Jan. an) als Normaljahr festgelegt. In dieses Recht wurden auch die Reformirten mit eingeschlossen, mit der ausdrücklichen Anerkenntniß, daß sie zu den Augsburgischen Religionsverwandten gehörten (wie denn auch schon Friedrich III von der Pfalz, der Veranlasser des Heidelberger Katechismus, sich früher zur Augustana bekannt hatte). Andersgläubige Unterthanen erhielten Duldung oder eine dreijährige Frist zur Auswanderung. — In den rechtlichen Verhältnissen zum Reich sollten Katholiken und Protestanten hinfort einander ganz gleich stehen. Nur die österreichischen Erblande blieben von diesem Friedensartikel ausgenommen.

Die den Protestanten eingeräumten religiösen Vortheile, welche man dem braunschweig-lüneburgischen Gesandten Jacob Lampadius zu danken hatte, erkannte der Papst nicht an, sondern erklärte in einer eigenen Bulle den westfälischen Frieden für nichtig; doch durfte diese Bulle in Deutschland nie und nirgends publicirt werden. Die deutschen Katholiken waren, so wie das erstemal durch den schmalkaldischen Krieg, so nun das zweitemal durch die noch bittereren Erfahrungen des dreißigjährigen Kriegs inne geworden, daß der Katholicismus, selbst wenn er alle seine Kräfte aufbietet, den Protestantismus nicht mehr überwältigen könne. (Siehe unten §. 244.)

In staatsrechtlicher Hinsicht sollte über Krieg und Frieden, Gesetzgebung, Steuererhebung, Truppenaushebung, Befestigungen, Bündnisse u.

der Kaiser nur nach Abstimmung aller Reichsstände verfügen können. Die deutschen Fürsten erhielten somit, anstatt der nur berathenden Stimme, die sie bisher hatten, eine entscheidende Stimme, dazu die förmliche Bestätigung der Landeshoheit (Souveränität) mit der Befugniß, Bündnisse nicht nur unter einander, sondern auch mit auswärtigen Mächten zu schließen, in so weit dadurch Kaiser und Reich nicht gefährdet würde. Den protestantischen Erzbischöffen wurde die Aufnahme in's Fürstencollegium gewährt; das Reichskammergericht wurde gleichmäßig besetzt, der Reichstag erhielt gesetzgebende Gewalt und auch die Reichsstädte entscheidendes Stimmrecht.

Lange jedoch dauerte es noch, bis diese Beschlüsse alle zur Ausführung kamen. Die Franzosen räumten nur nach langem Hinhalten die von ihnen eroberten Festungen, und die schwedischen Truppen hielten fast noch sechs Jahre lang, nämlich bis zur völligen Zahlung der zugestandenen Geldsummen, die Kreise besetzt, in die sie zu diesem Zwecke vertheilt waren; ja wegen Burgund und Lothringen, welche auf Frankreichs Forderung für's erste vom Frieden noch ausgeschlossen worden waren (weil Frankreichs Krieg mit Spanien noch nicht beendet war, die Freigrafschaft Burgund aber Spanien gehörte und der Herzog von Lothringen Spaniens Bundesgenosse war), dauerten die Feindseligkeiten noch lange fort, bis endlich auf die Klagen der rheinischen Fürsten für neue Geldleistungen die Ruhe erkaufte wurde.

Der dreißigjährige Krieg hatte Deutschlands Wohlstand völlig vernichtet. Die Hälfte seiner Bewohner war durch Schwert, Hunger und Seuchen umgekommen; viele Städte waren zerstört, alle heruntergekommen, unzählige Dörfer verwüstet, zum Theil verlitzt; viele Ländereien verödet; Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel gesunken; Wissenschaft und Kunst gehemmt; großartige Werke und Schöpfungen vieler Jahrhunderte zertrümmert und verschleudert, und — was das Schlimmste war — deutsche Sitte und Art schwer verletzt, und manche dieser Wunden konnte selbst die Zeit nicht mehr heilen.

Man berechnet, daß der ganze Krieg an 10 Millionen Menschen gekostet haben mag, was durch einzelne statistische Nachweisungen bestätigt wird. Im Bisthum Freising z. B. zählten manche Dörfer, die früher 400 Einwohner hatten, nur noch 20; manche waren gänzlich verödet. Die Einwohnerzahl der Grafschaft Henneberg, welche im J. 1631 noch 60,000 betrug, war im J. 1648 auf 16,000 herabgesunken; Augsburg von 80,000 auf 18,000; Göttingen auf die Hälfte; Nordheim auf 150 Bürger, von denen nur 40 Steuer zahlen konnten u. s. w. In noch größerem Maße verminderte sich der Viehstand. An verbrannten Ortschaften zählte Hessen allein 300 Dörfer, 17 Städte und 47 Schlösser, Württemberg 45 Dörfer, 8 Städte, 158 Pfarr- und Schulhäuser, 65 Kirchen und über 3600 andere Häuser. In Belgien hatten die Franzosen allein 100 Dörfer verbrannt. Güter, die vor dem Kriege 2000 fl. werth waren, wurden nach demselben für 70—80 verkauft, und es waren Jahrhunderte erforderlich, um den erlittenen Schaden zu ersetzen.

Der westfälische Frieden hat in religiöser Beziehung zwischen Katholiken und Protestanten einen auf völliger Gleichstellung beruhenden, unumstößlichen Rechtszustand geschaffen, und das war für alle Folgezeit der wesentlichste Gewinn. Aber in politischer Beziehung hat er die Einheit Deutschlands gelöst, welches von da an nur noch ein lockerer Bund von mehr als dreihundert großen und kleinen theils weltlichen, theils geistlichen Staaten der verschiedensten Verfassun-

gen war, von denen jeder, kraft voller Landeshoheit, mit auswärtigen Staaten Bündnisse schließen und Krieg führen durfte, so daß nur die Macht der Formen dem Reiche wie dessen Oberhaupt, „den Schein eines erneuerten Lebens“ ließ, und die Macht des Kaisers durch die erlangte Selbständigkeit der deutschen Fürsten zum bloßen Schatten herab sank.

Wenn gleich aus jenem Frieden „weder alles Gute, noch alles Schlimme, was seitdem geschah“, hergeleitet werden kann, so führte doch der Umstand, daß die Vollziehung des Friedens unter die Garantie von Schweden und Frankreich gestellt war, die schlimmste Folge herbei, nämlich daß von nun an das fast noch hundert Jahre lang wie betäubt und besinnungslos daniederliegende Deutschland dem verderblichen Einflusse des Auslands, namentlich Frankreichs, preisgegeben war.

Kap. 38. Noch Einiges von den inneren Verhältnissen Deutschlands von der Reformation an bis zum westfälischen Frieden.

§. 243. **Das deutsche Reich.** War schon vor dem dreißigjährigen Kriege die Macht des Kaisers tief gesunken, so wurde sie, wie erwähnt, durch den westfälischen Frieden, welcher die Souveränität der einzelnen Fürsten verbürgte, zum bloßen Schatten. Von da an begann die offene Schwäche des deutschen Reichs. Denn nachdem die ehemalige Einheit des Reichs sich in eine große Anzahl von Staaten und Fürstenthümern aufgelöst hatte, welche nur noch durch das Verkommen und die Form einer Reichsverfassung zusammengehalten wurden, verlor Deutschland nach Außen seine Macht und überwiegende Stellung in Europa, sowie es nach Innen durch Aufhebung des Gleichgewichts der Stände, insbesondere durch Herabdrückung des Mittelstandes, auf lange hinaus der Kraft und Freiheit entbehrte.

Nach dem dreißigjährigen Kriege bestanden in Deutschland 9 Kurfürsten, 24 geistliche Fürsten, 9 gefürstete Äbte, 10 gefürstete Äbtissinnen, 24 Fürsten mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage, 13 Fürsten ohne Sitz und Stimme, 62 Reichsgrafen, 52 Reichsstädte und etwa 1000 reichsunmittelbare Ritter. — Die Reichsstädte waren zwar auf den Reichstagen noch repräsentirt, hatten aber mit ihrem Wohlstand ihren alten Einfluß und ihre frühere Bedeutung völlig verloren. Noch mehr war in Folge der stehenden Heere und der Verarmung des Bauernstandes die Reichsritterschaft in ihrer politischen Bedeutung gesunken und fortan nicht mehr auf den Reichstagen zugelassen. Dieselbe war daher meistens genöthigt, sich an die Reichsfürsten anzuschließen, um im Staats- und Kriegsdienste oder bei Hofe eine standesgemäße Stellung zu erhalten. Selbst die ständischen Einrichtungen der einzelnen Länder verloren ihren erhaltenden Einfluß in dem gleichen Maße, in welchem die Unumschränktheit der landesfürstlichen Gewalt sich mehr und mehr entwickelte.

Dazu kommt, daß die Abtretung zweier wesentlicher, mit Deutschland einst so leibendig verbundener Glieder (gleichsam der beiden Hörner des deutschen Ur's) seiner Stärke großen Abbruch gethan hat; und haben auch diese beiden Glieder — nämlich die Schweiz und die Niederlande — in ihrer Vereinzelung durch besondere Anstrengungen und Leistungen großen Ruhm erworben: so haben sie doch dem Leibe, zu dem sie eigentlich gehörten, den größten Schaden gebracht, der dennoch auch auf sie zurückfiel: — wie denn von nun an überhaupt der Ruhm und Vortheil, den nachher auch manche andere Theile Deutschlands für sich gewannen, stets nur auf Kosten des Gesamtvaterlandes erworben ward.

Der Schmerz über solche Demüthigung wird übrigens gelindert (jedoch eben nur gelindert) durch die Betrachtung, daß die durch die Selbständigkeit der deutschen Staaten entstandene Vertheiltheit Deutschlands freilich erst in später Folgezeit, eine

allseitigere Entwicklung und allgemeinere Verbreitung gründlicher Bildung möglich machte, durch die sich insbesondere der Bürgerstand, dessen ehemalige Kraft und Bedeutung in dieser Periode so tief sank, späterhin wieder emporheben sollte.

§. 244. Die Religionsverhältnisse. Die Reformation hatte die Lebensfragen des Christenthums aufs tiefste an- und aufgeregt und die Wahrheit des Schriftglaubens in helles Licht gesetzt. Weil sich aber mit der Beseitigung der Irrthümer und mit dem daraus folgenden allerdings nothwendigen Streben nach schärferer Ausbildung des Lehrbegriffs bei vielen Protestanten nur zu bald rechthaberische Leidenschaft und gehässiger Verfolgungsgeist vermischte, so wurde das innere Leben des Glaubens allmählich wieder zurückgebrängt, und die lebendige Anwendung der göttlichen Wahrheit auf Herz und Wandel über der Ausbildung des Begriffs versäumt.

So würde denn eine todte (falsche) Orthodoxie (d. i. eine Übereinstimmung des Kopfes und Mundes mit dem Kirchenbekenntnisse ohne Antheil an der Herzenserneuerung, welche dieses Bekenntniß voraussetzt), von welcher die protestantische Kirche im 17. Jahrhundert beherrscht war, die Früchte des Glaubenssieges fast erstickt haben, wenn nicht gerade die Trübsale des 30jährigen Kriegs in vielen Gemüthern den Glauben wieder belebt, — und die von den Züchtigten Gottes Betroffenen tiefer in den reichen Schatz des göttlichen Trostwortes hineingeführt hätten. — Ehrwürdige Zeugen der evangelischen Wahrheit aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind: Stephan Prätorius, Johann Arndt († 1621), Johann Gerhard, Valerius Herberger, Heinrich Müller († 1675), Christian Scriver († 1693) u. A.

Der durch das Tridentinische Concil in der römischen Kirche erneuerte kirchliche Eifer hatte sich besonders in Errichtung vieler neuen geistlichen Orden und Congregationen geäußert. Der Jesuitenorden, in welchem er sein thätigstes Organ fand, hatte bis zu dem Eintritt des 30jährigen Kriegs durch kluge Abbequemung an die Bestrebungen der Fürsten und an die Institutionen der Völker, soweit ihm dieselben nützlich sein konnten, ein Feld um das andere gewonnen, und bis zum Eintritt des Restitutionsedicts hatte der Katholicismus durch seine Einigkeit sowohl, als auch durch sein politisch-militärisches Übergewicht sich bereits weithin siegend über den in sich entzweiten Protestantismus erhoben.

Als aber im weitem Verlaufe des 30jährigen Kriegs die beiden katholischen Hauptmächte Europa's, Frankreich und Oesterreich, (aus Anlaß des mantuanischen Erbfolgestreits, s. §. 234.) wieder in den alten Gegensatz mit einander traten und die römische Curie sich zu Gunsten Frankreichs, in denselben hineinziehen ließ, und darauf wegen der empfindlichen Demüthigung, die sie durch Oesterreich erlitt, Frankreich in dem Plane gewähren ließ, die (in Gustav Adolf) noch unbezwungenen Kräfte des Protestantismus gegen Oesterreich aufzurufen wodurch denselben freiere Bahn gemacht wurden: so konnte von da an der Katholicismus, selbst als er alle seine Kräfte aufbot, den Protestantismus nicht mehr überwältigen; und als vollends seit Frankreichs offener Einmischung das religiöse Element gegen das politische fast gänzlich zurücktrat, so war es der Hierarchie nicht mehr möglich, die Welteroberung, die sie mit Glück wieder anzutreiben begonnen hatte, weiter- und durchzuführen.

Und so drückte denn der westfälische Friede auf die innere Nothwendigkeit, womit der Protestantismus aus dem Katholicismus hervorgegangen ist, das Siegel der Berechtigung auf. Und da an einer vollendeten Nothwendigkeit nichts zu ändern ist, so ist nicht nur das Gute, sondern auch das Schlimme welches stets im Gefolge jeder durch ein ehemaliges Ganzes hindurch gehenden Trennung gefunden werden wird, mit Demuth und Selbstverläugnung hinzunehmen, und gegenseitig alles zu meiden, was die allgemeine christliche Liebe gefährden könnte. Diese Liebe sowohl als die Klugheit wird aber vor Allem jenen durch den westfälischen Frieden geschaffenen Rechtszustand unangetastet lassen, der auf der völligen politischen Gleichstellung zwi-

schen Katholiken und Protestanten beruht und ohne welchen Deutschland in unabwendbares äußeres und inneres Verderben dahinsinken würde.

§. 245. **Die Bildung durch Wissenschaft und Kunst.** Durch die Wiederbelebung des classischen Alterthums (gewöhnlich renaissance genannt) und durch den mit der Reformation auf gekommenen bessern Schulunterricht hatte Deutschland im Anfange dieser Periode einen mächtigen geistigen Aufschwung genommen. Durch die Gründung so vieler Universitäten, deren Deutschland bis zum Jahre 1623 bereits 27 hatte, war die Wissenschaft, vorzüglich mittelst Herstellung und Auslegung der Texte der alten Classiker wesentlich gefördert und verbreitet worden. In allen Gebieten des Wissens verließ der durch die Reformation angeregte deutsche Geist die Überlieferung, die im Laufe der Zeit so viel Unächtes aufgenommen hatte, und trat aber selbständig an die Quellen der Belehrung, die das verschüttete Alterthum bot, insbesondere an die Quelle der damals schon viel verbreiteten heil. Schrift, durch welche nicht nur Gelehrte und Geistliche, sondern auch Laien geringeren Standes wie der sog. philosophus teutonicus **Jacob Böhme**, zu geistvollen Zeugnissen und Erzeugnissen der Wahrheit erweckt wurden, — wenn sie auch, wie bei letzterem, noch mit viel subjectiven Vernunft- und Phantasiegebilden vermisch war.

Die Wissenschaft hatte damals in der alten Literatur, außer den schon in der vorigen Periode genannten Gelehrten **Reuchlin** und **Erasmus**, an **Melanchthon**, **Lipsius**, **J. Gruterus** — in der deutschen Prosa an **Luther**, und **Ulrich von Hutten** —, im verbesserten Schulunterricht an **Melanchthon**, **Sturm** und **Camerarius** —, in der Geschichte an **Joh. Sleidanus** —, in dem Staatsrecht an **Hugo Grotius** — in der Astronomie zuerst an **Copernicus**, dann an **Kepler** ihre Hauptvertreter. — In Folge der traurigen Religionskriege aber folgte jenem geistigen Aufschwung eine große Ermattung.

Die Kunst erlag den gleichen Einflüssen. Was die **Dichtkunst** betrifft, so glauben Manche, mit Unrecht, es habe die Reformation aus Haß gegen das Papstthum die Poesie der bessern alten Zeit unterdrückt. Schon lange vorher aber war der Sinn der Nation für die edlern Erzeugnisse der mittelalterlichen Poesie abgestumpft. Nicht nur die scholastische Streitgelehrsamkeit, sondern auch vorzüglich die philologische Gelehrsamkeit, wie sie in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts getrieben wurde (§. 181), war es, die das Bewußtsein der altnationalen poetischen Erinnerungen gänzlich unterdrückte. Erst als das Studium der antiken Literatur seine despotische Herrschaft über den deutschen Geist zu verlieren anfieng und nicht mehr als Zweck, sondern als Mittel zu höhern Zwecken (§. 181) angesehen wurde, hatte es auch auf die Wiederbelebung der verfallenen Kunstpoesie (— denn die Volkspoesie trieb noch eine Zeit lang, unbekümmert um die Verachtung, die sie bei den Gebildeten erfuhr, ihr munteren Wesen fort —) einen merklich guten Einfluß, so daß schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Übergewicht der poetischen Kraft, wie überhaupt die thätige Ausbildung der deutschen Literatur, auf Seiten der Protestanten zu erblicken ist.

Der schon genannte Nürnberger Meistersänger **Hans Sachs** (§. 180) war selbst ein Förderer der Reformation, besonders durch sein Gedicht: „die Wittenbergische Nachtigall.“ Merkwürdig ist auch **Burkard Waldis**, der Verfasser von Lehrfabeln, der die Psalmen in Lieder umgedichtet hat, welche im 16. und noch im 17. Jahrhundert in den Kirchen gesungen wurden. — Im Fache der lyrischen Dichtkunst hat überhaupt das evangelische Kirchenlied des 16. Jahrhunderts eine tief eingreifende Wirksamkeit und Bedeutung auf das christlich-deutsche Volksthum gewonnen, indem es mit seinem aus tieferer Herzensersahrung geschöpften Inhalt und mit seinen, an den Text sich anschmiegenden ergreifenden Melodien die Herzen mit sich fortriß, so daß manches Kirchenlied oft „ganze Städte wie mit Einem Schlag für die Reformation“ gewann.

Da das 16. Jahrhundert eine Zeit der größten Gegensätze und Widersprüche war, worin Altes und Neues, Höchstes und Niedrigstes, Herrliches und

Verwerfliches in scharfer Trennung und Begegnung nebeneinander herliefen, so bot es auch der Komik und Satire unerschöpflichen Stoff, welche übermüthig und keck, heftig und derb sowohl Britische als Geißel schwangen. Die Reihe der eigentlichen Satiriker beginnt mit Sebastian Brant, Syndicus in Straßburg, der in seinem „Narrenschiff“ alle Arten menschlicher Narren und Thorheiten mit so treffend scharfen Zügen veripottet, daß selbst Geiler von Kaisersberg viele Sprüche daraus zu Texten seiner Predigten nahm. — Durch Brant's Narrenschiff angeregt, schrieb auch der Franziscaner Thomas Murner von Straßburg (1508) seine „Narrenbeschwörung“ und „Schelmenzunft“ voll des beißendsten und bissigsten, wild um sich schlagenden Witzes, womit er besonders seinen eigenen (den Mönchs-) Stand schonungslos angriff, aber auch in einer besonderen Schrift (1522) die Reformation, die er nur von ihrer unechten Seite kannte, zu vernichten suchte. — Dagegen trat im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts, und zwar gleichfalls in Straßburg, in dem feineren und gebildeteren Johann Fischart das größte satirische Talent auf, das in seiner an Witz und Komik überprudelnden, die ganze Welt des 16. Jahrhunderts wiederpiegelnden Umarbeitung des französischen Gargantua und Pantagruel alles, was in diesem Gebiet vernommen worden war, hinter sich zurückließ. — Zu den komischen Volksbüchern dieses Zeitraums gehört besonders der Eulenspiegel, der eine „stehende Figur“ des Volkswitzes wurde, und zum Seitenstück das Lalenbuch hat.

Da die Gelehrten sich nur der antiken Gelehrsamkeit zuwandten, so kam es im Drama des 16. Jahrhunderts nur zu den Versuchen eines Hans Sachs und Jakob Ayrer, die in ihren kunstreichen Fastnachtsspielen u. oft einen sehr gelungenen reichen Dialog haben.

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts verstummte die deutsche Poesie, selbst auch in ihren volkstümlichen Lauten. Denn der Pedantismus philologischer, theologischer und juristischer Gelehrsamkeit, verbunden mit der lächerlichsten Nachahmung französischer Sitten und Redeweisen, überwucherte das ganze Feld nationaler Triebkraft und erweiterte die Scheidung zwischen Gelehrtenbildung und Volksbildung zu einer so großen Kluft, daß die Sprache beider Bildungskreise sich gegenseitig gänzlich unverständlich wurde. Da sich die gelehrte Bildung des 17. Jahrhunderts nicht etwa an die edlern Muster der Griechen- und Römervelt hielt, sondern bloß an das unwahre Phrasen- und Wortgeflügel der spätern lateinischen Dichter, so entstand eine nur aus schlechten Nachahmungen geichöpfte noch schlechtere Nachahmung, die den deutschen Geist in die schimpflichsten Fesseln der Knechtschaft schlug und die Poesie mit ihren mythologischen und tropischen Figuren zur bloß gelehrten, dabei höchst geschmacklosen Reimerei ohne Inhalt machte.

Erst als Martin Opiz eine geregeltere Versmessung (Metrik) auf die Bahn brachte, beginnt eine neue Epoche deutscher Dichtkunst, obwohl er selbst noch ganz in den Fesseln der gelehrten Poesie lag. — Zugleich bildeten sich zum Zweck der Erhaltung und Ausbildung der deutschen Sprache eine Anzahl Sprachgesellschaften, die aber gleichfalls nur eine pedantische Nachahmung der in Italien bestehenden geschmacklosen, pomphaft lächerlichen Sprach-Academien waren. Solche Gesellschaften waren der Palmenorden oder die fruchtbringende Gesellschaft, die aufrichtige Tannengesellschaft, die deutschgesinnte Gesellschaft, der Schwanenorden, der pegnesische Blumenorden. Die spielenden Bestrebungen dieser Gesellschaften aber förderten nur eine kümmerliche Frucht.

Was die Dichter dieser Periode betrifft, so gehörten sie verschiedenen Schulen an, die sich zwischen 1620 und 1660 bildeten und die man nach ihrer Heimath zu benennen pflegt. Die größte und ansehnlichste war die erste sächsische Dichterschule, die von Martin Opiz ihre Richtung erhielt und auch den andern Schulen zum Vorbild diente, z. B. der Königsberger Schule, in der sich Simon Dach durch lebendige Natürlichkeit hervorthat; der holsteinischen Schule, die durch den gewandten Joh. Rist —; der Nürnberger Schule, die durch den mehr künstelnden Parsdörfer; die niederländische, die durch den gezielten

Philipp von Hesen repräsentirt wurde. Am meisten in die optischen Formen eingehend, aber wahrer im Kern und von lebendigerem Geist als alle genannten, sind der heitere **Paul Fleming** (nicht Flemming) und der ernste Gryphius, mit welchem die erste schlesische Schule schließt.

Unabhängig von diesen Schulen, und überhaupt aus dem Kreis der gelehrten Poesie heraustretend, zeigten sich folgende Dichter: **Paul Gerhard**, dessen tiefinnige, im vergeistigten Volkston gehaltene Lieder „ein Ehreuschmuck der evangelischen Kirche, so wie der deutschen Lyrik“ sind; ferner der in manchen Beziehungen mit den geistlichen Liederdichtern der evangelischen Kirche verwandte Jesuit **Friedrich von Spee**, in dessen sinnigen, phantasiereichen Liedern mit einem tiefen Gefühl für die Natur eine kindliche Liebe zum Heiland verbunden ist; der durch religiöse Tiefsinnigkeit ausgezeichnete Convertit **Angelus Silesius** (eig. Joh. Scheffler), der aber in einzelnen Sentenzen sich in das Theosophische verliert. — Kennenswerthe Satiriker dieses Zeitraums sind: **Mojse Ross** in seinen deutschgesinnten, die Sitten und Unsitzen jener Zeit schildernden „Gefichten Philander's von Sittewalt“, und der ihn durch Geist und Humor, so wie durch lebendigen und natürlichen Stil übertreffende J. Balth. Schuppius (welcher zu Münster die westfälische Friedenspredigt hielt).

Die deutsche Malerei blühte noch eine Zeit lang in den verschiedenen Malerschulen (in Franken und Schwaben, im Elsaß und in der Schweiz). Die Schüler **Albrecht Dürer's** († 1528, s. S. 180) strebten seinen Stil zu erhalten, konnten jedoch ihrem Meister an Ernst und hoher Gesinnung nicht gleichkommen. Durch **Lucas Cranach** verbreitete sich der Geist dieser Schule nach Sachsen, wo er eine volksthümliche, ganz protestantische Richtung nahm. Die schwäbische Malerschule (zu Augsburg) erreichte in **Hans Holbein** dem Jüngern durch Einfachheit und Schönheit des Colorits, durch Klarheit und Würde der Formen bei deutschnationalem Gepräge eine große Vollendung. Im 17. Jahrhundert nahm die deutsche Malerei schon mehr das italienische Gepräge an und verlor sich allmählich in Manier.

§. 246. **Ackerbau, Gewerbleiß und Handel.** Der Wohlstand, den Deutschland im Mittelalter durch den belebten Binnenhandel gewonnen hatte, begann schon im Anfang dieses Zeitraums mit der veränderten Richtung, welche der allgemeine Handel durch Auffindung der Seewege nahm, zu sinken, indem der Besitz des italienisch-deutschen Welthandels an die Spanier und Portugiesen übergegangen war. Doch haben außerdem noch der Umsturz des griechischen Reichs durch die Türken, das Verfallen des östlichen-Rüstenraums des Mittelmeers in Barbarei, die Ausbreitung der Türken in Aegypten und an den Küsten Nordafrica's, die französisch-deutschen und spanischen Kriege auch einen verderblichen Einfluß auf den italienisch-deutschen Handel gehabt.

Übrigens suchte sich der deutsche Unternehmungsgeist sogleich auch der neu aufgefundenen Handelswege zu bedienen. Schon acht Jahre nach Vasco de Gama's Entdeckung des ostindischen Seewegs, welcher Portugals Handel so hoch hob, machten zwei deutsche Handelshäuser, die **Fugger** und die **Wesler** aus Augsburg, 1503 die niederländische Stadt Antwerpen, wohin sie deshalb gezogen waren, zu einer Nebenbuhlerin von Lissabon, wie denn bald die Seemacht der Niederlande als die erste galt. Die Fugger rüsteten 1506 mit nürnbergischen, genuesischen und florentinischen Kaufleuten drei Schiffe nach Calicut aus und machten damit 175 pCt. Gewinn, und Anton Fugger besuhr mit Flotten seiner Schiffe alle Meere. Die Wesler legten in Venezuela mit Genehmigung **Karl's V** eine deutsche Colonie an, welche dem deutschen Vaterlande Freiheit des überseeischen Handels versprach. Da brach der Aufstand der spanischen Niederlande aus und Antwerpen's Flor gieng auf Holland (Amsterdam) über.

Auf die hanseatischen Städte des Binnenlandes hatte außer der gedachten Änderung des Welthandels noch besonders die wachsende Fürstenmacht nachtheiligen Einfluß. Zu der Zeit nämlich, als in Dänemark nach dem Tode König **Friedrich's I** (1539) ein Interregnum eintrat, in welchem der in sich uneinige dä-

nische Reichrath bis zur Wahl eines Königs die Regierung an sich nahm, während Christian, der älteste Sohn Friedrich's, in den Herzogthümern Schleswig und Holstein anerkannt wurde, wollte Lübeck, das Haupt der Hanse, diesen zerrissenen Zustand Dänemarks zur Vergrößerung seiner Macht benützen. Unter dem Vorwand, den gefangenen König Christian II (den Vorgänger Friedrich's I), wieder auf den dänischen Thron setzen zu wollen, veranlaßte der Bürgermeister von Lübeck, Jürgen **Bullenweber**, den Grafen von Oldenburg, in Holstein einzufallen; er selbst landete sodann mit seinem Freund Marx Meyer und dem Grafen von Oldenburg auf Seeland, unweit Kopenhagen. Zwar schloß nun der Herzog Christian die Stadt Lübeck von der Landseite ein; das hinderte aber die Hanseaten nicht, Kopenhagen zu belagern, bis es die Thore öffnete und die im Hafen befindliche dänische Flotte auslieferte, worauf Seeland und Schonen in die Gewalt der Lübecker fiel. Eiligst wählten nun die Dänen den Herzog Christian, der noch Lübeck belagerte, zu ihrem König (als Christian III), der sodann mit Hülfe der Schweden (Gustav I Wasa's) die Lübecker aus Fühnen und Schonen vertrieb und darauf Kopenhagen wieder gewann. Lübeck aber begann seit diesem angestrengten Kampfe seines vorwiegend demokratischen Geistes mit den skandinavischen Fürstenmächten, noch mehr aber nach dem unglücklichen Ausgang des schmalkaldischen Krieges mehr und mehr zu sinken, und insbesondere ertroßte Schweden die Herrschaft des baltischen Meeres. — Hamburgs Handel gieng an London, Bremens Handel an Holland, die großen Handelsplätze im Nordosten Deutschlands an Rußland über.

Gleichgültig ließen es die Deutschen zu, als Dänemark den Sund, Schweden die Ostsee, Holland die Schelde und den Rhein sperrete und Englands Elisabeth auf dem Ruin des hanseatischen Handels die englische Handelsmacht gründete!

Der 30jährige Krieg brachte dann den Rest des deutschen Handels auf lange Zeit in völligen Verfall. Von den deutschen Handelsstädten behielten nur Lübeck, Bremen und Hamburg noch einige Bedeutung, so wie Frankfurt a. M. und Leipzig etwas mehr als bloße Erinnerungen an alte Größe. — Neben den älteren Städten, deren Macht verfiel, kamen indeß durch die zunehmende Fürstenmacht neue Städte, besonders die Residenz- und Universitätsstädte empor.

Mit dem Verfall des Handels verfielen aus den gleichen Gründen auch die Gewerbe, insbesondere litten die Tuchmanufacturen und Färbereien durch die Concurrenz mit den zum Theil feinem niederländischen und englischen Tüchern; nur die Leinwandfabrikation hob sich durch den vermehrten Absatz nach den westlichen Ländern und deren Colonieen.

Siebenter Zeitraum.

Von der Unmacht Deutschlands seit dem westfälischen Frieden
bis zur Auflösung des römisch-deutschen Reichs.

1648—1806.

Kap. 39. Die Vertheidigungskriege am Rhein gegen Ludwig XIV.

§. 247. Seit dem westfälischen Frieden trat Deutschland in die zweite Linie, und Frankreich wurde durch seine listige und selbstsüchtige Politik der einflußreichste Staat in Europa. In der unbegrenzten Willkürherrschaft der französischen Könige und des von ihnen abhängigen Adels und Klerus, in der Uppigkeit und Pracht des französischen Hofes, in der von demselben ausgehenden, durch Kunst und Philosophie verfeinerten Sinnlichkeit und in der auf die Lüge gebauten Staatskunst desselben sah die damalige Zeit das Musterbild der Macht und Größe. Indem Deutschland in der Ohnmacht, zu der es durch den dreißigjährigen Krieg herabgekommen war, sich dem Zuge des französischen Einflusses immer mehr hingab und sogar Frankreichs Sitten knechtisch nachzuahmen suchte, hatte es von nun an seine schwere Noth, sich diesen gefährlichen Nachbar vom Halse zu halten, um nicht dessen völlige Beute zu werden. Denn Frankreichs Politik, begründet durch Richelieu unter Ludwig XIII und ausgebildet durch Ludwig XIV, strebte — im Innern durch Unterdrückung der Rechte seiner eigenen Stände, nach Außen durch Ländervergrößerung auf Kosten der Nachbarvölker — nach unumschränkter Weltherrschaft.

Ludwig XIV, König von Frankreich, hatte sich die Aufgabe gesetzt, die französische Monarchie, welche Richelieu's durchgreifende Gewaltthätigkeit und Mazarin's verschlagene Staatskunst begründet und befestigt hatte, zu ihrer Vollendung zu führen. Er hatte die Geistes- und Willenskraft erhalten, sich in seinem, von jenen Männern zur Einheit gebrachten Volk und Lande zum Alles leitenden, Alles belebenden Mittelpunkt und dadurch dieses Volk durch eine mächtige Entfaltung aller nationalen Kräfte zu einem die weitesten Lebenskreise Europa's auf weit hinaus innerlich beherrschenden zu machen. — Ludwig XIV war von Natur kein Genie; allein man bemerkte doch stets an ihm ein klares, ruhig prüfendes Urtheil, eine glückliche Auffassung der ihn umgebenden Personen und Dinge, und einen entschieden durchgreifenden Willen. Daher war er ohne besondere Anweisung und Anstrengung schon zu einer gewissen Einsicht in die allgemeinen Verhältnisse des In- und Auslandes gekommen, als Mazarin in der letzten

Zeit seines Lebens ihn in die Regierungsgeschäfte einweichte, ihm die geheimen Fäden seiner Staatskunst in die Hand gab, und die Vorzüge und Mängel der ersten Staatsbeamten aufdeckte. Je näher er der Mündigkeit kam, desto sichtlicher befehlte ihn die Bedeutung und Würde seiner Stellung, und mehr und mehr trat sein zur eiteln Ruhmsucht geneigter, dabei seine persönlichen Interessen über Alles setzender Geist hervor, welcher von einer glücklich organisirten, durch körperliche Übungen ausgebildeten und mit fast theatralischer Anmuth und Würde ausgestatteten Persönlichkeit getragen wurde, die ein Wesentliches beitrug, ihn lange zum Herrn und Liebling seines Volkes zu machen.

Da Frankreich seit einem halben Jahrhundert eigentlich nicht mehr eine persönliche Regierung von dem, der ihr den Namen gab, erfahren hatte, so erstaunte Hof und Volk, als der 23jährige König seinen Räten erklärte, er werde von nun an die oberste Reichsverwaltung keinem seiner Minister überlassen, sondern er gedenke selbst sie zu leiten. In diesem von ihm aufgestellten und durchgeführten Grundsatz der „Vereinigung ministerieller Allgewalt mit der Majestät des Königthums“ lag ein wesentlicher Theil seiner Bedeutung für die europäische Geschichte: dadurch wurde er Selbstherrscher, und alle Fürsten, die sich als solche hervorthaten, ahmten ihm hierin nach. — Seine Gabe der Prüfung und Erkenntniß seiner Umgebung, verbunden mit einer ihm nicht abzusprechenden Richtung des Geistes auf das Schöne und Großartige (so weit es ihm seine Natur, seine Nation und seine Zeit aufzufassen verstandete) ließ ihn in allen Zweigen des Staatswesens die zur Ausführung seiner Pläne und Beschlüsse nöthigen Männer herausfinden und benützen; und wenn ihm bei jener Richtung auch vielfach eitle Selbstsucht bestimmte, so ist doch nicht zu läugnen, daß durch ihn das ganze Volk, wenigstens in der ersten Periode seiner Selbstregierung, mit einer gewissen Begeisterung für höhere Bestrebungen erfüllt wurde, und daß neben dem falschen Schein und unlauteren Wesen, welches damit verbunden war und zum großen Theil auf weit hinaus grundverderblich wirkte, doch auch die guten Eigenschaften der französischen Nation, durch ihn angeregt, sich in einem vorher ungekannten Lichte entwickelten, wiewohl daneben auch die schlimmen Eigenschaften derselben bei den feindlichen Berührungen mit den Nachbarn in der gehässigten Erscheinung zu Tage traten. — Und da dieses Königs ganzer Charakter nicht bloß dem Zuge der Individualität seines Volkes folgte, sondern auf dieselbe zugleich bestimmend und maßgebend einwirkte, so erscheint sein Volk und seine Zeit in ihm gewissermaßen verpersönlicht, ja sein ganzes Zeitalter unter der Signatur dieser seiner Persönlichkeit stehend. — Mit seiner Ruhmsucht hing auch seine Vergrößerungssucht zusammen, welche nach und nach in eine Ländergier ausartete, die keinem Lande so empfindliche Nachtheile verursachte, als dem durch den 30jährigen Krieg ohnmächtig daliegenden Deutschland.

Frankreichs Absichten auf Deutschland, die schon bei Schließung des westfälischen Friedens deutlich zu erkennen waren, traten unter dem vergrößerungssüchtigen Ludwig XIV immer unverdeckter hervor, und zeigten sich zunächst in dem Streben Ludwig's, nach Kaiser Ferdinand's III Tode die deutsche Krone für sich zu erhalten. Zum Glück besaß Deutschland in dem Kurfürsten **Friedrich Wilhelm von Brandenburg**, der kurz zuvor in dem Belauer Vertrage mit Polen 1657 die Souveränität über das Herzogthum Preußen erworben hatte, noch einen Fürsten, der eben so groß als Staatsmann, wie als Kriegsheld, die bessere deutsche Art und Sitte bewahrt und sich allgemeine Achtung erworben hatte.

Er hatte gleich die ersten Friedensjahre benützt, um seinen Staat, der durch den Ausgang des Jülichischen Erbfolgestreites mit Cleve, der Mark und Ravensberg vermehrt worden war, neu zu organisiren. Obgleich sein Land in der letzten Zeit des Krieges fast am härtesten zu leiden gehabt hatte,

so kehrte doch durch seine Sorgfalt und Weisheit in demselben Ruhe, Ordnung und Wohlstand am ersten zurück. Zum erstenmal in Deutschland sah man an Brandenburg die guten Folgen einer systematisch=geordneten Verwaltung, eines geregelten Steuer- und Zollsystems und einer verständigen und kräftigen Polizeiaufsicht. Ein stets schlagfertiges, fortwährend unter den Waffen stehendes Heer, dessen Unterhaltung die wohlgeordneten Finanzen möglich machten, gab auch nach Außen hin dem brandenburgisch-preussischen Staate bereits eine achtunggebietende Stellung.

Dachte nun der Kurfürst selbst zwar nicht daran, deutscher Kaiser zu werden, wie er es wohl verdient hätte, so trat er doch, in Verbindung mit Sachsen, im Fürstenrathe mit dem ganzen Gewichte seiner Kraft der anmaßenden Bewerbung des französischen Königs entgegen, so daß dieser zurücktreten mußte, und **1658**
Leopold der Erste, Ferdinand's Sohn, deutscher Kaiser wurde. Dieser, ohnedieß erst 19 Jahre alt, war aber in seiner Gutmüthigkeit der schlauen Politik Ludwig's nicht gewachsen, der nun die westdeutschen Fürsten unter dem Vorwand, den westfälischen Frieden aufrecht zu erhalten, zur Stiftung des niederrheinischen Fürstenbundes zu bringen wußte, in der That aber, um dadurch desto leichter die Obergrenze Frankreichs auf Kosten Deutschlands erweitern zu können und sich Gelegenheit zur beständigen Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu verschaffen.

§. 248. Da in Ludwig XIV alle Großen seines Landes (der Adel, der Klerus, die Magistratur) ihren unmittelbaren Herrn und Gebieter anerkannten und alle Klassen der französischen Nation von dem Gefühl ihrer Abhängigkeit vom Königthum und von Bewunderung der glänzenden Herrscherpersönlichkeit ihres Königs durchdrungen waren, so war es kein Wunder, daß er in seiner widerstandslos-aristokratischen Stellung und in dem Bewußtsein, Muster und Hochbild des französischen Lebens zu sein, den offenen Anspruch machte, mit dem Staate identisch, ja als dessen Personification und erhöhte Individualität betrachtet zu werden. Sein Grundtag: L'état c'est moi! war in jener Zeit keinem Franzosen anstößig, vielmehr waren sie auf ihren König, wie auf sich selbst stolz, gleich wie auch er seinen Stolz darein setzte, sein Volk zum ersten in der europäischen Völkerfamilie zu machen.

Daher ließ Ludwig gleich im Anfang seiner Regierung seinen Oheim und Schwiegervater Philipp IV von Spanien, sein Übergewicht fühlen und als derselbe 1665 starb, erhob er einen unbegründeten Anspruch auf die zum burgundischen Kreise oder zu den spanischen Niederlanden gehörigen brabantischen Fürstenthümer, indem er das dort bloß in einzelnen Städten geltende Devolutions- oder Heimfallsrecht, wornach Töchtern erster Ehe (in Bezug auf die während der Ehe von ihren Ältern erworbenen Güter im Fall der Wiederverheirathung des Einen Eheheils) ein Erbrecht vor den Söhnen zweiter Ehe zustand, sophistischer Weise für sich geltend machte, der doch früherhin bei seiner Verheirathung mit Maria Theresia, der älteren Schwester Karl's II, nunmehrigen Königs von Spanien, auf alles und jedes

- 1663 Erbrecht in den spanischen Landen und Besitzungen verzichtet hatte. Da nun Spanien damals ohnmächtig und Holland im Krieg mit England begriffen war, so begann er unversehens den sogenannten **Devolutionskrieg** damit, daß er durch Turenne und Condé etliche Festungen in Flandern wegnahm und die Freigrafschaft Burgund besetzte, welche Spanien bisher als einen Theil des burgundischen Kreises unter deutscher Hoheit be-
 1668 saßen hatte. Allein der durch den klugen holländischen Rathspensionär Jan de Witt zu Stande gebrachte Dreimächtebund von Holland, England und Schweden nöthigte den französischen König im Mai zu dem **Frieden zu Nachu**, worin er einen Theil seines Raubes fahren lassen und sich mit zwölf flandrischen Festungen (darunter Charleroi, Doornik, Nyssel, Dubenarde, Lille) begnügen mußte.

- Um sich nun dafür zu rächen, brachte Ludwig England und Schweden auf seine Seite und begann, von ihnen, so wie auch von dem Kurfürsten von Köln, dem Bischof von Münster und dem Herzog von Lüneburg unterstützt,
 1672 den **Krieg mit Holland** (den man auch den holländisch-europäischen Krieg nennt), indem er sich die Miene gab, im Namen des monarchischen Princips (als ultor regum) gegen die Republik aufzutreten, welche als Sammelplatz politischer Flüchtlinge aus allen Ländern für den Herd aller republikanischen, in der Presse und in Verschwörungen sich kund gebenden Tendenzen galt. Da sich die holländischen Generalstaaten nichts versahen, so durchbrach die französische, aus 118,000 Mann bestehende Streitmacht, bei der sich der König selbst befand, rasch die beiden ersten Festungsgürtel, indem ein Platz nach dem andern (z. B. Geldern, Utrecht, Oberyssel) in Turenne's oder Condé's Hände fiel, weil die Festungen theils nicht versorgt, theils ihre Befehlshaber Verräther, die Bürger aber ungeübt in den Waffen waren. Da schien das Land den Feinden preisgegeben.

Doch die Rettung kam von der See. Die Holländer unter ihrem berühmten Admiral de Ruyter (spr. Reuter) erfochten gegen die französisch-englische Flotte den Seesieg bei Southwold bay, wodurch Seeland von der Besetzung und in weiterer Folge davon auch die ganze Republik gerettet wurde. Zunächst sandten der Kaiser und Spanien zum Schutze ihrer niederländischen Besitzungen Truppen ab, und der Kurfürst von Brandenburg, besorgt für seine clevischen Lande und um das deutsche Reich, schloß ein Bündniß mit Holland. Ehe aber hinreichende Hülfe von Außen kommen konnte, betrat Holland den Weg der Unterhandlung. Weil jedoch Ludwig die maßlosesten Bedingungen stellte, welche einer Vernichtung der holländischen Republik gleichkamen: da war Holland in Noth. Allein die Holländer faßten, ermuthigt durch den Prinzen Wilhelm III von Dranien, den heroischen Entschluß, ungeachtet aller Gefahr und ungeheuern Verlustes, mittelst Durchstechung der Dämme und Volders ihr ganzes Land unter Wasser zu setzen, um den Feind aufzuhalten. Die Begeisterung wurde allgemein: alle Parteien vereinigten sich zu verzweifeltstem Widerstand; Seeland und Holland forderten in der Staatenversammlung die Erhebung des Draniers zum Statthalter

und die Ernennung desselben zum Generalcapitän und Generaladmiral. Der Rathspensionär Jan de Witt mußte der Partei der Oranien-Ven nachgeben und seinem ärgsten Feinde die Oberleitung des Staates überlassen, und kurz darauf nahm jene Partei an ihm, dem sie fälschlich Verrath Schuld gab, die grausamste Rache, indem die von ihr aufgestachelte Volkswuth ihn und seinen kranken Bruder Cornelys im eigentlichen Sinne zerfleischte.

Da nun die beabsichtigte Überschwemmung eintrat, so behaupteten sich die Holländer unter der Führung des Oraniers zu Land gegen Turenne und unter dem Admiral de Ruyter zur See gegen die Engländer, (die auch einmal durch ein 12stündiges Ausbleiben der Fluth vom Lande abgehalten wurde), bis ihnen der große Kurfürst von Brandenburg im Bündnisse mit dem Kaiser zu Hülfe kam. Da jedoch Oesterreich keinen ernstn Krieg wagte, und auch die rheinischen Fürsten dem brandenburgischen Kurfürsten entgegenarbeiteten, so schloß der Kurfürst (nach dem Falle von Maestricht und während der argen Verheerung Westfalens durch Turenne) am 10. Juli in dem Separatfrieden von Bisssem einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich, welcher Norddeutschland durch die sogen. Demarcationslinie schützte, aber Süddeutschland sich selbst überließ, falls das deutsche Reich die Waffen gegen Frankreich erheben würde. 1673

§. 249. Nun hielt Ludwig die Eroberung von Holland für leichter und auf's Neue drang ein französisches Heer unter dem Marschall von Luxemburg sengend und brennend in Holland ein, wo sich jedoch der Oranier aufhielt, während die holländischen Seehelden de Ruyter und Tromp abermals über die englische Flotte siegten, so daß das englische Parlament seinen König Karl II zwang, mit den Holländern 1674 den Separatfrieden zu Westminster zu schließen.

Da unterdessen Turenne gegen den Oberrhein vordrang, Trier wegnahm, Nancy und die elsässischen Reichsstädte besetzte, so ließ nun der Kaiser seinen Feldherrn *Montecuculi* an den Niederrhein vorrücken, zwang die Franzosen zur Räumung der Niederlande und verbündete sich nun ernstlicher mit dem Kurfürsten von Brandenburg, so wie auch mit dem Kurfürsten von der Pfalz und mit dem Herzoge von Lothringen, die bisher unthätig zugeesehen hatten.

Der Kampf begann in den spanischen Niederlanden, wo die Franzosen unter dem Prinzen Condé von Wilhelm III von Oranien geschlagen und nach Maestricht zurückgedrängt wurden. Dagegen verheerten sie unter dem Marschall Turenne auf Befehl des französischen Kriegsministers Louvois die Pfalz in so vandalischer Weise, daß der Kurfürst Karl Friedrich, als er von Mannheim aus sein Land ringsum in Flammen sah, in der Empörung dem feindlichen Feldherrn eine Herausforderung zum Zweikampf sandte, die derselbe aber, auf Befehl seines Herrn, nicht annahm.

Eben diese Verheerung der Pfalz brachte nun auch das deutsche Reich dahin, daß es im Aug. 1673 an Frankreich den Krieg erklärte; auch

der Kaiser ließ seine Armee verstärken und Spanien seine Niederländer zu dem Dranier stoßen, der nach beendigter Deckung Hollands bei Venloo über die Maas gieng und sich mit Montecuculi vereinigte. Und nun drang letzterer am Rhein vor und drängte durch die Einnahme von Bonn den Türenne über den Rhein zurück. Und da inzwischen die Holländer durch ihre Seehelden Ruyter und Tromp die Engländer an einem neuen Landungsversuch gehindert und dreimal die englische Flotte besiegt hatten, so war ganz Holland von den Feinden befreit und der Krieg nur noch auf die Länder zwischen Maestricht und dem Elsaß beschränkt. Dazu kam, daß das englische Parlament, unzufrieden mit dem französischen Bündnisse, weitere Subsidien zu zahlen sich weigerte und dadurch seinen König Karl II nöthigte, mit Holland oder der niederländischen Republik 1674 den Separatfrieden von Westminster einzugehen.

Durch diese Auflösung des französisch-englischen Bündnisses ermuthigt, verbanden sich nun Brandenburg, Braunschweig und Hessen mit Holland; selbst Münster schloß wenigstens Frieden mit den Holländern, und so sah sich Ludwig XIV in die Defensiv verlegt, zumal Condé nach einem vergeblichen, aber mörderischen Angriff auf die verbündete Hauptmacht bei Senef vom Kriegsschauplatz ab- und in's Privatleben zurücktrat.

Dennoch erneuerte Ludwig XIV seine Anstrengungen durch das Aufgebot seines ganzen Landesadels, und da auf der andern Seite der tapfere Montecuculi, in Folge einer Ministerintrigue seinen Rücktritt nahm, so drang Türenne am Rhein wieder vor, schlug die Kaiserlichen bei Sinzheim und verheerte den zwischen dem Rhein und dem Neckar liegenden Theil der Pfalz, ja drängte das deutsche Heer, das über den Rhein gesetzt war, wieder auf das rechte Ufer zurück.

Um nun den Kurfürsten von Brandenburg, der sich selbst beim deutschen Heere eingefunden hatte, als seinen gefährlichsten Gegner vom Rhein abziehen und in seinen eigenen Landen zu beschäftigen, bewog der französische König die Schweden, von Pommern aus in Brandenburg einzufallen, so daß der Kurfürst selbst sich aufmachen mußte, um sein Land zu retten, da er weder die Höfe zu Wien und Kopenhagen, noch den Reichstag zur Hülfe bewegen konnte. Ehe sich die Schweden versahen, erschien er in Magdeburg, wo er den größten Theil seiner Truppen zurückließ, und überfiel mit nur 6000 Reitern und 1200 Musketieren die um Brandenburg und Havelberg stehenden, ihm an Zahl überlegenen Schweden (unter Wrangel) mit solchem Ungestüm, daß er über sie im Jahre 1675 den glänzenden Sieg bei Fehrbellin erfocht, durch den er zunächst einen Theil Vorpommerns gewann und die künftige Größe Preußens begründete.

Der Kurfürst selbst war in der Schlacht überall, wo die Gefahr am größten war, und ermunterte durch Wort und Beispiel seine tapfern Krieger. Da er einen Schimmel ritt, der ihn leicht kenntlich hätte machen können, bat ihn sein Stallmeister Frobenius, sein Pferd gegen das seine auszutauschen. Kaum war dieß geschehen, als den treuen Diener eine Kanonenkugel traf, daß er zu Boden sank und verschied. — Dieser Sieg verschaffte dem brandenburgischen Namen vor ganz Europa hohen Ruhm.

Unterdessen war ein neues deutsches Heer, an dessen Spitze Montecuculi wieder trat, bei Speyer über den Rhein gegangen, um den Krieg in das Elfaß zu spielen. Um es daher von den französischen Gränzen abzuhalten, setzte Turenne auf das rechte Rheinufer über, auf das ihm aber Montecuculi sogleich nachfolgte, so daß die Franzosen bei Saßbach im Badischen am 7. Juli 1675 ihren tapfern Feldherrn Turenne verloren, den während des Recognoscirens eine Kanonenkugel traf; aber noch auf ihrem Rückzuge richteten sie schreckliche Verheerungen an, besonders von den Festungen aus, die sie noch inne hatten.

Von da an gieng das Glück der Franzosen am Rhein zurück, und wenn auch die Holländer in einem großen, jedoch unentschiedenen Seetreffen bei Agosta (in der Nähe von Messina) ihren Seehelden Ruyter verloren und französische Brander eine spanisch-holländische Flotte im Hafen von Palermo zerstörten, so fühlte sich doch Ludwig bei der Erschöpfung Frankreichs zu Unterhandlungen geneigt, welche durch Englands Vermittlung angeknüpft wurden. Während derselben aber nahm der Krieg seinen Fortgang: die Franzosen eroberten noch einige Städte in Flandern und drangen in's holländische Brabant vor. Als daher die Engländer drohten, auf Hollands Seite zu treten, suchte Ludwig die Sache jedes einzelnen seiner Gegner durch gesonderte Verhandlungen von der Sache der andern zu trennen, und da auch die Holländer und Niederländer des Friedens bedurften, so gelang es ihm mit Holland am 10. Aug. 1678, mit Spanien am 17. September und mit dem Kaiser und dem deutschen Reiche am 5. Febr. 1679 den **Rymweger Frieden** zu schließen, in welchem Frankreich alle eroberten Plätze an Holland zurückgab, übrigens von Spanien 16 Festungen in Flandern und Hennegau sammt der Freigrafschaft Burgund, vom Kaiser aber, der sich aus Eifersucht auf Brandenburg zu diesem un deutschen Frieden hatte bewegen lassen, Freiburg im Breisgau nebst Hünningen (gegen Verzichtleistung auf das Besatzungsrecht in Philippsburg) erhielt.

Durch diesen Frieden wurden Brandenburg und Dänemark vereinzelt und mußten den Krieg mit Schweden und Frankreich allein fortführen; denn der Kurfürst wollte das eroberte Pommern nicht herausgeben. Als aber die Franzosen bei Minden siegten und das brandenburgische und dänische Gebiet verheerten, schloß der von Kaiser und Reich verlassene Kurfürst den Frieden zu St. Germain en Laye am 29. Juni 1679, welcher für Schweden und Brandenburg den alten Besitzstand herstellte, worauf dann zwischen Frankreich und Dänemark am 2. September der Frieden zu Fontaineblau zu Stande kam, welcher die Herstellung der Rechte von Holstein-Gottorp bedingte.

§. 250. Da Frankreich aus diesem zweiten Raubkriege dennoch einen Ländergewinn davon trug und der auf der Höhe seiner politischen Größe angelangte Ludwig XIV sicher berechnete, daß keiner seiner Gegner ihm sobald wieder ernstlich entgegen treten werde, so setzte er, um auf anderem

Wege zu weiteren Eroberungen am Rheine zu gelangen, vier sog. Reunionskammern, d. i. Untersuchungskhöfe zu Metz, Tournay, Breisach und Besançon nieder, welche keine Ansprüche auf diejenigen Orte, die von allen, seit dem westfälischen Frieden an Frankreich abgetretenen Ländern in früheren Zeiten abhängig gewesen waren, mit einem Scheine des Rechts begründen sollten. Auf diese Weise eignete er sich einen Theil des Herzogthums Luxemburg, das Herzogthum Lothringen, das ohnedieß schon in seiner Gewalt war, das Herzogthum Zweibrücken, die Pfalzgrafschaften Saarbrück, Seldenz und Lützelstein, die Grafschaften Salm, Sponheim, Mömpelgard, Lauterburg, Homburg, Bitsch u. nebst den zehn elsässischen Reichsstädten zu, von welchem ihm vorher nur die Reichsvogtei eingeräumt worden war, und nahm alle diese Lande und Orte ohne Umstände durch Truppen in Besitz. Ja ehe noch die Klagen der also beraubten deutschen Fürsten auf dem Gesandtencongresse zu Frankfurt a. M. untersucht werden konnten, nahm er, mit Verhöhnung alles Völkerrechts, wie ein Dieb in der Nacht, mitten im Frieden durch einen verrätherischen Überfall am 13. Oct 1681 die freie Reichsstadt **Straßburg** weg, und hat seitdem von dieser gewaltigen Festung aus ganz Oberdeutschland gelähmt. Daß dieser ehrlose Raub geschehen durfte, bezeichnet recht eigentlich die damalige traurige Thumacht Deutschlands und seiner Fürsten.

Schon seit dem Beginn des 30jährigen Krieges war Straßburg in Sorgen vor Frankreich und daher in beständiger Kriegsrüstung. Wie wichtig diese reiche und feste Stadt als der Haupt Schlüssel zum Reich für Deutschland war, erkannte schon Karl V, der sagte: wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, so würde er zuerst Straßburg zu Hülfe eilen. — Um diese Stadt zu überfallen, verlegte Ludwig XIV zuerst in aller Stille einige französische Regimenter nach Lothringen, zog sie dann an einem bestimmten Tage in der Nähe von Straßburg zusammen und schloß plötzlich die Stadt ein. Zwei Tage darauf erschien Louvois mit 20,000 Mann und vielem Geschütz, und forderte die Stadt unter harter Bedrohung zur Übergabe auf. — So weit hätte es nicht kommen können, wenn nicht Verrätherei mitgewirkt hätte, welche dem damaligen Stadtschreiber Günter, so wie den Stadträthen Stößer und Obrecht Schuld gegeben wurde, welche von Frankreich durch Geld erkaufte worden wären und von denen der erstere seine ehrlose That noch mit dem Übertritt zur katholischen Religion besiegelt habe. Gewiß ist es, daß der Magistrat nicht den geringsten Gedanken an Widerstand hegte: er bat sich nur zum Schein ein paar Stunden Bedenkzeit aus, bis die Bürgerchaft mit ihm einverstanden wäre; die Zunftobren waren gleich gewonnen, und nun wurde den auf den Wällen der Stadt unter Waffen stehenden Bürgern der obrigkeitliche Beschluß der Übergabe bekannt gemacht. Da sie sich lieber zur Wehr gesetzt hätten, verwünschten sie den Stadtrath und wüßten bloß der Nothwendigkeit, blieben aber durchaus der Fremdherrschaft abhold; die meisten Kaufleute waren ohnedieß zur Frankfurter Messe gereist. Aber von ihrer eigenen Regierung verrathen, vom deutschen Reiche verlassen, von französischer List und Gewalt umstrickt, mußte die Stadt, welche Jahrhunderte hindurch einen Hauptwall gegen Frankreichs Gelüste nach der Rheingränze gewesen war, sich nun seufzend unter das wälsche Joch beugen! Schon am folgenden Tage öffneten sich ohne Widerstand die Thore, und 14 Tage darauf hielt Ludwig XIV selbst mit gewohnter Pracht seinen Einzug in die Stadt, und Bischoff Franz Egon von Fürtenberg empfing ihn am Eingang des Münsters mit den gotteslästerlichen Worten: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren:

denn meine Augen haben zc.!" — Die Capitulation sicherte zwar der Stadt ihre Verfassung, ihre Rechte und Besitzungen, auch ihre Religion zu; doch mußte der Münster dem Bischoff, das Zeughaus dem Könige ausgeliefert werden. Unverweilt ließ sodann der König durch seinen berühmten Festungsbaumeister Vauban eine neue Festung anlegen und zu den alten Stadtschanzen, neue, den Rhein sichernde Befestigungen hinzufügen.

§. 251. Solchem Umsichgreifen französischer Ländersucht ein Ziel zu stecken, schloß der Prinz von Dranien als Statthalter von Holland zwischen den vereinigten Niederlanden und Schweden (1683) ein Bündniß zur Aufrechthaltung des Friedens, dem sich Spanien und der Kaiser mit Bayern angeschlossen, während der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, eingedenk, daß man ihn beim Nymweger Frieden außer Acht gelassen hatte, zu dem gleichen Zweck lieber ein Bündniß mit Dänemark und dem Bischoff von Münster schloß. Da, als eben diese separaten Einigungen im Grunde die innere Uneinigkeit Deutschlands wieder herausstellten, regte sich der alte Erbfeind der Christenheit wieder und brachte dem deutschen Reiche neue Noth im Osten. Es kündigten nämlich die Türken den 20jährigen Waffenstillstand auf, der ihnen vom deutschen Kaiser seit ihrer Niederlage, die sie von Montecuculi bei'm Kloster St. Gotthard an der Raab (1664) erlitten hatten, gewährt worden war, ließen den Ungarn, die sich von der österreichischen Herrschaft losmachen wollten, ihren Beistand und fielen, von Ludwig XIV heimlich aufgestiftet, in Oesterreich ein. Um nun diese nähere Noth abzutreiben, schloß Kaiser Leopold I von Linz aus, wohin er sich aus Wien geflüchtet hatte, 1684 mit Ludwig XIV einen 20jährigen Waffenstillstand, wodurch Frankreich im Besitz alles dessen blieb, was es sich widerrechtlich angemacht hatte!

Die ersten Regungen des ungarischen Aufstandes giengen von einem Theile des Adels aus und waren von Seite Oesterreichs durch concessive Unduldsamkeit und ungerechte Verwaltung veranlaßt, aber doch entdeckt und bestraft worden. Als nun aber Leopold's Minister, Fürst Lobkowitz, die ungarische Krone erblich und unumschränkt machen wollte und zugleich 250 protestantische Prediger absetzte und als Ruderknechte auf die neapolitanischen Galeeren verkaufte, brach unter der Führung des Grafen Tököly der offene Aufstand los, den sodann Ludwig XIV durch seine Gesandten, von Polen und der Türkei aus, unterhielt. Der Kaiser gab nun zwar Glaubensfreiheit (1681), aber zu spät!

Schon waren die Türken unter dem Großweßir Kara Mustapha mit 270,000 Mann durch Ungarn in Oesterreich eingedrungen, und setzten **1683** durch die **Belagerung Wien's**, das nur von 7000 Mann wehrfähiger Bürger und 6000 Söldnern vertheidigt war, die ganze Christenheit in Schrecken.

Trotz der muthigsten Gegenwehr, welche der tapfere Graf Rüdiger von Starhemberg leitete, schien die Stadt bereits verloren, und mit Zittern erwarteten die Bürger den letzten Sturm, als der edle König **Johann Sobiesky** von Polen, in Verbindung mit den Kurfürsten **Johann Georg III** von Sachsen und **Maximilian Emanuel** von Bayern und andern deutschen Fürsten mit Hülfe erschien, die Türken in die Flucht jagte und ihr Lager sammt großen Schätzen erbeutete.

Obgleich die Polen stets den Interessen Frankreichs ergeben waren, so hat doch der Umstand, daß Ludwig XIV es der Gemahlin Sobiesky's, der Tochter eines französischen Edelmanns, abgeschlagen hatte, ihrem Vater die Herzogswürde zu ertheilen, die Polen in diesem Kampf auf die Seite der Österreicher getrieben. — Außer Sobiesky hatte noch besonders Karl von Lothringen einen Hauptantheil am Siege. — Die Beute wurde auf 10 Millionen Thaler geschätzt. Die Dankbarkeit der Fürsten und des Volks gegen Sobiesky war groß und herzlich. Der Kaiser aber empfing den Retter seines Reichs mit kaltem, abgemessenem Ceremoniel, nachdem er sich vorher lange besonnen hatte, wie er ihn — den bloßen Wahlkönig — becomplimentiren sollte! — In dem weitem Verlaufe dieses türkischen Krieges eroberte Karl von Lothringen Gran und Neuhäusel und mit dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern 1686 Ofen, das 145 Jahre lang im Besitz der Türken gewesen war, und errang den großen Sieg bei Mohacz 1687, der fast ganz Ungarn und Siebenbürgen vom Joche der Türken befreite, so daß nun auf dem Reichstag zu Preßburg Ungarn, das bis dahin ein Wahlreich gewesen war, als ein Erbreich für immer dem habsburgisch-österreichischen Mannsstamme zugesprochen wurde. Doch behielt die Nation ihre übrigen Rechte; nur die Protestanten wurden durch die Thätigkeit der Jesuiten bald um die Hälfte vermindert.

Da der Sultan Mahmur wegen eines Versuchs, seinen Bruder umzubringen, von seinen Großen des Thrones entsetzt wurde, so machte sein Bruder und Nachfolger Soliman III Friedensvorschlge, die aber verworfen wurden. Im weiteren Fortgang des Krieges eroberte Kurfürst Max Emanuel 1688 Belgrad, das jedoch nicht behauptet werden konnte; auch besiegte der Markgraf Ludwig von Baden 1691 die Türken bei Salankemen. Doch noch mehrere Jahre hindurch schwankte das Kriegsglück, bis der glänzende Sieg bei Zentha, welchen Prinz Eugen von Savoyen 1697 gewann, den auf 25 Jahre geschlossenen Waffenstillstand zu Carlowitz 1699 herbeiführte, durch welchen Siebenbürgen und Slavonien an Österreich, Morea und Dalmatien an Venedig kamen.

§. 252. Durch diesen von Frankreich angeschürten Türkentkrieg, in den ein Theil der gegnerischen Mächte verwickelt war, theilweise gedeckt, so wie durch den oberwähnten mit dem Kaiser geschlossenen 20jhrigen Waffenstillstand vor einem kräftigen Zusammenwirken seiner Gegner gesichert, brachte Ludwig XIV auch Spanien durch einen Einfall in dessen Niederlande, besonders durch die Einnahme von Luxemburg zur Abtretung der dort durch die Reunionen beanspruchten Landestheile und zur Einräumung des Hoheitsrechts über die Festung Luxemburg.

Nicht zufrieden damit, erhob er weitere Reunionsansprche nicht nur auf die deutsch=ordischen Güter im Elsaß und auch die Güter der Universität Freiburg, sondern auch Ansprüche auf Pfalz=Simmern und zwar im Namen seiner Schwägerin, der Herzogin Charlotte von Orleans, Schwester des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, mit welchem 1685 die Simmern'sche Linie ausstarb. Als jene Ansprüche zurückgewiesen wurden, brach König Ludwig, auf Betrieb seines Kriegsministers Louvois, den mit dem Kaiser und Reich abgeschlossenen Waffenstillstand, indem er ohne Kriegserklärung und ehe ein Reichsheer ihm entgegentreten konnte, die Rheinpfalz besetzte und den neuen Kurfürsten Philipp Wilhelm (von Pfalz=Neuburg) aufforderte, die „Titres“ seiner Erbansprüche nach Paris zu schicken. Als der Kaiser gegen diese Anmaßung Einspruch that, berief sich der König auf einen Schiedsspruch des Papstes, ließ sich aber doch späterhin für Pfalz=Simmern mit einer Geldsumme abfinden.

Das Bündniß, das sich nun 1686 zu Augsburg auf Betrieb des Prinzen von Oranien zwischen Holland, Spanien, Schweden, dem Kaiser und Bayern bildete, konnte zu keiner eigentlichen Action kommen, da ein Theil der deutschen Kräfte zum Türkenkrieg verwendet, besonders da der Oranier selbst noch mit den Angelegenheiten, die ihn auf den englischen Thron führen sollten, zu sehr beschäftigt war. Daher gedachte Ludwig XIV den Angriffen der Coalition zuvorzukommen. Erzürnt, daß ihm sein Plan, auf den erledigten Kurfürstenstuhl von Köln eine seiner Creaturen zu bringen, durch die er sich immer in die deutschen Angelegenheiten hätte mischen können, durch den Einspruch des Kaisers und des Papstes und durch die Wahl des bayrischen Prinzen Johann Eleons vereitelt wurde, begann er auf Louvois' Betrieb **den dritten Raubkrieg**, im Jahre 1688 indem er durch ein französisches Heer die Lande der Kurfürsten von Köln und Trier, durch ein anderes Heer unter dem Dauphin Mainz, Worms und Speyer besetzen, Philippsburg erobern, Franken und Schwaben (sogar bis Augsburg hin) durchbeuten und brandschätzen ließ.

Da die Verbündeten sich dadurch in ihren Rüstungen nicht schrecken ließen, seine Streitmacht aber zur fortwährenden Besetzung so vieler Plätze und Orte nicht ausreichte, so faßte er auf Louvois' Rath den Entschluß, nur Philippsburg und Mainz festzuhalten und alle andern rheinischen Städte und Orte aufzugeben, dagegen aber alle diese Gegenden so zu verheeren, daß sie den vordringenden deutschen Heeren keinen Anhalt bieten könnten. Und nun erhielt der am Rhein stehende Marschall Turas den Befehl, die Pfalz mit Feuer und Schwert zu verwüsten, und diesen vollführte General Melac von Heidelberg aus mit so hunnischer Grausamkeit, daß eine Menge Städte und Dörfer von Oppenheim bis in das Elsaß hinein in Asche sanken und so die schöne Pfalz in eine Wüste verwandelt wurde.

Die Verwüstung gieng soweit, daß fast alle Weinstöcke ausgerissen und die Fruchtbäume an der Wurzel abgehauen wurden, 400,000 Einwohner um ihre Habe kamen, zum Theil viehisch mißhandelt, in der Winterwitterung hinausgejagt und theilweise niedergemacht wurden. — In Heidelberg wurde das schöne kurfürstliche Schloß nach vorhergegangener Ausplünderung in die Luft gesprengt. In Mannheim nutzten die Einwohner selbst ihre Festungswerke und Paläste sprengen, der Rest wurde in Brand gesteckt. Speyer und Worms wurden nach schwerer Brandschätzung gänzlich zerstört und in Asche gelegt. Im Dom zu Speyer wurden die Kaisergräber aufgebrochen und die Särge ihrer Kostbarkeiten beraubt, doch die kaiserlichen Gebeine, wie sich späterhin zeigte, gesont. In Worms blieb nur der Dom stehen. In 1200 Städte und Dörfer in den pfälzischen Rheinlanden traf ein ähnliches Loos: darunter befanden sich Oppenheim, Kreuznach, Alzey, Gernsheim, Frankenthal, Wachenheim, Ladenburg, Bretten, Bruchsal, Baden-Baden, Rastatt, Pforsheim, u. v. a. D. Auf die Frage an den Herzog von Crequi, warum die Einwohner dieser Lande gegen allen Kriegsgebrauch so hart behandelt wurden, gab er zur Antwort: Kezer verdienen eben so sehr die Ausrottung mit Feuer und Schwert, wie die Muhammedaner!

Unterdessen aber hatte sich das Augsburger Bündniß durch den Beitritt Brandenburgs, wo nach dem Tode des großen Kurfürsten (am 9. Mai 1688) sein Sohn Friedrich III zur Regierung gekommen war, ferner

durch die Theilnahme von Kurfürsten und Savoyen, und zuletzt durch den Beitritt Englands, (dessen Thron der Prinz Wilhelm von Oranien nach dem Sturze Jakobs II 1689 bestieg), zu einer großen Coalition erweitert, welche noch im Jahre 1688 ihre Operationen begann. Gleich anfangs wurden die Franzosen von den Brandenburgern und Niederländern aus Köln, — alsdann von dem tapfern Herzog Karl von Lothringen mit Hülfe der Bayern und Sachsen aus Mainz — und von dem Fürsten von Waldeck und seinem Unterfeldherrn, dem englischen Herzog von Marlborough (spr. Wahlböro) durch ein englisch-niederländisches Heer aus Flandern vertrieben. Doch giengen nach dem Tode des Herzogs von Lothringen alle jene Vortheile durch die Schlacht bei Fleurus 1690 wieder verloren, in welcher der französische Marschall von Luxemburg das vom Fürsten von Waldeck befehligte deutsch-holländische Heer schlug. Auch begab sich Ludwig XIV nun persönlich zum Heere und eroberte 1691 die wichtige Festung Mans. Wiewohl nun Louvois, der Haupturheber dieses Kriegs und Vertreter der Eroberungs- und Gewaltspolitik Ludwig's XIV, am Schlag starb, so hatte doch sein Tod auf die Fortsetzung dieses Kriegs zunächst noch keinen Einfluß. Der König selbst wohnte im Feldzug 1692 der Einnahme von Namur bei, und wenn auch seine Flotte bei La Hogue das Übergewicht der englischen Flotte fühlen mußte, so hatte er doch in diesem Jahre noch die Übermacht zu Lande.

Allein da der Markgraf Ludwig von Baden den weiteren Fortgang der französischen Waffen am Rhein hemmte, und König Ludwig auch gegen Spanien in den Pyrenäen und gegen Savoyen in Italien zu kämpfen hatte, so suchte er die Verbündeten wieder durch Unterhandlungen zu trennen, um dadurch einen günstigen Frieden zu erlangen, den seine erschöpften Finanzen bedurften.

Allein die Verbündeten, besonders England und Oesterreich, hielten noch fest zusammen, so daß Ludwig 1693 neue Anstrengungen machte und vornehmlich durch Stiftung des Ludwigsordens den ritterlichen Geist der Nation zu entflammen suchte. Ungeachtet nun der Marschall von Luxemburg in Flandern am 29. Juni jenes Jahres durch den Sieg bei Neerwinden über ein von König Wilhelm III geführtes Heer der Verbündeten — und der französische General Catina einen Sieg bei Marsaglia über den regierenden Herzog von Savoyen errocht, konnte Ludwig XIV doch nur Savoyen 1694 zu einem Separatfrieden bringen. Weil kurz vorher auch der Marschall von Luxemburg gestorben war, vorzüglich aber weil den König Entwürfe auf die bevorstehende Thronerledigung Spaniens näher beschäftigten, hielt er bei den Verbündeten um Frieden an und erbot sich, seine Eroberungen in den Niederlanden mit Ausnahme der Festung Luxemburg, und das Elsaß mit Ausnahme von Straßburg herauszugeben. Da aber die Verbündeten nicht darauf eingiengen, so versuchte er noch ein Letztes, indem er eine Kopfsteuer auscrieb, der sich jeder Franzose aus Patriotismus unterwarf; selbst der Klerus gab 10 Mill. L. dazu, und bald stund ein neues Heer da, mit dem er den Marschall Belleroy nach den Niederlanden entsandte.

Doch Wilhelm III vereitelte diese Anstrengung und vertrieb durch ein englisch-niederländisches Heer die Franzosen aus dem Lüttichischen und nahm ihnen sogar das feste Namur wieder ab.

Da indes König Wilhelms Gegenwart in England nöthig wurde, und die Holländer eine Kauffahrteiflotte, die Spanier aber Barcelona verloren, so ließen sich die Verbündeten zu Unterhandlungen herbei, aus welchen d. 20. Sept. der **Friede von Nyswiz** (einem Dorfe bei Haag) unter Schwedens Vermittlung hervorging, worin Frankreich zwar die *Franchecomté* und die reunnirten Länder im Elsaß mit Straßburg behielt, aber nicht nur alles andere in diesem Krieg Eroberte an die verschiedenen Mächte, sondern auch von seinen früheren Eroberungen Lothringen mit Nancy an seinen Herzog, Zweibrücken an Schweden, Mömpelgard an Württemberg, Freiburg, Breisach und Kehl an das deutsche Reich zurückgeben und außerdem das Recht des Draniers auf den englischen Thron anerkennen mußte. In Bezug auf das Zurückgegebene bestimmte jedoch eine Clauſel, daß die katholische Religion überall da, wo Ludwig XIV sie unterdeß mit Gewalt eingeführt hatte, fortan neben der protestantischen verbleiben solle, was in 1922 Orten, davon die Mehrzahl zur Pfalz gehörte, der Fall war, — eine Clauſel, gegen welche, als gegen eine offgbare Verletzung des westfälischen Friedens, die Protestanten vergeblichen Widerspruch erhoben.

Zwar gaben ihnen bei der Bestätigung dieses Friedens durch das Reich die katholischen Reichstände die förmliche Zulage, sich niemals auf diese Clauſel berufen zu wollen; dennoch erreichte die Politik der französischen Krone, die sich das Protectorat über die katholische Kirche anmaßte, ihre Absicht, durch neu angeſachte conſeſſionelle Zermürbniſſe das Reich noch mehr zu schwächen, nur gar zu wohl. Eben in der Pfalz versuchte es bei dem nachher eintretenden Regierungswechsel der neue strengkatholische Hof, mit Hülfe jener Clauſel eine Gegenreformation durchzusetzen, die mit empörenden Ungerechtigkeiten verbunden war.

Kap. 40. Minderung Habsburg's und Schwächung des deutschen Reichs.

(Der spanische Erbfolgekrieg 1701—1714.)

§. 253. Während der nordische Krieg, welcher seit 1699 zwischen dem Schwedenkönig Karl XII und seinen Gegnern — Rußland, Dänemark und Sachsen-Polen — geführt wurde, den Nordosten Europa's in erschütternde Bewegung setzte, gerieth Deutschland, das an seiner Ostgränze von diesem Kriege berührt war, im Westen und Süden abermals mit Frankreich in einen heftigeren Zusammenstoß als je vorher. Die Veranlassung dazu gab der vorauszuſehende Tod des letzten Habsburgers auf spanischem Throne, Karl's II, der keinen leiblichen Erben hatte.

Nach früheren Hausverträgen hatte Habsburg-Österreich das nächste natürliche Recht auf den spanischen Thron: denn Kaiser Leopold I war in erster Ehe mit der jüngern Schwester des Erblassers (Margaretha Theresia) vermählt gewesen, und Ludwig XIV hatte als Gemahl der ältern Schwe-

ster deselben (wie schon §. 252 erwähnt) auf jedes Erbrecht in Spanien Verzicht geleistet; — auch war der noch im Kindesalter stehende Kurprinz Joseph Ferdinand von Bayern, als directer Nachkomme jener jüngern Schwester vorhanden, für welchen sein Vater, Kurfürst Max Emanuel die Thronerbschaft in Anspruch nahm.

Nun aber hatte Ludwig XIV schon längst die spanische Erbfolge für sich und seinen zweiten Enkel, den Herzog Philipp von Anjou, im Auge und bereits einige Jahre zuvor mit dem Kaiser über einen künftigen Theilungsvertrag in Betreff der gesammten spanischen Monarchie unterhandelt. Allein die spanischen Großen waren diesem Plane abgeneigt, so daß Karl II es vorzog, im Einverständniß mit dem Kaiser und den Seemächten, den genannten bayerischen Kurprinzen zu seinem Nachfolger unter der Bedingung zu ernennen, daß keine Theilung Statt finde. Allein bald darauf starb dieser kaum siebenjährige Prinz zum tiefften Schmerz seines Vaters, dem dadurch die gehoffte Regentschaft in Spanien entgieng. Sogleich unterhandelte Ludwig mit England und Holland über einen neuen Theilungsvertrag; aber als der Kaiser dazu eingeladen wurde, verweigerte er seine Zustimmung.

Am spanischen Hofe wirkten zwei Parteien einander entgegen, die spanisch-französische unter dem Einfluß des französischen Gesandten und die deutsch-österreichische Partei unter der Einwirkung von Karl's II Mutter und Gemahlin. Weil nun die Spanier selbst in einer Verbindung mit dem mächtigen Frankreich mehr Gewähr für die ungetheilte Erhaltung ihrer Monarchie erblickten, so ließ sich Karl II von seiner spanischen Umgebung bestimmen, hinter dem Rücken seiner Gemahlin und der deutsch-österreichischen Hofpartei, in seinem Testamente den Herzog Philipp von Anjou als Erben der Gesammtmonarchie zu bezeichnen; im Falle aber Ludwig diese Verfügung anzunehmen Bedenken trüge, hatte der Gesandte den Auftrag, an den österreichischen Hof zu gehen und dem Erzherzog Karl den Thron anzubieten. Obgleich nun Ludwig voraussah, daß er durch die Annahme mit allen Mächten in Kampf gerathen würde, so unterzeichnete er doch und proclamirte, als wenige Wochen darauf Karl II (1700) starb, seinen 18jährigen Enkel als König Philipp V von Spanien, den er sogleich mit Begleitung über die Pyrenäen sandte. So begann
1701 der **spanische Erbfolgekrieg**, indem auch Kaiser Leopold für sich und für seinen jüngern Sohn, den Erzherzog Karl, die Waffen ergriff.

Auf Seiten Oesterreichs standen England und Holland, als alte Feinde Frankreichs, sodann Brandenburg, dessen Kurfürst Friedrich III für diesen Beistand in Bezug auf sein Herzogthum Preußen vom Kaiser 1701 die Königswürde bekam; ferner Kurmainz, Kurtrier und Kurpfalz; endlich Hannover, für welches seit 1692 eine neunte Kur errichtet worden war.

König Wilhelm von England konnte nicht gleich Anfangs, wie er wünschte, gegen Frankreich auftreten, weil ihm das Parlament die Subsidien verweigerte. Erst als König Ludwig dem Stuartischen Thronprätendenten (Jacob III) seine

Hülfe zusagte und deshalb der englische Nationalstolz reger wurde, setzte das Parlament den König in den Stand, die oberwähnte große Allianz zu schließen. Kurfachsen war gerade in den nordischen Krieg verwickelt und konnte sich selbst nicht helfen.

Im Laufe des Kriegs schloßen sich noch Savoyen und Portugal, welche beide anfangs zu Frankreich gehalten hatten, an den Kaiser an.

Auf Frankreichs Seite stand in Deutschland der Kurfürst Joseph Clemens von Köln und sein Bruder, der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern, der berühmte Türkenbesieger, seit 1691 zugleich Oberstatthalter der spanischen Niederlande, welcher als Vater des obgenannten verstorbenen Kurprinzen zwar keine Ansprüche auf den spanischen Thron mehr machte, aber durch die Verbindung mit Frankreich sich wenigstens den erblichen Besitz der Niederlande zu verschaffen hoffte, obgleich seine Landstände ihn von jener Verbindung abmahnten.

Während Ludwig XIV ohne Geräusch französische Truppen in die vertheidigungslosen spanischen Niederlande einrücken ließ, und durch sie mehrere spanisch-niederländische Gränzfestungen besetzte, die ihm der Kurfürst Max Emanuel, als Statthalter, heimlich öffnen ließ, gab Kaiser Leopold, der um jeden Preis den Übergang der spanischen Macht an Frankreich verhindern wollte, dem **Prinzen Eugen von Savoyen**, dessen Feldherrngröße sich schon im letzten türkischen Kriege und in drei französischen Kriegen bewährt hatte, den Befehl, die spanischen Besitzungen in Italien anzugreifen, wo die Franzosen die ganze Lombardei und alle Alpenpässe besetzt hatten. Nach kühner Übersteigung der Alpen, wobei er für sein Kriegsheer und Weisküß neue Wege bahnen mußte, auf welchen seit Menschengedenken kein Karren durchgebracht worden war, erschien Eugen unvermuthet in der lombardischen Ebene, drängte die Franzosen durch einen Sieg über den Marschall Catinat bei Carpi und durch einen Sieg über dessen Nachfolger, den Marschall Villeroi, bei Chiari zurück, ja nahm letzteren in Cremona gefangen, und als der Herzog von Vendôme den Franzosen Verstärkung zuführte, schlug er auch diese, konnte aber, da man ihn von Wien aus nicht genug unterstützte, seine Siege nicht benützen. Während Eugen daher nach Wien gieng, um bei dem dortigen Kriegsraath eine ungehemmtere Führung des Kriegs zu betreiben, gelang es dem Herzog von Vendôme Mantua zu entsetzen und sich in Mailand zu behaupten. Dagegen verließ nun der Herzog Victor Amadeus von Savoyen, empört über den Übermuth der französischen Generale, die ihn wie einen Untergebenen behandelten, die französische Sache und trat auf die Seite des Kaisers. Für diesen seinen Abfall mußte er durch den Verlust seiner meisten Festungen büßen, deren sich die Franzosen bemächtigten.

Obgleich für das französische Heer in Belgien der im März 1702 unerwartet erfolgte Tod Wilhelm's III von England ein Glückserigniß zu sein schien, so hielt doch Wilhelm's Schwägerin und Nachfolgerin, die Königin Anna, an dem Bündnisse mit Deutschland fest, und so setzten die Engländer, Holländer und Preußen unter dem Oberbefehl des gewandten und kühnen Herzogs von **Marlborough**, der das in England vorherrschende Whigministerium leitete, den Franzosen in Belgien bald

einen Damm entgegen, indem sie ihnen Venloo, Roermunde, Lüttich, Geldern, Limburg &c. entrißten und fast ganz Belgien besetzten, während der Kurfürst von Köln, welcher inzwischen das Bergische hatte verwüsten lassen, nach dem Verluste von Bonn nach Frankreich flüchten mußte.

§. 254. Während hierauf der tapfere Markgraf Ludwig von Baden, als Oberbefehlshaber der Reichsarmee, am Oberrhein den Catinat bis Straßburg zurückdrängte und am Mittelrhein den Melac zwang, die Festung Landau dem jungen römischen Könige Joseph I zu übergeben, — bemächtigte sich der jetzt erst offen für Frankreich auftretende Kurfürst von Bayern durch List der Reichsstadt Ulm, vereinigte sich dann mit dem Heere der französischen Marshalls Villars, der sich vom Rhein her durch die Pässe des Schwarzwaldes durchgeschlichen hatte, und drang, indem dieser die Reichsarmee beobachtend und Bayern deckend zurückblieb, in Tyrol ein, um der französischen Armee Vendôme's in Italien die Hand zu reichen, nahm Kufstein und Innsbruck ein und rückte den Brenner hinauf. Allein ein wüthender Aufstand der dem Kaiserhause treuen Tyroler unter Martin Sterzinger zwang ihn nach großem Verlust zur Um- und Heimkehr. Er selbst gerieth dabei in Lebensgefahr, aus der ihn nur die aufopfernde Treue des Grafen Arco rettete, der die auf den Kurfürsten gerichtete Kugel eines Schützen mit seinem Leibe auffing. Kurz darauf giengen wieder alle Eroberungen in Tyrol, mit Ausnahme von Kufstein, verloren und an den Gränzorten nahmen die Tyroler schreckliche Rache.

Inzwischen hausten am Oberrhein und in Schwaben die Franzosen ungestraft auf das schrecklichste und bekamen wieder Landau und auch Breisach in ihre Hände. Um daher der Bedrängniß des Kaisers, der zugleich in Ungarn einen Aufstand zu bekämpfen hatte, ein Ende zu machen, zog der Herzog Marlborough aus den Niederlanden und der Prinz Eugen aus Italien über Wien nach Deutschland und beide vereinigten sich in Heilbronn am Neckar zu einem gemeinschaftlichen Plane, an dem auch der Markgraf von Baden, vom Rhein herbeikommend, Theil nahm. Eugen sollte den Rhein decken, konnte aber den Übergang eines neuen französischen Heeres unter Tallard und dessen Vereinigung mit Villars und dem Kurfürsten nicht verhindern. Doch war er rasch hinter Tallard hergezogen und vereinigte sich nun bei Donaunwörth mit Marlborough, der unterdessen in der Nähe dieser Stadt mit dem Markgrafen Ludwig eine 12,000 Mann starke Abtheilung Bayern am Schellenberg besiegt hatte. Der Markgraf nahm es sodann über sich, Ingolstadt zu belagern.

Vergebens ermahnten nun Marlborough und Eugen den Kurfürsten, dem reichsfeindlichen Bündnisse mit Frankreich zu entsagen; auch seine Gemahlin und seine Rätke hatten dies schon länger her vergebens gethan. Der Kurfürst, auf Tallard's Succurs sich stützend, und ungeduldig, sein Bayern vom Feinde gesäubert zu sehen, verließ mit den Marshällen das feste Lager bei Lauingen, worin sich bisher das vereinigte Heer

der Bayern und Franzosen gehalten hatte, und bot den Verbündeten ein Treffen an. So erfolgte die Schlacht bei Höchstädt und Blenheim 1704 (13. Aug.) in welcher Eugen und Marlborough den Franzosen eine solche Niederlage beibrachten, daß 12,000 Mann blieben, 10,000 (darunter Marschall Tallard) gefangen wurden und die Beute der Sieger ungewöhnlich groß war. Das französische Heer war so gut als vernichtet und der Name Marlborough's, den nun der Kaiser aus Dankbarkeit zum Reichsfürsten erhob, erschallte lange Zeit in Volksliedern wieder.

Der schwer gedemüthigte Kurfürst von Bayern entkam zwar glücklich über die Donau, mußte aber mit den Franzosen über den Rhein fliehen, und sein Land wurde durch Eugen von Oesterreich besetzt und hart behandelt, während in den Rheingegenden Landau von dem Markgrafen von Baden erobert und Trier von Marlborough besetzt wurde, so daß ganz Deutschland wieder befreit war.

Im Anfang des folgenden Jahres starb Leopold, und Joseph I. 1705 sein Sohn und Nachfolger, setzte den Krieg fort. Er dämpfte zunächst einen Aufstand, den das bayrische Volk gegen den barbarischen Druck der österreichischen Soldaten und Beamten unternahm, erklärte die Kurfürsten von Bayern und von Köln in die Reichsacht und gab 1706 die Oberpfalz sammt der vierten Kurwürde dem Kurfürsten von der Pfalz zurück.

In dem gleichen Jahre (am 23. Mai 1706) verschaffte dem Erzherzog Karl der Sieg Marlborough's über die Franzosen bei Ramillies die spanischen Niederlande und der glänzende Sieg Eugen's über die Franzosen bei Turin den Besitz von Mailand und Sardinien. An dem letztern Sieg hatten auch Preußen unter dem Fürsten Leopold von Dessau Antheil.

Zu der Schlacht bei dem Dorfe Ramillies hatte sich der in den Niederlanden commandirende Villeroi wider des Königs Weisung, erst noch Bezug vom Rhein her abzuwarten, verleiten lassen. Die Folgen der verlorenen Schlacht waren, daß sich die Franzosen in großer Unordnung gegen Löwen und nach einem Verlust von 30,000 Mann hinter die Schelde zurückzogen, und Brabant und Flandern sich dem Sieger beugten.

Turin wurde vom Herzog von Orleans mit 38,000 Mann belagert und von dem österreichischen Marschall Daun tapfer vertheidigt, schien aber ohne Entsatz verloren zu sein. Da eilte Eugen von Wien aus nach Italien, zog seine Macht zusammen, vereinigte sie, 24,000 Mann stark, mit den 13,000 Mann des Herzogs von Savoyen und griff am 7. Sept. 1706 die Belagerer mit solchem Ungestüm an, daß sie völlig besiegt und auf der Flucht von den erbitterten Bauern größtentheils erschlagen wurden. Erbeutet wurden 211 Geschütze, 80,000 Fässer Pulver, eine reichgefüllte Kriegskasse, 2000 Dshen, 5000 Mausejel und die meisten Pferde von 13 Regimentern Dragoner, welche abgestiegen waren, um auf der Flucht besser entweichen zu können. Eugen's Ruhm wurde nun dem des Marlborough gleichgesetzt und in Liedern gepriesen. Kaiser Joseph ernannte ihn zum Dank zum Ober-Statthalter von Mailand.

Für Oberitalien trat nun auf Ludwig's XIV. eigenes Begehren eine Waffenruhe ein, welche ihm unter der Bedingung der Rückgabe aller festen Plätze jenseits der Alpen gestattet wurde: dadurch iah sich der Kaiser in den Stand gesetzt, einen Theil seiner oberitaliischen Truppen

zur Besitznahme von Neapel zu verwenden, welche im Juni des Jahres 1707 durch den General Daun erfolgte. Dagegen litt Deutschland, und zwar insbesondere Franken und Schwaben, bei der schlechten Beschaffenheit der Reichsarmee, durch die Brandschatzungen der Franzosen unter Villars großen Schaden.

Dieser Schaden war die Folge der kühnen Überrumpelung, welche Marschall Villars auf die für uneinnehmbar gehaltenen Schanzen unternahm, die der Markgraf von Baden zwischen Philippsburg und Stollhofen zur Abwehr französischer Einfälle in sein Land angelegt hatte. — Erst nachdem Villars den ganzen Sommer über sein Raubwerk in jenen Ländern getrieben hatte, setzte sich der Kurfürst von Hannover mit einem Heere in Bewegung und schreckte dadurch die Franzosen in ihre Gränzen zurück.

Auch in Spanien war bisher das Kriegsglück abwechselnd gewesen, bis es sich, nachdem Karl eine Zeit lang die Oberhand gehabt hatte, im Jahre 1707 wieder für Philipp entschied.

Im Anfang des Kampfes in Spanien erklärte sich Castilien sogleich für Philipp V., während Aragonien und Catalonien aus frühern Grimmerungen her den Franzosen abgeneigt waren. Als sodann im Beginn des Jahres 1704 der Erzherzog Karl mit einem englisch-holländischen Heere von 12,000 M. in Portugal, das zu den Verbündeten übergegangen war, landete und, durch ein portugiesisches Heer verstärkt, in Spanien einzuvorrückte, und eine englische Flotte Gibraltar in Besitz nahm und 1706 Barcelona eroberte, gewann Karl allmählich ganz Catalonien und Valencia. Vergebens belagerte Philipp Barcelona; er mußte sogar aus Madrid bis Burgos zurückweichen, und den Verbündeten die Hauptstadt überlassen, wo sich nun vorzüglich die Portugiesen — anstatt den ersten Schreck der Franzosen zu benutzen und sie vollends aus Spanien hinauszuerwerfen, — sich der Unthätigkeit und Ausschweifungen überließen, welche den Haß der Hauptstadt gegen die Verbündeten steigerten. Erst vier Wochen nachher erfuhr Karl in Aragonien, daß ihm der Weg nach Madrid offen stehe und als er daselbst einziehen und ihn deshalb ein Theil der englisch-portugiesischen Besatzung einholen wollte, schnitten ihn die unterdeß wieder verstärkten Franzosen von der Hauptstadt ab, so daß Philipp V. wieder seinen Hof nach Madrid verlegen konnte, Karl aber genöthigt war, seinen Weg nach Catalonien zu nehmen, wo er in Barcelona überwinterte. — Im darauffolgenden Frühling 1707 verlor er sodann bei Almanza eine Schlacht, welche ihn Valencia und Aragonien kostete und auf Catalonien beschränkte, da ihm sein Bruder, der Kaiser Joseph I., keine Unterstützung schicken konnte.

§. 255. **1708** Nun glaubte Ludwig XIV am schicklichsten Frieden machen zu können; doch Oesterreich und England wiesen sein Anerbieten zurück, und nachdem sich Eugen, nach Beendigung des Krieges in Italien, wieder mit war in den Niederlanden von einem neuen französischen Heere bedrängten Marlborough vereinigt hatte, schlugen beide stets durch Eintracht verbundene Feldherren nicht nur die Franzosen unter Vendôme im Jahre 1708 bei Dudenarde an der Schelde auf's Haupt, sondern eroberten auch die für unüberwindlich gehaltene Festung Lille (Nissel), so daß man am französischen Hofe schon fürchtete, sie würden im nächsten Feldzuge auf Paris losgehen. Durch so viele Unfälle bewogen, erbot sich Ludwig, auf Spanien, Amerika und die Niederlande zu verzichten und für seinen Enkel mit Mailand, Neapel und Sicilien zufrieden zu sein.

Allein der Übermuth der verbündeten Feldherren machte ihm die harte

Gegenbedingung, daß er seinen Neffen mit den eigenen Waffen aus Spanien solle vertreiben helfen. Unwillig über eine solche entehrende Zumuthung, beschloß der alte König, den Krieg lieber fortzusetzen.

Als aber sein mit großer Anstrengung unter Villars neu aufgebrachtes Heer von Marlborough und Eugen in der mörderischen Schlacht bei Malplaquet aufs Neue geschlagen wurde, da erbot sich Ludwig, nicht nur auf die ganze spanische Erbschaft zu verzichten, sondern auch das Elsaß sammt Straburg herauszugeben und außerdem noch Hilfs Gelder von monatlich 1 Mill. Liv. zur Vertreibung seines Enkels zu zahlen. Auch dieses Anerbieten wurde mit thörichtem Übermuth zurückgewiesen und schon kam auch aus Spanien die Botenschaft, daß Philipp bei Saragossa geschlagen und der Erzherzog Karl III am 23. Sept. 1710 in Person seinen Einzug in Madrid gehalten habe, so daß Ludwig's ganzer, mit so vielen Künsten zusammengefügt und aufgethürmter Machtbau gänzlich zusammenzubrechen und die von seinen Gegnern bereits ausgesprochene Drohung von Frankreich's Zerstückung eine Wahrheit zu werden schien.

Da trat plötzlich in der englischen Politik eine Wendung ein, welche dem wankenden Throne Ludwig's XIV neue Stützen bot und die Sieger wegen ihrer Maßlosigkeit zu vergeblicher Reue veranlaßte. Marlborough nämlich, der seither an der Spitze der englischen Whigpartei gestanden war und durch seine Gemahlin die regierende Königin Anna auf eine ihr unbequeme Art geleitet hatte, fiel in Folge des übermüthigen Betragens seiner Gemahlin gegen die Königin in Ungnade, so daß das whigistische Ministerium und Parlament, das den Krieg gegen Frankreich betrieben hatte, einem mehr toryistischen weichen mußte, folglich Marlborough seinen Einfluß verlor. Zum Sturze Marlborough's kam dann noch der unerwartete Tod des thätigen und verständigen Kaisers Joseph's I, der am 17. April 1711 an den Blattern starb und, da er keine männlichen Nachkommen hatte, den Thron seinem Bruder, dem spanischen Kronprätendenten hinterließ. Dieser hatte sich in Madrid nicht lange halten können und war wieder nach Catalonien zurückgegangen, wo er sich zuletzt bloß auf Barcelona beschränkt sah. Auf die Nachricht von seines Bruders Tode, kehrte er über Genua und Mailand, wo ihm der Wahlbeschuß der Kurfürsten zusam, nach Deutschland zurück und empfing zu Mainz am 22. Dec. als Karl VI die deutsche Kaiserkrone. Dadurch veränderte sich die ganze Situation. Denn weil dem neuen englischen Ministerium die Vereinigung dieser Krone mit der spanischen auf Einem habsburgischen Haupte gefährlich erschien, so eröffnete England geheime Unterhandlungen mit Frankreich, und befahl dem Marlborough, sein Commando einem Andern zu übergeben, der den Krieg nur defensiv betrieb; und als Eugen in den Niederlanden den Feldzug von 1712 eröffnete, sah er sich von englischer Unterstützung verlassen. Er eroberte zwar noch einige Festungen, bedrohte die Picardie und Champagne mit einem Einfall, so daß der Hof in Paris schon in den König drang, sich anderswohin in Sicherheit zu begeben. Da glückte es dem Marjhall Villars, die doppelten Verschanzungslinien Eugen's bei Denain zu durchbrechen und dessen reiche Vorräthe wegzunehmen, so daß

Prinz Eugen, von Mitteln entblößt, die Hoffnung, nach Paris vorzubringen, aufgeben mußte, und selbst verschiedene feste Plätze wieder an Frankreich verloren giengen.

1713 §. 256. **U**nterdeß waren die bisherigen Unterhandlungen zwischen England und Frankreich unter dem Beitritt von Preußen, Savoyen und Portugal zum **Frieden von Utrecht** gediehen, der in vielen Beziehungen neue Rechts- und Territorialverhältnisse schuf, um das gestörte europäische Gleichgewicht wieder herzustellen. In diesem Frieden erkannte England den Philipp V aus dem Hause Bourbon als König von Spanien und Indien unter der Bedingung an, daß die französische und spanische Krone nie vereinigt werden dürften, und bedang sich von Spanien Gibraltar und Minorca, von Frankreich die Abtretung von Acadien, Neufoundland, Neuschottland und der Hudsonsländer, und von beiden Mächten die Anerkennung der protestantischen Thronfolge in England aus; Preußen erhielt das Quartier von Obergelbern nebst Neuchatel und Valengin, und die Anerkennung seiner Königswürde (zunächst von Frankreich, Spanien und England), Savoyen aber Sicilien als unabhängiges Königreich, und einige Festungen an seiner Gränze gegen Frankreich, und außerdem die Anwartschaft auf die spanische Thronfolge für den Fall des Erlöschens der spanisch-bourbonischen Dynastie.

An diesem Friedenswerke betheiligte sich Kaiser Karl VI nicht, weil er seinen bisherigen Gegner Philipp nicht als König von Spanien anerkennen wollte. Zwar räumte er nun vollends Catalonien, setzte aber den Krieg am Rhein fort. Doch konnte er alleinstehend nichts mehr ausrichten, sondern verlor sogar Landau und Freiburg wieder. Zum Glück ließ Marschall Villars auf Befehl seines nach dem Ende des Kriegs sehnenen Königs dem Prinzen Eugen eine Friedensunterredung in Rastatt anbieten, wozu dieser vom Kaiser die Vollmacht erhielt.

Da Frankreich jetzt im Vortheil war, so mußte bei dieser Unterhandlung auf gar manche Punkte verzichtet werden, und als endlich der Tractat zu Stande gekommen und zum Unterschreiben nach Wien und Versailles gesandt worden war, stellte Ludwig zwölf neue Forderungen, so daß Eugen, über diese Unredlichkeit aufgebracht, Rastatt verließ, und Villars, selbst gekränkt, nach Paris reiste, um den König durch die eindringlichsten Vorstellungen von seinen Forderungen abzubringen. Der König gab nun größtentheils nach und freudig eilte Villars nach Rastatt zurück, wohin auch Eugen auf seine Einladung wieder kam, und beide brachten nun den Friedensvertrag zu Stande, nach dessen glücklicher Beendigung in der Nacht vom 6. auf den 7. März beide Feldherren einander vor Freuden in die Arme fielen.

1714 So kam zwischen dem Kaiser und Frankreich der **Frieden zu Rastatt** im J. zu Stande, der nachher zu Baden im Margau auch für das deutsche Reich (d. 7. Sept.) bestätigt wurde, und wodurch der Kaiser sich nur die spanischen und einen Theil der französischen Niederlande (mit Tournay), Neapel, Mailand, Mantua und Sardinien rettete. Der Kurfürst von Bayern verlor die Statthalterschaft der Niederlande, wurde aber, gleich dem Kurfürsten von Köln, wieder in seine übrigen Länder und

Würden eingesetzt. Das deutsche Reich erhielt Freiburg, Altbreisach und Kehl, mußte aber Landau an Frankreich abtreten.

Auf solche Weise gieng Ludwig XIV aus diesem dreizehnjährigen Kriege, in welchen er sich bloß für sein persönliches Interesse mit halb Europa eingelassen hatte und Frankreich bis an den Rand des Untergangs geführt hatte, doch noch ohne namhaften Länderverlust hervor und hatte das Glück, einen Sprößling seines Geschlechts auf dem Throne Spaniens zu sehen und dadurch gegen dieses Land hin eine gesicherte Gränze zu bekommen. Aber um welchen Preis! Wiewohl Frankreich im Innern meist vom Krieg war verschont geblieben, so war es doch durch den ungeheuern Aufwand an Geld und Menschen, durch die Stocung des Handels, Ackerbau's und Gewerbs so enttrübtet, daß die öffentliche Schuldenlast von 900 Mill. Thaler einen Maßstab von der großen Noth giebt, in welche dieser König durch seine maßlose Glanz- und Eroberungslust sein Volk gestürzt hat. Die harten Schläge, welche ihn während dieses Erbfolgekrieges betroffen hatten, führten ihn wenig zur Erkenntniß, zumal ihm der größte Theil der Landesnoth von seiner bigotten Umgebung verhehlt wurde.

Auch die mit seinem Alter zunehmende Isolirung seiner Person und die Verödung seines Hauses hätte ihm zur Demüthigung anderer Art dienen können. So wie allmählich alle bedeutenden Geister und Charactere, welche seine Regierung, besonders in der ersten Hälfte derselben, den blendenden Glanz verliehen hatten, vor ihm dahinstarben, daß er lange mitten in einem ganz neuen Geschlechte vereinsamt stand, eben so mußte er auch fast alle Glieder seiner Familie Haupt um Haupt vor ihm in die Gruft sinken sehen, daß ihm zuletzt zur Nachfolge auf seinen Thron nur ein einziger Urenkel, ein Kind von fünf Jahren übrig blieb! — Zwar ließ Ludwig XIV, als er (ein Jahr nach dem Rastatter Frieden) das Ende seines Lebens nahe fühlte, jenen kleinen Dauphin und die noch übrigen bourbonischen Prinzen vor sich kommen, um sie von der Kriegslust und der Unterdrückung des Volkes abzumahnern, und versäumte nichts, was den Schein eines erbaulichen Endes hervorbringen konnte. Allein alles dieß hielt das Pariser Volk nicht ab, seinen Leichenzug mit solchen Schmähungen und Verwünschungen zu verfolgen, daß die Leiche auf einem Nebenweg nach St. Denys gebracht werden mußte. — Er starb am 10. Sept. 1715 im 77. Jahre seines Lebens und im 54. seiner für Europa so verhängnißvollen Regierung.

Mittlerweile dauerte der **nordische Krieg** (mit Karl XII) noch immer fort, und von deutschen Mächten hatten sich gegen das Ende desselben der König Friedrich Wilhelm I von Preußen und der Kurfürst Georg I von Hannover an die Feinde Schwedens angeschlossen. Dieser Krieg endete mit dem Tode Karl's XII, welcher durch einen Schuß aus der von ihm belagerten Festung Friedrichshall herbeigeführt wurde. In dem darauffolgenden Stockholmer Frieden von 1719 mußte Schweden an Preußen Vorposten von der Ostsee bis zur Beene, nebst Stettin und den Inseln Wiedom und Wollin, (gegen zwei Millionen Thaler), an Hannover aber Bremen und Verden (gegen eine Million Thaler) abtreten, so daß es von seinen Besitzungen in Deutschland nur noch Stralsund, Wismar und Rügen behielt. An Rußland verlor Schweden im Nystädter Frieden 1721 die Ostseeprovinzen Livland, Esthland, Ingermanland mit einem Theil von Karelilien und dem Wi-

borgslehen in Finnland. Durch alle diese Verluste kam Schweden um seine ganze vorige Bedeutung.

Gleich nach dem spanischen Erbfolgekriege wurde Kaiser Karl VI als Bundesgenosse der Venetianer, denen die Türken die Halbinsel Morea entrissen, in einen Krieg mit den Türken verwickelt, in welchem der tapfere Prinz Eugen den Sieg bei Peterwardein gewann und noch einmal die Festung Belgrad eroberte, so daß die Türken in dem Frieden zu Passarowitz 1718 den temeswarer Banat, Serbien und einen Theil von der Walachei, von Bosnien und Croatien an Österreich abgeben mußten.

Weil nun während dieses Türkenkriegs Philipp V von Spanien, den der Kaiser noch immer nicht anerkennen wollte, Sardinien und Sicilien besetzt hatte, so schloßen jetzt England, Frankreich, Holland und der Kaiser zur Aufrechterhaltung des Utrechter Friedens die sog. Quadrupel-Allianz oder den Viermächtebund und zwangen Philipp V, jene Inseln wieder zu räumen und, gegen die Anerkennung von Seiten des Kaisers, sowie gegen die Anwartschaft auf Parma, Piacenza und Toscana, auf alle ehemaligen spanischen Nebenländer in Europa zu verzichten. Der Kaiser tauschte hierauf von dem Herzog von Savoyen, der sich auf die spanische Seite geschlagen hatte, Sicilien gegen die Insel Sardinien ein.

§. 257. Da der spanische Erbfolgekrieg die Lehre gab, daß die Unbestimmtheit der Thronfolge das Glück der Völker gefährde, so hatte Karl VI schon im Jahre 1713 die pragmatische Sanction, d. i. ein Hausgesetz für Österreich gegeben, daß sämtliche österreichische Staaten ungetheilt auf den Nachfolger kommen, und daß, falls der Mannsstamm ausginge, die Erblande auf die weibliche Linie (zunächst in seinen Nachkommen, dann in denen Joseph's I) übergehen sollten.

Weil nun Karl ohne männliche Erben war und nur eine einzige Tochter, Maria Theresia, hatte, welche er an den Herzog Franz Stephan von Lothringen vermählen wollte, so lag ihm alles daran, jenem Hausgesetze die Anerkennung der europäischen Mächte, denen natürlich diese Machtbefestigung Österreichs mißfiel, zu verschaffen. Um daher ihre Zustimmung zu erhalten, ließ er es sich die größten Opfer kosten, — Opfer, die auch dem deutschen Reiche abermals die schwersten Wunden schlugen. Denn an England versprach er dafür die Aufhebung der ostindischen Handelsgesellschaft von Ostende, wodurch die Theilnahme der Niederlande am Welthandel verloren gieng; dem König von Frankreich versprach er Lothringen, dem König von Spanien Toscana, Parma und Piacenza und dem König August II (dem Starken) von Polen seinen Beistand zur Erlangung des polnischen Thrones für dessen Sohn, den sächsischen Kurfürsten August (III).

1733 Nachdem Deutschland und Europa dreizehn Jahre lang einen wohlthätigen Frieden genossen hatte, führte nach dem Tode des Königs August II der polnische Erbfolgekrieg neue Verwicklungen und schwere Verluste für den Kaiser herbei. Denn weil der Kaiser, seiner Zusage gemäß, mit Rußland den von einer polnischen Adelspartei gewählten August III unterstützte, Ludwig XV von Frankreich aber seinem Schwiegervater, dem im nordischen Kriege von den Polen vertriebenen und von einer französischen-polnischen Partei zurückgerufenen Erzkönig Stanislaus Leszczyński

wieder zum Throne verhelfen wollte, so schloßen Frankreich, Spanien und Sardinien (unter Karl Emmanuel III) ein Bündniß und erklärten dem Kaiser den Krieg, der sowohl in Italien, als am Rhein geführt wurde.

Gleich auf die Nachricht vom Tode Königs August II war Stanislaus Leszczinsky, als Kaufmann verkleidet, nach Polen gekommen und zu Warschau am 22. Sept. 1733 mit Hülfe der sächsisch-polnischen Partei wieder auf den Thron von Polen erhoben worden. Aber schon wenige Tage darauf erschien in der Nähe von Warschau ein russisches Heer, so daß Stanislaus, der keine Mittel hatte, mit seinen Anhängern nach Danzig entfloß, um dort die ihm verheißene französische Hülfe zu erwarten. Unterdeß aber ließ die Gegenpartei den Kurfürsten August III zum König ausrufen.

Während ein spanisches Heer in Toscana landete, um gegen Neapel zu ziehen, besetzte ein französisches Heer Lothringen, ein anderes französisches Heer gieng bei Straßburg über den Rhein und nahm die Reichsfestung Aehl weg, ein drittes unter Villars rückte in Italien ein, wo sich sardinische Truppen mit ihm vereinigten. — Der Kaiser, unvorbereitet wie er war, und vom deutschen Reiche nur schwach unterstützt, sandte den Prinzen Eugen an den Rhein, doch mit so wenig brauchbaren Truppen, daß der ohneieß bejahrte und fränkliche, noch dazu vom Wiener Hofkriegsrath in allen seinen Anordnungen gehemmte Feldherr mit Schmerz die festen Plätze Trier und Trarbach und die Reichsfeste Philippsburg in französische Hände übergehen sehen mußte. — In Italien aber war der Kaiser in noch größerem Nachtheil: denn Mailand wurde von den Franzosen und Sardinern, Neapel und Sicilien von den Spaniern besetzt.

Inzwischen hatte sich Stanislaus in Danzig aus Mangel an ausreichender Unterstützung nicht halten können, sondern war im Juni 1734 als Ochsenhändler verkleidet ins Preussische gegangen, worauf Danzig capitulirte. Da hielt es der französische Hof für klüger, mit dem Kaiser (am 3. October) einen Präliminarfrieden einzugehen, demgemäß August III zwar als König von Polen anerkannt worden, der Herzog Franz Stephan von Lothringen aber, Maria Theresia's Bräutigam, dieses sein Herzogthum sammt dem Herzogthum Bar als Lehen dem Erbkönige Stanislaus, und im Todesfalle desselben als Eigenthum an Frankreich überlassen und dafür, nach dem nahe bevorstehenden Aussterben des letzten Medicers, das Großherzogthum Toscana bekommen sollte. Ferner wurde bestimmt, daß die spanisch-bourbonische Dynastie zwar Neapel und Sicilien, jedoch nur als Secundogenitur d. h. als ein stets nur einem jüngern spanischen Prinzen zufallendes, nie mit der spanischen Krone zu vereinigendes Erbe bekommen, und der Kaiser sich dafür mit Parma und Piacenza und mit der Anerkennung der pragmatischen Sanction begnügen sollte.

Mit diesen Bestimmungen war zwar Spanien nicht zufrieden, sondern wollte noch die oberitalischen Herzogthümer dazu; weil es aber seinen For-

1738 berungen keinen Nachdruck geben konnte, so fügte es sich und trat dem **Frieden von Wien** bei, der den 18. Nov. definitiv zu Stande kam. Franz Stephan, welcher 1736 seine Vermählung mit Maria Theresia gefeiert hatte, war schon 1737 in den wirklichen Besitz von Toscana gekommen.

Um sich für solche Nachtheile im Osten zu entschädigen, folgte der Wiener Hof der Einladung der Kaiserin Anna von Rußland zu einem Bündnisse wider die Türken, von denen sie Moskau zurückerobern wollte. Aber der Prinz Eugen, dieser treue Schutzwächter von Deutschlands Ehre und Gränzen gegen Westen und Osten, war bereits 1736 gestorben, und so gieng für den Kaiser durch die Unfähigkeit seiner Feldherren und durch die Engherzigkeit seines Hofkriegsraths in diesem unglücklichen Kriege 1739 der österreichische Antheil von Serbien und der Walachei samt Belgrad wieder verloren. Ein Jahr nach dem traurigen Belgrader Frieden starb Kaiser Karl VI am 20. Oct. (1740) als der letzte vom habsburgischen Mannsstamme und hinterließ seiner Tochter als Thronfolgerin eine schwere Aufgabe!

Kap. 41. Innere Zustände im sogenannten Zeitalter Ludwig's XIV.

1648—1740.

§. 258. **Leben und Sitten.** So lag denn Deutschland in jenem Jahrhundert, welches seit dem westfälischen Frieden bis zum Tode Karl VI verfloß und das Jahrhundert Ludwig's XIV († 1715) genannt wird, von dem Schlege, den ihm der 30jährige Krieg versetzt hat, betäubt und von der arglistigen Politik Frankreichs auf allen Seiten umstrickt, in einer schmähligen Ohnmacht und Schwäche darnieder. Während es ihm kaum gelang, das zu erhalten und zu vertheidigen, was ihm die auf den Geist rein weltlicher Despotie gegründete Macht der (in Frankreich, Spanien und Italien nun vorwaltenden) Bourbonen belassen wollte, richtete es sich auch in den Bewegungen seines innern Lebens mehr und mehr nach dem, vom französischen Hofe ausgehenden Geist einer unsittlichen, eigenmächtigen, aller Wahrheit und Tugend Hohn bietenden modernen Lebensphilosophie.

Rücksichtslose Willkürherrschaft, üppige Sinnlichkeit, abenteuerlich-lieberliche Verschwendung, trügerischer Heuchelschein, eitle Prahlerei und falsche Ruhmsucht wirkten ansteckend auf viele deutsche Fürsten und Herren jener Zeit, die in Ludwig XIV das Muster eines Herrschers sahen und dasselbe nach Möglichkeit in sich und in ihren Umgebungen nachzuahmen strebten. Man fieng an, die jungen Prinzen und Junker nach Paris zu schicken, um dort ein Ludwig XIV werden zu lernen, und der deutsche Adel that sein Möglichstes, seine Fürsten in einem Streben zu bestärken, von welchem er nur Vortheile für seinen Stand erwartete.

Die schädlichen Folgen jener Nachahmungssucht zeigten sich bald 1. in der durch den französischen Einfluß stets genährten Uneinigkeit der ohnedieß nur äußerst lose verbundenen Reichsglieder unter einander; — 2. in der rücksichtslosen Verletzung der Unterthanenrechte von Seite vieler Fürsten, welche (gleichwie Ludwig nur in seiner Person den Staat sah und keinen freien Bürgerinn duldeten) auch immer mehr darauf ausgiengen, die Reichsstädte zu unterdrücken, die Landstände zu mißachten und die Bürger ihrer alten Freiheiten zu berauben; — 3. in der von vielen Höfen ausgehenden Entsittlichung und Erschlaffung des früherhin viel kräftigern

Volksgestes und edleren Bürger sinns; — 4. in der Verschwendung und Zerrüttung der Einkommensquellen der Staaten und in der damit zusammenhängenden größern Bedrückung und völligen Verarmung der Unterthanen.

Der erste Nachahmer Ludwig's war in der Mitte des 17. Jahrhunderts Kurfürst Johann Georg II von Sachsen, dessen verschwenderische Hofhaltung einen Bankrott nach sich zog, den die Landstände decken mußten. Noch ärger machte es sein zweiter Nachfolger, Johann Georg IV, unter dessen Erpressungen das Land furchtbar litt: am ärgsten aber trieb es sein Bruder und Nachfolger, der starke August von Sachsen, dessen Feste und Vergnügungen, Lustschlösser und Schatzkammern unermessliche Summen verschlangen, und der, selbst als er um den Preis des Religionswechsels 1697 König von Polen wurde, fort und fort das Mark seines sächsischen Erblandes auf die Befriedigung seines Ehrgeizes und seines üppigen Prunklebens verwendete, ohne je auf die Klagen seiner Unterthanen zu hören.

Eben so hatte die lange Verbindung des Kurfürsten Max II Emanuel von Bayern († 1726) mit Frankreich schädlichen Einfluß auf sein Erbland, aus welchem ihm, da er als Statthalter der Niederlande meist in Brüssel lebte, zur Befriedigung seiner dem französischen Geschmacke huldigenden Bedürfnisse, oft dreifache Steuern zugeschiedt werden mußten. — Ihm ahnte sein Vetter, Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz († 1716) nach, der in Düsseldorf, der Hauptstadt seines jülichischen Erbes, lebte.

Auch der Hof des Kurfürsten von Braunschweig-Hannover blieb nicht hinter dem Zeitgeschmacke zurück, und als Kurfürst Georg 1714 König von England, und Hannover dadurch gleichsam eine britische Provinz ward, so wurde daselbst doch der Hofprunk fortwährend gerade so beibehalten, als ob der Fürst noch stets anwesend gewesen wäre.

Gerade an den kleinern Höfen herrschten oft die größten und sittenverderblichsten Mißbräuche, wie unter andern am württembergischen Hofe, sowohl unter dem Herzog Eberhard Ludwig (1693—1733), dessen landverderbliche Regierung 1717 viele Württemberger zur ersten Auswanderung (nach Nordamerika) bewog, als auch unter dem katholischen Herzog Karl Alexander (1733 bis 1737), dessen Günstling, der Hofjude Süß, das Land auf die ausgelutschteste, boshafteste Weise auspreßte, bis der plötzliche Tod des Fürsten das arme Land von dem Juden, so wie von einer angezettelten Verschwörung zur Katholisirung der protestantischen Einwohner befreite.

Auch die meisten geistlichen Höfe, größere wie kleinere, blieben nicht hinter den weltlichen zurück, ja überboten sie oft noch an Üppigkeit und Schwelgerei.

Unter den bessern Höfen damaliger Zeit zeichnete sich besonders Brandenburg unter seinem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm († 1688) aus, der sich, wie oben gezeigt wurde, alle Mühe gab, deutsche Sitte und Ehre aufrecht zu erhalten. — Aber sein Sohn, Kurfürst Friedrich III (als König von Preußen Friedrich I) stürzte durch seine Prachtliebe das Land in Schulden, und französische Sitten und Moden herrschten in Berlin mehr als anderswo. Nach seinem Tode 1713 stellte jedoch sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I, von welchem im folgenden Kapitel näher die Rede sein wird, die eingerißene Finanznoth durch strenge Sparsamkeit und Ordnung wieder her und suchte die verwälschten Sitten durch deutsche Verbheit und ernsten kirchlichen Sinn zu verbannen (§. 262).

Auch der kaiserliche Hof zu Wien hielt sich vom französischen Unwesen fern, und Leopold brachte es sogar auf dem Reichstage zu Regensburg, welcher seit 1663 permanent geworden war, im Jahre 1689 dahin, daß aller und jeder Verkehr mit Frankreich, selbst die Annahme französischer Bedienten, verboten sein sollte. — An Karl's VI Hofe herrschte zwar viel überflüssiger und unnützer Prunk, aber er war mehr eine Folge der von ihm aus Spanien mitgebrachten steifen und geschmacklosen Etikette, welche übrigens dem unter dem österreichischen Adel und Bürger einreißenden Leichtsinne einigen Damm entgegenlegte.

§. 259. **Christenthum und Kirche.** I. Bei den Protestanten fuhren auch nach dem westfälischen Frieden die lutherischen und reformirten Theologen fort, einander zu bekämpfen. Manche führten diesen Kampf noch aus lebendig gläubiger Überzeugung und duldeten um ihres Bekenntnisses willen standhaft Noth und Verfolgung, wie z. B. der als geistlicher Liederdichter berühmte **Paul Gerhard** (§. 245), welcher, weil er in Berlin einen sein lutherisches Bekenntniß beeinträchtigenden Kieders unterschreiben sollte, lieber freiwillig seinem Amte entsagte (1667) bis er 1669 nach Lübben berufen wurde, wo er als Pastor Primarius 1676 starb. — Die Meisten aber bekämpften sich ohne den Geist der Liebe und thaten durch eine streitsüchtige, todte Gottesgelehrtheit dem lebendigen Glauben im Volke großen Eintrag, der ohnedieß durch den von den weltlichen Oberen ausgehenden Geist undeutscher und unchristlicher Sitte so sehr zu leiden hatte.

Doch gab es auch in dieser dürren Zeit reine Geister, die dem todten Wortglauben, neben welchem der Aberglauben fortbestand, entgegentraten und, wenn auch unter Spott und Verfolgung, dem in der Liebe lebendigen Glauben Raum und Bahn zu machen strebten. So ist besonders **Philipp Jacob Spener** (geb. 1635 im Elßätschen, Oberhofprediger in Dresden, zuletzt Propst in Berlin, wo er 1705 starb,) mit Segen zu nennen, weil ihm das erste lebende christliche Leben jener Periode neue Anregung verdankte, indem er durch seine Collegia pietatis, so wie überhaupt durch seine ganze pastorale Thätigkeit die evangelische Theologie von dem Wege der bloßen Verstandes speculation auf den biblisch-practischen Weg der Reformatoren zurückzuführen und den Glauben durch Hervorhebung des christlichen Grundsatzes vom allgemeinen Priesterthum zur Herzensangelegenheit eines jeden Christen zu machen suchte. Waren auch aus dieser warmen und lebendigen Anregung keine neuen Gestaltungen des kirchlichen Lebens hervorgegangen, so hat sie doch nicht nur auf einzelne empfängliche Gemüther, sondern auch auf die edelsten Kreise des geistigen Lebens der Nation einen tiefen segneten Einfluß ausgeübt, welcher von der s. g. pietistischen Schule der Universität Halle, obwohl nicht mit gleicher Lauterkeit, noch lange fortgepflanzt wurde und bis auf unsere Tage in manchen ehrwürdigen Erscheinungen wahrzunehmen ist: wiewohl anderseits zugegeben werden kann, daß Spener in seinem heilsamen Einsatz gegen den todten Glauben der Kirchenglieder und Kirchenbeamten, ohne es zu ahnen, in gewissen Beziehungen der Kirche, als solcher, zu nahe trat. — Die Nachwirkungen von Spener's Geist zeigten sich insbesondere durch den Zusammenritt christlicher Gemeinschaften, denen neben dem eigenen Wachsthum im Christenthum die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden am Herzen lag — eine Pflicht, welche die katholische Kirche ihrerseits nie aus den Augen gelassen hatte. Die erste deutsch-protestantische **Missionsgesellschaft** war die dänisch-hallische, die sich am Ende des 17. Jahrhunderts bildete, und ihre Missionäre, unter welchen **Ziegenbalg** und **Schwarz** die bedeutendsten waren, nach Tranquebar in Ostindien aussandte.

Spener'n ähnlich und gewissermaßen aus seiner Schule hervorgegangen, aber in weiterem Umfange wirkte im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts der um das practische Christenthum, wie um die Verbesserung des Schulwesens jener Zeit gleich hochverdiente **August Hermann Franke**, die Seele der theologischen Facultät der damals neu gestifteten Universität Halle und Stifter des hallischen Waisenhauses. Er war zu Lübeck 1663 geboren, studirte in Erfurt und Kiel Theologie, wurde in Leiniz Magister, errichtete dort als Docent die Collegia philobiblica, die er so lange fortsetzte, bis ihm durch exclusiv-orthodoxe Gegner Spener's diese Vorlesungen unterlag wurden. Hierauf ging er als Diaconus nach Erfurt, wo er aber das gleiche Schicksal hatte. Da bekam er 1691 einen kurbrandenburgischen Ruf an die neuerrichtete Universität Halle als Professor der griechischen und hebräischen Sprache, und zugleich zu seinem bessern Auskommen die Pfarrstelle zu Glaucha, die er 1714 mit einer Predigerstelle zu Halle vertauschte. Gleich von Anfang an nahm er sich dort besonders der Armen und Kinder an, deren leibliche und geistliche Noth er mit aufopfernder Liebe zu heben

suchte. Eine in der von ihm ausgestellten Sammelbüchse vorgesehene Gabe von 4 Thalern veranlaßte ihn, eine Armenschule damit zu begründen. Er bestellte einen armen Studenten für wöchentlich 6 Grochen zum Lehren, kaufte von weitestgehenden Beiträgen Schulbücher und unternahm Reisen, um für seinen Zweck Geld zu sammeln. Sein lebendiges Gottesvertrauen erweckte so viele Herzen, daß er ein Haus zur Aufnahme von Waisenkindern anlegen konnte. Es gieng ihm das Geld zur Bezahlung der Barkleute aus, immer aber kam die Hülfe noch zu rechter Zeit und stärkte seinen Glauben. Die nie versiegende Quelle freiwilliger Liebesgaben setzte ihn in den Stand, seinen Plan zu erweitern. Nach 10 Jahren wurden in seiner Anstalt schon 125 Waisen und 75 arme Studenten ernährt und 800 fremde Kinder unterrichtet. Um die Mittel zur Unterhaltung und Erweiterung der Anstalt zu vermehren, verband er damit eine Apotheke, eine Buchdruckerei, eine Buchhandlung, eine Meierei, ein Pädagogium für Söhne wohlhabender Alten; und bald erhob sich auch ein Wittwenhaus und eine Krankenpflegenanstalt. Die von ihm ausgehende verbesserte Lese- und christliche Erziehungsmethode machte lange Zeit hindurch das „Hallsche Waisenhaus“ zu einem Vorbild im deutschen Schulwesen. Unter seinen Mitarbeitern verdient Freilinghausen einer besondern Erwähnung. Als Franke 1727 starb, wurden in seiner deutschen Schule 2125 Kinder von 126 Lehrern unterrichtet, im Waisenhaus 430 Waisen, mehrere hundert andere arme Kinder und 255 arme Studenten gelehrt; das Pädagogium bestand aus 152 und die Schültern und dienenden Leute in den noch übrigen Anstalten aus 82 Personen. Die sämmtlichen mit dem Gesamtnamen „Frankische Stiftungen“ oder „Hallsches Waisenhaus“ bezeichneten Gebäude umschloßen einen Hofraum, der einer sehr langen und breiten Straße gleicht.

Unter denen, die dem Aberglauben auf's schärfste zu Leibe giengen, muß Christian Thomasius (seit 1675 Professor der Beredsamkeit zu Leipzig, von 1684 an Professor der Jurisprudenz zu Frankfurt a. d. O. und seit 1694 zu Halle, † 1728) genannt werden, dem es durch seine Beredsamkeit gelang, den Hexenprocessen ein Ende zu machen, nachdem schon früher der §. 245 genannte Ratholtz Friedrich von Spee mündlich und schriftlich diesem Unwesen muthig entgegengetreten war. Nur hat Thomasius anderseits bei seinem Bestreben, die Achtung der Menschenrechte geltend zu machen, durch seine Philosophie den Grund des positiven christlichen Glaubens untergraben helfen, insofern er z. B. den Concubinat und die Vielweiberei vom Standpunkt seines Naturrechts verteidigte.

Übrigens erhielt sich der Confessionsunterschied im Protestantismus fortwährend. Zwar wurden im 17. Jahrhundert die Versuche zur Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche, welche von letzterer von Anfang an vergebens waren angestrebt worden, mehrfach wiederholt. Insbesondere suchte man in Brandenburg, wo seit 1540 nur die lutherische Kirchenordnung gegolten hatte, seit dem Uebertreten des Landesfürsten Johann Sigismund 1613 zur reformirten Kirche (§. 226) dieser letztern den Eingang zu verschaffen und durch die Confessio Sigismundi, welche die schärfsten Unterscheidungslehren umgieng, auf die Vereinigung beider Confessionen hinzuwirken.

Allernächst angefallen der Religionsgespräche (zu Leipzig 1631, zu Thorn 1645, zu Cassel 1661) verschärften den Gegensatz nur: die lutherische Geistlichkeit und die Landstände setzten nachhaltigen Widerstand entgegen. Hierauf suchte man durch Übertragung der lutherischen Kirchensachen auf den reformirten Geheimenrath, durch Abschaffung der Verpflichtung auf die Concordienformel, durch das Verbot des Besuchs der lutherischen Universität Wittenberg den Widerstand zu brechen. Und als unter dem großen Kurfürsten so viele um ihres Glaubens willen aus ihren Heimathlanden vertriebene reformirte Franzosen, Pfälzer, Holländer und Waldenser im Brandenburgischen Aufnahme fanden und dadurch, wenigstens in den preussischen Provinzen, die reformirten Gemeinden zusehends wuchien, so trat durch die Gründung eines eigenen reformirten kirchendirectoriums 1713 die reformirte Kirche förmlich neben der lutherischen auf, welche ebenfalls — jedoch viel später (seit 1750) — durch

ein eigenes lutherisches Oberconsistorium vertreten wurde. Doch verloren beide Kirchengemeinschaften in Preußen sowohl, wie in andern deutschen Ländern durch den immer mehr zunehmenden Territorialismus (d. h. durch die Unterwerfung der Kirche unter den Staat und seine kirchlichen Verordnungen allmählich ihre Unabhängigkeit und beziehungsweise Selbstständigkeit. Dadurch litt das innerste Wesen der Kirche, und die Staaten selbst mußten fortan den Verfall und die Ohnmacht der Kirche schwer empfinden.

Am schlimmsten für den Kirchenfrieden standen in der Pfalz die Verhältnisse der Lutheraner und Reformirten: denn dort wurde in den Religionswechsel des Kurfürsten immer das ganze Land mit hineingezogen und auf diese Weise bald die eine, bald die andere Partei unterdrückt. Nachdem Kurfürst Friedrich III den Calvinismus in der Pfalz begründet hatte, ließ Kurfürst Karl Ludwig, der von Unionsgedanken ausgieng, von dieser Strenge etwas nach und duldet wenigstens die Lutheraner; allein der Sohn des letzteren, Kurfürst Karl (1680—85) beschränkte diese Duldung aufs äußerste. Als sodann in dem neuen Kurfürsten Philipp Wilhelm (dem Sohne des zum Katholicismus übergetretenen Wolfgang Wilhelm von Neuburg) die katholische Linie zur Regierung über die Pfalz kam, so wurden Lutheraner und Reformirte gleichmäßig unterdrückt, so daß die pfälzischen Religionsbeschwerden „ein stehender Artikel auf den Reichstagen und bei den Reichsgerichten“ wurden. Doch gieng diese Unterdrückung mehr von den Gliedern verschiedener geistlicher Orden aus, namentlich von den Jesuiten, deren übermäßige Forderungen, der Kurfürst oft selbst in die Schranken weisen mußte; denn er selbst war im Grunde nicht so unbulbiam. Aber unter seinem Sohne Johann Wilhelm (1690—1716, einem Ludwig XIV im Kleinen), dessen politische Rathgeber die Jesuiten waren, nahmen jene kirchlichen Bedrückungen der Protestanten so zu, daß schon im dritten Jahre seiner Regierung 100 reformirte Kirchen an die Katholiken übergeben waren. Dazu kam dann vollends der große Schaden, den der in Folge der Clausel des Ryswiker Friedens (§. 239 a. G.) unter diesem Kurfürsten eintretende kirchliche Terrorismus den pfälzischen Protestanten verursachte. Und dieser Terrorismus dauerte fort, bis ihm 1705 die sogenannte Religions-Declaration einiges Ziel setzte und den pfälzischen Religionsverhältnissen wenigstens eine gesetzliche Grundlage gab, obwohl dabei die Protestanten dennoch zu kurz kamen. — Als sodann von 1716—1742 Kurfürst Karl Philipp zur Regierung kam, erneuerten sich die kirchlichen Gewaltthaten wieder und das Verbot des Heidelberger Katechismus wurde der Anfang zu noch größeren Bedrückungen. Alle Protestationen von Seite Preußens und Hessen-Cassels, alle Intercessionen Englands und Hollands halfen lange wenig. Erst als Kaiser Karl VI aus Rücksicht auf England und Holland, die ihm seine pragmatische Sanction garantirten, 1720 gebot, den Reformirten zu Heidelberg eine ihnen entrißene Kirche zurückzugeben und ihnen den Gebrauch ihres Katechismus wieder zu gestatten, gab der Kurfürst nach, verlegte aber im Unwillen darüber seine Residenz von Heidelberg nach Mannheim! Dennoch blieb die Lage der protestantischen Kirche unter dieser, so wie auch noch unter der folgenden kurpfälzischen Regierung „beengt.“

Das Beispiel des Kurfürsten August II von Sachsen, welcher, um die polnische Krone zu erlangen, dem Glauben seiner Väter entsagte und die katholische Religion annahm, veranlaßte mehr und mehr Übertritte protestantischer Fürsten jener Zeit zur katholischen Confession, ja man zählt gegen 25 fürstliche Personen, welche, meist durch die Thätigkeit der Jesuiten, dazu gebracht wurden. — Die Toleranz mancher dieser convertirten Fürsten gegen die Reformirten, veranlaßte aber auch einige Versuche zu einer Union zwischen Katholiken und Protestanten, die aber ihrer Natur nach noch weniger gelang, als die Unionsbestrebungen zwischen Lutheranern und Reformirten, zumal ja das Anathema des Tridentinums dazwischen stand.

II. Was die **katholische Kirche** als solche betrifft, so hat sie besonders in Frankreich durch die Aufhebung des Edicts von Nantes (1685), welche Ludwig XIV. auf Betrieb seiner bigotten und gewissenlosen Hofumgebung, — zum großen Nachtheil seiner protestantischen Unterthanen befahl, wieder die ausschließende Herrschaft bekommen. Dagegen hat sich in ihrem eigenen Schooße durch den Gegensatz der **Jansenisten** gegen die Jesuiten eine tiefgehende und weit in's 18. Jahrhundert hineinreichende Spaltung erhoben. Denn die Jansenisten oder Anhänger Jansen's, eines Lehrers der Theologie auf der Universität Löwen in den spanischen Niederlanden († 1638), vertheidigten die Lehre Augustin's von der Gnade und dem freien Willen gegen den römischen Semipelagianismus: und obgleich der Papst fünf Hauptsätze derselben als calvinisch verdammt und die Jesuiten alles aufboten, ihre Gegner zu stürzen, und ihnen das auch in Frankreich und in andern Ländern gelang, so erhielt sich doch der Jansenismus nicht nur in den Niederlanden mit einer eigenen Kirchenordnung (unter einem Erzbischoff und zwei Bischöfen), sondern er wirkte auch in andern Ländern, besonders aber in Frankreich, als ein geheimer Gegensatz gegen den (tridentinischen) Katholicismus lange fort.

Da überhaupt seit jenem Frieden die europäischen Staaten auch in kirchlicher Hinsicht eine vom päpstlichen Stuhle mehr unabhängige Haltung annahmen, so wurde die römische Kirche wieder mehr in die Lage der Selbstvertheidigung zurückversetzt.

§. 260. **Wissenschaft und Kunst.** Durch den 30jährigen Krieg und dessen Nachwirkungen lag deutsche Wissenschaft und Kunst lange darnieder, ja artete in fast gänzliche Barbarei aus, und selbst noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war sie der Herrschaft des Aberglaubens, der Unwissenheit und Geschmacklosigkeit hingegeben. Die deutsche Sprache namentlich lag in den schmachlichsten Fesseln barbarischer Sprachmengerei, und die besten Werke jener Zeit fielen dadurch verunziert. Selbst die größten deutschen Gelehrten huldigten dem französischen Geist; nur **Leibniz** (1646—1716), dieser Bedeutende, fast alle Hauptwissenschaften umfassende Geist, leuchtet zugleich als großer Vaterlandsfreund aus jener verwälfchten Zeit hervor; weil er aber meist in lateinischer und französischer Sprache schrieb, so konnte er auf das Volk wenig Einfluß gewinnen. — In der Naturwissenschaft erfand Otto von Guericke († 1686) die Elektrisirmaschine und die Luftpumpe. — Die Kunst war in allen ihren Zweigen von französischem Ungeschmack beherrscht, und besonders die Dichtkunst auf's tiefste gesunken. Denn die in diese Periode fallende zweite schlesische Dichterschule brachte durch falschen Pathos und lächerlichen Schwallst, leere Reimerei und schale Albernheit die (§. 245) bezeichnete Unnatur der ersten schlesischen (Opizischen) Schule auf den höchsten Gipfel, auf den namentlich Hofmann von Hofmannswaldau, Caspar von Lohenstein und Christian Weise (welcher letztere die Lehrbarkeit der Poesie behauptete) das Heer ihrer Nachahmer führten.

§. 261. **Landbau, Gewerbleiß und Handel** erhoben sich nur langsam aus dem Verfall, in den sie durch den 30jährigen Krieg gerathen waren. Es fehlte dem Landbau anfangs an Händen, und selbst als allmählich die Bevölkerung wieder stieg, war er doch lange durch den Druck gehemmt, in welchem der Landmann gehalten wurde. — Die Industrie erholte sich am ersten wieder. Zur Fabrication von Leinwand, die im Auslande immer mehr gesucht wurde, trat mit Einführung der stehenden Heere die Hebung der Manufacturen und Metallfabriken. Die Aufnahme der, seit der Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) ausgewanderten französischen Protestanten beförderte (namentlich in Preußen) auch die übrigen Gewerbszweige augenscheinlich. — In Kurachsen wurde neben den Lein- und Tuchfabriken der Land- und Bergbau mit der meisten Emsicht betrieben. — Im Handel hoben sich wieder Hamburg und Bremen durch den Verkehr mit dem westlichen Europa, so wie Frankfurt, Leipzig und Braunschweig durch ihre Messen.

Kap. 42. Österreichs Erhaltungskampf und Preußens Emporsteigen.

Histor. Atlas, Taf. XIV.

§. 262. Mit dem Aussterben des habsburgischen Mannsstammes, der dem deutschen Reiche 16 Kaiser gegeben hatte, trat ein neuer Zeitabschnitt ein, in welchem Deutschland in Betreff des, auf dem Grund des westfälischen Friedens ruhenden conservativen Zusammenhalts seiner lose verbundenen Theile den ersten Hauptstoß erlitt und dadurch in staatsbürgerlicher, sittlicher und religiöser Hinsicht einer neuen Entwicklung entgegenging.

Den Ausbruch dieses neuen Zeitalters bezeichnet der gleichzeitige Regierungsantritt **Friedrich's II des Großen** in Preußen, und **Maria Theresia's** 1740 in Österreich, Ungarn und Böhmen, und insbesondere hatte der Kampf, welchen die junge Macht Preußens mit der alternden Macht Österreichs begann, die Bestimmung, in nationaler Beziehung den ganz verkommenen deutschen Geist und Sinn wieder zu wecken und Keime der Erneuerung und Kräftigung des deutschen Volkes herbeizuführen, obgleich der mit jenem Kampf verbundene Bruch des positiven Völkerrechts und der bestehenden Reichsverfassung in anderweitigen Folgen noch in spätem Zeiten gebüßt werden mußte.

Preußen nämlich, seit 1618 mit Brandenburg vereinigt, seit 1657 unter seinem großen Kurfürsten im Weßauer Vertrag mit Polen souverain geworden (§. 248), und seit 1701 durch Friedrich I zum Königreich erhoben (§. 249) hatte sich unter diesem seinem ersten Könige durch eine Erbschaft aus dem oranischen Nachlasse (er war ein Sohn der ältern Schwester Wilhelm's III von England) nämlich durch die Grafschaften Lingen und Neurs, und durch die Fürstenthümer Neufchatel und Valengin, erweitert und war zwar durch dessen verschwenderische, dem französischen Hofe nachgahmte Prunkucht in drückende Schuldennoth gerathen, nichts desto weniger aber durch seines Sohnes Friedrich Wilhelm's I strenggeordnete Staatshaushaltung bereits zu einem vorwiegend kräftigen Staate herangewachsen.

Dieser König hatte sein Gebiet durch die Waffen im Utrechter Frieden mit Obergeldern und im nordischen Kriege mit Stettin und den Küstenstrichen an den Odermündungen vermehrt, so daß sich seine Herrschaft von der Ostgränze der eigentlich germanisirten Länder — mit Unterbrechungen — bis an die alten Westgränzen Deutschlands erstreckte, demnach Rußland und Frankreich zu Gränznachbarn hatte. Doch befand sich die Grundlage seiner Macht in den mittleren Landen an der Elbe und Oder, und auf sie vorzüglich war das „militärisch administrative System“ gegründet, das dem Ganzen Zusammenhalt gab. Und in diesen Gebieten war der Protestantismus vorherrschend, der noch dazu in dem strengkirchlichen Sinne dieses Landesherrn, so wie in dem großartigen Schutz, den er seinen in andern Ländern verfolgten Glaubensgenossen gewährte, einen solchen Halt gab, daß der protestantische Name zu neuem Ansehen gelangte. Gegen französische Eingriffe hielt er stets treu zum Österreich; ge-

gen Angriffe auf die Protestanten nahm er stets eine selbständige Haltung an, die ihm eine einflußreiche Stellung unter den Reichsständen verschaffte (während der sächsische Hof in Dresden durch seine Hingabe an die Jesuiten das Zutrauen der Protestanten und dadurch seine ehemalige Bedeutung im Reich einbüßte). Obgleich aller Wissenschaft und Kunst abgeneigt und für das Soldatenwesen allzuehr eingenommen, hat doch König Friedrich Wilhelm I durch Entfernung alles Luxus, durch genau berechnete Sparsamkeit und angestrengte Thätigkeit, durch eine feste Einrichtung im Verwaltungs- und Justizwesen, durch verständige Beförderung des Land-Anbaus, durch Verstärkung seines Heeres, so wie überhaupt durch einen guten, wenn auch rauh-deutschen und strengkirchlichen Sinn seine Staaten in eine solche Ordnung gebracht, daß er seinem Sohne Friedrich, außer den erhöhten jährlichen Einkünften, einen Schatz von fast 9 Millionen Thaler und ein wohlgehaltenes Heer von 89,000 Mann hinterlassen konnte.

Friedrich Wilhelm I verdankte die gute Einrichtung seines Heeres dem berühmten „Dessauer“, d. i. jenem Fürsten Leopold von Dessau, der im spanischen Erbfolgekrieg die Schlachten bei Bocksteden und Turin gewinnen half. — Bekannt von diesem Könige ist seine Liebhaberei an riesengroßen Leibsoldaten, die er um hohe Summen in allen deutschen Ländern anwerben ließ. Seine Haupterholung fand er in seinem „Tabakscollegium“. Sein Widerwille gegen Künste und Wissenschaften, insbesondere gegen Gelehrsamkeit scheint in ihm durch die eitle Prachtliebe seines Vaters und durch die über die weiblichen Schranken gehende Bildung seiner Mutter entstanden zu sein. Während er Gelehrten in mannichfacher Weise seine Mißachtung zu erkennen gab und ihre Gehalte bechränkte, gab er Millionen aus, um ruinirte Städte aufzubauen, verödete Landstriche herzustellen, Landschulen zu errichten und sonstige Stiftungen und andere nützliche Anstalten zu unterstützen. So gewährte er 1731 den durch den Erzbischoff Firmian von Salzburg vertriebenen Protestanten, dergleichen den aus Polen flüchtenden Dissidenten Aufnahme und Schutz in seinem Staate, und verschaffte sie mit Reisegeld, Bau- und Ackergeräthen. Auch zog er viele arme Ansiedler aus der Schweiz, aus Schwaben, Sachsen, Böhmen herbei. Er stiftete das Krankenhaus in Berlin, das nachher zur Charité erweitert wurde, dergleichen das Waisenhaus in Potsdam für 2500 arme Soldatenkinder. — In religiöser Beziehung hielt er den Kirchenglauben fest, den er auch für sein Volk um jeden Preis erhalten wissen wollte, weil er von dem, aus der Quelle der englischen und französischen Freidenkerei kommenden Unglauben sich nichts Gutes versah. War auch sein Glaube mehr nur formell und sein alter Mensch noch wenig gebrochen, sein religiöser Eifer also zu menschlich-leidenschaftlich, so hatte er doch Augenblicke, wo er sich vor einem innern lebendigen Glaubensleben, wenn es ihm in würdiger Weise nahe trat, gerne beugte. So war er ein warmer Gönner des Grafen Zinzendorf und des Aug. Herm. Franke.

So bedeutende Mittel, wie die obenerwähnten, an Geld und Mannschaft, — warteten nur der rechten geistigen Kraft, um zu größern Zwecken benützt zu werden. Diese Kraft besaß sein Sohn, **Friedrich II der Große**, dem die hohe Aufgabe zufiel, den preussischen Staat in die Reihe der europäischen Großmächte einzuführen.

Friedrich II (geb. den 24. Januar 1712) hatte bei seinem Vater eine strenge, aber heilsame Schule gemacht. Von Natur mit scharfem Verstand, lebhaftem, offenem Geiste, feurigem Temperament und fester Willenskraft ausgestattet, war er frühe, und zwar als Kind, durch eine französische Erzieherin, und als Knabe durch einen französischen Lehrer zur Vorliebe für die französische Sprache ge-

kommen, war dann als Jüngling durch einen seiner Jugendbekannten, den Lieutenant von Katte, mit der durch Voltaire neu auf gekommenen französischen Dichtkunst und Philosophie vertraut worden, deren verführerischer Reiz ihn so einnahm, daß sein Vater, ein geschworener Feind alles französischen Wesens und Treibens, als er jene Richtung an Friedrich entdeckte, ihm dergleichen Beschäftigungen aufs strengste untersagte. Ohnedieß stießen sich Vater und Sohn von Natur gegenseitig ab, und da der junge Friedrich als Offizier sich öfter über seines Vaters Härte gegen die Soldaten, so wie auch über dessen Jagdlust mißbilligend und zum Theil spöttisch äußerte, so hielt ihn dieser nur desto strenger im Dienst, drückte ihn auf alle Weise, und gieng in seinem Haß gegen den Sohn, der sich in keiner Weise dem Vater beugen wollte, so weit daß er ihm zumuthete, der Thronfolge zu entsagen. Aber der Prinz erklärte, er wolle sich eher den Kopf abschlagen lassen, als in dieses Begehren willigen.

Da sein Vater auch über seine Verheirathung anders verfügen wollte, als seine Mutter, die ihm ihres Bruders, des Königs von England, Tochter zugebacht hatte, so suchte Friedrich, um dem harten, ihm unerträglichen Joch des Vaters zu entgehen, auf einer Reise, die er mit ihm an den Rhein machte, nach England zu entfliehen, wurde aber durch einen an den Lieutenant Katte gerichteten und auf gefangenen Brief zu Frankfurt verrathen, von seinem Vater nach harter Mißhandlung — er wollte ihn sogar mit dem Degen durchstoßen — als Gefangener nach Wesel, und von da nach Cüstrin geschickt. Hierauf wurde in Köpenik ein Kriegsgericht niedergesetzt, das sich jedoch jeder Entscheidung enthielt, weil der Fall keine eigentliche Desertion in sich schloß. Viele befürchteten von der Hitze des Königs das Argste, und mehrere befreundete Fürsten, auch der Fürst von Dessau, selbst der Kaiser Karl VI, legten Fürbitte ein. Der König dachte jedoch nicht im Ernst daran, den Sohn mit dem Tode zu bestrafen.

Anders beschloß er es mit Katte. Diesen fand das Kriegsgericht zwar auch nicht des Todes würdig, verurtheilte ihn aber zu immerwährender Festungsstrafe. Der König änderte aber diesen Spruch in ein Todesurtheil um. Nach vier Wochen strengster Haft wurde das Kerkerfenster des Prinzen geöffnet und sein Freund und Mitwisser Katte vor seinen Augen enthauptet. Der Prinz fiel in Ohnmacht und behielt von der ganzen erschütternden Scene einen unauslöschlichen Eindruck. Hieraus von dem Feldprediger Müller, der den Katte zum Tode bereitet hatte, dringend ermahnt, diese traurige Begebenheit als eine Mahnung Gottes zu seiner Besserung anzusehen und sich seinem Vater gehorsam zu unterwerfen, gab Friedrich nach einiger Zeit solche Zeichen der Reue, daß ihn sein Vater der Haft entließ, nachdem der Prinz vor einer Commission einen Eid geschworen hatte, sich nie rächen und stets ein gehorsamer Sohn sein zu wollen. Diesen Schwur hat er auch nachher gewissenhaft gehalten. Vorerst aber bekam er sein Portépée noch nicht zurück, sondern mußte von unten auf im strengsten Kanzleidienste sich mit allen Geschäften der Staatsverwaltung genau bekannt machen.

Nachdem er diese Prüfungszeit ein Jahr lang ausgehalten hatte, war der Vater versöhnt, ernannte den Sohn zum Inhaber eines Regiments, wählte ihm eine Prinzessin von Braunschweig-Bevern zur Gattin, welche dieser nur aus Gehorsam nahm, und gab ihm die Grafschaft Ruppin und das Lustschloß Rheinsberg, wo Friedrich bis zu seiner Thronbesteigung sich theils mit theoretischen und praktischen Übungen im Militärdienst, theils mit philosophischen und historischen Studien, insbesondere mit der Lectüre französischer Geisteswerke, dabei auch französischer Übersetzungen classischer Autoren beschäftigte, theils im Umgange mit wissenschaftlichen oder geistreichen Männern seiner Umgebung, und im schriftlichen Verkehr mit Voltaire, d'Alembert, Rollin, Maupertuis und andern französischen Philosophen lebte, deren falsch-aufklärerischen Ansichten er sich mit jugendlich blind befangener Begeisterung hingab. (Die nachtheiligen Folgen werden in §. 269 näher bezeichnet.) Die mechanisch-formelle Art, in welcher ihm von Jugend auf die Kirchenlehre beigebracht und die häusliche Andacht mit ihm betrieben worden war, hatte ihm das innere Leben des Evangeliums nicht eröffnet und das Gegentheil von dem hervorgebracht, was man bezweckt hatte. Als er nach eingetretener Ruhe

von jenen Stürmen in Cüstrin sich in Rheinsberg freier bewegen konnte, beschäftigte ihn zuerst die Lehre von der Unsterblichkeit, wobei er sich aber damals mehr dem Materialismus zuneigte, bis er bei einem gewissen Deismus und bei der Überzeugung von der Unsterblichkeit seiner Seele anlangte, bei der er Befriedigung fand.

Außer mit den oben angeführten französischen Encyclopädisten, stand er auch mit dem damaligen deutschen Philosophen Wolff und andern berühmten Männern seiner Zeit im Briefwechsel, wobei ihn theils der Trieb, seinen Geist vielseitig auszubilden, theils die Begierde leitete, Bewunderung für Bewunderung einzutauschen: denn „Ich glaube, (schrieb ein damaliger Beobachter von ihm) daß seine größte Leidenschaft die für den Ruhm ist, der nach seiner Meinung darin besteht, immer der strengsten Vernunft gemäß zu handeln und sich von keinem Vorurtheile beherrschen zu lassen. Er ist unerschütterlich in den Entschlüssen, die er nach reifer Überlegung gefaßt hat. Er ist großmüthig, freigebig und gefühlvoll für fremdes Unglück, und Ungerechtigkeiten empören ihn“. So war Jedermann in Preußen voll Erwartungen von ihm, als seines Vaters Tod ihn zur Regierung berief.

Sein Vater hatte noch vor seinem Sterben ihn über seine innersten Regierungsgrundsätze belehrt, welche auf die Mehrung der Macht des Staates, auf Verbesserung des Unterthanenwohls und Fernhaltung jeder Allianz für fremde Interessen abzielten. Da Friedrich ganz auf die Ideen seines Vaters einging und dieser dabei nicht bloß den guten Willen, sondern auch die besondern Fähigkeiten des Sohnes wahrnahm, pries er Gott, und als der Sohn, darüber zu Thränen gerührt, seinem Vater die Hand küßte, umarmte ihn dieser und rief aus: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse!“ Freudig erwartete er nun sein Ende und zeigte den Sarg, den er sich hatte machen lassen mit den Worten, daß er darinnen gut zu schlafen gedente. Er starb den 31. Mai 1740.

Noch in der besten Kraft seiner Jahre, voll scharfblickenden Geistes und rastlosen Thätigkeitstriebes, versehen mit den ansehnlichen Mitteln, die er nach seiner Thronbesteigung vorfand, gedachte Friedrich II seinen Staat auf eine höhere Stufe der Macht zu erheben.

Das Erste war, daß König Friedrich II seiner Umgebung erklärte, er werde die Autorität allein ausüben; das Interesse des Landes und seiner Person sei zwar ein und dasselbe, aber wo beide collidirten, müßte der Vortheil des Landes den Vorzug haben. Und nach diesem Grundsatz traf er unverweilt in Aufsehung des Hofhalts, des Heeres, der Religion, der Wissenschaften selbständig eine Maßregel nach der andern, daraus das Volk die Tüchtigkeit des neuen Herrschers erkannte. Seine ersten Regierungsthätigkeiten bestanden darin, daß er, um einer Hungersnoth zu steuern, die Magazine öffnen und Korn zu wohlfeilen Preisen verkaufen ließ; dem Hof gab er eine anständigere Einrichtung, beobachtete aber für seine Person die größte Einfachheit. Seiner Gemahlin richtete er einen besondern Hofstaat ein, lebte aber stets getrennt von ihr, obwohl er ihr mit Achtung begegnete. Da er es nicht auf Nachkommenschaft ablah, so erklärte er seinen Bruder Heinrich zu seinem künftigen Nachfolger. Bei dem Dienst seiner Soldaten schaffte er die bisherigen Plackereien ab und hob manche Mißbräuche auf. In der Religion drang er auf Duldung unter den Consequen; der Wissenschaft schenkte er volle Aufmerksamkeit und zog verschiedene Gelehrte an seinen Hof, die mit seiner Geistesrichtung übereinstimmten.

In materieller Hinsicht förderte er die Manufacturen, er-

richtete eine besondere Behörde für Gewerbe und Handel und regelte die Zollverhältnisse. Nachdem er auf einer Reise durch alle seine Provinzen die Huldigungen des Landes eingenommen hatte, gab er sich ganz den Regierungsgeschäften hin und arbeitete mit einer unermüdeten, von Allen bewunderten Thätigkeit vom frühen Morgen bis zum Abend, wo er das Vergnügen ausgeführter Gesellschaft genoß, die er mit seinem Witz und seiner Laune belebte.

Von der Bedeutung eines Monarchen spricht er selbst folgende Ansicht aus: „Ein Fürst ist für die Gesellschaft, was der Kopf für den Körper ist: er muß sehen, denken, handeln für die ganze Gemeinschaft, um ihr alle Theile, deren sie fähig ist, zu verschaffen. Will man, daß die Monarchie den Sieg behalte über die Republik, so muß der Monarch thätig und unbescholten sein und alle seine Kräfte zusammennehmen, um seinen Pflichten zu genügen.“ — Es ist unverkennbar, daß dieser von ihm aufgestellten Bedeutung des Königthums eine völlige moderne, der ältern Bedeutung des Königthums entgegengesetzte Natur zu Grunde liegt, welche durch seinen Vorgang in Deutschland die Beziehung des Königthums zum Inhaber desselben, so wie die Beziehung des Regierenden zu den Regierten allmählich im tiefsten Grunde umzukehren geeignet war.

In Bezug auf die auswärtigen Mächte blieb er nicht lange schwankend: anfangs suchte er sich zwar dem französischen Hofe zu nähern; weil dieser ihm aber in Bezug auf das Herzogthum Berg, auf das schon sein Vater nach dem Aussterben des pfalz-neuburgischen Hauses Ansprüche erhoben hatte, sich nicht für ihn erklären wollte, so suchte und fand er Rußlands Freundschaft, und als durch Kaiser Karl's VI Tod der Thronwechsel in Oesterreich erfolgte, so glaubte der junge König diese Gelegenheit benützen zu müssen, um sich für jenen zurückgewiesenen Anspruch auf Berg in anderer Weise zu entschädigen und zugleich der Geringschätzung, mit der man an den großen Höfen von dem kleinen Preußen sprach, ein Ende zu machen.

§. 263. In Oesterreich hatte in dem gleichen Jahre, da in Preußen Friedrich II das Scepter ergriff, die 23jährige **Maria Theresia**, Gemahlin des Erzherzogs Franz Stephan von Toscana, vermöge der pragmatischen Sanction ihres Vaters den Thron bestiegen. Selten war ein Regierungsantritt mit mehr Schwierigkeiten umgeben, wie der Maria Theresia's. Denn der Staatschatz war leer, die Armee in schwachem Zustande, Hungersnoth vor den Thoren, und Aufregung in den entfernten Provinzen bemerkbar. Doch Maria Theresia hatte bei ihrer Schönheit und Lebenswürdigkeit, ihrer Sittenreinheit und Herzensgüte, ihrer Wohltredendheit und Bildungsempfänglichkeit, einen entschlossenen, festen, ja heroischen Character, der ihr die Kraft gab, sich in ihren schweren Stand zu finden und die rechten Mittel zu ergreifen, um sich zu helfen. Zwar hofften die alten Minister ihres Vaters, nun volle Gewalt über sie zu bekommen; allein sie war nicht gesonnen, ihnen, ja nicht einmal ihrem Gemahle, obgleich sie ihn sehr liebte und zum Mitregenten ernannte, einen wesentlichen Einfluß auf die Regierung zu gestatten.

Anfangs schien Alles ruhig abzugehen: ihre Unterthanen huldigten, und Rußland, Preußen, Sachsen und Polen schickten Gesandte zur Beglück-

wünschung. Nur Frankreich zauderte, und der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern, der als directer Nachkomme Anna's, der ältesten Tochter Kaiser Ferdinands I, Ansprüche auf Österreich, Böhmen und Ungarn machte, protestirte gegen den Regierungsantritt Maria Theresia's.

Die Vergleichung der beiden Exemplare des Testaments Ferdinands I, von denen das eine in München, das andere in Wien war, ergab aber, daß die Wiener Urkunde die Worte „ehelichen Stammes“, die Münchener Urkunde die Worte „männlichen Stammes“ enthielt, so daß, da sich für den Kurfürsten kein eigentlicher Vertheidiger erhob, sich von bayrischer Seite keine ernste Folge zu ergeben schien.

Eine ernstere Gefahr aber drohte nun von Preußen. Denn diesen Augenblick ersah sich Friedrich in seiner Begierde nach Ruhm und Machtvergrößerung, um mit alten Ansprüchen auf vier kleine schlesische Fürstenthümer (Brieg, Liegnitz, Wohlau und Jägerndorf) hervorzutreten; und als nun das kaiserliche Kabinet, wie vorauszusehen war, diese Ansprüche als nicht zu Recht begründet zurückwies, schob er zugleich ein schlagfertiges Heer an die schlesische Gränze vor.

Die Ansprüche auf jene vier Fürstenthümer, deren Friedrich's Vater auch öfters erwähnt hatte, gründete sich auf eine alte, bis dahin ungelöst gebliebene Rechtsfrage. Friedrich holte sie im Glauben an die für Kurbrandenburg sprechende Rechtsgültigkeit hervor, um durch sie die Macht seines Hauses zu vermehren. Für den Fall, daß man ihm willfahre, erbot er sich, Österreich mit den Waffen zu vertheidigen und dem Großherzog von Toscana seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben. Allein Österreich ließ sich in keine Unterhandlung ein.

Auf diese Weigerung rückte Friedrich mit 30,000 Mann über die Gränze und begann so den **ersten schlesischen Krieg** den 26. Dec. des Jahres 1740 Da er nach seinem Einrücken den Schlesiern ungestörte Religionsübung zugestand, strenge Mannszucht hielt und alle Bedürfnisse seiner Soldaten bezahlte, so fielen ihm gleich die Evangelischen zu, so daß er bald in Breslau einziehen konnte, deren Einwohnern er um ihres Handels willen Neutralität zuerkannte. Auch mehrere Festungen ergaben sich, andere wurden blokirt, und während Graf Schwerin in Oberschlesien gegen den Feldmarschall Browne zu Felde lag, gieng Friedrich nach Berlin, um den Feldzug für den Frühling vorzubereiten. Nach seiner Wiederkehr im Februar eroberte er durch den Erbprinzen von Dessau die Festung Glogau, mußte aber von Brieg ablassen, und sich, von zwei österreichischen Heeren in die Mitte genommen, zu einer Feldschlacht entschließen. Es war dieß die Schlacht bei Molwitz, worin ihm 1741 der tapfere Schwerin den Sieg erfocht, der die Übergabe von Brieg nach sich zog und den König wieder nach Breslau führte, das ihm nun, da es die Neutralität nicht gehalten hatte, huldigen mußte.

Die Schlacht bei Molwitz war mörderisch. Die überlegene österreichische Reiterei bemächtigte sich der preussischen Kanonen und wüthete damit schrecklich unter der preussischen Infanterie. Schon war der linke preussische Flügel geworfen, so daß Schwerin dem Könige rieth, sich zu seiner Rettung nach Oppeln zu begeben und den Rückzug über die Oder zu decken. Ungern befolgte der König den Rath. Hierauf erneuerte Schwerin die Schlacht, zog alle verfügbare Mannschaft an sich und stürmte mit seltenem Todesmuth so ungestüm gegen die Österreicher an, daß deren Führer, Graf Reipperg, den Rückzug befahl und die Preußen den Wahlplatz behaupteten.

Durch dieses Kriegsglück Preußens ermuthigt, hatte sich inzwischen der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern mit Frankreich, Preußen und Sachsen verbündet, um seine Erbansprüche auf einen großen Theil des österreichischen Ländergebiets auf dem Wege der Gewalt durchzusetzen, den er sich zu betreten darum nicht scheute, weil er die pragmatische Sanction niemals anerkannt hatte. Das von Frankreich betriebene Nymphenburger Bündniß vereinigte alle jene Mächte zu dem ausgesprochenen Plane, die ganze österreichische Monarchie zu zerstückeln und den Kurfürsten von Bayern zum deutschen Kaiser zu machen, an welchem Frankreich ein gefügigeres Werkzeug seiner niederreißenden Politik zu haben glaubte.

Der Vertrag von Nymphenburg sicherte dem Kurfürsten von Bayern ein französisches Hülfsheer von 16–26,000 Mann, die jedoch der Kurfürst besolden sollte. Auch versprach ihm Frankreich, zur Unterstützung seiner Wahl zum Kaiser, ein Heer von 60,000 M. auf französische Kosten über den Rhein zu senden, wogegen der Kurfürst als künftiger Kaiser im Voraus die Eroberungen anerkennen mußte, welche Frankreich in den Niederlanden oder sonst wo sich machen werde! — Während das Nähere dieses Vertrags dem König Friedrich unbekannt war, schloß er zu dem voraussetzenden europäischen Kampfe mit Frankreich insgeheim den Breslauer Vertrag, worin Friedrich sich den Besitz von Nieder Schlesien garantiren ließ und dagegen dem Kurfürsten von Bayern seine Stimme bei der Kaiserwahl versprach, ohne sich jedoch zu einer bewaffneten Unterstützung der bayrischen Erbansprüche an Österreich zu verpflichten. — Auch Sachsen, durch die Aussicht auf Oberschlesien und Mähren gewonnen, ließ Truppen gegen die böhmische Gränze rücken.

Und so begann der **österreichische Erbfolgekrieg**, indem am 30. Juni 1741 ein bayerisches Heer in Passau eindrang und der Kurfürst mit einem französischen Heere über Linz, wo er sich von den Österreichern als Erzherzog huldigen ließ, gegen Wien vordrang, sich dann aber plötzlich nach Böhmen wendete und sich in Prag huldigen ließ, worauf er am 14. Februar 1742 als **Karl der Siebente** in Frankfurt zum Kaiser gekrönt ward.

Schon beim Einbruch der Bayern in Österreich war der Wiener Hof nach Preßburg geflüchtet und hatte — auf den Rath Englands, das, wie auch Holland, dem österreichischen Hause schon früher Hülfe angeboten, dem Könige von Preußen in einer geheimen Unterhandlung (von Kleinschellendorf) Niederschlesien sammt Breslau und Neiße zugestanden gegen die mündliche Zusicherung, daß er Österreich nicht weiter angreifen wolle. In Folge dieses geheimgehaltenen Vertrags konnte Österreich sein Heer nun gegen Bayern verwenden und Friedrich seine Truppen sich in den Winterquartieren erholen lassen.

Da nun Preußen sich vorläufig vom Kampfe zurückhielt, gewann sich Maria Theresia in Preßburg den Beistand Ungarns (freilich nur gegen bedeutende Zugeständnisse), erhielt die Krönung und beschied am 11. Sept. die Stände vor sich, denen sie erklärte, daß sie, von Allen verlassen, ihre Zuflucht zur alten Treue und Tapferkeit der Ungarn nehme und ihnen ihre Person und ihren kleinen Sohn Joseph anvertraue. Als ihr bei den letzten Worten die Thränen hervorbrachen, wurden die Abgeordneten so tief ergriffen, daß sie mit einem einstimmigen *Moriamur pro rege*

nostro! Blut und Leben für sie zu opfern gelobten und sogleich zwei Hülfshere aufboten.

Auch erhielt sie nun Geldhülfe von England und Holland, und in kurzem schnitt Graf Neipperg die Bayern und Franzosen von Oberösterreich ab, so daß der österreichische Hof nach Wien zurückkehren konnte, worauf ungarische und italienische Truppen die Franzosen aus Böhmen zurückwarfen und durch die Einnahme von Scharding den Weg nach Bayern öffneten, in Folge dessen, während Karl in Frankfurt gekrönt wurde, andern Tags die Österreicher in München einzogen und bald darauf ganz Bayern einnahmen.

In dieser Noth suchte Karl VII Hülfe bei König Friedrich, der noch im October des vorangegangenen Jahres den schlesischen Krieg wieder aufgenommen hatte, theils weil ihn die Kundwerdung des Kleinjessendorfer Vertrags bei den Verbündeten compromittirt hatte, theils weil er befürchtete, das Waffenglück Österreichs möchte Maria Theresia veranlassen, Schlessien zurückzufordern. Daher schloß Friedrich mit Bayern einen Hülfsvertrag und ließ Olmütz und Glaz wegnehmen. Zwar wurde er von den Österreichern wieder nach Böhmen zurückgedrängt, erfocht aber selbst am 17. Mai 1742 einen Sieg bei Gzaslau (Chotusitz) in Mähren, welcher Maria Theresia bewog, sich unter Englands Vermittlung zu den Breslauer Friedensunterhandlungen herbeizulassen und am 28. Juli 1742 den Berliner Frieden zu unterzeichnen, der den ersten schlesischen Krieg beendete und Ober- und Niederchlessien (mit Ausnahme von Teichen, Tropaupau und Jägerndorf) nebst der Grafschaft Glaz an Preußen überließ.

Das eroberte Gebiet umfaßte 650 Q. M. mit 1,200,000 Einwohnern deutschen und slavischen Ursprungs in 150 größern und kleineren Städten und 5000 Dörfern, also ein Drittheil des damaligen preussischen Staates. Friedrich gab sogleich dem Lande eine neue Organisation, und nahm in Bezug auf Steuern und Abgaben, Verwaltung und Gesetzgebung viele Änderungen vor, denen sich die neuen Unterthanen ohne ersichtlichen Widerstand fügten, weil er Alles that, sie durch humane Behandlung, durch Religionsduldung und Förderung des Handels und Gewerbs zu gewinnen.

§. 264. Auf solche Weise ihres Hauptgegners entledigt, und erfreut, daß auch Sachsen sich aus dem Rumpfenburger Bündniß zurückgezogen hatte, weil ihm denn doch die französische Vasallenchaft noch gefährlicher erschien, als die österreichische, konnte nun Maria Theresia im österreichischen Erbfolgekrieg angriffsweise verfahren, zumal das französische Cabinet erkannt hatte, daß es aus diesem Kriege nur Schaden haben werde, und darum nur noch Eger und die Oberpfalz besetzt hielt. Daher wurde es ihr leicht, Prag wieder zu gewinnen, das mit Freuden zum österreichischen Hause zurückkehrte, während ihre Verbündeten mit der s. g. pragmatischen Armee, die aus österreichischen, englischen, niederländischen, hannoverschen und heissischen Truppen bestand, durch Jülich und Köln nach dem Mittelrhein vorrückten.

Inzwischen suchte Kaiser Karl VII, der im April 1743 wieder in sein München zurückgekehrt war, die in seinem Lande befindlichen Franzosen zu

einem Angriff auf Böhmen zu bringen, bei welchem es aber den Österreichern gelang, deren Linien zu durchbrechen, und den Kaiser abermals zur Flucht aus München zu zwingen, worauf sich Maria Theresia in München huldigen ließ. Dieß geschah, während die pragmatische Armee ein über den Rhein herübergedrungenes französisches Heer bei Dettenheim (am Main) schlug und sie wieder über den Rhein zurücktrieb.

Da nun Maria Theresia auch mit Sachsen und Sardinien ein Bündniß schloß und Friedrich daraus erkannte, daß man ihm Schlesiens wieder entreißen und, wie die Rede gieng, vom König von Preußen wieder zum Markgrafen von Brandenburg herabsetzen wolle, so faßte er den Entschluß, seinen Feinden zuvorzukommen. Er schloß deßhalb Bündnisse mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland, mit Schweden und mit Frankreich, wo nach Fleury's Tod Ludwig XV selbst regierte; desgleichen gieng er mit dem Kaiser Karl die sog. Frankfurter Union ein, die derselbe ihm angeboten hatte.

1744 Auf diese Mächte gestützt, begann er mit 80,000 M. i. g. „kaii. Hülfstruppen“ den zweiten schlesischen Krieg, indem er in Böhmen, auf dessen Eroberung und Theilung es zunächst abgesehen war, einfiel, am 16. Sept. Prag einnahm und bald auch Tabor und Budweis in seine Gewalt bekam. Er konnte aber das Eroberte nicht behaupten, sondern mußte sich mit Verlust des in Prag befindlichen preußischen Geschützes wieder nach Schlesiens zurückziehen, und ganz Böhmen wieder unter die Herrschaft Österreichs zurückkehren lassen. Dem Kaiser jedoch war es inzwischen gelungen, sein Bayern wieder einzunehmen und in seine Hauptstadt zurückzufahren. Hierauf ließ Maria Theresia sogleich ein Heer unter dem Prinzen von Lothringen in Obereschlesien einrücken und Glatz, Troppau und Jägerndorf besetzen, während ein anderes österreichisches Heer (unter Batthian und Bernklau) wieder in Bayern bis an die Rhar eindrang und den Kaiser abermals nöthigte, sich von München nach Augsburg zu flüchten. Schon hatte Friedrich mit Frankreich und dem Kaiser einen neuen Feldzug verabredet, als Karl VII am 20. Jan. 1745 starb, und nun die Preußen und Franzosen sich nur darauf beschränkten, den Sohn und Nachfolger desselben, den jungen Kurfürsten Maximilian III Joseph in seinem Erblande zu schützen. Da aber dieser nach einer Niederlage, die er mit den Franzosen bei Pfaffenhofen erlitt, erkannte, daß er die Ansprüche seines Vaters nicht werde behaupten können, so schloß er am 22. April 1745 den Frieden zu Füssen (am Lech), worin er gegen Zurückgabe Bayerns auf die österreichische Erbschaft verzichtete und für die bevorstehende Kaiserwahl dem Gemahle Maria Theresia's, Franz Stephan, seine Stimme versprach, der alsdann gewählt und am 13. Septbr.

1745 zu Frankfurt gekrönt wurde.

Untessen war Friedrich in Gefahr, Schlesiens zu verlieren; aber sein glänzender Sieg bei Hohenfriedberg (in Schlesiens) über die verei-

nigten Österreicher und Sachsen unter dem Prinzen Karl von Lothringen, dann sein Sieg bei Sorr (in Böhmen), so wie nachher der Sieg des alten Dessauer's über die Sachsen bei Kesselsdorf und die Einnahme Dresdens beendigten diesen zweiten schlesischen Krieg, und erhielten den König durch den Dresdner Frieden im Dec. 1745 im Besitze von Schlesien und Glatz. Allenthalben empfing den König bei seiner Rückkehr nach Berlin der Jubelruf seiner Unterthanen, die sich seitdem in allen von ihm beherrschten Provinzen täglich mehr und mehr als ein Volk zu fühlen begannen.

Die Schlacht bei **Hohenfriedberg** (4. Juni 1745), einem schlesischen Dorfe auf der Landstraße von Jauer nach Landshut, ließ Friedrich mit Tagesanbruch durch einen wüthenden Reiterangriff beginnen und schon um 9 Uhr Vormittags war der Sieg entschieden. Zener Angriff geschah von dem General Winterfeldt auf die Sachsen, welche ungeachtet ihrer Tapferkeit aus ihrer Stellung verdrängt wurden. Beim Angriff auf die Österreicher gerieth zwar der linke preussische Flügel durch das schlimmste Terrain in Unordnung, warf aber doch zuletzt den Feind über den Haufen. Um 7 Uhr Morgens war der linke österreichische Flügel bis zum Centrum hin geschlagen. Als hierauf der besonnene Feldmarschall Leopold von Daun durch ein furchtbares Feuer dem preussischen Fußvolke schwere Verluste beibrachte, stürmte in der Erbitterung darüber das Bayreuther Dragonerregiment mitten durch eine Lücke in den Feind, schlug den ganzen österreichischen Flügel in die Flucht, erbeutete 66 Fahnen und erhielt vom Könige noch auf dem Schlachtfeld ein Belohnungsschreiben für seine Tapferkeit. — 5000 Österreicher lagen auf der Wahlstatt und 7000 wurden gefangen. — Die Folge dieses Sieges war der Rückzug der Österreicher nach Böhmen. Als der König nach der Schlacht Landshut passirte, trat ein Schwarm von etlichen tausend Bauern vor den König mit der Frage: ob sie ihre katholischen Nachbarn todtzuschlagen sollten zur Vergeltung für den Druck, den die Protestanten früher von ihnen erlitten hätten. Der König erinnerte sie an das Evangelium, das die Feinde zu lieben gebiete, worauf die Bauern ihm Recht gaben und ruhig heimgingen.

Im ganzen Lande fühlte man, daß diese Schlacht eine dauernde Entscheidung gebracht habe. Alle Evangelischen dabeist erkannten, Gottes Schutz habe augenscheinlich gewaltet, und Friedrich, davon ergriffen, sagte zum französischen Gesandten: „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar beschützt.“ — Er beschloß nun den Krieg fortzusetzen, aber nur um sich den Frieden zu verschaffen, wie er denn England die Versicherung gab, daß er, wenn man ihm Schlesien garantire, keine neue Eroberung bezwecke. Allein Maria Theresia erklärte, sie wolle lieber den Rock vom Leibe, als Schlesien verlieren, und bewog den Prinzen von Lothringen, noch eine Schlacht zu wagen. Dieß war die Schlacht bei Sorr am 30. Sept., in welcher Friedrich mit nur 18,000 Mann von 40,000 angegriffen wurde, aber durch die Schnelligkeit seiner Reiterei siegte, so daß er glücklich wieder nach Schlesien zurückkehren konnte.

Als er vernahm, daß man auf den Vorschlag des sächsischen Ministers, des Grafen von Brühl, von zwei Seiten in das Herz des preussischen Staates eindringen wollte, um ihn zu zwingen, Schlesien aufzugeben, kam er seinen Feinden zuvor, ließ die Pässe nach Böhmen und der Lausitz besetzen, trieb durch Winterfeldt und Zietzen die Sachsen in die Flucht, nahm durch den alten Dessauer Leipzig ein, der alsdann auf Dres-

den losgieng und es durch seinen Sieg bei Kesselsdorf in Friedrichs Gewalt brachte.

In der Schlacht bei **Kesselsdorf** (den 15. Dez.) hatten die Preußen die ungünstigste Stellung. Schon glaubten die Sachsen und Österreicher durch ihr furchtbares Kartätschenfeuer den Sieg in Händen zu haben und brachen daher aus ihren Verschanzungen bei dem Dorfe hervor, zogen sich aber dadurch den Verlust ihrer festen Stellung zu, und als auf dem linken Flügel Prinz Moriz, der Sohn des Feldherrn, 9 Bataillone durch das eisige Wasser eines Grabens geführt hatte, ertrunken diese die steilen, mit Eis und Schnee bedeckten Berge, die den Sachsen zum Stützpunkt gedient hatten, trieben den Feind zurück und entschieden so die Schlacht, die übrigens auf beiden Seiten über 5000 Tode kostete. -- Der alte Fürst von Dessau, dessen langer Kriegeruhm sich durch diese seine letzte That noch glänzend bewährt hatte, war ganz glücklich, seinen König, der, von Meissen herkommend, ihn mit entblößtem Haupte grüßte und umarmte, auf dem Schlachtfelde umherführen zu dürfen. Am andern Tage nahm Friedrich Dresden in Besitz und der sächsische Hof war froh, daß ihm keine schwereren Bedingungen auferlegt wurden, als die früher schon dargebotenen. Dieß bewog auch **Österreich** den Frieden anzunehmen, der auf den Grund des Berliner Friedens errichtet wurde, wogegen Friedrich den Gemahl Maria Theresia's als Kaiser anerkannte. -- Bei seiner Rückkehr nach Berlin wurde König Friedrich zum erstenmal feierlichst als „der Große“ begrüßt.

Maria Theresia aber hatte noch etliche Jahre einerseits in Italien mit den Spaniern und Franzosen, anderseits in den österreichischen Niederlanden mit Frankreich allein zu kämpfen, das durch die Siege seines tapfern Marshalls Moriz von Sachsen (eines natürlichen Sohnes König August's II von Polen) im Vortheile war.

In Italien hatten die Spanier, von den Franzosen unterstützt, Piemont, Mailand, Parma und Piacenza für Don Philipp, den zweiten Sohn Philipp's V erobert, doch gewann Österreich, in Verbindung mit Sardinien, allmählich wieder mehr Fuß, bis nach dem Tode Philipp's V 1746 die herrschsüchtige Königin (aus dem Hause Sarnese) ihren lang behaupteten Einfluß verlor und der neue spanische König Ferdinand VI, von England gewonnen, seinen Halbbruder Don Philipp schwächer unterstützte, so daß die Österreicher Genua eroberten, das sie aber nicht behaupten konnten.

In den Niederlanden bekamen die Franzosen nach einem Siege bei Fontenay Westflandern, Hennegau, Brabant &c. in ihre Gewalt, und 1747 eroberte der Marschall von Sachsen sogar holländisch-Namern.

Da aber gaben sich die Holländer in Wilhelm IV von Oranien einen Erbstatthalter und betrieben eine Volksbewaffnung, um die Fortschritte der Franzosen aufzuhalten, und weil nun auch die russische Kaiserin Elisabeth sich für Österreich rüstete und schon ein Heer von 40,000 Mann gegen den Rhein aufbrechen ließ, so beschleunigte Frankreich die früher begonnenen und lange hingehaltenen Friedensunterhandlungen, welche, eben als Maestricht in die Hände der Franzosen fiel, die Beendigung des österreichischen Erbfolgekriegs durch den **Frieden zu Nachen**

1748 herbeiführte, der am 30. April geschlossen und am 18. October bestätigt wurde. In diesem Frieden gab Frankreich alles Eroberte zurück, Österreich trat Parma, Piacenza und Guastalla an Spanien (und zwar an den Infanten Don Philipp) als eine Secundogenitur, an Sardinien aber Tortona und Novara ab, und dem Könige von Preußen wurde der Besitz von Schlessien zugestanden. Das deutsche Reich wurde bei diesem Frieden gar nicht gefragt, weil es als solches keinen Antheil am Kriege genommen hatte, und willig hatte es die Ver-

legung des westfälischen Friedens hingenommen, der doch Bündnisse mit auswärtigen Mächten gegen Kaiser und Reich verbot. — Für jene Opfer, welche Maria Theresia bringen mußte, sah sie doch die im Anfang des Krieges in Frage gestellte Existenz ihrer Gesamtmonarchie gerettet.

§. 265. **M**aria Theresia konnte aber bei ihrem lebhaften Geiste und tief empfindenden Gemüthe das Verlangen nicht bergen, Schlesien wieder zu bekommen. Sie erneuerte daher zu diesem Zwecke zuerst das Bündniß mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland, die dem preussischen König unverjöhlich feind war, weil er sich in seiner Umgebung oft über ihre Schwächen in heißenden Spottreden ausließ. Sodann gewann sie den sächsisch-polnischen Hof wieder, wo unter August III der Graf Brühl noch das Staatsruder führte, der sich gleichfalls von Friedrichs verachtenden Spottreden beleidigt fühlte, so daß er als abgesagter Feind desselben den österreichischen und russischen Hof beständig gegen Preußen aufreizte.

Von dem geheimen österreichisch-russischen Bündnisse durch Bestechung eines Schreibers in der Dresdner Kanzlei in Kenntniß gesetzt, erkannte Friedrich die ihm drohende Gefahr. Allmählich kam auch ein noch tiefer angelegter Plan Österreichs zu Tage, indem der österreichische Minister, Graf (nachher Fürst) Kaunitz, die Abneigung Maria Theresia's gegen Frankreich, den alten Erbfeind des habsburgischen Hauses, zu überwinden und die Kaiserin sogar dahin zu bringen mußte, daß sie einen eigenhändigen Brief an die von ihr verabscheute, aber an Ludwigs XV Hofe und in ganz Frankreich allmächtige Marquise von Pompadour schrieb und durch Kaunitz dem französischen Hofe ein Bündniß antrug.

Da gieng Friedrich ungesäumt auf eine Verbindung mit England ein, das soeben mit Frankreich wegen eines Gränzstreits in Nordamerika in einen neuen Seekrieg gerathen war und aus Besorgniß für sein Hannover mit Friedrich das Bündniß zu Westminster (v. 16. Jan. 1756) schloß und auch die Höfe von Braunschweig, Hessen-Cassel und Sachsen-Gotha zum Anschluß an Preußen vermochte. — Diese Vereinigung förderte den Plan des Fürsten Kaunitz, und es kam am 1. Mai 1756 das österreichisch-französische Bündniß zu Versailles zu Stande, das alle einsichtsvollen Staatsmänner jener Zeit mißbilligten, weil es der ganzen bisherigen österreichischen sowohl, als französischen Staatskunst geradezu entgegenlief.

Weil nun bereits Österreich in Böhmen, Rußland in Litthauen Truppen zusammenzog, so saßte Friedrich auf Winterfeldt's Rath den Entschluß, seinen Feinden rasch zuvorzukommen. So entsand im Jahre **1756** der **siebenjährige Krieg** (oder der dritte schlesische), welchen der König damit begann, daß er noch im Herbst unvermuthet mit 60,000 Mann in Sachsen einbrach und am 9. Sept. in Dresden einzog, wo er eine preussische Landesverwaltung einsetzte, — ein Schritt, der einem Theile in Deutschland als neue Verletzung des Völker- und Reichsrechts erschien, den andern Theil, — darunter selbst Viele in den

gegen Preußen verbündeten Ländern — in den größten Enthusiasmus versetzte.

Weil der Kurfürst-König August sich nicht mit ihm verbünden, noch auch sein Heer entlassen wollte, schloß Friedrich mit einem Theile seines Heeres die Sachsen bei Pirna ein, welche dort, 17,000 Mann stark, ein festes Lager bezogen hatten; mit dem Hauptheere rückte er in Böhmen ein und schlug die unter dem Feldmarschall Browne gegen ihn heranziehenden, an Zahl fast dreimal stärkeren Österreicher bei Lomosiß (am Fuß des böhmischen Mittelgebirgs), worauf die Sachsen eiligst das Lager bei Pirna aufgaben und sich über die Elbe zogen, aber dort die Waffen streckten, so daß ihr Land in Friedrich's Gewalt fiel. Das war der erste Feldzug, der die bestcombinedirten Kriegspläne der Gegner in solche Verwirrung brachte, daß sie die Nachtheile davon nicht mehr gut machen konnten.

In der Schlacht bei Lomosiß befehligte Browne 70,000, Friedrich nur 20,000 Mann. Schon hatte man einen halben Tag gekämpft und dem linken preussischen Flügel war das Pulver ausgegangen: da rief der denselben commandirende Herzog von Bevern: „Kinder, habt ihr denn keine Bayonnette?“ Ermuthigt dadurch machten nun die Preußen in geschlossenen Reihen einen Bayonetangriff und brachten dadurch den Feind zum Weichen. „Nie haben, schrieb Friedrich an Schwerin, meine Preußen solche Wunder der Tapferkeit verrichtet, seit ich die Ehre habe, sie zu commandiren!“ Dieses Wort hob den preussischen Kriegerstolz ungemein. — Bei der Waffenstreckung der Sachsen mußten die Offiziere ihr Ehrenwort geben, nicht gegen Preußen zu dienen; 14,000 M. wurden in die preussische Armee eingereiht: da sie aber nicht vertheilt, sondern beisammengelassen wurden, so desertirten sie regimenterweise meist nach Polen, wohin auch ihr König sich geflüchtet hatte.

§. 266. Im zweiten Feldzuge traten Friedrich's Gegner, — denen sich nun auch auf Kaunig's Betrieb Schweden, das französische Subsidien bekam, und das deutsche Reich, das Friedrich's Einfall in Sachsen für eine Verletzung des westfälischen Friedens erklärte, zugesellte, — mit der vereinten Macht von einer halben Million Krieger gegen ihn auf, während er mit genauer Noth nur zwei Fünftheile von einer solchen Macht aufbringen konnte, und im Ubrigen sich auf seinen Geist und seine Schnelligkeit verlassen mußte.

Indeß Friedrich seinen Bundesgenossen (England, Hessen-Cassel, Braunschweig und Gotha) es überließ, die Franzosen abzuhalten, stellte er einen Theil des preussischen Heeres den Russen und Schweden entgegen, mit dem andern Theile brach er selbst im März aus Schlesien und Sachsen gegen die Österreicher in Böhmen auf, und erschien am 6. Mai in der Nähe von Prag, wo Prinz Karl von Lothringen eingetroffen war, um die besetzte Stadt zu retten. Da dieser noch die Ankunft des Generals Daun erwarten wollte, und die Anstalten zu einer Schlacht erst im Augenblick ihres Beginns machte, so überraschte ihn Friedrich mit dem Angriff und schien durch den glänzenden Sieg bei Prag, den ihm Schwerin's Heldenmuth und Heldentod gewann, schon Böhmen in seiner Gewalt zu haben.

Die Schlacht bei **Prag** war dem Plane nach ein Werk Friedrich's, dem Erfolg nach ein Werk Schwerin's. Dieser hatte ungern in sie gewilligt, weil er den ermüdeten Truppen erst einen Tag Ruhe gönnen und dem Prinzen Moriz Zeit lassen wollte, über den Fluß eine Schiffsbrücke zu schlagen und sich mit ihnen zu vereinigen. Aber Friedrich entgegnete: „Nichts, nichts, es muß noch heute sein: frische Fische, gute Fische!“ — „Muß es denn noch heute sein, entgegnete Schwerin, den Tag heftig in's Gesicht drückend, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe!“ — Allein das feindliche Feuer war so furchtbar, daß gleich ganze Reihen niederstürzten und die schönsten Regimenter zerschmettert wurden, so daß am Ende keines mehr vorwärts wollte. Da nahm Schwerin, der 73jährige Greis, einem fliehenden Jähndrich die Fahne aus der Hand, rief den Seinen zu: „Heran, ihr Kinder!“ und trug die Fahne den Feuerschlünden entgegen. Kaum aber war er einige Schritte vorgebrungen, als er von vier Kartätschenkugeln durchbohrt fiel und seine „Heldenseele ausschaute.“ Die Fahne hob sogleich General Mantuffel auf und führte das Heer weiter vorwärts. Alle metzeiferten nun in Selbstaufopferung. General Jouqué, dem eine Kartätsche den Degen aus der Hand schmetterte, ließ sich einen andern, den ihm ein zu Tode verwundeter Offizier reichte, an die Hand binden; des Königs Bruder Prinz Heinrich, sprang vom Pferde, führte seine Leute zu Fuß gegen den Feind und eroberte eine Batterie; der Herzog von Braunschweig trieb den Feind von Berg zu Berg. Dennoch schwankte der Sieg, als plötzlich der österreichische Feldmarschall Browne tödtlich verwundet wurde und nun Friedrich selbst, den Schrecken der Österreicher benützend, mit dem Mitteltreffen den blutigen Kampf entschied, in welchem allein 16,500 Preußen theils getödtet, theils verwundet worden waren.

Allein Prag, von 46,000 Österreichern vertheidigt und auf Entsatz von Daun hoffend, ergab sich nicht, ungeachtet Friedrich es fünf Wochen lang unaufhörlich beschloß. Da nun auch die Franzosen vom Rhein aus vorrückten und anderseits die Russen im Anzug waren, so rückte Friedrich mit einem Theile des Belagerungsheeres gegen Daun aus, der mit 50,000 Mann an der Elbe stand, griff ihn in ungeduldiger Hast an und erlitt die Niederlage bei Collin, die es ihm unmöglich machte, Prag zu erobern und Böhmen zu behaupten.

Das Unglück bei **Collin** (18. Juni 1757) wurde durch die Ungeduld und Hartnäckigkeit des Königs herbeigeführt. Züthen hatte es vorhergesagt, weil der König in seiner üblen Laune den zuverlässigen Berichten desselben nicht hatte glauben wollen. Der Angriffsplan des Königs war zwar meisterhaft, aber er selbst wich gleich anfangs davon ab, und als Prinz Moriz in ihn drang, einen stören- den Befehl zurückzunehmen, wies er ihn mit gezogenem Degen zum Gehorsam. Dieser Fehler, verbunden mit dem Abweichen einiger Generale von den erhaltenen Befehlen, führte zu dem Verlust der Schlacht. Nach vergeblichen Anstrengungen überließ sich das durch das österreichische Geschütz und die sächsische Reiterei ge- lichte Fußvolk des linken Flügels der Flucht. In der Verzweiflung wollte Friedrich selbst mit nur 40 M. eine Batterie angreifen. Obgleich diese Wenige theils fielen, theils flohen, so ritt Friedrich doch immer vorwärts, und erst, als ihm ein Major zurief: „Sir! wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ kehrte der König um und ritt zum rechten Flügel, der, obgleich bisher im Vortheil, nun auch wich, aber da der stets vorsichtige Feldmarschall Daun nicht verfolgte, doch wenigstens einen geordneten Rückzug machen konnte. Die Schlacht selbst kostete 13,000 M. darunter 326 Offiziere.

Als sich Friedrich in die Oberlausitz zurückgezogen hatte, erhielt er die Nachricht, daß die englisch-hannövrise Armee unter dem Herzog von Cumberland (dem zweiten Sohne des damaligen Königs Georg II in England) von den Franzosen bei Hastenbeck (einem Dorfe an der

Wefer) geschlagen worden, und daß derselbe mit ihnen die Convention zu Kloster-Zeeven eingegangen, durch welche Norddeutschland mit Hannover preisgegeben wurde. Dazu kam, daß die Schweden in Pommern einfielen und die Russen (unter Apraxin) den preussischen General Lehwald bei Großjägerndorf schlugen; doch zogen sie sich — auf erhaltenen Befehl (wegen Erkrankung der Kaiserin Elisabeth) — wieder zurück, so daß es nun dem General Lehmann gelang, die Schweden zurückzudrängen.

Schwer betroffen durch so viele Nachtheile suchte König Friedrich nun mit Frankreich zu unterhandeln, wurde aber zurückgewiesen; vielmehr rückte ein starkes französisches Heer unter dem Herzog von Soubise in Vereinigung mit der unter dem Prinzen von Hildburghausen stehenden deutschen Reichsarmee durch Thüringen gegen Sachsen vor, um den König daraus zu vertreiben. Auf die Nachricht hiervon eilte Friedrich herbei, vereinigte sich bei Leipzig mit seinem Feldmarschall Keith und schlug den dreifach überlegenen Feind am 4. Nov. 1757 in der **Schlacht von Roßbach** an der Saale in so schimpfliche Flucht, daß die prahlenden Franzosen nach dem Verluste ihres mit Luxus- und Modeartikeln aller Art angefüllten Lagers erst am Rhein Halt machten, und ganz Deutschland darüber in Jubel ausbrach: denn dieses von den Franzosen gegebene „Ridicul“ enthielt die Deutschen für allen von Frankreich jemals erfahrenen Spott.

Schon kurze Zeit vorher war derselbe Marschall Soubise von dem preussischen Reiterführer Seidlitz artig abgespeist worden. Denn als jener mit 8000 Mann Gotha eingenommen und sich im herzoglichen Schlosse mit seinen Offizieren eben zu Tische gesetzt hatte, überfiel ihn Seidlitz mit nur 1500 Mann, schlug ihn aus der Stadt und ließ sich mit seinen Offizieren die Speisen schmecken, die jene hatten stehen lassen müssen. Die Schlacht von (nicht: bei) **Roßbach** fiel nicht bei dem Dorfe Roßbach, wo Friedrich zuletzt sein Hauptquartier hatte, sondern auf den Feldern von Reinhardtswerben vor, einem Dorfe an der Saale unweit Weiskensels. Die Truppen der Verbündeten bestanden aus 34,200 Franzosen und 9570 Deutschen; das Heer der Preußen betrug 20,000 Mann. Jene machten Front gegen Halle, woher sie sich des Königs Angriff dachten. Friedrich aber kam bei Weiskensels über die Saale heran und bezog ein Lager. Auf die Nachricht hiervon änderte Soubise seine Stellung und verschanzte sich hinter steilen Abhängen. Da der König dieß feindliche Lager so stark fand, daß er seine Leute nicht bei einem Sturme opfern wollte, so bezog er ein neues Lager zwischen Roßbach und Betra. Diese Lagerveränderung Friedrichs sahen die Franzosen für einen Rückzug an und kanonirten, jubilirten und spotteten viel, daß man „dem Marquis de Brandenbourg die Ehre anthue, mit ihm une espèce de guerre zu führen!“ Und als Soubise beim Recognosciren die geringere Zahl der Preußen wahrte, sagte er zu seinen Offizieren: Messieurs, ce n'est qu'un déjeuner!

Hierauf nahm er mit dem Heere den Weg nach Reinhardtswerben, um von dort den Angriff zu machen, wendete sich aber plötzlich wider den Rath des Prinzen von Hildburghausen nach der Seite von Merseburg hin, in der Meinung, dem König in den Rücken zu fallen. Der König saß eben an der Mittagstafel im Roßbacher Edelhof, als er den Anzug der Feinde erfuhr. Sogleich gab er dem General Seidlitz den Befehl zu einem Reiterangriff; er selbst übernahm die Führung des Fußvolks. Plötzlich brachen die Preußen ihre Zelte ab und setzten sich hinter einem langen Höhenrücken, der sie vor den Blicken der Feinde verbarg, in Marsch. Diese hatten wohl den Abzug der Preußen wahrgenommen, aber nicht die von denselben eingeschlagene Richtung sehen können, so daß sie weiter keine Sorge hatten, als

der König möchte ihnen mit seinem Häuflein gegen Merseburg hin entrinnen. Während sie nun in dem Wahn, den König zu verfolgen, unter lustiger Feldmusik dahin zogen, empfing sie von jenen Höhen, welche der König inzwischen besetzt hatte, eine Kanonade und aus einem Hohlwege hervor brach Seidliß im Sturm mit seinen Sezeckler Husaren in ihre Reiterei ein, die mit Schrecken sich überflügelte sah und nach schwachem Widerstand in Flucht auflöste. Darauf erfolgte die Infanterieschlacht, indem Friedrich mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, dem General Keith das gegen Reinhardtswerten heranziehende feindliche Fußvolk überfiel, welches, zugleich von Seidliß im Rücken bedroht, sich nun auch in wilde Flucht ergoß. So befand sich nach anderthalb Stunden die ganze Armee auf der Flucht: 7000 Mann mit 9 Generalen und 320 andern Offizieren wurden gefangen, indeß die Preußen diese Franzosen jagd nur 91 Tödt und 274 Verwundete kostete.

Hierauf eilte Friedrich durch Sachsen, wo unterdeß der Herzog von Bevern mit Zietzen bei Morys von den Österreichern unter Madaßdy geschlagen und Winterfeldt tödtlich verwundet worden war, nach dem bedrängten Schlesiens, wo Bevern dem Herzog Karl von Lothringen bei Breslau abermals unterlegen war und sogar Breslau sich mit seinen reichen Vorräthen dem Sieger hatte ergeben müssen. Entschlossen daher, das Äußerste zu wagen, wußte der König sein kleines Heer noch zu einer Schlacht zu bewegen, und ersocht über den dreimal stärkeren Daun den glänzenden Sieg bei Leuthen, der ihm zur Wiedereroberung von Breslau und zum Wiedergewinn Schlesiens (bis auf Schweidnitz) verhalf, und so diesen wechselvollen Feldzug noch mit einem glücklichen Ausgang krönte.

Friedrich gewann die Schlacht bei Leuthen (d. 5. Dez.) durch seine sog. schiefe Schlachtordnung. In drei Stunden war Daun's schönes Heer bis auf ein Drittheil vernichtet. Tausende deckten das Schlachtfeld, auf welchem das ermüdete Heer der Preußen eine kurze Ruhe hielt. Das aufdämmernde Dunkel der Nacht, die schneidende Luft, das Stöhnen der Sterbenden und Ächzen der Verwundeten erfüllte eines Jeden Herz mit schaurigen Empfindungen. Auf einmal stieg ein Soldat laut und feierlich das Lied: „Nun danket alle Gott“ an zu singen: sogleich fielen ein paar Spielleute mit ihren Blasinstrumenten begleitend ein, und bald sang das ganze Heer mit und fühlte sich dadurch neu gestärkt zum Abzug, der noch vor dem Einbruch der Nacht erfolgte.

§. 267. Friedrich, in seinen Finanzen erschöpft, erbot sich nun zum Frieden. Aber aus den Anstrengungen, welche die Österreicher für den Feldzug 1758 machten, aus dem Ausbruch der Russen schon im Vorfrühling und aus einem neuen Rheinübergang der Franzosen erkannte der König, daß noch an keinen Frieden zu denken sei. Doch hatte er die Genugthung, daß die seit der Kofbacher Schlacht für seinen Ruhm begeisterten Engländer auf den Antrag ihres berühmten Ministers Pitt die mit Frankreich geschlossene Convention von Zeeven aufgehoben und vier Millionen Thaler jährlicher Subsidien zur Aufstellung eines neuen Heeres bewilligt hatten, für das sie dem Könige die Wahl eines Feldherrn überließen. Er bestimmte dazu den tapfern Herzog Ferdinand von Braunschweig, der sogleich Nordwestdeutschland besetzte, die Franzosen aus Hannover vertrieb, sie von der Elbe bis zum Rhein zurückdrängte und sie bei Crefeld schlug.

Friedrich, dadurch im Rücken gedeckt, hatte indeß **Schweidnitz**, die letzte Festung, welche Oesterreich in Schlesien noch besessen hatte, eingenommen und war dann in Mähren eingedrungen, wo er, Olmütz belagernd, sein Heer sich nähren zu lassen gedachte. Allein der österreichische General **Lauden** schnitt ihn von Schlesien ab und nöthigte ihn zum Rückzug, den Friedrich übrigens in meisterhafter Weise durch Böhmen nahm, worauf er an der schlesischen Gränze bei Landsküt ein festes Lager bezog. Dort ließ er den Feldmarschall **Keith** zurück, und wandte sich gegen die Russen, welche unterdeß Königsberg eingenommen hatten und durch Pommern bis **Cüstrin** vorgeedrungen waren. Dasselbst traf er auf sie und besiegte sie, vorzüglich durch seinen vortrefflichen Reitergeneral **Seidlitz**, in der mörderischen **Schlacht bei Zornsdorf** (unweit Cüstrin), in welcher gegen 30,000 Tode, (darunter ein Drittheil Preußen) das Schlachtfeld bedeckten, weil Friedrich Befehl gegeben hatte, keinem Russen Pardon zu geben.

Diese Schlacht dauerte von Morgens 9 Uhr bis Nachts 10 Uhr. Da das preussische Fußvolk mehr neue, als altgediente Leute enthielt, so gerieth es anfangs in's Weichen und wurde überflügelt. Aber **Seidlitz** stellte die Ordnung her und gewann die Schlacht. — **Seidlitz** war überhaupt unter den Kriegsgehilfen Friedrich's mit Winterfeldt in erster Reihe. Er galt für den besten Reitergeneral seiner Zeit. „Persönlich tapferer war keiner, als er. Immer gieng er in den Schlachten voran; nie war er in Verlegenheit, wann er einen drei- und viermal stärkern Feind täuschen oder besiegen wollte.“ Diese Schlacht war sein Meisterwerk. Wiederholt verwarf er hier sogar die Befehle des Königs, so daß dieser ihm sagen ließ, er werde es nach der Schlacht mit seinem Kopfe zu verantworten haben, worauf jedoch **Seidlitz** zu dem Adjutanten ruhig sagte: „Sagen Sie dem Könige, nach der Schlacht stehe ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir aber noch erlauben, daß ich davon für seinen Dienst guten Gebrauch mache.“ — Nach der Schlacht umarmte der König den Reiterhelden mit den gerührten Worten: „Auch diesen Sieg hab' ich Ihm zu danken!“

Als hierauf der König seinem Bruder **Heinrich**, der in seinem Lager bei Dresden von **Daun** hart bedrängt wurde, zu Hülfe eilte, ließ er sich von **Daun** in eine ungünstige Stellung locken und erlitt von dem ihm an der Zahl doppelt überlegenen Gegner den nächtlichen **Überfall bei Hochkirch** (in der Nähe von Bautzen): dennoch aber gelang es ihm noch, Schlesien wieder zu befreien und sich in **Sachsen** zu behaupten, so daß am Ende des Jahres nur noch Preußen von den Russen besetzt war.

Den **Überfall bei Hochkirch** (14. auf 15. Oct.) zog sich Friedrich durch sein allzugroßes Vertrauen auf sein Glück und auf **Daun's** Langsamkeit zu, indem er, ohne auf die Vorstellungen seiner Generale zu achten, sich auf die Mittheilungen eines vom Feinde bestochenen Rundschafters verließ und ganz in der Nähe des lauern den übermächtigen **Daun** sein Lager aufschlug. Noch schlief der König mit seinem ganzen Heere und nur **Ziethen** mit seinen Husaren wachte gerüstet, ohne es dem Könige merken zu lassen. Plötzlich brach der Feind in das Dorf ein, bemächtigte sich der preussischen Batterie und schmetterte die aus ihren Zelten aufgeschreckten Preußen nieder. Indeß **Ziethen** und **Seidlitz** außerhalb des Dorfes die nachrückenden Feinde aufzuhalten suchten, wüthete der Kampf im brennenden Dorfe auf das schrecklichste; dem Prinzen **Franz** von **Braunschweig** nahm eine Kanonentugel den Kopf weg; Feldmarschall **Keith** fiel von zwei Kugeln getroffen; **Moriz** von **Dessau** wurde schwer verwundet weggetragen; ein Major **Lange** vertheidigte mit 600 Preußen den Dorfkirchhof gegen 8 österreichische Grenadierbataillone und wurde erst, als noch 10 Bataillone auf ihn anrück-

ten, bewältigt. So dauerte der Kampf bis Morgens 9 Uhr, worauf sich Friedrich, nach Verlust des Lagers und Geschüzes, in sein früheres Lager bei Bauken zurückzog.

Nun traten Friedrich's Gegner im folgenden Frühjahr mit neuen mächtigen Verstärkungen auf, indeß der Kern seines Heeres durch die vielen Schlachten und Anstrengungen bedeutend gelitten hatte, so daß der vierte Feldzug für ihn sehr unglücklich ausfiel. 1759

Während auf der einen Seite der Herzog von Braunschweig nach einem vergeblichen Angriff auf die Franzosen bei Bergen (unweit Frankfurt am Main) ihnen das nordwestliche Deutschland überlassen mußte, das er jedoch bald darauf durch einen Sieg bei Minden über die französische Hauptarmee wieder gewann, — wurde auf der andern Seite eine preußische Heerabtheilung unter General Wedell bei Kay (unweit Züllichau) von den Russen unter Soltikow geschlagen, so daß Friedrich die Vereinigung der Oesterreicher und Russen nicht verhindern konnte, sondern bei seinem Angriff auf das vereinigte Heer derselben in der **Schlacht bei Kunersdorf** (in der Nähe von Frankfurt a. d. Oder), nachdem er anfangs schon die Russen geschlagen hatte, durch die unter dem klugen Laudon im entscheidenden Augenblicke hervorbrechenden Oesterreicher eine solche Niederlage erlitt, daß alles verloren gewesen wäre, wenn ihn nicht die Uneinigkeit seiner Feinde noch gerettet hätte.

In der Schlacht bei **Kunersdorf** (d. 12. Aug.), durch welche Friedrich die obervähnte Niederlage, welche sein General Wedell gegen die Russen erlitten hatte, wieder gut machen wollte, hatte Friedrich eine äußerst ungünstige Stellung. Dennoch war nach 6 Stunden der ganze linke Flügel der Russen geschlagen, so daß der König schon die Siegesbotschaft nach Berlin abfertigte. Aber noch stand der rechte russische Flügel wanklos und die Oesterreicher waren noch gar nicht in's Treffen gekommen. Als sich daher der geschlagene linke Flügel wieder zu sammeln begann, rieth Seidlitz, den Kampf abubrechen; aber Friedrich bestand auf dessen Fortsetzung. Da bei dem Angriff auf die von den Oesterreichern besetzten Höhen das preußische Fußvolk reihenweise von den Kartätschen niedergestreckt wurde, griff der König zum äußersten Mittel und befahl den Reiterangriff. Zweimal weigerte sich Seidlitz, mußte aber gehorchen, und stürmte gegen die Feuerschlinde an, vor denen Roß und Mann zusammenstürzte; auch Seidlitz wurde verwundet weggetragen. — Nun führte der König selbst den Rest gegen den Feind, konnte aber gegen dessen feste Stellung nichts ausrichten, und als vollends die österreichische Reiterei hervorbrach, wurde die Niederlage allgemein. Umsonst suchte der König, dem eine Pistolen-Kugel in die Westentasche schlug, aber an einem goldenen Stuis abprallte, die Fliehenden zum Stehen zu bringen: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen!“ rief er verzweifelt aus, und es schien, als ob sich die Verwünschung erfüllen sollte; denn eine österreichische Reitereschar sprengte auf ihn heran: aber in diesem Augenblick umringte ihn Rittmeister v. Brittwitz mit einem Husarentrupp und brachte ihn in Sicherheit. Der König war wie vernichtet und hielt Alles für verloren. Während Tausende in ihrem Blute auf dem weiten Felde lagen (darunter auch Gwald v. Kleist, der „Dichter des Frühlings“), suchte der König in einer halbzerstörten Bauernhütte auf Stroh liegend vergebens den Schlummer, und die Zukunft stand schwarz vor seinen Augen. — Als er gegen den alten Obersten Moller die Frage that: warum doch seine Truppen nicht mehr solche Thaten verrichten könnten, wie früher? antwortete der fromme Kriegsmann: daran sei wohl die Sünde des Heeres Schuld, weil in den letzten Jahren die Wetstunden eingestellt worden wären. Kurz darauf führte der König den Feldgottesdienst wieder ein. Dennoch geht gerade aus seinen damaligen schriftlichen Äußerungen her-

vor, daß er nur die eiserne Nothwendigkeit zum Gott hatte und keinen andern Erlöser vom Übel kannte, als den Tod. — Er hatte in dieser Schlacht 20,000 Mann und alles Geschütz verloren und nur 3000 Mann deckten seinen Rückzug. Laudon forderte den russischen General Soltikow auf, den König zu verfolgen; Soltikow aber antwortete (in der Voraussicht einer baldigen Regierungsveränderung in Rußland), er habe keinen Auftrag, den König von Preußen zu vernichten.

Als der König den Rest seines geschlagenen Heeres gesammelt hatte, eilte er, bei Fürstenwalde dem Feinde noch eine Schlacht zu bieten, fest entschlossen, lieber zu sterben, als seinen Ruhm zu überleben und den Feind in seiner Hauptstadt zu wissen. Indessen da Daun nach Böhmen zog und die Russen, anstatt nach Berlin zu gehen, durch Niederschlesien hinter die Weichsel und Warthe in ihre Winterquartiere zurückzogen, war der König von seiner Sorge befreit. Noch verlor er zwar Dresden an Daun, und der preussische General Fink, der den Daun umgeben und ihn von Böhmen abschneiden wollte, mußte sich bei Maren ergeben, so daß die Gegner spottend vom „Finkenfang“ sprachen; dennoch behauptete Friedrich am Ende des Feldzugs das übrige Sachsen, sah sich aber von jetzt an gezwungen, einen bloßen Vertheidigungskrieg zu führen.

§. 268. Während die Feinde, von ihrem Glück ermutigt, ihre Gesamtmacht auf 250,000 Mann verstärkten, wurde es dem Könige schwer, sein Heer auf 75,000 Mann zu ergänzen, da die Österreicher und Russen die die Gefangenen nicht herausgaben und die neugeworbenen Truppen erst eingeübt werden mußten. Daher gieng ihm gleich im Anfang des Feldzugs durch die übrigens ehrenvolle Niederlage des Generals Fouqué bei Landsküt, die derselbe nach tapferster Vertheidigung gegen die ihm an Zahl viermal überlegenen Österreicher unter Daun erlitt, Schlesien verloren. Dennoch gewann Friedrich durch seinen Sieg bei Liegnitz (an der Katzbach) über Daun und durch die in Folge dieses Sieges gesungene Verhinderung einer Vereinigung der Russen und Österreicher, Schlesien (bis auf die Festung Glatz) wieder.

Nachdem er hierauf die Russen und Österreicher, welche unter Czernitschew, und Laschy nun wirklich Berlin besetzten und einige Tage hindurch brandschaften, durch seine Annäherung wieder verscheucht hatte, gewann er durch den Sieg bei Torgau, den vorzüglich sein tapferer und frommer Husarengeneral Ziethen gegen die Österreicher unter Daun entschied, auch den Besitz von Sachsen wieder, welches Daun besetzt gehalten hatte.

Die Schlacht bei Torgau eröffnete der König durch ein Mißverständniß zu früh. Am Abend des blutigen Tages lag der Kern des preussischen Fußvolks auf der Wahlstatt: 10,000 Vermundete durchseufzten die lange kalte Nacht, während der König in der Dorfkirche Befehle ertheilte und den Plan zum zweiten Schlachttag machte. Als er dann mit der ersten Dämmerung zum Dorf hinausritt, beglückte er seinem Husarengeneral Ziethen, der selber im Sonnenanzug ihm meldete, daß er auf der einen Seite des Schlachtfelds den Sieg erschoten habe und daß der Feind sich geschlagen zurückziehe. Darauf sich gegen seine Husaren wendend, rief Ziethen: „Hurra! unser König hat die Schlacht gewonnen, unser großer König lebe!“ — „Ja, antworteten sie, unser König Fritz soll leben, aber unser Vater Vater Ziethen auch!“ — Diese Schlacht hatte die Preußen 13,000 Mann, die Österreicher 20,000 Mann gekostet.

Hierauf machte der König einige vergebliche Versuche zu einem ehrenvollen Frieden, die aber von seinen Gegnern in der bestimmten Hoffnung zurückgewiesen wurden, daß er sich unmöglich lange mehr werde halten können. Daher brachten ihn die unglücklichen Ereignisse des darauf folgenden Kriegsjahres in die äußerste Noth. Die englischen Subsidien blieben aus (denn schon seit dem Tode Georg's II (25. Oct. 1760) war unter dessen Nachfolger Georg III bei dem sinkenden Einflusse des großen Pitt das englische Parlament einer fernern Bewilligung abgeneigt); Oesterreich gewann in Karl III von Spanien für die Abtretung von Parma einen neuen Bundesgenossen; die Franzosen stunden unter Verglio und Soubise mit mit 150,000 Mann in den niederrheinischen und hessischen Landen und brandschakten sie; die Vereinigung der Russen und Oesterreicher (unter Laudon und Buturlin) in Schlesien konnte Prinz Heinrich nicht länger aufhalten, so daß der König daselbst eine vereinigte Macht von 130,000 M. vor sich hatte. Zum Glück für ihn waren jene beiden Feldherrn uneinig, so daß Friedrich Zeit gewann, sich bei Bunzelwitz fest zu verschanzen. Zwar trennten sich bald die Russen wieder von den Oesterreichern, aber Laudon erstürmte Schweidnitz und mit dem Fall dieser Festung verlor der König halb Schlesien, und da nun auch die Festung Colberg in die Hände der Russen und Schweden fiel, so gieng ihm damit auch halb Sachsen verloren, und mit Mühe hielt Prinz Heinrich die Oesterreicher von weitem Fortschritten in Sachsen auf, Herzog Ferdinand aber die Franzosen von Hannover ab, so daß zu besorgen stand, der nächste Feldzug werde eher mit dem Untergang, als der Erhaltung Preußens enden.

Da, als Friedrich's Geist von den düstersten Gedanken erfüllt war, riß ihn d. 5. Jan. der Tod der Kaiserin Elisabeth, seiner bittersten Feindin, aus seiner verzweifelten Lage. Denn ihr Neffe und Nachfolger, Peter III, ein aufrichtiger Bewunderer Friedrich's, machte Frieden mit ihm, gab ihm alles Grobarte sammt allen preussischen Gefangenen (ohne Lösegeld) zurück und trat sogar als Verbündeter auf seine Seite, indem er ihm ein russisches Heer unter Czernitschew zu Hülfe schickte.

Da auch die Schweden, der russischen Stütze beraubt, mit Preußen Frieden machten, so konnte nun der König alle seine Kräfte gegen Oesterreich wenden, und eben wollte er, um sich wieder in den Besitz von Schweidnitz zu setzen, den Feldmarschall Daun, der zur Deckung dieser Festung die Burkersdorfer Höhen besetzt hatte, angreifen, als die Nachricht vom gewaltsamen Tode des Kaisers Peter und von der Thronbesteigung Katharina's II in Rußland Friedrich's Hoffnungen zu nichts zu machen schienen, da diese Kaiserin sogleich das Bündniß mit Preußen aufhob. Doch bestätigte sie den Frieden.

Peter hatte sich Regierungsneuerungen erlaubt, welche in der Nation eine aufgebrachte Stimmung gegen ihn hervorriefen, und welche die Partei seiner von ihm mißhandelten Gemahlin zu seinem Sturze benutzte, der sie zum Throne führte. Da sie glaubte, König Friedrich sei es gewesen, der Peter die verhassten Neuerungen und das harte Verfahren gegen sie anempfohlen habe, so nahm sie in einem Mani- fest alle dem Könige gemachten Einräumungen zurück und erklärte ihn für den Haupt-

feind Rußlands. Als sich aber unter Peter's hinterlassenen Papieren Briefe von Friedrich fanden, welche im Gegentheil dem Kaiser ein bedachtameres Vorgehen und ein edleres Verfahren gegen seine Gemahlin anriethen, so nahm Katharina das Manifest zurück und ließ es beim Frieden, rief aber ihr Heer zurück.

Obwohl nun Czernitschew von seiner Kaiserin schon den Befehl hatte, mit dem russischen Heere zurückzukehren, so blieb er doch auf Friedrich's geheimes Ersuchen noch drei Tage lang in seiner Stellung bei den Preußen und rückte sogar, noch unter dem Schein eines Verbündeten, mit Friedrich gegen Daun zur Schlacht bei Burkersdorf aus und hielt, ohne jedoch zu sechten, bloß durch seine Aufstellung denjenigen Theil des österreichischen Heeres, welchen Daun den Russen gegenüberstellte, in Unthätigkeit, so daß Friedrich mit seinen Preußen den Sieg davon trug, und dann an die Wiedereroberung von Schweidnitz gehen konnte, durch die er wieder in den Besitz von Schlesien kam.

Da nun unterdeß auch Seydlitz und Kleist in Sachsen Vortheile errungen hatten und in Böhmen eindringen, sodann Prinz Heinrich mit Seydlitz die Österreicher sammt der Reichsarmee bei Freiburg in die Flucht schlug, auch der Herzog Ferdinand fortwährend gegen die Franzosen glücklich war, ja sogar Cassel eroberte: so schloß zuerst Frankreich (welches in seinem gleichzeitig mit England geführten See- und Colonialkriege fast alle seine außereuropäischen Länder verloren hatte) mit England die Friedenspräliminarien zu Fontainebleau, und dadurch sah sich auch der Wiener Hof genöthigt, am 24. Nov. 1762 einen Waffenstillstand einzugehen, in den aber das deutsche Reich nicht mit eingeschlossen war.

1763 Während Friedrich sein Winterquartier in Leipzig hatte, machte Kleist einen Streifzug nach Franken, der mehrere Reichsfürsten bewog, von der österreichischen Sache abzutreten, so daß nun die von Allen verlassene Maria Theresia, um die Wahl ihres Sohnes Joseph zum deutschen Kaiser nicht zu erschweren, sich überwand und in unbedingter Entsagung am 15. Febr. den **Hübertsburger Frieden** eingieng, in welchem alle Theile ihre Eroberungen zurückgaben, Friedrich aber Schlesien für immer bekam, und außerdem die Bewunderung von ganz Europa, so wie einen wesentlichen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten als Gewinn davon trug, indem fortan Preußen den Rang unter den fünf Großmächten Europa's einnahm.

Fünf Tage vorher, den 10. Febr., war zwischen England, Frankreich und Spanien der Pariser Friede geschlossen worden, aus welchem England mit vermehrter, Frankreich mit geschwächter Macht hervorgieng.

Kap. 43. Das Zeitalter Friedrich's des Großen.

§. 269. Hatte König Friedrich durch die Entschlossenheit und Standhaftigkeit, Schnellkraft und Ausdauer, die er als Feldherr bewies, halb Europa in Begeisterung versetzt, so erwarb ihm nicht minder seine unermüdete Thätigkeit in der Selbstregierung seines Landes, insbesondere seine strenge Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalt

und seine Bemühungen um unparteiische Rechtspflege die größte Bewunderung, und der Beinahme des Großen drückt die Gesamtstimmung des von seinem Geiste beherrschten Zeitalters aus, dessen Einflüsse sich selbst seine bisherigen Feinde nicht entziehen konnten. Durch sein Beispiel angeregt, entstand von nun an unter den besseren deutschen Fürsten und Staatsmännern ein Wettstreit, für das „Wohl der Völker“ thätig zu sein und der Kraft derselben mehr Raum zur Übung, besonders aber der Justizverwaltung mehr Sorgfalt zu widmen.

Friedrich nannte sich den ersten Beamten seines Staates. Seiner Verwaltungssorge gelang es früher als allen Andern, die schweren Wunden, welche dieser Krieg allen dabei theilhabenden deutschen Ländern geschlagen hatte, in seinem Staate durch Steuer-Erlasse, Vertheilung des Getreides in den Kriegsmagazinen an die am meisten beschädigten Landleute, durch Urbarmachung wüster Gegenden, durch Anlage von Dörfern und Colonien, Straßen und Kanälen, Unterstützung des Ackerbaus und Fabrikwesens zu heilen. Die Zahl der Familien, welche er allmählich ins Land zog, belief sich auf mehr als 40,000; sie bevölkerten über 500 Dörfer, um welche herum über 300,000 Morgen urbar gemacht wurden.

Indem er durch Verbesserung des Steuersystems die Staatseinnahmen vermehrte, verwandte er sie alle nur auf die Staatsbedürfnisse, band sich aber bei dieser Verwendung so wenig, wie seine nächsten Vorgänger, an eine Controle der Provinziallandstände, sondern ließ sich bloß von seinem „Pflichtbewußtsein“ leiten.

Zur Regelung des Steuerwesens errichtete er eine General-Zoll- und Accise-administration, bei der er meistens Franzosen anstellte. Wurde auch dadurch die Staatseinnahme um eine Million Thaler erhöht, so war anderseits das Volk weniger über die erhöhten Steuern, als über den Druck und Übermuth dieser französischen Beamten erbittert. — Auch die vielen Monopole, die der König an Fabrikanten und Manufacturisten ertheilte, und die damit zusammenhängenden Waarenverbote und Handelsperren, welche den inneren Wohlstand heben sollten, erwiesen sich in der Folge als eine reiche Quelle von Klagen.

Den geringsten Aufwand verursachte sein Hof, der höchst einfach und bürgerlich eingerichtet war und nicht mehr als 220,000 Thaler jährlich im Durchschnitt erforderte, während kleinere Fürsten das Zehnfache dafür verschwendeten; die größere Hälfte des Einkommens aber erforderte das Heer, das den preussischen Staat auf diese Höhe gehoben hatte, und ihn fortan durch beständige Schlagfertigkeit auf derselben erhalten sollte. Während im Heere der Adel eine allzu bevorzugte Stellung vor den andern Ständen einnahm (was sich späterhin als nachtheilig erwies), galt in bürgerlichen Ämtern der Grundsatz der vollkommensten Gleichberechtigung aller Unterthanen; eben so galt unter ihm auch vor Gericht kein Ansehen der Person und kein Standesvorzug: die einmal erworbenen Vorrechte eines Standes aber ließ er unangetastet. (Daß in den spätern Jahren seiner Regierung viele Personen sich von ihm gedrückt und verletzt fühlten, kommt bei ihm auf Rechnung von Altersschwachheit und Kränklichkeit.)

Zur Einführung einer möglichst gleichförmigen, dabei einfachen, raschen und uneigennütigen Rechtspflege ließ er, wie es die vielen, sich oft widersprechenden Particularrechte irgend gestatteten, durch den Rechtsgelehrten Coccejus neue Gesetze entwerfen, aus denen nachher das „preussische Landrecht“ erwuchs. So entstand durch ihn eine Staatschöpfung, die, weil

sie das höchste Maaß politischer Einsicht damaliger Zeit ausdrückte und ihre einzelnen Gebrechen nicht erkannt wurden, in Vergleich mit dem, was bis dahin im Verwaltungs- und Gerichtswesen geleistet worden war, als eine Art Ideal erschien, dem viele andere nachzustreben suchten. Dagegen hat die schiefe Stellung, welche Friedrich, bei aller persönlichen Geistesbildung und regen Theilnahme für wissenschaftliche Fortschritte, zur deutschen Bildung (die er freilich in seiner Jugend nur in ihrer Ausartung hatte kennen lernen) sein ganzes Leben hindurch einnahm, keine die deutsche Wissenschaft wesentlich fördernde, vielmehr nur eine sie hemmende Folge haben können.

Einige Züge der Gerechtigkeit des Königs sind geschichtlich geworden. Derselbe wünschte das Grundstück einer Windmühle zu kaufen, welches an den Park seines Schlosses zu Sanssouci angränzte; aber der Besitzer wollte es nicht abtreten, weil es ein Familienerbstück war. Da sagte der König endlich ungeduldig: „Wenn Du es nicht verkaufen willst, so bin ich Dein König und kann es nehmen.“ „Ja, wenn das Kammergericht nicht wäre!“ gab der Windmüller zur Antwort und beehielt seine Windmühle, welche noch heute steht und zum Andenken erhalten wird. — In einem andern Falle ließ Friedrich die Mitglieder eines Tribunals sämmtlich absetzen, welche gegen den Müller Arnold ein ungerechtes Urtheil gefällt hatten, und erst nach des Königs Tode wurden sie wieder zum Staatsdienst zugelassen.

Seine schon obererührte große Vorliebe für die französische Sprache, in der er in der Regel sprach und schrieb, ja selbst als Dichter und Schriftsteller glänzte, so wie überhaupt seine Vorliebe für französische Bildung und Geistesrichtung, der zu Liebe er zu seinem nächsten Umgang Franzosen wie Maupefluis, d'Argens, de la Mettrie wählte, ließ ihn das Gute, welches sich in der deutschen Sprache und Bildung damals bereits durch Lessing und Winckelmann, Klopstock und Hamann zu entwickeln begonnen hatte, ganz übersehen, so wie überhaupt das ganze deutsche Wesen mehr, als billig, verkennen.

Noch mehr war Friedrichs negative Stellung zum Christenthum und zur christlichen Kirche für das religiöse und sittliche Leben des deutschen Volkes von positiv nachtheiligen Folgen. Wenn auch auf der einen Seite die von ihm aufgestellte unbeschränkte religiöse Toleranz der confessionellen Verfolgungssucht ein Ende machte, so konnte dagegen die volle religiöse Gleichgültigkeit eines Fürsten, zu dem seine ganze Zeit wie zu einem Gotte emporjah, dem Christenthum keine Stütze sein, vielmehr mußte die gottentfremdete Zeitphilosophie, die bei ihm die Stelle des Christenthums einnahm, auch im Volke den Glauben, als das Fundament der Kirche, damit aber den Grund des Staates selbst allmählich untergraben — eine Gefahr, welche Friedrichs Grundsatz unparteiischer Tölpung, nach welchem er sich allerdings keinen Eingriff in die Rechte der Confessionen erlaubte, nicht fern zu halten vermochte. (Wie er darüber gegen sein Ende hin dachte, s. §. 271 a. E.) Bei allen einzelnen Mängeln seiner Ansichten und Grundsätze aber wurde er doch vermöge seines reichen Geistes, seines großen Charakters und seiner ruhmvollen Thaten ein Liebling des deutschen Volkes, in dessen Andenken er unter dem Namen „der alte Fritz“ noch immer fortlebt und durch die Geschichte, wie durch zahlreich überlieferte Anekdoten erhalten wird.

Einsichtlich der Toleranz pflegte Friedrich zu sagen: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden“; — auch übte er dieselbe gleichmäßig gegen

Protestanten und Katholiken, welchen letzteren er z. B. in Berlin den Platz zu einer Kirche (der Hedwigskirche) schenkte, ja er nahm selbst Jesuiten im Lande auf, welche anderwärts ausgewiesen waren. Aber seine von Jugend auf eingefogene Vorliebe für die französische Philosophie hatte ihn gegen den christlichen Offenbarungsglauben, der ihm in seiner Jugend nur in seiner todten Form vorgekommen war, eine Abneigung fassen lassen. Sein Enthusiasmus für Voltaire, den Hauptvertreter jener gänzlich verkehrten Verstandesrichtung, gieng so weit, daß er ihn an seinen Hof zog und, ungeachtet seiner sonstigen Sparsamkeit, schwere Summen an seinen Besitz wandte. Zwar minderte eben diese Nähe die persönliche Bewunderung, da der Bewunderte die Fehler weiblicher Eitelkeit und Eifersucht, des Neides, der hämischen Bosheit, der gewisslosen Verläumdung, der Habsucht, ja des gemeinsten Betruges an den Tag legte, so daß Friedrich zuletzt alles persönliche Verhältniß zu ihm aufgab. Nichts desto weniger blieb der König in der einmal eingeschlagenen Lebensrichtung, was um so mehr zu beklagen war, da bereits das ganze Zeitalter angefangen hatte, dem überlegenen Geiste dieses Regenten nicht bloß in dessen edlen und großartigen Richtungen, sondern auch in dessen Schwächen zu huldigen. Dem nun konnte um so ungehinderter sich auch in Deutschland immer mehr jene von Westen herkommende falsche Aufklärung verbreiten, welche über dem an sich leblichen und in gar vielen Beziehungen nothwendigen Bestreben, alte Vorurtheile und Gebrechen zu heben, zugleich auch die ewigen Grundlagen des Völkervohls antastete, und durch Aufstellung verkehrter, vom Boden der Wahrheit und des Rechts losgerissener Ideale von nun an neue, ungleich schwerer zu bewältigende Gefahren für Deutschland brachten, als ihm je von dorthier gekommen sind.

§. 270. Das deutsche Reich, zu welchem Friedrich's Politik die Forderungen der Abhängigkeit in der hergebrachten Weise beibehielt, verlor schon im zweiten Jahr nach dem Frieden mit Preußen sein Oberhaupt, das in österreichisch-conservativem Sinne über dasselbe gewaltet hatte. Dem Kaiser Franz I starb unerwartet zu Innsbruck am 18. Aug. des Jahres 1765, worauf Joseph der Zweite, sein älterer, drei Jahre zuvor zum römischen König gewählter und von seiner Mutter zum Mitregenten ernannter 24-jähriger Sohn, die Kaiserkrone erhielt. Er konnte aber anfangs für seine dem preussischen Ideal nachstrebende Regierungsthätigkeit nicht den vollen Spielraum finden; denn Maria Theresia behielt die Regierung der österreichischen Erblande fortwährend in ihren Händen, weil sie ihres Sohnes hastige Neuerungsucht fürchtete. Sie war eine wahre Mutter ihrer Unterthanen; ihre Gerechtigkeitsliebe, ihr gerader, redlicher Sinn erhielten ihr Andenken im Segen.

Auch Maria Theresia war gleich nach dem Frieden mit Preußen in ihren österreichischen Landen sorgfältig darauf bedacht die Wunden des Kriegs zu heilen, Staatsverbesserungen anzubahnen und mit Gerechtigkeitsliebe und mütterlichem Sinne das Wohl ihrer Unterthanen zu befördern.

Um Einheit in die Grundsätze der verschiedenen Provinzialverwaltungen zu bringen, errichtete sie einen Staatsrath zur Vorberathung der wichtigsten Gegenstände und zur Überwachung der verschiedenen Vollziehungsbehörden. Die Vermittlung zwischen dem Staatsoberhaupt und den Provinzialverwaltungen bildeten die in Wien für die verschiedenen Provinzen aufgestellten Hofkanzleien.

Um den Staatsschatz wieder zu ordnen, begann sie auch mit Ersparungen an sich und ihrem Hofe, begünstigte das Fabrikwesen (zum Theil auch durch Monopole), förderte den Handel durch Anlegung von Kanälen und Häfen und errichtete zu diesem Zweck den Hofcommerciencrath. (Die Einführung der

Zahlenlotterie und der Bankzettel erwies sich aber in der Folge als höchst nachtheilig.)

Zur Verbesserung des Justizwesens ließ sie ein Strafgesetzbuch fertigen, wobei die Tortur abgeschafft wurde. Auch sorgte sie für die Erleichterung des Looses der Leibeigenen. — Die Gebrechen des Heerwesens, die sich in den drei schlesischen Kriegen herausgestellt hatten, suchte sie durch bessere Einrichtungen zu heben: sie führte die Conscription ein und schuf die Einrichtung der Militärgränze, deren soldatische Bewohner im Frieden sich selbst erhielten, im Krieg sich selbst ergänzten.

Wie fast alle europäischen Mächte damaliger Zeit führte auch sie den Grundsatz der unumschränkten Monarchie in ihren Staaten durch; selbst die Ungarn gewöhnten sich an die Regierungsweise der „Mutter Maria Theresia“, obgleich sie in ihrer 40jährigen Regierung nur dreimal den ungar'schen Landtag berief. Nur in Tyrol tastete sie die landständische Ordnung nicht an.

In kirchlicher Beziehung war sie das Gegentheil von Friedrich: sie hielt die Nichtkatholiken nieder und konnte sich nicht zu derjenigen Toleranz erheben, die in einem Staate von verschiedenen Religionsgenossen zur politischen Nützlichkeit gehört. Doch hielt sie sich auch gegen Rom ziemlich abschließend und wußte das Eingreifen der päpstlichen Curie in vielen Beziehungen zu beschränken.

Wäre es ihr nach gegangen, so wäre das Unrecht nicht geschehen, das der polnischen Nation, dieser ehemaligen Vormauer Deutschlands gegen den slavischen Norden und Osten, in dieser Zeit angethan wurde. Nach dem Tode August's III von Polen nämlich hatte die russische Kaiserin Katharina II den Polen, deren Unterjochung Rußland sich zum geheimen Ziele setzte, ihren Günstling Stanislaus Poniatowsky zum König aufgenöthigt, und um dieselben durch Zwietracht zu schwächen, den Nichtkatholiken gleiche Bürgerrechte mit den Katholiken eingeräumt und Zutritt zu allen Ehrenstellen gewährt. Daher schloß ein Theil des katholischen Adels der Polen im Februar 1768 die Conföderation zu Bar (in Podolien) ergriff die Waffen gegen die russischen Besatzungen und verübte die ärgsten Erpressungen und Vergewaltigungen gegen ruhige Bürger. Anfangs traten ihnen die Russen mit Schonung entgegen; als aber immer neue Haufen auftraten und arge Grausamkeiten begingen, steigerte sich auch bei den Russen die Leidenschaft so, daß sie nach der Einnahme von Bar und Krakau die Gefangenen grausam behandelten. Vergebens harrten die Conföderirten auf die Hülfe Friedrich's II: er rieth ihnen zur Ruhe und sicherte seine Gränzen durch aufgestellte Truppen. Frankreich aber begnügte sich, die Türkei zum Krieg gegen Rußland aufzureizen, gab aber den Conföderirten Geldunterstützung, und diese erklärten nun den König Stanislaus für abgesetzt und machten sogar ein Attentat auf seine Freiheit. Zuletzt zog aber doch die Conföderation den Kürzern, und da die Türken auch nichts gegen die Russen ausrichteten, so erhielt Rußland ein leichteres Spiel.

Gleich im Anfang des russisch-türkischen Kriegs hatte Oesterreich zum Schutze seines Gebiets einen Militärordon gegen Polen und die Türkei gezogen und dabei aus alten Ansprüchen 13 Städte der Zipser Starostie besetzt. Auch Friedrich der Große war durch das Verhalten Rußlands gegen Polen für sein Preußen besorgt, rückte seinen Gränzordon weiter vor und wollte mit Oesterreich ein Gegengewicht bilden. Daher hielt er mit dem ihn enthusiastisch bewundernden Joseph II seine erste Zusam-

menkunft zu Reize im Aug. 1769, wobei sie in einem geheimen Vertrage sich gegenseitige Neutralität für ihre Besitzungen zusicherten.

Als im nächsten Jahre die Russen die Walachei, Moldau und Krim erobert hatten, und der gedemüthigte Sultan Österreich und Preußen um Vermittlung bei Rußland angien, so hielten Friedrich und Joseph eine zweite Zusammenkunft zu Neustadt in Mähren, wobei Friedrich es über sich nahm, die Czarin zur Annahme dieser Vermittlung zu bewegen. Dieses Geschäft übernahm sein Bruder, der Prinz Heinrich, persönlich in Petersburg; aber die Czarin stellte zu hohe Forderungen.

Da gab Österreich, ohne es zu ahnen und zu wollen, durch die Ausdehnung der Besetzung über die ganze Starosteï Zips sowohl, als auch über die Starosteï Zander Anlaß zu einer neuen Wendung der Dinge. Denn nun hielt sich Katharina II. berechtigt, mit ihren weitem Absichten auf Polen gegen Friedrich herauszugethen, der nun auch seinerseits in Katharina's Anschauung eingien. Nach langen Verhandlungen über die russischen Ansprüche bei einer etwaigen Theilung Polens, legte man den Plan auch dem Fürsten Kaunitz vor und eröffnete demselben, daß Rußland und Preußen ebenfalls gegründete Ansprüche an verschiedene Theile Polens hätten, und daß es daher der Grundsatz des Gleichgewichts erfordere, daß die drei Mächte sich über den Umfang und über die Verhältnisse dieser Ansprüche näher verständigten. Nun zeigte auch Kaunitz ein großes Entgegenkommen und so kam nach vielen Unterhandlungen der drei Höfe am 5. August 1772 die erste Theilung Polens zu Stande. Mit Widerstreben aber gab Maria Theresia zu dieser Politik ihre Einwilligung, indem sie ihre Unterzeichnung mit den Worten schloß: „Wenn ich schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung an Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.“

Die drei Mächte besetzten den dritten Theil Polens in der Art, daß Österreich davon Ostgalizien und Lodomerien als ein eigenes Königreich, Preußen Westpreußen (außer Danzig und Thorn) und den polnischen Negdistrikt, Rußland aber (gegen die Herausgabe der Moldau und Walachei) das Land bis an die Düna und den Dnjepr sich zueignete. Damit aber die Form des Rechts nicht fehle, so mußte der polnische Reichstag seine Einwilligung dazu geben. Frankreich aber that nichts für Polen, weil ja das zerstückte Polen hinfort Deutschland nicht mehr schaden konnte! Dagegen sieng Frankreich an, mit Rußland „zu sympathisiren“, so oft dieses den Deutschen gefährlich wurde.

§. 271. Eine Zeit lang bestand zwischen Friedrich II. u. Joseph II. noch ein freundschaftliches Verhältniß. Doch als Friedrich erfuhr, daß man aus Anlaß der Sicht, an der er litt, am Wiener Hofe sich von seinem baldigen Tode unterhalte, so faßte er großes Mißtrauen gegen den Kaiser, weil er besorgte, man möchte seinem Thronfolger Schlessien abdringen wollen. Hatte nun zwar Joseph II. keine Absicht darauf, so war er doch voll Ehrgeiz und Begierde nach einer großartigen Thätigkeit, indem er das alte Kaiserthum wieder zu beleben und an die Stelle des entleerten Namens eine wirkliche Macht zu setzen gedachte. Daher ließ er sich nach geschehener Theilung Polens, ungeachtet der erwähnten Weissagung seiner Mutter, von den Grundsätzen einer Politik, die das Gewissen weniger, als den eigenen Vortheil befragte,

1777

verleiten, seine Hand nach dem benachbarten Bayern auszustrecken, wo eben mit dem Kurfürsten Maximilian III Joseph, welcher keine Kinder, Brüder und Seitenverwandte hatte, der mittelsbachische Mannstamm jüngerer Linie ausgestorben war, und aus der ältern Linie im Jahre der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz vermöge des Lehnrechts und eines schon im Jahre 1774 mit Maximilian Joseph geschlossenen Erbfolgebertrags, die Regierung von Bayern angetreten hatte. Joseph machte Ansprüche auf Niederbayern, auf die ehemaligen böhmischen Lehen in der Oberpfalz und auf das im Schwäbischen gelegene Fürstenthum Mindelheim, was zusammen genommen die Hälfte von Bayern ausmachte. Und da Karl Theodor große Vorliebe für seine Pfalz, insbesondere Mammheim und sein Herz für Bayern und ohnedies keine erbfähige Nachkommenschaft hatte, so beredete Joseph ihn leicht, jene Landestheile an Österreich abzutreten, und setzte sich rasch in den Besitz von Niederbayern.

1778

Dieses Verfahren erschreckte alle Reichsfürsten, und die muthige Herzogin Maria Anna (Wittve des verstorbenen Herzogs Clemens, eines ohne Erben verstorbenen Brudersohnes Kaiser Karls VII) forderte Karl Theodor's nächsten Lehnserben, den Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, der sich schon darein hatte ergeben wollen, auf, seine Rechte zu wahren und Friedrich den Großen um Schutz anzufragen. Da Joseph den schriftlichen Vorstellungen Friedrich's kein Gehör gab und sich gegen beilegende Schritte seiner Mutter Maria Theresia unbedingt erklärte, so unterstützte Friedrich II in Verbindung mit Sachsen (dessen Kurfürst der noch unmündige Friedrich August III ein Sohn der Schwester Maximilian Joseph's war und Ansprüche auf die Allodialerbischaft machte) die damit unzufriednen Bayern im bayrischen Erbfolgekriege, indem er ein preussisches Heer in Böhmen einrücken und dem österreichischen Heere gegenüber bei Troppau eine feste Stellung nehmen ließ. Bald aber kam es ohne Schlacht durch eine heimliche Unterhandlung Maria Theresia's mit Friedrich und durch eine drohende Erklärung Rußlands gegen Joseph den 13. Mai

1779

zum Frieden von Teschen, der dem pfälzischen Hause Bayern, dem österreichischen Hause aber das Innviertel (zwischen dem Inn, der Salzach und der Donau) mit der Hauptstadt Braunau, und dem preussischen Hause die Erbfolge in den Markgrafenenthümern Ansbach und Bayreuth zusprach.

Das Innviertel enthielt $41\frac{1}{4}$ Quadratmeilen mit 139,000 Einwohner. — Mindelheim blieb bei der Pfalz, die ehemaligen böhmischen Lehen bei Bayern. — Sachsen bekam 6 Millionen Gulden und die lehensherrlichen Ansprüche auf fünf kleine Herrschaften. Dem König Friedrich kostete dieser kurze Krieg, durch den er die Vergrößerung Österreichs verhinderte, 20,000 Soldaten und 19 Mill. Thaler.

Noch einmal schien sich zwischen Friedrich II und Maria Theresia ein Zerwürfniß bilden zu wollen, indem jedes von beiden für die bevorstehende Erledigung des Kurerzbisthums Köln und des Bisthums Münster einen andern Coadjutor vorschlug; doch ließ am Ende Friedrich den von Maria Theresia vorgeschlagenen Erzherzog Maximilian, ihren jün-

sten Sohn, unbeanstandet. Nicht lange darauf starb Maria Theresia an der Brustwassersucht, nachdem sie ihr Ende mit klarem Bewußtsein und christlicher Seiterkeit erwartet hatte, und allgemeine Klage erhob sich in allen ihren Landen, für die sie eine wahre Mutter gewesen war.

Wenige Tage vor ihrem letzten Lager hatte sie am Sterbetage ihres Gemahls, wie sie jährlich zu thun pflegte, sich in die Gruft desselben (in welche hinabzusteigen ihr ihre Corpulenz nicht mehr gestattete), durch eine Maschine hinab- und hinaufwinden lassen, und als beim Hinaufziehen das eine Seil riß, nahm sie dieß als ein Zeichen naher Wiedervereinigung und rief: „Er will mich bei sich behalten! o ich werde bald kommen!“ — Von dem Stand ihrer Selbsterkenntniß zeugt ein in ihrem Gebetbuch von ihrer Hand aufgezeichnetes Bekenntniß, worin es heißt: „In geistlichen, Justizsachen, Kinderzucht, Standesobligationen weiß ich mich nichts Besonderes schuldig. Ich klage mich aber an — aller unwissenden, vergessenen Sünden und aller meiner Gebrechen; erkenne mich vor Gott schuldig aller in meinem Leben begangenen Kriege aus Hoffahrt, Neid, Zorn, Trägheit, Weichlichkeit, Lässigkeit in der h. Beichte und Communion, wider den Nächsten in Reden wenig Charität“ — (Vermöge ihres sanguinisch-cholerischen Temperaments war sie nämlich leicht aufgebracht, aber auch leicht besänftigt, und wenn sie Jemandem Unrecht gethan zu haben glaubte, so entschädigte sie ihn im Uebermaß, wie dann überhaupt ihre Wohlthätigkeit keine Gränzen kannte.) Sie war von allen Selbstherrschern, welche die Geschichte kennt, eine der besten und ließ — ihrem großen Gegner im Frieden wie im Kriege ebenbürtig — ihr weites Reich in einem Zustand der Ordnung und des Wohlstandes zurück, wie er kaum je vorher erreicht worden war.

Als Friedrich der Große ihren Tod erfuhr, schrieb er an einen seiner Minister: „Maria Theresia ist gestorben: es beginnt eine neue Ordnung der Dinge!“ — denn er glaubte, Joseph II werde jetzt gegen ihn eine herausfordernde, überhaupt eine nach Aukun um sich greifende Stellung annehmen. Allein Joseph wendete seine Haupt Sorge auf seine eigenen Staaten und es folgten einige Jahre der Ruhe. Doch hatte Friedrich stets ein waches Auge auf Joseph's äußere Politik, und nicht mit Ungrund: denn im Jahre 1786 machte Joseph einen zweiten Versuch, Bayern an sein Haus zu bringen und zwar gegen Vertauschung der österreichischen Niederlande, welche bereits durch die dort ausgebrochenen Gährungen ein für Österreich unsicherer Besitz geworden waren. Da Frankreich und Rußland damit einverstanden waren, so wäre der schwache Karl Theodor darauf eingegangen, wenn nicht der Herzog Karl von Zweibrücken mit seinem Bruder Maximilian Joseph dagegen protestirt und sich an Friedrich den Großen gewendet hätte, der sogleich diese Protestation unterstützte und durch seine Vorstellungen die Kaiserin Katharina von ihrer Beiwirkung zu diesem Tausche zurückbrachte, welcher auf diese Weise vereitelt wurde, da auch Frankreich sich von der Sache zurückzog.

Um nun ähnlichen Eingriffen des Reichsoberhaupt's in die bestehenden Reichsverhältnisse vorzubeugen, stiftete Friedrich zur Erhaltung des bedrohten Gleichgewichts noch in demselben Jahre zwischen den Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und Hannover den sog. deutschen Fürstebund, dem nachher noch Braunschweig, Gotha, Weimar, Mecklenburg, Zweibrücken, Baden, Heßen-Cassel, Osnabrück, Anhalt (Bernburg, Dessau, Köthen), Ansbach-Bayreuth und zuletzt Kurmainz beitraten. Seitdem zog

sich Joseph mehr von den Reichsangelegenheiten zurück, um in seinen eigenen Staaten seine Reformideale durchzuführen.

Mit diesem Werke schloß nach einer 46jährigen Regierung der bereits hochbetagte König sein thatenreiches Leben: denn bald darauf, d. 17. Aug. 1786 starb Friedrich der Große, betrauert von ganz Europa, und am besten erkannt aus dem Denkmale, das er sich in der durch ihn errungenen Größe seines Hauses, sowie auch durch seine Schriften, gesetzt hat.

Er war auch in seinem hohen Alter sich in pünktlicher und beharrlicher Ausübung seiner Regentenpflichten gleich geblieben. An seiner Person und in seiner Umgebung trieb er in seinen spätern Jahren die Einfachheit fast bis zur Vernachlässigung seines Außern, so daß es die Würde seines Standes beeinträchtigte: doch verrieth stets sein feurigglühendes Auge seinen scharfblickenden Geist. Da er von seiner Gattin getrennt lebte und ohne Kinder war, so fühlte er sich mehr und mehr vereinsamt und freudlos, so daß er selbst seine Flöte, die er meisterhaft spielte, liegen ließ. Er wurde mürrisch und mißtrauisch, besonders wenn er merkte, man glaube, er sei nicht mehr der Alte. blieb er auch stets dem positiven Christglauben abgewandt, so vertheidigte er doch die christliche Moral gegen den groben Materialismus, ja er beklagte gegen das Ende seines Lebens schmerzlich den durch den Unglauben im Volke eingerissenen tiefen Verfall der Sitten und sagte zu seinem Großkanzler Carmer: „er wollte seinen kleinen Finger darum geben, könnte er das Land so hinterlassen, wie er es von seinem frommen Vater übernommen habe.“ — Er hinterließ seinem Neffen Friedrich Wilhelm II., einen (durch Schlesien, Ostfriesland und Westpreußen) vergrößerten und in materieller Hinsicht wohl eingerichteten Staat von 6 Millionen Einwohnern nebst einem Schatz von 72 Millionen Thalern und einem geübten, stets schlagfertigen Heere von 200,000 Mann. Aber die nun folgende Günstlingsregierung vertauschte bald jenen Schatz mit 20 Millionen Schulden, verkehrte jene Ordnung in theilweise Verwirrung, und warf den preukischen Staat (trotz der — völlig verfehlten — Censur- und Religionsedicte, welche der zunehmenden Entfittlichung und dem frechen Unglauben steuern sollten) auf eine Zeitlang in seiner Entwicklung um Vieles zurück.

§. 272. Joseph, der von Anfang an, besonders aber als er nach dem Tode seiner Mutter 1780 die Selbstregierung seiner österreichischen Länder antrat, sich vorzüglich Friedrichen zum Muster genommen, und bei seinem hellen Verstande sich durch Lectüre, wie auf Reisen viele Kenntnisse erworben hatte, war voll der besten Absicht, durch strenge Gerechtigkeit und äußerste Einfachheit, sowie durch Abstellung vieler Mißbräuche seine Völker zu beglücken. Weil er aber, dem herrschenden Aufklärungsgeiste des 18. Jahrhunderts eifrigst huldigend, auf Einmal alles Alte mit der Wurzel ausrotten und durch allzurasche, zum Theil umstürzende Neuerungen ohne Ubergang und Vorbereitung die ihm vorschwebenden Ideale der Freiheit und des Rechts verwirklichen wollte: so erwarb er sich zwar bei den Freunden der damaligen Zeitphilosophie großen Beifall, entfremdete sich aber anderseits den größte Theil seiner Unterthanen in allen Ständen.

Seine erste Sorge war auf Herstellung eines bessern Beamtenstandes gerichtet. Unter den darauf abzielenden guten Vorschriften gab er aber so viele idealistische, daß die Befolgung meist hinter der Anforderung zurückblieb. — Im Steuer- und Handelswesen huldigte er französisch-encyclopädistischen Grundfätzen; er erschwerte die Einfuhr fremder Producte und begünstigte das inländische Fabrikwesen. — Er gab eine neue Gerichtsrichtung, in welcher die Todesstrafe abgeschafft wurde, an deren Stelle er aber Anschmiedung in ewigem Gefängniß und

andere quälende Strafen setzte, ja er verschärfte oft willkürlich die Strafurtheile der Gerichtshöfe und überseh, bei Abwägung der Strafen (aus einem Mißverständniß des Grundsatzes der Gleichheit vor dem Gesetze) die in der Bildung liegende Ungleichheit der zu Bestrafenden. — Die Pressfreiheit, die er gewährte, kam nur den niederreichenden Tendenzen zu Gute, während die entgegengesetzte Richtung zurückgedrängt, und selbst wissenschaftlichen und artistischen Bestrebungen Zwang angethan wurde, und namentlich die historische Forschung vor ihm keine Gnade fand.

Sein kühn durchgreifender Versuch, die katholische Kirche seines Staates von dem Papste unabhängig zu machen und den Bischöffen ihre ursprüngliche Gewalt wieder zu geben, so wie die mit diesem Plane zusammenhängenden Anordnungen, namentlich die Aufhebung von 700 Klöstern, (deren übrige 1324 nur belassen wurden, weil sie dem Unterricht und der Krankenpflege dienten) die Erlassung des Toleranzedicts (wodurch er Jedem freie Religionsübung gestattete), die bürgerliche Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken in allen seinen Staaten, die Verleihung bürgerlicher Rechte an die Juden etc., verschafften ihm den Beifall der Aufgeklärten, zogen ihm aber den Haß der Geistlichkeit, den Mißwillen des Adels und selbst die Abneigung Vieler im Volke zu, zumal diejenigen Katholiken, die sich den josephinischen Anordnungen nicht fügen wollten, zur Auswanderung gezwungen wurden.

Die Vorstellungen und Bitten des Papstes über die Zurücknahme vieler in die Rechte der Kirche tief eingreifenden Verordnungen waren vergebens und selbst die persönliche Reize des Papstes Pius VI nach Wien konnte den Kaiser zu keinem Zugeständniß vermögen. — Außer der willkürlichen Verletzung vieler bestehenden Rechte, die in seinem Reformprincip selbst lag, verletzte auch die Art der Ein- und Durchführung derselben. Auch kamen viele Reformen Denen, welchen sie helfen sollten, in der Wirklichkeit wenig oder gar nicht zu Gute. Von den eingezogenen geistlichen Gütern wurden zwar viele Schulen gegründet, aber ein großer Theil dieser Güter wurde von Beamten veruntreut. Die Aufhebung der Leibeigenschaft in der ganzen Monarchie mußte gewiß allen Menschenfreunden als eine der größten Wohlthaten erscheinen, aber in der Wirklichkeit verbesserte sich die Lage der Bauernschaft dadurch allein noch gar nicht. Die gebotene Gleichberechtigung vor dem Gesetz verletzte Joseph selbst oft durch zwischeneingreifende Kabinetsjustiz, durch welche er Richter und Parteien zu seinen Grundsätzen zu zwingen suchte. Denn so freisinnig er in seinen Ansichten war, so despotisch war er in seiner Handlungsweise. Nur die Begeisterung für den Sieg des Fortschritts überseh das Absolutistische und Staatsgefährliche in seinem Verfahren.

Der Gipfel seiner übereilten und darum unweisen Neuerungen war sein unnatürlicher Versuch, den so verschiedenen Völkern seines Reiches die deutsche Sprache und gleichförmige Verwaltungsgrundsätze mit Gewalt aufzudringen, so daß es kein Wunder war, daß er dadurch den größten Theil seiner Unterthanen, besonders die Ungarn, zur höchsten Unzufriedenheit, die Niederländer sogar zur offenen Empörung brachte.

Die Niederländer hatten nämlich vermöge ihrer verbrieften Verfassung viele Rechte und Freiheiten. In diese griff Joseph auf rücksichtslose Weise durch eine neue Eintheilung des Landes und durch Umänderung aller politischen, kirchlichen, ökonomischen und gerichtlichen Einrichtungen ein. Empört über eine Willkür, welche fremde Rechte nicht achtet, wenn sie mit ihrer Ansicht nicht übereinstimmen, und ermuthigt durch die Nähe Frank-

reichs, wo die Revolution schon im Ausbruch war, erhob sich zuerst ein Aufstand zu Löwen, der aber leicht unterdrückt wurde. Darauf aber versagten die Stände die Geldbewilligungen, und an diesen Widerstand knüpften sich die Volkserhebungen zu Brüssel, Antwerpen, Mecheln und in andern Städten. Die Versicherung Joseph's, daß er bei jenen Veränderungen nur das Wohl der Niederländer vor Augen gehabt, halfen natürlich nichts. Da nun Joseph eben im Begriff war, in Verbindung mit Rußland einen Feldzug gegen die Türkei zu machen, so nahm er einige Verordnungen in Belgien zurück, in der Hoffnung, die Belgier dadurch zu begütigen.

Der Feldzug, den Joseph nun in Verbindung mit Katharina II 1788 unternahm und in welchem er auch als Feldherr aufzutreten gedachte, war der zweite russisch-österreichische Türkenkrieg. Das österreichische Heer, dessen Hauptcorps Joseph in Person befehligte, betrug 200,000 Mann, bildete aber einen zu großen weiten Bogen, der leicht durchbrochen werden konnte. In ungeduldiger Hast rückte Joseph gleich vor Belgrad, stand aber von der Belagerung ab und rückte in das Banat, in das die Türken eingebrungen waren. Dort gerieth er sonderbarer Weise gegen eine Abtheilung seines eigenen Heeres ins Feuer und mußte froh sein, daß die Türken aus diesem Vorfall keinen Vortheil zogen. Zwar nahmen Laudon und der Herzog von Coburg einige feste Plätze ein; da aber die Russen durch einen Einfall der Schweden verhindert waren, mit mehr Nachdruck in der Türkei aufzutreten, kam es zu einem dreimonatlichen Waffenstillstand, während dessen Joseph unmutig und unwohl nach Wien zurückkehrte.

Der Aufstand in Belgien hatte sich unterdeß, trotz der strengsten militärischen Maßregeln, weiter verbreitet. Ein Manifest der drei flandrischen Stände erklärte den Kaiser der Herzogswürde verlustig und die österreichischen Niederlande für unabhängig. Dieser Erklärung schlossen sich sogleich die andern Provinzen an (mit Ausnahme von Luxemburg, das allein dem Kaiser treu blieb) und das kaiserliche Heer mußte aus Belgien weichen. — Zu gleicher Zeit mehrten sich die Klagen der Ungarn bis in's Drohende: nur die Gegenwart der kaiserlichen Heere und Joseph's Widerruf seiner meisten Verordnungen hielt sie von einem wirklichen Aufstand zurück.

1790 Tiefgekränkt, daß seine Volksbeglückungspläne so hartnäckigen Widerstand erfuhren und daß die ihnen zu Grunde liegende redliche Absicht sogar von denen, welchen er durch eine oder die andere Reform eine wirkliche Wohlthat erwies, verkannt wurde, und in tiefster Seele verwundet, daß er selbst den größten Theil seines Staatsreformwerks wieder zertrümmern mußte; dazu in seiner Gesundheit durch die Anstrengung des türkischen Feldzugs geschwächt, erkrankte der edle Joseph II ernstlich und starb am 20. Febr. mit dem Wunsche, daß man auf seine Grab schreiben möchte: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Pläne scheitern zu sehen!“ Die Grundursache dieses Scheiterns erkannte er freilich nicht.

In einem Artikel seines Testaments schrieb er: „Ich befehle, daß gegenwärtige Schrift, welche meinen letzten Willen enthält, nach meinem Tode öffentlich bekannt gemacht werde, und bitte Diejenigen, welchen ich vielleicht gegen meine Absicht nicht volle Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, mir als Christen oder als Menschen zu verzeihen. Ich bitte sie zu bedenken, daß ein Monarch auf dem

Thron, wie der Arme in seiner Hütte, Mensch bleibt und daß beide denselben Irrthümern unterworfen sind. — Von seinen treuesten Dienern und Freunden nahm er rührenden Abschied und noch in der Nacht vor seinem Sterbemorgen dictirte er Briefe an ihm werthe Personen. Dann ließ er sich von seinem Beichtvater vorbeten und hörte gesammelt zu, wie ihn denn sein Bewußtsein bis zum letzten Augenblick nicht verließ. Er starb erst 49 Jahre alt.

Enthält auch das belobte Wort: „Friedrich II war zu klug, um liberal zu sein, Joseph II aber zu liberal, um klug zu sein“ -- eine gewisse Wahrheit, so ist eben so unläugbar, daß, wie viel dem klügsten sowohl, als dem liberalsten Streben am Untergrund des wahren Heils fehlt, eben so viel seinen Werken an Sicherheit des Bestandes abgehen wird. Was jedoch in den Werken dieser beiden Fürsten wirklich weise war, das hat sie auch überdauert.

Da Joseph keine Leibeserben hinterließ, so übernahm der Ordnung gemäß Leopold II, sein Bruder (bis dahin Großherzog von Toscana), die Regierung Oesterreichs und damit die schwere Aufgabe, die abgefallenen oder im Abfall begriffenen Völker seines Staates zu beruhigen und das gestörte Verhältniß zu den auswärtigen Mächten herzustellen. Seiner Klugheit und Besonnenheit gelang es, sich zunächst mit Preußen zu verständigen, das sich kurz vor Joseph's Tode mit der Pforte verbunden und gegen Oesterreich zu rüsten begonnen hatte.

Dieser Ausöhnung folgte nun die unbestrittene Wahl und Krönung Leopold's II zum deutschen Kaiser den 30. September und 9. October 1790 und der Friede von Sistowa mit der Türkei. — Den Niederländern bot er Amnestie nebst der Verwilligung und Ausdehnung ihrer frühern Rechte an. Zwar verwarf die demokratisch-revolutionäre Partei jedes Anerbieten; aber als er zur Unterstützung der willigen Partei 30,000 Mann einrücken ließ, kehrten die Niederländer unter den angebotenen Bedingungen wieder zu Oesterreich zurück. — Die Ungarn, von denen eine Partei schon die Erbfolge des habsburgischen Hauses aufgehoben wissen wollte, brachte er theils durch Aufhebung der noch übrigen josephinischen Verordnungen, theils durch festes Bestehen auf den Bestimmungen der pragmatischen Sanction dahin, daß sie ihm die Krönung gewährten und sich seinen Sohn zum Palatin erbaten. — Die Hierarchie aber suchte er durch wieder einlenkende Zugeständnisse zu beruhigen, ohne jedoch in letzterer Beziehung die den Protestanten gewährte Duldung aufzuheben, noch sonst Alles aufzugeben, was die edlere Seite der josephinischen Bestrebungen ausmachte und den Unterthanen eine wirkliche Erleichterung gewährte.

Kap. 44. Deutschland im Kampfe mit der französischen Revolution.

Hist. Atlas, Tafel XIV.

§. 273. In den politisch- und socialverdorbenen Verhältnissen der christlichen Staatenwelt lag gegen das Ende des 18. Jahrhunderts der Zündstoff bereit, der nur des einschlagenden Funkens wartete, welcher unter dem Zutritt des leisen Luftzugs als eine mächtige Flamme hervorbrach, in der alles Morsch- und Faulgewordene, mit ihm aber auch viel des noch Guten und Heilungsfähigen verzehrt ward, ohne daß sich doch aus der Asche der

gehoffte Phönix der Freiheit erhob. Widergöttliche Beherrschung und Bedrückung der Gewissen von Seite der Kirche, Mißbrauch der Gewalt und andere Willkür von Seite des Staats, Übermuth der höhern Stände und ungleiche Vertheilung der Lasten hatten in den Herzen Vieler eine solche Erbitterung erzeugt, daß ihnen die heilsamen Bande der Gesellschaft, die unter dem Einfluß des Christenthums entstanden waren, fortan als unerträgliche Fesseln erschienen. Freiheit für die Menschheit, Freiheit für die Völker, Freiheit für die Individuen wurde daher die vorherrschende Idee, welche die innerlich und äußerlich unbefriedigte Welt der Aufklärungsbildung in eine aufgeregte, zum Theil fieberhafte Bewegung setzte, die in ihren idealisch erscheinenden Anfängen auch edle Gemüther, wie verschieden sonst ihre Ziele waren, stark ergriff.

Hat doch selbst in Deutschland, wo diese Erschütterung anfangs nur an seiner Westgränze gespürt wurde und wo kaum Jemand beim Nachhingen der neuen Freiheitslieder unter dem Worte „Tyrann“ an seinen Fürsten dachte, manches Dichtergemüth oder humanitätsbesessene Herz die im Westen aufgehende Freiheitssonne begeistert begrüßt, bis man gewahrte, daß dieselbe nur ein in die Sümpfe des Verderbens verlockendes Irrlicht war, und daß der Same, den eine freche, alles Heilige verspottende und zernichtende Alterweisheit in den Herzen der Völker ausgestreut hatte, durch eine leichtfertige Anwendung auf das Leben in Haus, Staat und Kirche herangewachsen war und nun zunächst im Lande seiner Aussaat seine gefährliche Frucht zur Reife brachte, die allerdings, wie alles Gift, für einzelne Krankheiten auch Heilkraft bei sich führte.

1789 Diese große, Staat u. Kirche im tiefsten Grund erschütternde Bewegung war die **französische Revolution**, welche ein Jahr vor dem Tode des unbewußt nach ihren Principien wirkenden Kaisers Joseph II ausbrach und allen europäischen Verhältnissen, insbesondere den deutschen, eine völlige Umbildung gegeben, ja in ihrem von Zeit zu Zeit wieder auflebenden Fortschwingungen ihr Ende noch nicht erreicht hat.

Das Land, in welchem sie ausbrach, war jenes Frankreich, von dem aus seit dem Anfang der selbständigen Geschichte Deutschlands schon so viel Unbill und Unrecht, Drang und Noth über das deutsche Reich gekommen war. Dort hatte Ludwig's XIV Eroberungssucht und Glanzliebe, sowie Ludwig's XV gränzenlose Hofverschwendung eine unermessliche Schuldenlast auf den Staat gewälzt, und diese durch ungleiche Vertheilung der öffentlichen Lasten, welche nur der Bürger und der Landmann zu tragen hatte, während der Adel und der Klerus davon frei war, einen unerträglichen Abgabedruck zur Folge gehabt; dort hatte die alles Recht verletzende Willkürregierung jener beiden Könige und ihrer Minister und Günstlinge, so wie insbesondere die unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans und unter der Regierung Ludwig's XV am Hofe herrschende und die höheren Stände ansteckende, alle Scham und Scheu verletzende Unsitlichkeit in dem Herzen des Volks eine große Verachtung des Königthums erzeugt; — dort hatte der sich hoch über das Volk stellende Adel

durch Übermuth und Leichtsin, Stolz und Eitelkeit, insbesondere der Hofadel durch seine Theilnahme an der Verschwendung und den Ausichweifungen des Königthums sich den Neid der Bürger und den Haß der Bauern zugezogen; — dort hatte die Geistlichkeit durch die äußerste Verweltlichung ihrer meisten Glieder, durch das sittenlose Leben ihrer höheren Würdenträger, insbesondere durch die seit der Unterdrückung der Reformation in den obern Schichten der Gesellschaft herrschend gewordene heuchlerische Bigotterie, so wie durch Trägheit und Unwissenschaftlichkeit der kirchlichen Corporationen alle Kraft zum Widerstand gegen den einreißenden Unglauben verloren; — dort hatte endlich die diesen Unglauben nährenden leichtsinnigen Philosophie der französischen Freigeister theils eine völlige Gleichgültigkeit, ja Abneigung gegen die christliche Religion und ihre Diener, theils ein starkes Verlangen der also Aufgeklärten nach politischen Neuerungen, insbesondere nach freieren, sogar republikanischen Einrichtungen hervorgerufen, — ein Verlangen, welches noch durch die Hülfsleistung genährt wurde, die der junge unerfahrene Ludwig XVI den nordamerikanischen Freistaaten gegen ihren Mutterstaat England angedeihen ließ.

§. 274. Um den Einfluß der französischen Revolution auf das Geschick Deutschlands besser einzusehen, möge hier der Gang derselben, jedoch nur in seinen äußersten Umrissen vorangehen.

Als nach der Mißregierung Ludwig's XV der zwanzigjährige Enkel desselben, der mit dem Beinamen „der Ersiehnte“ begrüßte Ludwig XVI, die Regierung antrat, hatte er als ein von Natur wohlwollend gesinnter Fürst den besten Willen, sein Land zu beglücken, aber — bei der ihm widerfahrenen Zurücksetzung in der Erziehung — zum Regenten nicht die selbständige Einsicht in den Geist seiner Zeit, in die kritischen Zustände seines Landes und in die Fähigkeiten seiner Regierungsstützen, noch besaß er die Kraft, dem allmählich aufziehenden Sturme, der zunächst aus der angewachsenen Finanznoth, welche sich zuletzt durch Frankreich's Theilnahme an dem nordamerikanischen Freiheitskriege vermehrt hatte, in schweren Gewitterwolken herandrohte, zuvorzukommen oder ihn abzuleiten.

Um den Staat aus seiner Finanznoth zu retten, suchte Ludwig XVI die Ausgaben zu beschränken und sein Finanzminister Turgot trug auf Besteuerung des Adels und der Geistlichkeit an, mußte aber ihren Anfeindungen weichen. Das gleiche Loos traf den Nachfolger desselben, den Genfer Necker, der durch Anleihen zu helfen suchte, aber dadurch die Staatsschulden mehrte. Auf den Rath des neuen Finanzministers Calonne, der keine Anlehen mehr aufbringen konnte, berief der König eine Notabelnversammlung, und ließ ihr Vorschläge zur Deckung des jährlichen Deficits machen (durch Errichtung von Provinzialständen, durch eine allgemeine Grundsteuer, durch Veräußerung der Domänen, durch neue Stempelabgaben, durch Veränderung der Steuer zu Gunsten der ärmeren Klassen, durch Freigebung des Getreidehandels im Innern, durch Loskauf der Grundzinsen an die Geistlichkeit, durch Verlegung der Zölle an die Grenzen des Reichs und durch andere Maßregeln). Die folgenden Minister suchten sich wieder mit Anlehen zu helfen;

1789

dann berief man die hohe Geistlichkeit und verlangte von ihr einen Beitrag von 8 Mill.; allein sie verstand sich zu keinem Opfer. Als hierauf der wieder berufene Necke keine Aushilfe wußte, wurden auf seinen Rath die allgemeinen Reichsstände, die seit 174 Jahren nicht mehr befragt worden waren, am 5. Mai 1789 berufen, von denen die Hälfte der Abgeordneten aus den Vertretern des dritten oder Bürgerstandes bestehen sollte. Weil aber die Abgeordneten des Adels und der Geistlichkeit nicht mit den Abgeordneten des dritten Standes zusammentreten wollten, so erklärten sich diese letztern (den 17. Juni) als die allein wahre **Nationalversammlung** repräsentirend und diese gab sich den Zweck, eine neue Constitution oder Verfassung für das Land zu entwerfen, womit der Anfang zur Revolution gemacht war.

Die Zusammenziehung eines Heeres und die Entlassung Necke's hatte die Erstürmung der Bastille durch den Pariser Pöbel (13. u. 14. Juli), die Zurückberufung Necke's, die Entlassung des königlichen Heeres und die Errichtung der Nationalgarde zur Folge, und dieß gab den Bauern im ganzen Lande das Beispiel zu gewaltsamer Erhebung gegen ihre Obrigkeiten und Gutsherren, und zur Verfolgung des Adels überhaupt, so daß dieser hart bedrängte Stand anfieng auszuwandern, besonders als die Nationalversammlung in der Nacht v. 4. Aug. das Lehnswesen sammt allen Vorrechten des Adels und der Geistlichkeit abschaffte, den Zehnten, die Zünfte und alle sonstigen Corporationen, so wie auch die Provincialrechte, aufhob, dagegen Gleichheit der Abgaben und der Berechtigung zu Staatsämtern einführte, die Volkssouverainetät erklärte und die Macht des Königs auf ein bloß aufschiebendes Veto beschränkte.

Als darauf die Nationalversammlung, immer weiter gehend, alle geistlichen Güter (im Werth von 3000 Mill. Fr.) für Nationalgüter erklärte, die Klöster, die geistlichen Orden und den Erbadel abschaffte, und den König die neue, auf die Volkssouverainetät gegründete Verfassung zu beschwören nöthigte; ja als der wachsende Fanatismus der republikanisch gesinnten Partei der **Jakobiner** ihn zum bloßen Verwaltungsbeamten herabwürdigten wollte: da suchte sich auch der König seiner traurigen Lage durch die Flucht zu entziehen, wurde aber zu Varennes angehalten und nach Paris zurückgeführt, wo ihm dann durch die gemäßigteren Parteien in der neuen Constitution v. 1791 die vollziehende Gewalt eingeräumt wurde, während die gesetzgebende Gewalt an die Nationalversammlung, die richterliche an vom Volke gewählte Richter übergieng.

Zwischen hatten die Ausgewanderten, bestehend aus Adelligen, Geistlichen und königlichen Prinzen (darunter der Graf von Artois, Bruder des Königs), sich in Coblenz und in andern Städten des Rheins gesammelt und suchten von da aus alle europäischen Mächte zum Kriege gegen ihre Feinde im Vaterlande zu bewegen; aber selbst die durch die Revolution beeinträchtigten deutschen Fürsten wollten sich in keinen Angriffskrieg einlassen.

Um jedoch die von Frankreich her allen Fürstenthronen drohenden Gefahren von Deutschland abzuhalten, schloß Kaiser Leopold II mit Friedrich Wilhelm II von Preußen ein Vertheidigungsbünd-

niß, und als nach Leopold's kurz darauf erfolgtem Tode im Jahre **1792** **Franz der Zweite**, sein Nachfolger, dieses Bündniß aufrecht erhielt und die Herausgabe der von der französischen Nationalversammlung eingezogenen Besitzungen deutscher Fürsten im Elsaß und in Lothringen verlangte, so nöthigte die Volksvertretung den König Ludwig XVI dem Kaiser und seinen Verbündeten den Krieg zu erklären. Da das französische Heer in Folge der Revolution seiner Auflösung nahe schien, so glaubte man, von den Emigranten getäuscht, mit geringer Macht und in kurzer Zeit der königlichen Partei in Frankreich wieder das Übergewicht verschaffen zu können.

So rückte denn das preußische Heer, nach einem gegen die Franzosen in ihrer Gesamtheit gerichteten und darum ihr Nationalgefühl erbitternden Manifest des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, mit kaum 45,000 Mann über die französische Gränze in die Champagne, um nach Paris vorzudringen, während die Österreicher von den Niederlanden aus einrücken sollten. Allein die Preußen mußten sich, wegen Ungunst der Witterung und schwieriger Verpflegung, nicht ohne schweren Verlust wieder zurückziehen und wurden von den Franzosen verfolgt, welche nun unter Custine in raschem Anlauf Mainz eroberten und es zum Mittelpunkt der Revolutionirung der geistlichen und weltlichen Territorien am Rhein machten, so daß sich diese deutschen Länder, in welchen die französische Bewegung bereits bei Vielen Anklang gefunden hatte, völlig mit Frankreich vereinigten. Desgleichen gien-gen durch Dumouriez's Sieg bei Jemappes (in der Nähe von Mons) über die Österreicher (welche aber den, an Zahl mehr als fünfmal stärkern Franzosen erst am zweiten Tag der Schlachterlagen) die österreichischen Niederlande verloren. Im Jubel über diese Fortschritte forderte ein Conventsdecret alle Völker auf, sich von der Tyrannei zu befreien, und gab durch die selbsttrügerische Losung: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!“ der republicanischen Sache einen neuen Aufschwung.

§. 275. In Frankreich war nämlich inzwischen, vorzüglich aus Veranlassung jenes preußischen Manifestes und auf die Nachricht von dem Vorrücken der Deutschen, die Revolution erst recht in vollen Gang gekommen. Ein Sturm des von den Jakobinern aufgereizten Pariser Pöbels auf die Tuilerien veranlaßte den König, sich in die gesetzgebende Versammlung zu flüchten, die ihn aber, als des Einverständnisses mit den auswärtigen Mächten verdächtig, mit seiner Familie in dem Temple gefangen setzte.

Von nun an herrichte die Revolution so schrankenlos, daß von dem wüthenden Pöbel bei dem sog. Septembermord d. i. in einem mehrtägigen Blutbade (vom 2. bis 5. Sept.) in den Gefängnissen von Paris 7000 Royalisten und außerdem noch mehrere Tausende zu Versailles, Lyon und a. D. ermordet wurden. Zu ohnmächtig, diesem Gräuel zu steuern, löste sich die gesetzgebende Versammlung auf, und an ihre Stelle trat der **Nationalconvent**, der d. 1. Sept. **1792** das Königthum abschaffte und Frankreich für eine untheilbare Republik erklärte. Nicht lange, so setzte die durch Robespierre, Danton und Marat geleitete Partei der fanatischen Jakobiner, welche die Ver-

tilgung der Fürsten und des Adels, die Aufhebung aller Vorrechte und die Freiheit und Gleichheit Aller erstrebte, gegen die gemäßigteren Girondisten es durch, daß der schuldlose König — auf ihre Anklage, er halte es mit Frankreichs Feinden und beabsichtige Gewalt gegen die Bürger, — mit einem Mehr von fünf Stimmen zum Tode verurtheilt und demnach am 21. Jan. d. J.

1793 Ludwig XVI durch die Guillotine enthauptet wurde.

Empört über diesen Königsmord schloß England unter Pitt mit den meisten europäischen Mächten **die erste große Coalition** gegen Frankreich, und bald hatten die Österreicher durch den Sieg bei Neerwinden über Dumouriez ihr Belgien — und die Preußen, über den Rhein rückend, Mainz wieder gewonnen, zumal in diesen Gegenden die anfängliche Begeisterung für die Revolution, wenigstens bei dem besonnenen Theile der Bevölkerung, durch das raubfüchtige, barbarische Betragen der französischen „Befreier“, welche überall brandschatzten und Contributionen erhoben, schon abgekühlt war. Zu gleicher Zeit eroberte die englisch-spanische Flotte Toulon.

Da indeß die Bewegungen der (nun durch ein allgemeines Aufgebot an Truppenzahl überlegenen) Franzosen von Einem Geiste, dem umsichtigen Carnot, geleitet wurden, die Verbündeten aber nicht immer einig und uneigennützig zusammen wirkten, so waren letztere trotz mehrerer Siege doch bald wieder im Nachtheil; sie wurden von den Republikanern in zwei Hauptschlachten (bei Tournay und durch Jourdan bei Fleurus) geschlagen, mußten sich 1794 über den Rhein zurückziehen und Holland preisgeben, welches mitten im Winter mit Hülfe der zugefrorenen Gewässer erobert und dann

1795 in eine batavische Republik verwandelt und von Frankreich abhängig gemacht wurde. Auch jenseits der Alpen und Pyrenäen waren die Franzosen siegreich.

In dem gleichen Jahre erfuhr Polen seine letzte Zerstückung. Schon zwei Jahre zuvor hatte Rußland, weil Polen sich durch eine neue Verfassung dem russischen Einflusse hatte entziehen wollen, in Verbindung mit Preußen 1793 die zweite Theilung Polens vorgenommen, aus welcher Rußland die Hälfte von Litthauen, Preußen aber das jetzige Südpreußen nebst Danzig und Thorn bekam. In der Verzweiflung erhob sich nun Polen unter Kosciusko, um die Freiheit wieder zu gewinnen, erlag aber in dem Kampfe gegen die eindringenden Heere Rußlands, Preußens und Österreichs und mußte 1795 die dritte Theilung und dadurch den Verlust seiner Selbstständigkeit erdulden. Dabei wurde zwischen Preußen und Österreich die Weichsel, zwischen Rußland und Österreich der Bug, und zwischen Preußen und Rußland der Niemen als Gränze festgesetzt.

§. 276. Im Innern Frankreichs hatten inzwischen die den Convent beherrschenden „Männer des Bergs“ mit Hülfe des Pariser Vöbels durch Einschließung des Conventlokals den Sturz der ihrem anarchischen Treiben entgegenstehenden und auf einen geordneten Zustand dringenden Girondisten bewirkt, und unter der Leitung des an der Spitze des Wohlfahrtsausschusses stehenden Robespierre die sog. **Schreckensherrschaft** herbeiführt, welche durch 20,000 Revolutionärsausschüsse im ganzen Land alle ihre Gegner (selbst auch die schwer geprüfte Königin Maria Antoinette) mit der Guillotine hinschlachtete, die christliche Religion (auf Betrieb

Hebert's) abschaffte, ja das Daseyn Gottes leugnete und dafür einen sog. Vernunftsgottesdienst einführte (wobei eine Frauensperson die Göttin Vernunft darstellte), und allenthalben Alles unterdrückte, zerstörte und vertilgte, was nur irgend einer höhern und edlern Geistesrichtung angehörte.

Doch mißbilligte Robespierre dieses Treiben der Hebertisten, weil er erkannte, daß Atheismus zur Anarchie führe, durch die sein Tugendstaat gefährdet sei. Daher beschloß er die Hebertisten und alle seinen Ansichten Widerstrebenden auszurotten. Als die Häupter derselben gefallen waren, ließ er durch den Convent den Glauben an ein höchstes Wesen und an die Unsterblichkeit decretiren. Anstatt aber nun Milde und Mäßigung eintreten zu lassen, steigerte er vielmehr das Schreckenssystem, um alle Opposition niederzuschlagen, und die Hinrichtungen wurden nun ohne alle Proceßformalitäten in Masse betrieben.

Diese gräßliche Blutherrschaft dauerte vom 10. August 1793 bis zum 20. Juli 1795, an welchem Tage Robespierre, dessen rasender Fanatismus weder Feind, noch Freund schonte, von seiner eigenen Partei durch die Beschuldigung des Strebens nach der Dictatur gestürzt ward und mit 22 seiner Anhänger unter der Guillotine fiel, worauf sodann im Nationalconvent die gemäßigste Partei der Thermidorianer die Oberhand gewann. Nun wurde der Jacobinerclub aufgehoben, jeder Kerker geöffnet, die Freiheit der Religionsübung wieder hergestellt und eine neue, weniger demokratische Verfassung gegeben, der gemäß durch indirecte Wahlen eine **Directorialregierung** 1795 an die Stelle des Convents trat, welche, bestehend aus fünf Directoren mit der vollziehenden Gewalt, aus dem Rath der Fünfhundert und dem Rath der (250) Alten mit der gesetzgebenden Gewalt, der Zerstörung Einhalt that und es versuchte, auf den Trümmern des umgestürzten Alten ein Neues aufzubauen.

Der im Jahr 1793 ausgebrochene **Krieg in der Vendee**, deren Bewohner nach der Hinrichtung des Königs für dessen jungen Sohn Ludwig XVII unter ihren Führern Chatellinau und Stofflet die Waffen erhoben, war bald von den Republikanern beendet worden. Die Grausamkeit der Schreckensregierung machte ihn aber sowohl in der Vendee, als auch in einem Theile der Bretagne (unter den Chouans) wieder an, und tapfere Männer wie Larochefajuelin und Charette machten den republikanischen Heeren viel zu schaffen, bis sie durch den General Hoche 1796 bewältigt wurden.

Eben so hatte 1793 der Sturz der Girondisten im südlichen Frankreich durch geflüchtete Girondisten einen bewaffneten Widerstand gegen den Convent veranlaßt; doch machte die baldige Unterwerfung der Städte Bordeaux und Marseille und die harte Bestrafung Lyon's und Toulon's dem Kriege noch in demselben Jahre ein Ende.

Die Kriege nach Außen aber hatten noch einen vieljährigen Verlauf und eine weitere Veränderung der europäischen Territorial-Verhältnisse zur Folge.

Im Anfange des Jahres schloßen die Preußen, die sich, ungeachtet ihrer beiden 1794 erfolgten Siege bei Kaiserslautern, über den Rhein zurückgezogen hatten, mit der französischen Republik den verhängnißvollen Frieden zu Basel (5. April 1795), den sie nur durch Abtretung ihrer Provinzen am linken Rhein (Cleve, Geldern etc.) für das nördliche Deutschland erlangten, indem eine Demarcationslinie vom Rhein bis Schlesien angenommen wurde, welche die Franzosen in ihrem Kriege gegen Österreich und

das Reich nicht zu überschreiten sich verpflichteten. Da auch andere norddeutsche Staaten aus dem bisherigen Bündnisse traten und mit der Republik Frieden schloßen, so standen nun Oesterreich und England allein gegen die Republik.

Die Feldzüge von 1793 und 1794 waren zwar anfangs den Verbündeten günstig, so lange noch die größere militärische Ausbildung der österreichischen und preussischen Heere vorhielt. Als aber das Ungestüm der in immer größeren Massen auftretenden Revolutionsheere den Krieg zu einer Art Volkskrieg machte und die verbündeten Befehlshaber nicht von ihrer althergebrachten Tactik abgehen wollten, so wurden sie von der neuen, sich entwickelnden Kriegsweise der Franzosen allmählich in die Lage bloßer Vertheidigung zurückgedrängt, und die meist bejahrten Generale der Verbündeten waren, wenn auch noch persönlich tapfer im Felde, doch in der Kriegsleitung den vielen jüngern, aus den Reihen der freiheitsstarken Sängerknaben hervorgegangenen militärischen Talenten nicht gewachsen. Dazu kam, daß die Kriegsführung der Verbündeten unverhältnismäßige Verluste kostete, während die Franzosen nach dem Grundsatz handelten, daß der Krieg sich selbst nähren müsse. Wenn auch seit dem Verluste von Mainz, wo verblendete Deutsche sogar eine deutsche Republik aufrichten wollten, das deutsche Reich ebenfalls am Krieg gegen Frankreich sich betheiligte, so gewährte die üble Beschaffenheit und der lahme Geist der Reichscontingente eine nur gering anzuschlagende Hülfe. Die Verbindung Preußens und Oesterreichs war ohnedieß von Anfang an nur eine laue, in so fern Oesterreich unter Leopold II nur mit Zurückhaltung auftrat und daher auch Preußen in seinem anfänglichen Eifer erkaltete und auf die Traditionen Friedrich's II zurückgieng, indem es in einer fortgesetzten Verbindung mit Oesterreich weniger Vortheil, als in einem Abkommen mit Frankreich zu sehen glaubte, und so kaufte es sich durch den oberwähnten Separatfrieden eine Neutralität, die, weil sie den Krieg auf Süddeutschland wälzte, zwar anfangs den norddeutschen Landen eine beagliche Ruhe verschaffte, später aber bittere Nachfolgen bereitete.

1796 Nach einer kleinen Waffenruhe wurden die abermals vordringenden Franzosen von den Oesterreichern unter der Führung Wurmsers wieder über den Rhein geworfen und als sie wieder zweimal nach einander in Süddeutschland einfielen, das erstemal unter Jourdan und Pichegru, das zweitemal unter Jourdan und Moreau, so nöthigte — es war im Jahre 1796 der **Erzherzog Karl**, des Kaisers Bruder (damals erst 25 Jahre alt), zuerst den Jourdan zur wilden Flucht über den Unterrhein, und zwang dann das zweite durch Franken und Schwaben schon bis in Bayern vorgedrungene Heer zu dem durch Moreau's Geschicklichkeit berühmt gewordenen Rückzug an den Oberrhein. Dadurch wurde Süddeutschland vom Feinde gereinigt, wiewohl ohne dauernden Erfolg für das Reich.

Denn in Italien führte der damals 27jährige Obergeneral **Napoleon Bonaparte** das dritte französische Heer, dem dort die Oesterreicher unter Beaulieu und dem alten Wurms entgegenstanden, von Sieg zu Sieg, zwang durch die Schlacht bei Lodi Sardinien zum Frieden, so wie zur Abtretung von Savoyen und Nizza, eroberte durch die Einnahme von Mantua die Lombardei und drängte den Erzherzog Karl, der ihm nun, jedoch mit einem zu schwachen Heere, entgegengestellt wurde, nach Steyermark zurück und war schon bis Judenburg vorgeedrungen, als sich hinter ihm in Tyrol und im Venetianischen das Volk in Waffen erhob und er fürchten mußte, von Italien abgeschnitten zu werden. Daher hielt er es für räthlich, den ihm vom Erzherzog angebotenen Waffenstillstand anzunehmen und den Präliminarfrieden von

Leoben (v. 18. Apr.) einzugehen, welchen Bonaparte dann benutzte, um Venedig zu besetzen und dem Papste die Romagna und andere Gebietstheile mit Ancona abzudrängen, bis Oesterreich, das unterdeß vergebens auf einen Erfolg der Royalisten in Frankreich gehofft hatte, nach langen Unterhandlungen und zwar wider den Rath des Erzherzogs Karl, sich entschloß, mit der französischen Republik den **Frieden von Campo Formio** am 17. Oktober 1797 zu schließen, in welchem es Belgien (die österreichischen Niederlande) und die Lombardei nebst Mantua an Frankreich überließ und die neugeschaffene cisalpinische und ligurische Republik anerkannte, dagegen die von Bonaparte mit dem Verlust ihrer Selbständigkeit bestrafte Republik Venedig nebst Istrien und Dalmatien erhielt.

In einem geheimen Artikel wurde dem österreichischen Hause noch das Erzbisthum Salzburg und einige Gebietstheile von Bayern und Schwaben versprochen, wozu das deutsche Reich zur Zustimmung gebracht werden sollte. Dagegen sollte das linke Rheinufer von Bazel bis gegen Andernach bei Frankreich bleiben und die deutschen Fürsten entschädigt — alle diese Punkte aber auf einem Congreß gemeinsam geregelt und festgestellt werden. Als Congreßort wurde nachher Raastatt bestimmt.

Napoleon Bonaparte, geb. den 15. August 1769 zu Ajaccio auf Corsica, aus einer adeligen Familie, wurde von seinem 8. Jahre an in der kaiserlichen Militärschule zu Brienne, vom 14. Jahre an in der Kriegsschule zu Paris vorgebildet, war mit dem 16. Jahre Unterlieutenant in Grenoble und schloß sich 1789 zu Valencz, nachher auf Corsica der Revolutionspartei und in Paris den Jacobinern an. Als sich die aus Corsica durch Paoli verbannte Familie Bonaparte in Marseille niederließ, wurde Napoleon in Südfrankreich gegen die dort aufständischen Girondisten verwendet und zeichnete sich durch seine Geschicklichkeit im Artilleriewesen bei der Belagerung von Toulon so aus, daß er zum Artilleriegeneral ernannt wurde. Nach Robespierre's Sturz verlor er durch die Thermidorianer seinen Posten und wurde in Nizza verhaftet, doch wieder freigegeben. Nach einiger Zeit bekam er, von Barras begünstigt, als General die Leitung der Vertheidigung des Convents, dem er in dem Straßenkampfe vom 5. October 1795 zum Sieg über die Pariser Bürger- und Wählerschaft verhalf. Als nach der Errichtung des Directoriums und nach dem Eintritt des Friedens mit Preußen Frankreich seine ganze Landmacht gegen die Oesterreicher am Rhein und in Italien verwenden konnte, wurde ihm (nach Carnot's Feldzugsplan) der Oberbefehl über die italienische Armee übertragen, an deren Spitze er die obernährnten Eroberungen machte.

Kap. 45. Frankreichs Übermacht und die Auflösung des römisch-deutschen Reiches.

(Hist. Atlas, Taf. XIV.)

§. 277. So sehr sich das französische Directorium bei seinem ersten Auftreten bemüht hatte, durch erhöhte Steuern, welche allerdings nun gleichmäßiger vertheilt waren, die Ausgaben mit den Einnahmen in besseres Gleichgewicht zu setzen, so war es doch nicht im Stande, den lange her drohenden Staatsbankerott zu verhüten oder auch nur hinauszuschieben. Es versuchte zwar durch Umwandlung der im Werth tief gesunkenen Assignaten in Territorial-Mandate d. i. in Anweisungen auf bestimmte Grundstücke der Staatsschuld eine reellere Grundlage zu geben; allein bald sanken auch diese

Mandate (wegen des auf 72,000 Millionen Fr. vermehrten Papiergeldes) so im Werthe, daß die Directorialregierung am Ende die Annahme des Papiergeldes zum ursprünglichen (Nenn-) Werthe verweigerte. Damit war der Staatsbankbruch erklärt (im Juli 1796) und Hunderttausende von Inhabern dieser Papiere wurden dadurch in Noth und Elend gestürzt. Um die leere Staatskasse mit Baarem zu füllen, wurde das System der Eroberungen erweitert und jene oben erwähnten Armeen ausgesandt, um Deutschland und Italien auszubeuten und durch Contributionen die Regierungskasse zu füllen, wie denn namentlich Bonaparte Millionen an das Directorium ablieferte und auch mit manchen Millionen die in Deutschland operirenden Generale unterstützte.

In Hinsicht auf Einigkeit und Thatkraft der französischen Armeen im Ausland stach die Uneinigkeit und Rathlosigkeit des Directoriums, das in seinem Schooße auch royalistische und terroristische Elemente hatte, auffallend ab, und als eine neue Wahl vorherrschend monarchisch ausfiel, steigerte sich die Hoffnung der Royalisten, zumal alle Ordnungsliebenden erkannt hatten, daß das Verwaltungsungehick, die feile Rechtspflege und die tyrannische Polizei der Directorialregierung die Fehler und Gebrechen des alten Regiments noch überboten. Allein drei unter den Directoren (genannt die *Triumvirn*) gewannen einen Theil der Armee (selbst Bonaparte's Zustimmung) und führten am 4. Sept. 1797 einen Staatsstreich aus, indem sie mit militärischer Hülfe den Rath der Fünfhundert sprengten, die Wahlen cassirten, ihre Hauptgegner deportirten oder verbannten und so unter dem Schein der Republik einen vollen Despotismus zur Herrschaft brachten.

Da Bonaparte bei der also verstärkten Gewalt des Directoriums nicht hoffen konnte, sich schon jetzt der obersten Gewalt zu bemächtigen, überließ er das Commando in Italien einem Andern und begab sich nach Paris, wo er vom Volke mit aufrichtiger, von dem ihm mißtrauenden Directorium mit erheuchelter Begeisterung aufgenommen wurde. Um ihn aus ihrer Nähe, jedoch in ehrenvoller Weise, zu entfernen, gaben ihm die Directoren den geheimen Auftrag, eine Expedition nach Agypten zu unternehmen, um von dort aus den Engländern in Ostindien beizukommen, und verdeckten diesen Plan durch scheinbare Vorbereitungen zu einer Landung in England.

Während der Ausrüstung der ägyptischen Expedition wurde der besprochene Friedenscongreß in Rastatt eröffnet, bei welchem außer den Gesandten von Frankreich, Oesterreich und Preußen auch die Gesandten aller bei der Rheingränzregulirung theilgenommenen Staaten zugegen waren. Weil nun auf diesem Congresse das französische Directorium sein begonnenes Raubsystem durch die Forderung der Abtretung des linken Rheinufers von dem deutschen Reiche vor aller Augen bloßlegte und während der Verhandlungen schon die Rheinschanze bei Mannheim wegnahm, Ehrenbreitstein belagerte, den Reichsstädten Hamburg und Bremen Contributionen auferlegte, die Schweiz demokratisirte und ausraubte und daraus eine helvetische Republik machte, zugleich in Italien nach der Gefangennehmung und Wegschleppung des Papstes Pius VI den Kirchenstaat in eine römische Republik ver-

wandelte, ja auch das noch übrige Italien zu „republicanisiren“ unternahm, so brachte England mit Oesterreich, Rußland, Neapel und sogar mit der Türkei, diesem alten Bundesgenossen Frankreichs, **die zweite Coalition i. J. 1798** gegen Frankreich zu Stande. Auch Schweden und Portugal traten ihr bei; Preußen unter seinem neuen König Friedrich Wilhelm III hielt sich zurück.

In dem erneuerten Kriege warfen zuerst die Franzosen in Italien das neapolitanische Heer nach Sicilien, machten Neapel zu einer parthenopaischen Republik, entrissen Toscana seinem Fürsten und vertrieben den König von Sardinien.

Als sie aber mit neuen Heeren über den Rhein in das südliche Deutschland einbrachen, drängte der Erzherzog **Karl** durch einen Sieg bei **Stoßach** **1799** (25. März) den Jourdan über den Rhein und den Massena am 4. Juni von Zürich zurück. (Schon im April hatte sich der Raastatter Congreß aufgelöst, wobei die französischen Gefandten auf der Heimreise ermordet wurden.) Noch schwerere Verluste erlitten die Franzosen in Italien, seit der russische Feldmarschall **Suworow** ihnen durch seine Siege über Moreau und Macdonald fast ganz Italien (bis auf Genua und Nizza) entriß, so daß die Bourbonen wieder in Neapel, der neue Papst Pius VII in den wiederhergestellten Kirchenstaat einziehen konnte, und ganz Italien in Suworow seinen uneigennütigen und enthaltsamen Retter ehrte.

Als hierauf (nach der Anordnung des Wiener Hofkriegsraths) die Oesterreicher in Italien und in Deutschland agiren, die Russen aber in der Schweiz verwendet werden sollten, so unternahm Suworow den überaus kühnen und beschwerlichen Übergang über den St. Gotthardt, während ein anderes russisches Heer unter Korsakow durch Deutschland in die Schweiz zog, um dort mit Suworow sich zu vereinigen. Weil aber dieses Land von den Oesterreichern zu schnell geräumt wurde, um nach einem Befehl von Wien sich am Rhein aufzustellen, so kam es, daß Korsakow bei Zürich dem Massena unterlag, und darum Suworow, sich seitwärts wendend, nur durch abermalige beschwerliche Märsche über unwegsame Gebirge von Schwyz, Glarus und Graubünden nach Deutschland gelangen konnte.

Weil nun auch kurz vorher ein russisches Heer, das, mit einem englischen vereinigt, auf englischen Schiffen an der Nordküste von Holland landete, durch das Ungeschick des Herzogs von York daselbst nichts ausrichten konnte und die holländische Küste wieder räumen mußte (während die Engländer die holländische Flotte mit sich fortnahmen, und nicht mehr herausgaben), so wurde Kaiser Paul auf England sowohl, wie auf Oesterreich unwillig und rief im Verdruß den Suworow mit allen russischen Heeren zurück. Dennoch blieben die Franzosen in diesem Kriege im Nachtheil; ja Oesterreich bereitete sich eben, in Frankreich einzurücken, als der französische General Bonaparte, von seiner Expedition in Aegypten zurückgekehrt, mit Hülfe der mißvergnügten Partei im Rathe der Alten und mit den ihm ergebnen Truppen die unfähige und despotische Directorialregierung stürzte, eine **Consularregierung** errichtete und als erster Consul den Frieden anbot.

Bonaparte hatte zwar Ägypten (durch die Schlacht bei den Pyramiden und die Einnahme von Kairo) erobert, und war nach Syrien aufgebrochen, wo er aber das von den Engländern vertheidigte Acco (St. Jean d'Acce) nicht erobern konnte, so daß er wieder nach Ägypten zurückkehrte, wo er ein türkisches Heer bei Abukir schlug. Nachrichten aus Frankreich von den zerrütteten Verhältnissen des Directoriums bestimmten ihn, das Commando in Ägypten an Kleber abzugeben und schleunigst nach Frankreich zurückzukehren. In Paris, wo alle Parteien mit seiner Hülfe zum Siege zu gelangen hofften, erkannte er, daß nur eine Umgestaltung der Verfassung helfen könne. Daher verabredete er mit seinem Bruder Lucian (Präsidenten der Fünfhundert) und mit dem Rath der Aien einen Staatsstreich und sprengte an der Spitze der bewaffneten Macht (am 9. Nov.) die Mehrzahl der Fünfhundert auseinander. Dann übernahm er es, die neue Constitution ganz nach seinem Willen einzurichten. Diese übertrug die vollziehende Gewalt auf 10 Jahre dreien Consuln, von denen er als erster Consul in der That die entscheidende Gewalt hatte, während den beiden andern fast nur eine beratende Stimme zukam. Von ihm abhängig war der Erhaltungssenat; der Gesetzgebungskörper mit dem Tribunat bestand fast nur noch dem Scheine nach.

- Da aber sein Friedensanerbieten von den Verbündeten verworfen wurde, schickte er ein Heer unter Moreau über den Rhein nach Deutschland; er selbst aber rückte über den großen Bernhard und gewann am 14. Juni bei Marengo Italien wieder, und als Moreau in Deutschland nach seinem entscheidenden Sieg bei Hohenlinden über den 19jährigen Erzherzog Johann gegen Wien vordrang, schloß Kaiser Franz II (ohne England) für sich und das deutsche Reich den Frieden zu Luneville am 9. Febr. 1801 durch welchen, außer Italien, das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten, die dadurch benachtheiligten deutschen Fürsten durch Einziehung von 46 deutschen Reichsstädten und durch Säkularisirung aller geistlichen Herrschaften entschädigt, die zahlreichen reichsunmittelbaren Standesherrn aber mediatisirt und den größeren Staaten einverleibt wurden. In dem Reichsdeputations-Hauptschlusse von 1803 wurde jene Entschädigung nach Frankreich's Gutdünken festgestellt. Württemberg, Heissen-Cassel und Salzburg wurden Kurfürstenthümer, und von den 52 Reichsstädten blieben nur Augsburg, Nürnberg, Frankfurt a. M., Bremen, Lübeck und Hamburg bestehen, die übrigen wurden landsässliche Städte. Das deutsche Reich aber hatte bei dieser gewaltthätigen Veränderung 1150 □ Meilen seines Landes mit 3½ Mill. Einwohnern verloren und den ersten Schritt zu seiner Auflösung gethan.

Österreich erhielt für den Breisgau die Bisthümer Trient und Brigen. — Bayern wurde mit Bamberg, Würzburg, Passau und 17 Reichsstädten — Preußen mit Paderborn, Hildesheim, Erfurt, einem Theil von Münster und einigen Abteien und Reichsstädten — Hannover mit Osnabrück entschädigt; — Baden wurde mit Constanz, Heidelberg, Mannheim —, Württemberg mit einigen Prälaturen und Reichsstädten —, Heissen-Darmstadt in Westfalen —, Nassau mit Corbie u. s. w. vergrößert. Von den geistlichen Fürsten blieb nur der Kurfürst von Mainz (ein Dalberg), der aber sein Reichsgebiet sammt Mainz verlor und dagegen als Kurerzkanzler Regensburg erhielt. — Es mußten sogar noch drei fremde Fürsten in Deutschland entschädigt werden, indem der Großherzog von Toscana und der Herzog von Modena — beide aus dem österreichischen Hause — jener das Erzbisthum Salzburg, dieser den Breisgau und der Erbstatthalter der Niederlande (aus dem Hause Nassau-Oranien) Fulda als ein Kurfürstenthum bekam. — Die Schweiz erhielt durch die

Mediationsacte eine neue Eintheilung in 19 Cantone; der Canton Wallis wurde zu Frankreich geschlagen wegen der Verbindung Frankreichs mit Italien durch die Simplonstrasse.

§. 278. So war es denn vorzüglich durch das getheilte Interesse der deutschen Fürsten dahin gekommen, daß Frankreich unter den europäischen Mächten des Festlandes ein Übergewicht bekam, welches dann durch Bonaparte's weltbezwingenden Willen noch gewaltsamere Erschütterungen und Umgestaltungen hervorrief.

Ein Jahr nach dem Lüneviller Frieden schloß Frankreich mit England (nach Pitt's Rücktritt) den Frieden zu Amiens (1802), in welchem letzteres seine meisten Eroberungen an Frankreich zurück gab und nur die Republik der sieben (jonischen) Inseln erhielt. Aber schon 1803 kam es wieder zwischen diesen todtfeindlichen Mächten zum Bruch; denn Bonaparte, der sich unterdeß zum alleinigen Consul mit unumschränkter Gewalt hatte erheben lassen, machte die Schweiz zu einem Bundesstaate Frankreichs, besetzte Hannover und vermandelte die französische Republik, der er ohnedieß seit seinem Consulate bloß die Formen gelassen hatte, in ein **Kaiserthum**, die cisalpinische Republik aber in das **Königreich Italien**, und ließ sich unter dem Namen **Napoleon** zum erblichen Kaiser der Franzosen a. 20. Mai 1804 krönen und im nächsten Jahre zum König von Italien erklären, wobei die ligurische Republik Genua mit Frankreich vereinigt wurde. Gegen diese willkürlichen Verletzungen der Friedensschlüsse von Lüneville und Amiens stiftete daher England (nach Pitt's Wiedereintritt) 1805 mit Oesterreich, Rußland und Schweden die **dritte Coalition** gegen Frankreich.

Bereits am 11. August 1804 hatte Kaiser Franz II sich unter Beibehaltung seiner Würde als deutscher Kaiser zum Erbkaiser von Oesterreich erklärt. Dieß that er zwar im Vorgefühl, daß das deutsche Reich seinem Untergang entgegen gehe; dennoch aber regte sich in ihm noch ein Bewußtsein der Pflicht, nicht ohne einen letzten Kampf die ihm von den Vätern überkommene Hute des 1000jährigen römischen Reichs deutscher Nation aufzugeben. — Preußen dagegen wurde durch Friedrich Wilhelm's III bedenkliche Vorsicht und besonders durch des Ministers Haugwitz allzugroße Gefälligkeit gegen Frankreich bestimmt, noch in seiner Neutralität zu verharren; man machte zwar die Armee mobil, aber nur, um sich von der Coalition nichts vorschreiben zu lassen.

Nach rückte nun Napoleon mit fünf Heeren in Deutschland ein, zwang Baden, Württemberg und Bayern, sich mit ihm zu verbinden, brachte ein österreichisches Heer von 23,000 M. (unter Mack) bei Ulm zu schmachlicher Unterwerfung, und in Folge derselben die Russen, die sich unter Kutusow der bayerischen Gränze näherten, zum Rückzug nach Mähren, besetzte durch Murat das vom kaiserlichen Hof verlassene Wien und nahm selbst sein Hauptquartier im kaiserlichen Palast zu Schönbrunn.

Inzwischen hatte Kaiser Alexander I von Rußland den König von Preußen bei einem persönlichen Besuch zum Vertrag von Potsdam (3. Nov.) vermocht; aber, obgleich beide in der Nacht darnach am Grabe Friedrichs des Großen einander ewige Freundschaft schwuren, so wollte sich doch der König nicht vor dem 22. Dec. an die Coalition anschließen.

Vergebens suchte Murat die Vereinigung Kutusow's mit seinem zweiten russischen Heere zu verhindern: in Kurzem stand Kutusow mit 84,000 Mann

1805 Russen und Österreichern in einer festen Stellung bei Olmütz. Um nun durch einen schnellen Schlag auf Napoleon den König von Preußen zu einer Entscheidung zu bringen, rückte Alexander mit Kutusow aus Olmütz heraus dem mit 65,000 M. bei Brünn stehenden Napoleon entgegen, in der Hoffnung, ihn nach Böhmen zu werfen und von Wien abzuschneiden. Allein Napoleon, den Plan durchschauend, traf seine Gegenanstalten und besiegte seine Gegner (am 2. Dez.) in der **Dreifaiser Schlacht bei Austerlitz** so entscheidend, daß sie 15,000 Tote und Verwundete hatten und 20,000 Gefangene mit 200 Kanonen verloren.

Kurz vor der Schlacht war Haugwitz zu Brünn vor Napoleon mit dem Auftrag erschienen, ihn zum Frieden aufzufordern, oder, falls er nicht darauf einging, ihm den Krieg zu erklären; allein Napoleon wies ihn nach Wien an Talleyrand, um dort die Entscheidung abzuwarten. Nach der Schlacht erklärte ihm Napoleon, er gebe ihm nur einige Stunden Frist, für Preußen Krieg oder Frieden zu wählen, worauf dieser das von Napoleon angetragene Bündniß annahm, demgemäß Preußen Hannover behalten, aber seinen Antheil an Cleve und Neuschätel an Napoleon — Ansbach und Bayreuth an Bayern abtreten sollte. So entrüstet man in Berlin über dieses Ministers eigenmächtiges Vorgehen war, so mußte man sich doch darein fügen.

Hierauf schloß Kaiser Franz II, nach einer persönlichen Unterredung mit Napoleon, einen Waffenstillstand und noch in demselben Monate (26. Dez.) mit Frankreich den **Preßburger Frieden**, in welchem er 40 Mill. Fr. Kriegskosten an Napoleon versprechen, sein venetianisches Gebiet an das Königreich Italien, sein Tyrol mit Vorarlberg und Passau für Salzburg und Berchtsgaden an Bayern, seine schwäbischen Besitzungen an Baden und Württemberg abtreten und die Königswürde Bayerns und Würtembergs, welche Napoleon diesen beiden Staaten bewilligte, anerkennen mußte. — Preußen mußte für die schon erwähnten Abtretungen an Frankreich Hannover annehmen, auf das aber England (Georg III) nicht verzichtete, vielmehr deshalb mit Preußen Krieg begann, so daß nun Napoleon nur noch freiere Hand erhielt.

Bayern, das vom Kurfürsten von Salzburg, welcher durch Würzburg entschädigt wurde, auch noch Eichstädt erhielt, wurde um 400 Q.=M. — Württemberg um 40 Q.=M. — Baden um 20 Q.=M. vergrößert; letzteres wurde zugleich zu einem Großherzogthum erhoben.

§. 279. Gleich nach dem Preßburger Frieden trat Napoleon immer deutlicher mit dem Plan hervor, eine europäische Universalmonarchie zu gründen, und die einzelnen Länder, die seine Macht erreichen konnte, durch Familienbände mit seiner Dynastie zu vereinigen. So entriß er den Bourbonen Neapel und gab es seinem Bruder Joseph; dann gab er Holland als ein Königreich seinem Bruder Ludwig, das Herzogthum Cleve, Jülich und Berg seinem Schwager Murat, Neuenburg dem Marschall Berthier, das italienische Fürstenthum Ponte Corvo dem Marschall Bernadotte und das Fürstenthum Benevent dem Talleyrand; setzte über Italien seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais als Vizekönig, und um West- und Süddeutschland an sich zu fetten, stiftete er zwischen Bayern, Würt-

temberg, Baden, Hessen, Nassau und noch 11 andern kleinern deutschen Fürsten **1806**
den **Rheinbund** und ließ sich zum Protector desselben wählen.

An der Stiftung des traurigen Rheinbundes hatte der Kur-Erzkanzler Karl von Dalberg einen Hauptantheil, ungeachtet er kurz vorher bei einer Abstimmung in der Reichsversammlung seine deutsche Gesinnung versichert hatte. — Jedes der Bundesglieder erhielt volle Souveränität im Innern seines Staats, Frankreich aber das Recht, die Waffenmacht der Bundesglieder zu jedem Krieg nach Gefallen aufzubieten und Frieden ohne Rücksprache mit dem Bunde zu schließen. Die Fürsten des Rheinbundes wurden also durch diesen Tausch ihres Oberherrn nur noch abhängiger, als zuvor, und ihre Unterthanen, zusammen 13 Millionen verloren alle ihre ständischen Rechte. Auf dem Bundestage zu Frankfurt a. M. sollte Dalberg als Fürst Primas den Vorsitz und der französische Kaiser das Recht haben, den jedesmaligen Nachfolger desselben zu ernennen. Wer von den süddeutschen Fürsten und Herren sich nicht zeitig genug dem Bunde anschloß, wurde mediatisirt. Bei der Länderabrandung der Bundesglieder bekam Bayern noch die Reichsstadt Nürnberg, der Fürst Primas die Stadt Frankfurt. — Der Kurfürst von Baden, der Herzog von Berg und der Landgraf von Darmstadt wurden Großherzoge, die Fürsten von Nassau erhielten den Herzogstitel.

Der Austritt dieser Fürsten aus dem deutschen Reichsverbande hatte zur Folge, daß sich, nach fast 1000jährigem Bestande, noch in demselben Jahre **1806**
das **heilige römische Reich deutscher Nation förmlich auflöste**, indem Kaiser Franz II am 6. Aug. seine Würde als Oberhaupt des deutschen Reichs niederlegte und von nun an nur den schon 1804 angenommenen Titel eines Erbkaisers von Österreich zu führen beischloß.

Ein solches Ende nahm das deutsche Kaisertum, das ein Jahrtausend bestanden und dessen Oberhaupt einst die höchste weltliche Würde der Christenheit befeßen hatte. War dieses Reich auch in den letzten Zeiten seines Bestandes fast nichts als der Name des Schattens seiner großen Vergangenheit, indem der ganze Reichskörper schon vor seinem Ende abgestorben war, so fiel doch allen Denen, deren Gefühl nicht in Habsucht erstickt war, der förmliche Eintritt seiner Auflösung schwer auf's Herz, und die Sehnsucht nach seiner Wiedererstehung blieb in vielen deutschen Gemüthern um so lebendiger, je form- und rechtsloser man von nun an die Willkür eines fremden Herrn in deutschen Landen schalten sah.

Die altdeutsche Reichsverfassung hatte übrigens zur Zeit ihrer noch leib- und wesenhaften Erscheinung eine Seite gehabt, von der aus sie den nachher auf sie gehäuften Spott nicht verdiente: denn in keinem andern europäischen Lande jener frühern Zeit waren allen Ständen und allen Klassen so vielfache Aussichten auf Mitbetheiligung am Reichsregimente eröffnet: die weltlichen Fürsten hatten in der Erbfolge, die geistlichen Fürsten in der Wahl aus dem hohen Adel ihre Berechtigung dazu; die Minister und Räte waren zumeist aus dem Mittelstande, die meisten Reichsprälaten aus dem Bürger- und Bauernstande. Demnach fand der sog. dritte Stand in keinem europäischen Staate eine solche Auszeichnung, als in deutschen Reiche durch das Collegium der Reichsstädte, wo „ein Magistrat von lauter Zunftmeistern und Handwerkern unmittelbarer Reichsstand sein und und an dessen Geschehung theilnehmen konnte.“ Seit jedoch, vorzüglich im 18. Jahrhundert, diese Verfassung zu einem wesentlichen Schatten wurde, blieb für diese Rechte faum noch der Name. (S. §. 294.)

Achter Zeitraum.

Von Deutschlands tiefstem Fall bis zu seiner Wiedererstehung als deutscher Staatenbund.

1806—1815.

Kap. 46. Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung.

§. 280. Während durch den Rheinbund 13 Millionen Deutsche an den Siegeswagen des fremden Protectors gebunden waren und die meisten den Verlust ihrer Freiheit noch nicht so sehr fühlten, lebte man in Preußen in der gedrücktesten Stimmung, theils weil England im Unwillen über den Verlust Hannover's durch Sperrung der preussischen Häfen anfieng, den Seehandel zu stören, theils weil man in Bezug auf die übrigen Punkte des Haugwitzischen Vertrags auch schon die Wehen der Abhängigkeit fühlte. Besonders verwünchte der preussische Offizierstand, noch fußend auf den Traditionen des alt-preussischen Kriegehrgeizes, die Haugwitzische Politik, und es begann sich, ermuthigt durch die hochsinnige Königin Luise, eine Kriegspartei zu bilden, welche sich durch die Hinweisungen Einzelner auf die vorhandenen Schäden des Kriegswesens nicht irre machen ließ. Indes glaubte der König auf anderem Wege die Gefahr abwenden zu können und stiftete mit den noch übrigen freien Staaten Norddeutschlands unter seinem Protectorate einen norddeutschen Fürstenbund, um dem Rheinbunde das Gegengewicht zu halten.

Napoleon nahm den Schein an, als habe er nichts dagegen; allein schon längst hatte er es auf Preußens Verderben abgesehen. Er versagte die Entschädigung, welche Preußen für Ansbach und Bayreuth versprochen worden war, er nahm die Festung Wesel für sich weg, er duldete, daß Murat drei preussische Abtheilen mit seinem Großherzogthum Berg vereinigte und bot insgeheim den Engländern Hannover wieder an, das er so eben an Preußen überlassen hatte. Entrüstet darüber unterhandelte Friedrich Wilhelm III. über ein Bündniß mit England, Rußland und Schweden, die sich auch dazu geneigt zeigten; Oesterreich aber, ebenfalls dazu eingeladen, fühlte sich noch zu schwach und mißtraute Preußen, weil es von ihm im Kampfe mit Napoleon nicht unterstützt worden war.

Bereits hatte der König sein Heer auf den Kriegsfuß gesetzt und mit ungebildiger Kampfbegier erwarteten die jüngern Offiziere den Befehl zum Loszöhlen. Im Voraus siegestrunken, schien es ihnen so leicht, als nöthig, die preußische Ehre an dem treuloſen Korſen zu rächen. Wenige zweifelten, der Geist Friedrich's des Großen, an deſſen Einrichtungen in Staat und Heer man biſher der Form nach ſo pünktlich feſtgehalten hatte, werde das Seine thun und es am Siege nicht fehlen laſſen. Nur der vorſichtige König wollte noch Friedensunterhandlungen verſuchen.

Alein Napoleon hatte noch 150,000 Mann in Süddeutſchland ſtehen, und ehe man ſich es verſah, erſchien er perſönlich in Deutſchland, trieb die Rheinbundsglieder zu vermehrten Anſtrengungen, gewann den Großherzog von Würzburg für den Bund und machte den Kurfürſten von Heſſen durch Gewährung der Neutralität von dem preußiſchen Bunde abwendig. Als bereits Napoleon's Bundesarmeen in ihre angewieſenen Stellungen einrückten, bedrohte Preußen, ohne die Ruſſen abzuwarten und bloß von Sachſen unterſtützt, den Kaiſer Napoleon mit Krieg, wenn er nicht Weiſel herausgebe und ſich hinter den Rhein zurückzöge. Dabei zauderte man noch mit einem kühnen Vorgehen und blieb an der Gränze des Thüringer Waldes ſtehen, um auf Napoleon's Antwort zu warten! Da ſie ausblieb, erfolgte die **Kriegserklärung Preußens** am 9. October 1806.

Aber ſchon an demſelben Tage wurde (zwiſchen Hof und Schleiz) ein preußiſches Corps (durch Bernadotte) zum Weichen gebracht und Tags darauf wurde die Vorhut der hohenlohiſchen Armee von einem, durch den Thüringer Wald anrückenden franzöſiſchen Corps bei Saalfeld geworfen und ihr Führer Prinz Louis von Preußen, welcher über kühnen Muths der Übermacht nicht weichen wollte, in einem Reiterkampfe getödtet.

Napoleon hatte nämlich an der Spitze einer Streitmacht von 200,000 Mann unvermuthet die Richtung nach Hof eingeſchlagen, um von dort aus die Preußen öſtlich zu umgehen und ſie auf der Seite und im Rücken zu faſſen. — Das preußiſche Hauptquartier mit dem Könige und dem Oberfeldherrn, dem alten Herzog von Braunſchweig, befand ſich in Weimar und das des Fürſten von Hohenlohe in Jena. Die Preußen betrug an Stärke 126,000 Mann. — In Weimar hatten die Erfahrenen unter den Militärs die Unzulänglichkeit des Oberfeldherrn ſchon aus dem Mangel an rechter Verpflegung erkannt, und gewichtige Stimmen erklärten den Krieg für verfrüht.

Als Zerſprengte von Saalfeld her in Jena ankamen, wurde man mit Schrecken gewahr, daß Napoleon von Gera her über Naumburg anrückte, alſo ſich im Rücken der preußiſchen Armee befand. Der Wirrwarr, der nun im Heere entſtand, war groß. Da man bei der Räumung Jena's vergaß, den wichtigen Landgraſenberg bei Jena zu beſetzen, ſo ließ Napoleon in der Nacht Kanonen hinaufſchleppen und entzog durch die Beſetzung dieſes Bergs den Preußen den Vortheil der biſherigen Stellung, und eben als der Herzog von Braunſchweig allen Truppenabtheilungen den Rückzug geboten hatte, überfiel ſie Napoleon und ſo erfolgte am 14. Oct. die **Doppelschlacht bei Jena und Auerſtädt**, in welcher die preußiſchen Heere geſchlagen wurden und auf ihrem ungeordneten Rückzuge die Waffen ſtrecken mußten. 1806

Gleich anfangs wurde Fürst Hohenlohe bei Jena geschlagen und nur die sächsischen Reiterei schlug sich durch. Am gleichen Morgen wurde bei Auerstädt der Herzog von Braunschweig, während der Reconnoissance einer Batterie, von einer Kugel in's rechte Auge getroffen, so daß er besinnungslos zurück und vor den nachrückenden Truppen vorübergetragen werden mußte. Diese wurden geschlagen und ein neues zu Hülfe rückendes Corps mit in die Flucht gerissen. Noch einmal machte der König selbst und sein Bruder Wilhelm einen muthigen Angriff; da es aber nicht glückte, die feindlichen Virette zu durchbrechen, so gebot der König, der von dem Verluste bei Jena noch keine Kunde hatte, den Rückzug in der Absicht, am folgenden Tag die Schlacht zu erneuern. Allein die übermüdete Flucht des Fürsten Hohenlohe gestattete dieß nicht. Daher begab sich der König nach Magdeburg, um den Rest seines Heeres zu sammeln und durch Heranziehung der bei Halle stehenden Reserve Berlin zu decken. Allein Prinz Eugen von Württemberg blieb in unbegreiflicher Sicherheit bei Halle stehen und ward geschlagen. Eine gleiche Demüthigung erfuhren auch die Heeresabtheilungen jenseits der Elbe und Oder: die eine unter Hohenlohe ergab sich bei Prenzlau (an der Ufer) ohne Schwertschlag; das Gleiche thaten zwei andere bei Anklam und Pasewalk. Denn allenthalben schlug der Übermuth, der sich in vielen preussischen Führern gezeigt hatte, in Kleinmuth und Rathlosigkeit um. Nur Blücher (damals bereits 60 Jahre alt) verlor den Muth nicht und schlug sich mit seinem kleinen Corps nach Lübeck durch.

Hierauf ergaben sich die meisten preussischen Festungen, wie Erfurt, Spandau, Stettin, Cüstrin, Magdeburg, Hameln, Mienburg &c., welche meist nur von unfähigen, steif gewordenen Jünglingen aus der alten Schule befehligt wurden, größtentheils fast ohne Widerstand, und nur die Festung Colberg vertheidigte sich durch die Generale Gneisenau und Schill und durch den Bürger Kettelbeck auf das heldenmüthigste. Auch Blücher kämpfte in Lübeck, wenn auch hoffnungslos, doch mit der größten Tapferkeit, zog aber dadurch der Stadt (nach ihrer Erstürmung durch Bernadotte) die barbarischste Mißhandlung der siegestrunkenen Franzosen zu.

Als Napoleon mit Sachsen Frieden gemacht hatte, ließ er durch seinen Bruder Jerome und Bendamme Schlesien überziehen, worin sich die Festungen mit etwas mehr Ausdauer, ja einige mit großem Ernst vertheidigten. So fiel Glogau erst nach dreiwöchentlicher Vertheidigung; Breslau wurde von feigen Offizieren zum Verdrusse der Gemeinen übergeben; das mächtige Schweidnitz ergab sich schon nach drei Tagen; am ehrenhaftesten und längsten vertheidigten sich Neiße und Cosel; Glatz capitulirte zuletzt, und die Felsenfeste Silberberg blieb in preussischen Händen.

Schon am 24. Oct. hatte Napoleon durch Davoust Berlin besetzen lassen und hielt seinen Einzug in der preussischen Hauptstadt am 27. Nov. durch das Brandenburger Thor, von welchem er die Ehrenzierde der Stadt, die Victoria mit dem Viergespann wegnehmen und mit dem in Potsdam aufbewahrten Degen Friedrich's des Großen nach Paris bringen ließ. Hierauf mußte die Stadt dritthalb Millionen Thaler Contribution erlegen, und alles eroberte preussische Land wurde in vier französische Departemente verwandelt; die Fürsten von Nassau und von Braunschweig, welche Preußen beigegeben waren, sammt dem Kurfürsten von Hessen, der neutral geblieben war, wurden ihrer Länder beraubt, das Kurfürsten-

thum Sachsen aber, weil es nach der Schlacht bei Jena Frieden geschlossen hatte, wurde zum Königreich erhoben und trat mit den sächsischen Herzögen und mit Mecklenburg und Oldenburg dem Rheinbunde bei. — Von Berlin aus ließ Napoleon am 21. Nov. 1806 den Befehl der **Continentalisperre** ausgehen, wornach England's Handel auf keinem Theile des europäischen Festlandes zugelassen werden sollte und alle vorhandenen englischen Waaren verbrannt werden mußten. Dadurch wurde zwar den Engländern großer Schaden, nicht geringer aber auch der Continentalhandelswelt zugefügt.

Während ein Theil der französischen Armee auf Norddeutschland lag, wendete sich Napoleon mit dem Hauptheere an die Weichsel und vertrieb die Preußen aus Posen, wo ihn die Polen um die Wiederherstellung ihres Reiches baten, worauf er ihnen aber, um Oesterreich nicht zum Kriege zu reizen, eine unbestimmte Antwort gab; hierauf nahm er Warschau ein und schlug in mehreren Gefechten, besonders bei Pultusk, ein von Benigsen befehligtes russisches Heer. Zwar schlug nun Benigsen das Corps Bernadotte's, wurde aber dann von Napoleon zur Schlacht bei Preußisch-Eylau gezwungen, welche, so mörderisch sie war, doch im Grunde unentschieden blieb, da Benigsen dem Napoleon das Schlachtfeld zwar überließ, dieser aber es nicht wagte, ihn zu verfolgen.

Hierauf bot Napoleon dem König von Preußen, um ihn von Rußland zu trennen, den Frieden an. Der König nahm ihn aber nicht an, weil er sich von Rußland nicht trennen wollte, und zog sich mit der Königin von Königsberg nach Memel zurück, wo Kaiser Alexander mit ihm einen engeren Bundesvertrag schloß, der die Wiederherstellung Preußens, die Auflösung des Rheinbunds und die Befreiung Deutschlands zum Ziel hatte.

Inzwischen hatte Benigsen ein neues russisches Heer gesammelt; weil aber Napoleon durch ein Treffen bei Heilsberg die Preußen von den Russen abdrängte, so verloren die Russen, ungeachtet ihrer bewundernswürdigen Tapferkeit, am 14. Juni 1807 die Schlacht bei Friedland und mußten sich mit den Preußen hinter die Memel zurückziehen. Da nun auch Königsberg in die Hände der Franzosen fiel, so trug Alexander, um den Krieg von seinen Landen abzuhalten, auf einen Waffenstillstand an, welchen Napoleon in der Hoffnung annahm, Alexanders Freundschaft zu gewinnen. Die beiden Kaiser hielten auf einem Floß mitten im Memelfluß eine Zusammenkunft und versicherten sich gegenseitige Freundschaft. Auch der König von Preußen überwand sich Tags darauf, an der Zusammenkunft Theil zu nehmen, er behauptete aber dabei, ohne sich zu Bitten zu erniedrigen, seine persönliche Würde.

Hierauf wurden die Unterhandlungen eröffnet und am 7. und 9. Juli 1807 **der Friede zu Tilsit** geschlossen, worin Preußen zwar einen Theil des Verlorenen aus Rücksicht für Rußland wieder zurück bekam, aber doch alle seine Länder zwischen der Elbe und dem Rhein sammt dem größten Theil von Preußisch-Polen mit Danzig und dem Bezirk Bialystock, also weit mehr als die Hälfte seines Königreichs mit fast 5 Millionen Einwohnern

verlor, sich für Hannover mit dem (leeren) Versprechen einer künftigen Entschädigung von 400,000 Seelen begnügen und doch auf künftige Erwerbungen zwischen Elbe und Rhein, so wie auf den directen Handel mit England verzichten, ja noch überdies sich zur Zahlung einer Contribution von (anfangs 180 Mill., dann auf Alexanders Fürbitten) 120 Mill. Franken oder 32 Mill. Thaler verstehen mußte, ungeachtet die Franzosen alle Kassen in preussischen Landen schon geleert hatten. Bis zur Zahlung jener Summe mußte Preußen französische Truppen im Lande dulden und die Festungen Glogau, Stettin und Cüstrin pfandweise französischen Besatzungen überlassen.

Auch die edle Königin Louise, welche wegen ihres patriotischen Sinnes länger her von Napoleon schwer beleidigt worden war, erschien auf erfolgter Einladung in Tilsit, um durch ihren Einfluß zu retten, was möglich. Zwar ließ es hier Napoleon an der ihrer edlen Würde gebührenden Rücksicht nicht fehlen, gewährte aber ihren Wünschen und Klagen so viel wie nichts, und ließ, um dieselben abzuschneiden, die Friedensunterhandlungen beschleunigen. Der König blieb fortwährend in einer ruhigen und festen Haltung, so daß Napoleon's Umgebung, welche des Königs geraden, keiner Heuchelei fähigen Sinn nicht kannte, das Urtheil fällte, er benehme sich, als wäre er der Sieger und die Franzosen die Besiegten. — Wie würdig sich das schwer heimgeuchte Königspaar auch nachher während der Dauer seines Unglücks benahm, davon wären viele Züge zu berichten. Von unerwünschten Forderungen gepreßt, von unbezahlbaren Staatsschulden gedrückt, für sich mit seiner Familie auf das Nothwendigste beschränkt, wies der König den Antrag, den Staatsbankrott zu erklären, mit den Worten zurück: „Auch im Unglück nie ehrlos!“ Er schickte sein goldenes Tafelservice in die Münze und wollte an seinem Tische nicht eher Champagner trinken, als bis alle seine Unterthanen wieder satt hätten.

Aus jenen eroberten deutsch-preussischen Ländern bildete hierauf Napoleon mit Hinzunahme von Braunschweig, Kurhessen und einem Theile von Hannover das Königreich Westfalen (bestehend aus 688 Quadratmeilen mit fast 2 Mill. Einwohnern) und gab es seinem jüngsten Bruder Jerôme. Den größeren Theil Hannovers behielt er unter seiner eigenen Verwaltung. Das Großherzogthum Berg wurde mit einigen Herrschaften vergrößert. — Aus den polnischen Provinzen machte er ein sogenanntes Herzogthum Warschau, und theilte es dem zum Königreich erhobenen Sachsen zu. Bialystock wurde den Russen überlassen. Das feste Danzig wurde ein sogenannter Freistaat, in der That aber eine Zwingburg Napoleon's gegen den europäischen Osten. — Viele Rheinbundfürsten erhielten Ländervergrößerungen und viele kleinere mittel- und norddeutsche Fürsten beeilten sich, dem Rheinbunde beizutreten und sich ihre Existenz zu sichern. — So war die Hälfte des ehemaligen deutschen Reichs theils unmittelbar, theils mittelbar eine französische Provinz und das Ziel der Politik eines Ludwig's XIV mehr als erreicht: denn Napoleon war nun in der That Herr von Deutschland vom Rhein bis zur Elbe, von der Nordsee bis zu den Alpen!

Bald nach dem Tilsiter Frieden setzte sich der zum König von Westfalen gemachte Jerôme auf seinen neuen Thron in Kassel und richtete sich mit Hülfreier französischer Staatsräthe einen deutschen Hof ein. Indes ließ sich nur ein kleiner Theil des alten Landadels dazu herbei; der größere Theil und das ganze Volk war von Anfang an dem neuen Herrscher abgewandt und wurde der französischen Herrschaft je länger, je mehr überdrüssig, da es nur dazu dienen sollte,

dem verderblichen Hofe die Mittel zu seiner Verschwendung und Üppigkeit zu liefern und zugleich sein bestes Mark mit für die Bedürfnisse dessen herzugeben, der diese seine neue Staatschöpfung als eine fortwährend auszubeutende Provinz betrachtete.

Ein in allen Rheinbundstaaten vollständig organisirtes Polizeisystem diente dem Protector dazu, alle innern Zustände und Bewegungen, und zwar der Regierungen sowohl als der Völker, in diesen Ländern bis in's Einzelne zu überwachen und Alles seiner Gewaltherrschaft Hinderliche durch die ihm gehorsamen Organe unterdrücken zu lassen. Insbesondere wurde Schrift und Rede auf's strengste bewacht, und wo irgend eine Polizei nicht schnell und kräftig genug in seinem Sinne handelte, da griff er mit seinem überall gegenwärtigen Militärarm ein. So mußte z. B. der unglückliche Buchhändler Palm in Nürnberg die Veröffentlichung einer patriotischen Schrift über „Deutschlands tiefste Erniedrigung“ dadurch hüßen, daß ihn Napoleon plötzlich fest nehmen und nach Braunau abführen ließ, wo er vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und, weil er sich edelmüthig weigerte, den Verfasser zu nennen, erschossen wurde. — Desgleichen drang Napoleon allenhalben in den Rheinbundsländern auf möglichste Annäherung im Verwaltungs- und Gerichtswesen an die Institutionen des französischen Kaiserreichs, in der geheimen Absicht, dadurch die künftige Einverleibung der Rheinbundlande in Frankreich vorzubereiten. — Auch hoben die meisten Rheinbundfürsten kraft der neu erworbenen Souverainetät die letzten Reste landständischer Einrichtungen auf, und selbst die wenigen Spuren corporativer Rechte, die sich in vielen Stadtgemeinden erhalten hatten, verschwanden und wurden von landesherrlichen Beamten ausgeübt.

Viele dieser neuen Institutionen förderten allerdings das materielle Wohl des Volks; allein die wachsende Steuerlast, die Conscriptionen, die Annahmungen der Beamtenherrschaft, die Cinquartirungen und beständigen Durchzüge französischer Heermassen und andere Blatereien steigerten auf der andern Seite die bestehende Unzufriedenheit des Volks zum entschiedensten Haß gegen das Franzosenthum, mit dem sich nur die Beamten- und Militärwelt zu vertragen vermochte. Daher konnte keine allgemeine patriotische Erregung entstehen, zumal sich in den souverain gewordenen Rheinbundstaaten mehr und mehr der stärkste Particularismus ausbildete, der gegen die allgemeinen Leiden unempfindlich war, so daß sich sogar nicht selten ein Brudersstamm freute, wenn der andere von der eisernen Ruthe des fremden allgebietenden Nachthabers gestäubt wurde; wie denn auch Viele sich nicht schämten, in Schriften und Zeitungen das große Tagesgestirn in einer mehr als sich selbst erniedrigenden Weise zu preisen. Haben doch nicht weniger als 90 deutsche Schriftsteller ihre Werke dem Kaiser Napoleon gewidmet. Nur Jean Paul, Ernst Moriz Arndt, Seume und Adam Müller, die damals schon das wachsende Verderben erkannten und, ein Jeder in seiner Weise, muthig ihre Warnstimme erhoben, machten eine ehrenvolle Ausnahme in jener Zeit tiefer Volkserniedrigung.

§. 281. Der Tilsiter Friede legte nicht nur Deutschland's, sondern auch Europa's Schicksal einzig in Napoleon's Hand. Denn auch auf dem Congress von Erfurt, den Napoleon mit dem Kaiser Alexander (am 24. September) hielt, wußte er sich für seine beabsichtigte nachdrücklichere Führung des seit dem Mai desselben Jahres begonnenen spanischen Kriegs, der als ein Volkskrieg ihm gefährlich zu werden drohte, wenigstens eine vorläufige Ruhe vor Rußland zu verschaffen, obgleich es ihm nicht gelang, den russischen Selbstherrscher zu einer so engen Verbindung mit sich zu bringen, als er gewünscht hatte.

Um seinen in Spanien auf dem Spiele stehenden Ruhm und Namen zu behaupten, wendete sich nun der Eroberer in eigener Person dahin, nöthigte

durch List die dortige bourbonische Familie — Karl IV und seinen Sohn Ferdinand VII — zur Thronentsagung und erteilte die spanische Krone an seinen Bruder Joseph, den bisherigen König von Neapel, das er an Murat vergab. Zu gleicher Zeit schlug er das Gebiet des Kirchenstaates, dessen Standhaft ihm widerstrebendes Oberhaupt, Pius VII, er nach Paris versetzt hatte, um ihn als Werkzeug zur Befestigung seiner Macht über Europa zu gebrauchen, theils zum Königreich Italien, theils zum französischen Reiche und decretirte die Aufhebung der weltlichen Macht des Papstes.

Empört daher über diese Gewaltthritte und angetrieben von der Gefahr einer Verbindung Frankreichs und Rußlands zur Unterdrückung Oesterreichs rüstete auf den Rath des hochsinnigen Erzherzogs Karl, der Kaiser Franz in der Stille seine Streitkräfte und ersah sich die Zeit, da Napoleon in Spanien wider die sich muthig im Volkskriege gegen ihn erhebende Halbinsel und wider die sie dort unterstützenden Engländer stritt, zum Losbrechen. Unvermuthet erklärte **Oesterreich an Frankreich den Krieg** im J. 1809, so daß sich Napoleon dadurch gezwungen sah, seine bedrängten Heere in Spanien zu verlassen, um sich auf dieser Seite zu sichern.

Die allgemeine deutsche Volkszerhebung aber, auf welche Oesterreich gerechnet hatte, blieb aus, und so mußte es sich auf seine eigenen Kräfte stützen. Von dem Heere, das Oesterreich aufgebracht hatte, stand die Hauptmasse von 175,000 Mann unter dem Erzherzog Karl an der westlichen Gränze Oesterreichs, ein Corps von 35,000 Mann unter dem Erzherzog Ferdinand an der polnischen Gränze, und ein anderes von 80,000 Mann unter dem Erzherzog Johann gegen Italien hin.

Als Napoleon aus Spanien nach Frankreich kam, um diesen Kampf aufzunehmen, fand er in seinem eigenen Volke ein Mißtrauen in die Beständigkeit seines „Sterns“ vor; dennoch fand er bald Mittel zu einem energischen Feldzug, da die Rheinbundstaaten noch seiner Übermacht vertrauten, Preußen sich nicht rühren konnte und ihm (seit der Erfurter Zusammenkunft) Rußlands Ruhe gewiß war. Schon am 9. April hatte sich die französische und rheinbündische Streitmacht, 180,000 Mann stark, unter Berthier's Oberbefehl in Bayern zusammengezogen, und bald erfolgte, weil Erzherzog Karl die Seinen zu weit auseinander gelegt hatte, nach den ungünstigen Gefechten bei Abensberg und Landhut, am 22. Apr. die Schlacht bei Eckmühl, nach deren Verlust sich der Erzherzog über Regensburg, wo er noch einem Angriff von Napoleon auszuhalten hatte, nach Böhmen zurückziehen mußte.

Nun drang Napoleon ohne wesentlichen Aufhalt bis Wien vor, das er nach kurzer Beschießung zum zweitenmal in seine Gewalt brachte, worauf er sein Hauptquartier wieder in Schönbrunn aufschlug. Weil nun Erzherzog Karl zum Entsatz in raschem Anzuge war, so beschleunigte Napoleon die Ueberbrückung der Donau da, wo sie die Insel Lobau (Lobenu) bildet, um noch vor dessen Ankunft das jenseitige Ufer zu gewinnen. Als er am 21. Mai einen Theil seines Heeres über die Brücke geführt hatte, erlitt er durch den dort bereits angekommenen Erzherzog Karl in der zweitägigen

erbitterten **Schlacht bei Aspern** seine erste Niederlage auf deutschem Boden. Napoleon mußte unter großen Schwierigkeiten sich wieder über die Donau zurückziehen, um in Wien neue Kräfte zur Wiederherstellung seiner Kriegszehre zu sammeln.

Die moralische Wirkung dieses Sieges, der den Österreichern 20,000 Mann kostete, wäre auf Deutschland bedeutender gewesen, wenn die französische Polizei die Kunde davon nicht durch die Presse unterdrückt und die rasche Auseinandersetzung der weitem Ereignisse den Eindruck nicht verwischt hätte. — Unterdeß hatte der Erzherzog Johann in Italien zwar den Vicekönig Eugen Beauharnais besiegt, zog sich aber auf die Nachricht von der Einnahme Wiens aus Italien zurück und erlitt dabei durch Verfolgung schwere Verluste. Nun zog Napoleon die Armee des Vicekönigs, sowie auch neue Truppen aus Frankreich und aus den Rheinbundstaaten an sich, und brachte dadurch sein Heer wieder auf die alte Stärke.

Sald verfuhr Napoleon wieder angriffsweise. Um den Erzherzog Karl, der noch bei Aspern stand und dort den Angriff erwartete, zu täuschen, ließ er von der zum Theil befestigten Insel Lobau aus eine fortwährende Kanonade unterhalten, welche den Erzherzog bewog, dritthalb Tage daselbst unter den Waffen zu stehen, um den Übergang zu verhindern. Inzwischen aber hatte Napoleon weiter donauabwärts sechs Brücken über den Fluß schlagen lassen und dort mit seinem Hauptheere den Übergang bewerkstelligt, so daß es nun am 5. Juli Abends zur Eröffnung der **Schlacht bei Wagram** kam, welche am Nachmittag des andern Tages damit endete, daß Erzherzog Karl in Rücksicht auf die Übermacht des Feindes die Schlacht abbrach und sich in guter Ordnung nach Znaim zurückzog. Diese große Schlacht hatte jedem Theile an 30,000 Tode, Verwundete und Gefangene gekostet.

Der Waffenstillstand von Znaim, den sich der Erzherzog vom Kaiser Napoleon auf vier Wochen erwirkte, führte am 14. Oct. desselben Jahres **1809** zum **Frieden von Wien**, in welchem Österreich Salzburg und Berchtesgaden (§. 278 a. E.) nebst dem Inn- u. halbem Hausrußviertel an Bayern, Westgalicien mit Krakau an das Herzogthum Warschau, einen Theil von Ostgalicien an Rußland und Krain, den Villacher Kreis, Croatien bis an die Sau und Dalmatien sammt Triest an Italien, im Ganzen 2000 Quadratmeilen mit vierthalb Millionen Einwohnern, an Napolen abtreten mußte, der daraus die sog. illyrischen Provinzen bildete und sie mit Frankreich vereinigte. Auch mußte Österreich sich zur Continentsperre verpflichten.

Nachdem Napoleon Schönbrunn verlassen hatte, um wieder nach Frankreich zurückzukehren, kehrte Kaiser Franz unvermuthet und ohne alle Begleitung in sein Wien zurück, dessen Bewohner in dichtgedrängter Menge mit vor Freude strahlenden Gesichtern seinen einfachen Wagen umgaben und ihm, wie einen heimkehrenden Vater, einen Willkomm bereiteten, der schöner war, als der schönste Triumph. Hatte er doch das Seine gethan, um Deutschland, wenn auch für jetzt noch vergebens, von dem französischen Joch zu befreien.

Während dieses Kriegs hatte auch das seinem alten Regentenhause treue **Tyrol**, welches im Preßburger Frieden von Österreich abgerissen und wider seinen Willen mit Bayern vereinigt worden war, unter der Führung des **Andreas Hofer**, Sandwirths von Passeier, einen Aufstand gegen die bayrische Herrschaft

erhoben, welche mit Montgelas' Politik durch Aufhebung der Klöster und Einziehung der Klostergüter, durch Niederreißung und Veräußerung ihrer Andachtsstätten und Heiligthümer, durch Trennung der Schule von der Kirche, durch Aufhebung ihrer Landesverfassung und Landesrechte und durch eine dem Volke fremdartige und dabei wenig Rücksicht nehmende Verwaltung beglücken zu können glaubte. Schon hatte Hofer, unterstützt von dem kühnen Wildschützen Speckbacher und dem fanatischtapfern Kapuziner Gaspinger, ganz Tyrol (mit Ausnahme der Festung Kufstein) von den eingebrungenen Bayern und Franzosen befreit, als Napoleon Verstärkungen gegen sie sandte, durch welche Innsbruck eingenommen wurde. Nun rief Hofer alles Volk in die Waffen, drang wieder in Innsbruck ein und befreite zum zweitenmal das Land. Während des Znaimer Waffenstillstandes aber nahmen die Franzosen Innsbruck nochmals ein, erfuhren aber von den, über diesen Waffenstillstandsbruch erbitterten Tyrolern mehrfache Niederlagen, und das Land schien zum drittenmal befreit. Nun aber erfolgte der Wiener Friede, in welchem sich auch die Tyroler wieder unterwerfen mußten. Zwar ließ sich Hofer, nach Niederlegung seines Oberbefehls, durch den wüthenden Gaspinger bereden, wieder die Waffen zu ergreifen, aber er konnte es nicht mehr zu einem Aufstand bringen, verbarg sich daher in einer Sennhütte, ward aber verrathen, gefangen und von den Franzosen in Mantua standrechtlich erschossen. — Um die Kraft der Tyroler zu brechen, schlug Napoleon Südtirol zur Provinz Illyrien; das übrige Land wurde nun von Bayern mit Schonung und Milde behandelt.

§. 282. **Preußen** war seit dem Tilsiter Frieden im Zustand der Unterdrückung durch Tyrannei. Von französischen Truppen bis an die Weichsel besetzt, fast rings von Rheinbundstaaten umschlossen, von Napoleon's Spähern fast bis in das Königshaus auf das schärfste überwacht, hatte es Oesterreich in seinem Kampfe mit Frankreich nicht beistehen können, ohne sich ganz dem Untergang auszuweihen. Seit der österreichischen Niederlage wurde seine äußere Stellung noch schlimmer. Dem Tilsiter Frieden zuwider, erpreßte Napoleon von Preußen noch mehr Durchzugsstraßen, schlug das sogenannte Neuschlesien zum Großherzogthum Warchau und überließ alle in diesem polnischen Lande gelegenen preußischen Güter dem Könige von Sachsen, zwar gegen eine Entschädigung von 20 Millionen Thalern, die aber Napoleon selber behielt.

Mit der zunehmenden Bedrängniß aber wuchs in Preußen die gegenseitige Liebe zwischen König und Volk in noch höhern Grade, weil Zedermann die Absicht des Siegers erkannte, Preußen durch ausgesuchte Demüthigungen und Peinigungen innerlich zu zersetzen und aufzureiben. Aber gerade dadurch kam der vor 1806 theils im todten Formelwesen erlahmte, theils an falscher Selbstüberhöhung kranke Nationalgeist zur Erkenntniß dessen, was ihm fehlte, und vornehmlich war es der König, der schon während des Unterliegens die Gebrechen des alten Heersystems erkannt und daher sich gleich nach dem Frieden von Tilsit mit zuverlässigern Berathern umgeben hatte, welche sowohl in der Staats-, als auch in der Heeresverwaltung ein Neues und Besseres anbahnten.

Daher bereitete sich in Preußen zunächst von Innen heraus durch Stein's Reformen in der Gesetzgebung, durch Aufhebung der Leibeigenschaft, durch Anwendung der Idee der politischen Gleichberechtigung aller Staatsbürger, durch Verbesserung der Gemeinde- und Städteordnung — ein neuer Staats-

bau vor, in welchem an der Stelle des Absolutismus Friedrich's II mit der davon erfüllten Beamtenherrschaft eine freiere, auf einer mehr activen Betheiligung aller Staatsangehörigen ruhende Staatsverfassung treten sollte. Da jedoch der Urheber dieses Plans nur kurz am Ruder war, so konnte die Anwendung jenes Grundgedankens nicht zur vollen Ausführung kommen. Indes wurde doch schon damals das ganze Staatsgetriebe viel einfacher, im Gange weniger kostspielig und rascher in einander greifend.

Heinrich Friedrich Karl Freiherr von und zum **Stein** (in Nassau) an der Lahn, aus einem alten reichsritterlichen Geschlechte, war 1780 in preußische Dienste getreten, hatte als Bergrath bergmännische Reisen in Deutschland und Großbritannien gemacht und wurde wegen seines seltenen Talents und seiner einflüchtigen Thätigkeit nach und nach Chef der Civilverwaltung der Provinz Westfalen. Im Jahre 1804 wurde er Finanzminister, zerfiel aber bei der französischen Invasion mit den andern Ministern und selbst mit dem Könige, dem er zu stürmisch und durchgreifend war, so daß er seinen Abschied nahm und sich auf seine Güter zurückzog. Die Noth des Staates bewog den König, ihn wieder zu berufen und ihn an die Spitze der innern Angelegenheiten zu stellen. Feind alles Gemeinen und Schlechten, und schonungslos gegen alles Ungehörige und Unwürdige, war er besonders mit Schmerz über die Schmach des Vaterlandes erfüllt und voll glühenden Eifers, es wieder frei und mächtig zu sehen. Der edle Stein konnte aber die Zeit der Reife bei der Ausführung seiner großartigen Reform-Ideen kaum erwarten und brachte sich dadurch in die Lage, seine persönliche Thätigkeit dem preußischen Staate eine Zeit lang entziehen zu müssen. Er hatte nämlich einen Brief an den Fürsten von Wittgenstein geschrieben, worin er sich über den Plan zu einer Erhebung des deutschen Volkes gegen Napoleon beifällig aussprach. Dieser Brief wurde von den Franzosen aufgefangen und kam in die Hände Napoleon's, der den edlen Verfasser sogleich für einen Feind des Rheinbundes erklärte und seine Güter einzog. Daher nahm Stein seine Entlassung und begab sich anfangs nach Oesterreich, und als er da keinen Boden für seine freien Ideen fand, nach Rußland, wo er für Deutschlands Rettung nur um so thätiger war.

Zugleich war man auf Herstellung der Kriegsmacht bedacht, durch die allein man hoffen konnte, einst wieder in den Besitz des Verlorenen zu kommen, und **Scharnhorst's** Geist war es, der, von **Gneisenau** unterstützt, mit Benutzung der ausgebildeteren Grundsätze französischer Kriegskunst in geräuschloser Weise die Gebrechen des altpreußischen Heerwesens hob, und bald in kurzer Zeit ein von einem neuen, besseren Geiste beseeltes Militärsystem schuf, so daß Napoleon, die Gefahr ahnend, Preußen durch einen neuen Vertrag zwang, die Stärke seines Heeres auf 42,000 Mann zu beschränken. Allein die Durchführung der allgemeinen Heerdienstpflicht, vermöge deren jeder waffenfähige Preuße ohne Ausnahme den militärischen Übungen sich unterziehen mußte, machte es möglich, in jedem Augenblick durch Einberufung der Reservirten das Heer auf 150,000 Mann zu bringen.

Dabei wurde unter **Hardenberg's** Ministerium die von Stein begonnene Reform der Landesverwaltung durch gesinnungsverwandte Männer wie **Schön**, **Stägemann**, **Niebuhr** u. A. geräuschlos ausgeführt, aber Alles vermieden, was, namentlich in der auswärtigen Politik, den argwöhnischen Zwingherrs zu neuen Einschreitungen hätte veranlassen können, so daß selbst wegen der Strenge, mit welcher die Regierung jede Äußerung eines deutschen Patriotismus zurückdrängte, sich im preußischen Volke der Haß gegen das Fremde doch nur desto mehr steigerte.

Die nationale Stimmung gegen die französische Unterdrückung wurde noch durch ein anderes Moment bedeutend erhöht, nämlich durch die in Preußen gleichfalls neu gegründete, auf das Ideal volksthümlicher Freiheit gerichtete wissenschaftliche Thätigkeit, welche unter Hinweisung auf die verlorne Größe Preußens und Deutschlands in systematischer Weise den Patriotismus pflegte. Der Hauptherd dieser Pflege war die Universität Berlin, auf welcher Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ die Flammen der Begeisterung zu entzünden suchte. Mit denselben Hebeln wirkte der Tugendbund, der sich in der Form eines sittlich-wissenschaftlichen Vereins mit andern ihm ähnlichen geheimen Bündnissen über ganz Norddeutschland verbreitete. Mit Noth konnte die preussische Regierung vorzeitige Ausbrüche der also gesteigerten Volkskraft zurückhalten, und als der preussische Major von Schill mit seinem Husarenregiment aus Berlin auszog, um auf eigene Hand Westdeutschland zum Aufstand zu bringen und den König von Westfalen zu vertreiben, so that sie Alles, um ihr Nichteinverständnis mit dieser That zu bekunden und durch Dämpfung jeder patriotischen Regung den Verdacht Napoleon's abzulenken. Schill erlag in Stralsund den Angriffen der Holländer und Dänen. Auch der Erhebungsversuch des von Napoleon aus seinem Erbe vertriebenen Herzogs von Braunschweig-Üls mit seinen „Schwarzen“ mißglückte, doch zog der kühne Mann mit dem Rest seiner Schaar mitten durch Deutschland hindurch bis Elsfleth, einem Hafenvort an der untern Weser, wo englische Schiffe ihn und die Seinen aufnahmen. — Diese und ähnliche Befreiungsversuche hatten wenigstens den Erfolg, daß das übrige, bis dahin noch empfindungslos schlummernde Deutschland gewedt wurde und den Gedanken der Möglichkeit eifriger Befreiung zu fassen begann.

Die fortgesetzt von den Franzosen ausgehende, auf die völlige Schwächung Preußens berechnete Noth und Plage lag je länger, je drückender auf den preussischen Herzen und erfüllte die einen mit glühendem Zorn gegen den verhassten Völkerunterdrücker, die andern mit tiefem am Leben nagendem Kummer. Dem letztern unterlag die edle Königin Luise, deren Herz die Leiden des Volks doppelt empfand, so daß sie noch in der Blüthe ihrer Jahre nach kurzer Krankheit durch einen unerwarteten Tod (am 19. Juli 1810) ihren treuen Gemahl und das ganze Preußenland in eine unbeschreibliche Trauer versetzte, aber auch in allen mannhaften Herzen, die mit Begeisterung an ihrem Hochbild gehangen, die Begierde steigerte, ihren Tod einst an dem Landesfeinde zu rächen.

§. 283 Napoleon's Plan zu Deutschlands völliger Unterjochung sollte nun die vasallenartige Herbeiziehung Oesterreichs fördern. Zu dem Ende schied sich Napoleon von seiner edlen, aber unfruchtbaren Gemahlin Josephine und warb um Marie Luise, die Tochter des Kaisers Franz. Diese Verbindung mit einem so alten, hochstehenden Throngeschlechte Europa's sollte zugleich seinem Throne durch den Schein der Legitimität eine größere Sicherung geben. Mit schwerem Herzen gab Kaiser Franz seine Einwilligung. Die Ehe wurde am 11. März 1810 zuerst durch Procuration geschlossen, wobei Erzherzog Karl Napoleons Stelle vertreten mußte; die Civilehe erfolgte am 1. April zu St. Cloud, die kirchliche Trauung am 2. April zu Paris durch den Cardinal Fesch. Fünf Königinnen hielten dabei der Kaiserin die Schleppe.

Die Freudenfeste zur Hulldigung Napoleon's und seiner neuen Gemahlin drängten sich allenthalben, wobei Vielen die traurigen Folgen der frühern österreichischen Heirath vor Augen schwebten, und besonders der tragische Ausgang des glänzenden

Freudenfestes, welches der österreichische Gesandte, Fürst Schwarzenberg, im Namen seines Kaisers am 1 Juli 1810 dem Kaiserpaare gab, an das ähnliche Wien erinnerte, das sich bei Maria Antoinettens Vermählung mit Ludwig XVI zugetragen hatte. Das große, zu diesem Feste gebaute Ballhaus gerieth in Brand: viele der Gäste kamen in den Flammen um, andere wurden im Gedränge zertreten oder sonst verletzt; das Unglück war entsetzlich. Napoleon hatte seine Gemahlin gleich anfangs in Sicherheit gebracht; die Gemahlin des Fürsten Schwarzenberg aber und seine Tochter Pauline verbrannten auf schreckliche Weise.

Schon vor seiner Vermählung hatte Napoleon durch ein Decret den von ihm erwarteten Sohn aus dieser Ehe zum König von Rom bestimmt, und nun ließ er auch für sich selbst in Rom den Quirinal zum Kaiserpalast einrichten, anzudeuten, daß er die alte römische Kaiserkrone auf seinem Haupte erneuern und auch dadurch den Italienern und Deutschen als ihr rechtmäßiger Oberlehnsherr erscheinen wolle. Und als vollends am 20. März des Cometenjahres 1811 Marie Luise ihm wirklich einen Sohn gebar, da schien es, als ob der göttliche Wille selbst das Siegel auf die Dauer seiner Dynastie legen wollte.

Napoleon's Herrschaft umfaßte jetzt außerhalb Frankreich: das Königreich Neapel, das Königreich Sardinien, die illyrischen Provinzen, das Königreich Holland (das er seinem Bruder Ludwig, weil derselbe die Continentsperre nicht streng beobachtete, wieder nahm und mit Frankreich vereinigte), das Großherzogthum Berg, das Königreich Westfalen, das Herzogthum Oldenburg mit Ostfriesland, die Ostseestädte Hamburg, Bremen, Lübeck und den Canton Wallis. Außerdem gehorchten ihm die deutschen Staaten des Rheinbundes, welchem jetzt, mit Ausnahme Preußens, alle deutschen Staaten beigetreten waren. Polen, Dänemark und Schweden (dem er in Bernadotte einen Thronerben gab) standen unter seinem Einflusse; Portugal und Spanien war er im Begriff, sich zu unterwerfen; selbst Rußland mußte mit den übrigen Mächten des europäischen Festlandes die Continentsperre beobachten.

So stand Napoleon im Jahre 1810 auf dem Gipfel seiner Macht, und nichts schien ihm in die Länge widerstehen zu können; kaum schien Deutschland, auf welchem dieses Fremdjoch am schwersten lastete, je wieder auf Befreiung hoffen zu dürfen, und am wenigsten konnte, schien es, das so außerordentlich geschwächte Preußen dem Völkerbezwinger eine Besorgniß einflößen.

Kap. 47. Deutschlands Befreiung vom Fremdjoch.

§. 284. Während der Krieg in Spanien durch den heldenmüthigen Widerstand des spanischen Volkes und durch die Verstärkung des englischen Beistandes unter Wellington, — welcher 1811 Portugal befreite und sogar Madrid, wenn auch nur vorübergehend, besetzte, — schon anfieng, den Franzosen einen ungewissen Ausgang vor Augen zu stellen, gedachte nichts destoweniger Napoleon, im eitlen Wahne seiner unbegrenzten Herrschsucht, auch Rußland sich zu unterwerfen, dessen Herrscher Alexander, gekränkt durch die Einverleibung Oldenburgs in Frankreich, sich vom Continentsystem losgesagt und von Frankreich die Räumung Preußens verlangt hatte.

Obgleich Napoleon im Grunde Preußen und Oesterreich auch dem künftigen Untergang geweiht hatte, so suchte er sich doch der Hülfe beider für den Angriff auf Rußland zu versichern. Er schloß mit Preußen ein, von demselben ihm schon ein Jahr zuvor angetragenes Bündniß ab und ließ sich dafür noch einige Festungen mit ihren Vorräthen einräumen und 20,000 M. Hülfsstruppen stellen. (Dieses Bündniß mit dem Unterdrücker empörte die preussischen Patrioten so sehr, daß Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Clausen und 300 Offiziere ihren Abschied nahmen.) Eben so schloß er mit Oesterreich einen Vertrag, der ihm 30,000 Mann unter Schwarzenberg's Führung zur Verfügung stellte, im Übrigen aber eine Art Neutralität gewährte. Die Hauptcontingente aber stellten die Rheinbundstaaten, so daß sich mit Einschluß der französischen Truppen die ganze Heeresmasse auf 600,000 M. belief.

Nach so umfassenden Vorbereitungen, schon des Siegs gewiß, brach im Frühj. **1812 Napoleon gegen Rußland** auf, hielt in Dresden einen Congreß deutscher Fürsten und auf dem Schlachtfeld von Friedland eine große Heerschau und ließ dabei mit großen Worten den Zweck des Zuges verkünden. Darauf rückte das Heer in acht Armeecorps auf drei Wegen über die russische Gränze. Napoleon selbst überschritt mit dem Centrum am 24. Juni den Niemen und drang, weil er keine Feinde vorfand, die sich planmäßig in das Innere ihres Landes zurückgezogen hatten, in seiner Ungeduld dem Verpflegungs-Convois voraus über Wilna (wo eine Deputation von Polen wieder um die Herstellung ihres Reiches bat) und über Witespf (wo sich's fand, daß er schon ein Drittheil seines Heeres aus Mangel an Verpflegung eingebüßt hatte) bis Smolensk vor, das, hartnäckig vertheidigt, bei der Einnahme in Brand aufgieng, während hinter der Stadt ein Heer unter Barclay de Tolly stand.

Die nun erfolgende Schlacht bei Smolensk brachte aber keine Entscheidung: denn die Russen zogen, Alles hinter sich verheerend auf dem Wege nach Moskau ab. Als Napoleon bei dem kleinen Flusse Moskwa ankam, stieß er auf ein von Kutusow geführtes russisches Heer von 120,000 M., das ihm den Weg nach der moskowitzischen Hauptstadt zu verlegen suchte. Nachdem Napoleon beim rothen Aufgang der Sonne nicht ermangelt hatte, die Seinen an die „Sonne von Austerlitz“ zu erinnern, erfolgte die blutige Schlacht bei Borodino, welche, nachdem auf beiden Seiten 80,000 M. theils gefallen, theils verwundet worden waren, mit dem Rückzug Kutusow's endete, der aber alsdann die berühmte „Flankenstellung bei Kaluga“ nahm und dadurch Napoleon's Operationsbasis bedrohte.

Als Napoleon am 14. Sept. in die unvertheidigte Hauptstadt des Czarereiches einzog, war sie wie ausgestorben: denn alle Behörden mit dem Adel, den Kaufleuten und andern Vornehmen, die Geistlichen mit den Kirchenschatzen und alle ordentlichen Bürger sammt der Löschmannschaft hatten die Stadt verlassen. Kaum waren die Franzosen in die Häuser gedrungen, um Speise für ihren Hunger und Ruhestätten zu suchen, als in der ersten Nacht (auf den 15. Septbr.) der **Brand von Moskau** ausbrach, der in sechs Tagen vier Fünftheile der großen Stadt in Trümmer legte und für Napoleons Ausgang verhängnißvoll wurde.

Der Brand von Moskau, dessen schauderhaftem Anblicke (nach Napoleon's eigener Aussage) trotz allen Schilderungen der Poesie vom Brande Treja's, nie etwas in der Wirklichkeit gleich kam, wurde lange dem Gouverneur der Stadt, General Rostoptschin, zugeschrieben. Er selbst lehnte späterhin „die Ehre der alleinigen Urheberschaft von sich ab.“ Wäre nicht Plan und Ausführung vorher höheren Orts gebilligt worden, so hätte er allein die Verantwortlichkeit für ein so unerhörtes, in dieser Größe nie dagewesenes, mit tausend schmerzvollen Verläugnungen verbundenes Opfer auf sich zu nehmen nicht gewagt. Die Gluth war so heftig, daß sie selbst der hohen Czarenburg, dem Kreml, gefährlich wurde und Napoleon von dort in ein Lustschloß, eine halbe Stunde, von der Stadt, zog, und als er wieder in den Kreml zurückgekehrt war, veründete er der Welt in einem Bulletin, daß Moskau nicht mehr existire, sein Heer mit allen Vorräthen versehen sei und seine Vorhut schon auf der Straße nach St. Petersburg sei!

Die Friedensvorschläge, welche nun Napoleon von Moskau aus an den Kaiser Alexander abgehen ließ, hielt aber der schlaue Kutusow in seinem Feldlager bei Kaluga zurück. Vier und dreißig Tage lang wartete nun Napoleon in dem verödeten Moskau auf Antwort, wiewohl ihm jeder Tag den einbrechenden Winter und die Gefahr näher brachte, seine Verbindung mit Polen und Deutschland zu verlieren. Zu spät enttäuscht, war Napoleon nun genöthigt, den Rückzug auf demselben schon verödeten und verheerten, 150 Meilen langen Wege anzutreten. Am 6. Nov. begann mit Schnee und Eis der gefürchtete russische Winter. Auf allen Seiten vom Feinde bedrängt, vom Schwert, Frost und Mangel aufgerieben, verschwand die Riesearmee, und nur noch 1000 bewaffnete und 20,000 waffenlose, halbabgezehrte Franzosen kamen über den Riesen zurück. Napoleon selbst aber war, bald nach dem mit schweren Opfern erkämpften Uebergang über die Beresina, seinem regellos fliehenden Heere incognito in einem kleinen Schlitten über Wilna, Warschau und Dresden vorausgeeilt, um in Frankreich durch seine Gegenwart einem Volksaufstande zuvorzukommen und ein neues Heer aufzubringen.

In Wilna, wo man über die plötzliche unscheinbare Erscheinung des großen Weltoberers erstaunt war, da man bis dahin weder in Polen, noch in Deutschland von dem Unglück der französischen Armee etwas erfahren, sondern in allen bisherigen Bulletins nur von Siegen gelesen hatte, — machte Napoleon in Betreff seines Zuges nach — und Rückzugs aus Rußland die Bemerkung, daß „vom Erhabenen zum Lächerlichen nur Ein Schritt sei!“ — Man hat berechnet, daß von den 600,000 Mann, 182,000 Pferden und 1372 Kanonen, womit er nach Rußland gezogen war, in Gänzen (die Trümmer seines Centrums und das noch unversehrte Schwarzenbergische Corps mitgerechnet) nur 58,000 Mann, 18,000 Pferde und 120 Kanonen zurückkamen.

§. 285. Da erkannte das deutsche Volk, daß nun Gott die Schmach von ihm nehmen und die Völkergeißel zerbrechen wolle. Aber weder in den Rheinbundländern, wo Alles vom schmerzlichem Drucke noch schon und zaghaft war, noch in Österreich, wo außerdem der Staatshaushalt noch zerrüttet war, noch auch in Norddeutschland, wo die Wachsamkeit der Franzosen am gefährlichsten war, konnte man den Muth zum Anfang der Erhebung finden. Auf Preußen, wo man schon länger her die Stunde der Befreiung vorbereitet hatte, richtete sich daher der Hoffnungsblick der Vaterlandsfreunde, und von dort aus fiel auch der zündende Funke in den allenthalben aufgehäuften Sunder.

Es hatte sich nämlich der General York, der mit dem preussischen Hülfscorps der Macdonald'schen Armee vor Riga beigegeben war und auf dem Rückzug von dort die Nachhut zu decken hatte, — ein ächter Repräsentant des alten strengen Preussenthums, fest, energisch, „scharf wie gehacktes Eisen“, nach einem schweren innern Kampfe mit sich selbst, mit 17,000 Preußen von den Franzosen getrennt und mit dem sie verfolgenden russischen General Diebitsch die Neutralitätsübereinkunft von Tauroggen geschlossen, welche Napoleon fälschlich als den Grund seines ganzen Unglücks in Rußland darzustellen suchte und als Vorwand zu einem neuen Kriege gegen Preußen zu gebrauchen dachte. Übrigens gab dieser berühmte Abfall York's allerdings zu Preußens Erlösung den Anstoß.

Anfangs war König **Friedrich Wilhelm III.**, weil von allen Seiten in Berlin von Franzosen umstellt und bewacht, in die peinliche Lage versetzt, die Absehung York's auszusprechen. Als aber Rußland sich insgeheim zu einem Bündniß mit Preußen geneigt zeigte, so verlegte der König, um die Freiheit seiner bedrohten Person zu wahren, seinen Hof von Berlin nach Breslau und befahl von dort aus eine Rüstung in allen preussischen Provinzen, welche besonders in der Provinz Preußen, auf Stein's und York's Betrieb, durch Errichtung einer Landwehr u. auf das opferwilligste bewerkstelligt wurde.

Stein war als Bevollmächtigter Alexanders nach Königsberg gekommen, um dort alle Militär- und Geldkäse zur Bewaffnung des Heeres und Volks zu verwenden. Weil er aber diese Aufgabe in der Meinung, der Volksgeist schlummere noch, mit dictatorischer Gewalt und Hige durchführen wollte, so stellten ihm York, Schön u. A. vor, daß alles, was in Preußen zu thun sei, nicht auf russisches Commando, sondern durch Preußen und mit des Königs Willen geschehen müsse. Zwar meinte Stein, dadurch gehe die beste Zeit zum Losschlagen verloren, gab aber endlich der Festigkeit York's und der Vorstellung nach, daß der Mangel königlicher Genehmigung wenigstens durch die Stimme eines zu berufenden Landtags ersetzt werden müsse. Da nun dieser Landtag gleich im Beginn die vaterländischste Gesinnung an den Tag legte, so überließ Stein beruhigt die ganze Sache jenen Männern und wendete sich zu anderwärtiger Thätigkeit. Der Landrath nahm hierauf einen von Clausewitz, Dohna, Schön u. A. berathenen und von York gebilligten Antrag auf Errichtung einer Landwehr an, dem nachher die königliche Bestätigung zu Theil wurde.

1813 Nach einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander zu Spahitz und nach dem Einzug beider Monarchen in Breslau erließ hierauf Preußens König den Aufruf: „An mein Volk“ am 3. Februar zu allgemeiner freiwilliger Bewaffnung. Dieser wurde mit einer Begeisterung aufgenommen, die einzig in der Geschichte dasteht und sich durch ihr mächtiges, alle Stände, Alter und Geschlechter durchdringendes, an- und ausdauerndes Feuer von dem wilden flüchtigen Rausche einer falschen oder gekünstelten Erregung wesentlich unterschied.

Die Begeisterung für Errichtung der freiwilligen Jäger erleichterte auch die Einführung der allgemeinen Conscription, welche die Erhaltung der Nationalkraft ungemein förderte. Da es aber galt, das waffenfähige Volk zu den Waffen aufzubieten, so erfolgte die Errichtung einer allgemeinen Landwehr, so wie auch die Bildung des Landsturms, und das Kreuz auf der Mütze des Landwehrmanns mit der vom Könige selbst gewählten Devise: „Mit Gott für König und Vaterland“ wurde von da an die allgemeine Losung aller preu-

fischen Vaterlandsfreunde. Durch die allgemeine Landwehr erschien das stehende Heer um 140,000 Mann verstärkt. Außer dem regelmäßigen Wehrcorps traten noch besondere Freischaa ren auf, unter welchen besonders das Freicorps des Majors von Lübow, bei welchem auch der Freiheitskämpfer Theodor Körner sich befand, durch die höhere Bildung und patriotische Begeisterung ihrer jungen Kämpfer einen ruhmvollen Namen erwarb. — Besonders rühmlich war auch die Turnjugend, in welcher schon seit mehreren Jahren von dem Turnmeister Jahn der patriotische Sinn geweckt worden war.

Hierauf schloß der König am 27. Februar mit Kaiser Alexander von Rußland das Bündniß zu Kalisch zur Wiederherstellung der preußischen Monarchie, der Selbstständigkeit der deutschen Nation und überhaupt des gesammten europäischen Staatensystems, und erklärte am 17. März den Krieg an Frankreich, aus welchem Napoleon bereits mit einem beträchtlichen Heere neuauSGehobener junger Mannschaft im Anzuge war.

Jetzt eilte vollends Alles zu den Waffen und Niemand wollte zurückbleiben. In den Reihen der Freiwilligen aller Gattungen fanden sich Prinzen neben den Bürgersöhnen ein, Professoren neben den Studirenden. Alle Lehrstühle und Hörsäle entleerten sich; die Regierungscollegien und Gerichtshöfe wurden kleiner; der Handwerker verließ seine Werkstatt, der Kaufmann sein Comptoir, der Landmann seinen Pflug, der Familienvater Weib und Kind: Alle eilten nach den Sammelorten. Mütter entließen mit Selbstverläugnung ihre Söhne, Verlobte ihre Gesponsen; selbst der Furchtsame wurde vom Muth fortgerissen, und Viele, denen es noch an der nöthigen Körperkraft gebrach, boten sich an, und trauerten, wenn sie zurückgewiesen werden mußten; selbst im weiblichen Geschlechte erwachte männliche Kampfbegier und manche Jungfrau (z. B. die Prochaska) kämpfte im Männerkleide in diesem Freiheitskriege mit. — Nicht minder thätig und bereit waren die, welche daheim bleiben mußten, im Geben und Sammeln patriotischer Beiträge und Hülfsmittel für die verschiedensten Kriegsbedürfnisse. Im freudigsten Vertrauen auf die gerechte Sache gab ein Jeder in Preußen sich und seine Habe für das große Ziel der Landesbefreiung hin; und wenn auch in der Folge erst die Vereinigung mehrerer Mächte zum Siege führte, so wäre doch ohne Preußens Begeisterung und begeisterten Aufschwung das große Ziel schwerlich erreicht worden.

Der Beispiele von Opfern und Gaben von Hohen und Niedern, Reichen und Armen sind unzählige, und viele von rührenden Beweisen hingebender Gesinnung begleitet. Die Anzahl von Ringen, Ketten und Ohrgehängen belief sich allein auf 160,000. Besonders thätig für Sammlungen von Gaben waren die Frauenvereine, zu denen der Anstoß von den königlichen Prinzessinnen ausgieng.

Inzwischen hatten die Russen die französischen Truppen aus den preußischen Landen zurückgedrängt, so daß der König wieder in das von den Franzosen verlassene Berlin zurückkehren konnte, in das er am 24. März einen feierlichen Einzug hielt. Nach der Vereinigung der preußischen und russischen Waffen bekam Blücher den Befehl über ein preußisches Heer in Schlesien, Wittgenstein den Befehl über Russen und Preußen in der Mark. Schweden trat dem Bunde gegen die Aussicht auf Nor-

wegen bei; aber die sämmtlichen Rheinbundstaaten blieben noch mit Napoleon verbunden, und auch Oesterreich setzte seine Politik noch in das Zuwarten; nur der Herzog von Mecklenburg-Strelitz schloß sich an Preußen an und sprach: „Mit Gottes Hülfe werde ich mich der Ehre würdig zeigen, ein deutscher Fürst zu sein.“

In Preußen aber hatten jetzt König und Volk nur Ein Strebeziel — das der Abwehr drückender Noth, der Abschüttelung schmählischen Jochs und der Wiederherstellung alter Ehre und Unabhängigkeit. Es galt aber nicht bloß Preußens Befreiung, es galt die Befreiung von ganz Deutschland; es galt die allgemeine Freiheit, aber darum auch eine neue Läuterung im Feuer muthigen Kampfes um die höchsten Güter, dessen Bahn das Volk opferfreudig betrat und todesmuthig bis ans Ziel verfolgte.

§. 286. Schon in der zweiten Hälfte des Märzmonats hatte Napoleon mit der ihm eigenen Kraft und Schnelligkeit ein großes Heer in Deutschland bereit, um Magdeburg und Wittenberg, die Hauptübergangsplätze über die Elbe, zu schützen. Nachdem er für die Dauer seiner Abwesenheit die Kaiserin Marie Louise zur Regentin ernannt hatte, verließ er am 14. April Paris, ließ sich in Mainz von den Rheinbundfürsten und in Erfurt von den sächsischen Fürsten Beistandsversicherungen geben und traf am 28. April in Weimar ein.

Daß man Napoleon Zeit gelassen hatte, so nahe heranzukommen, daran war die Zögerung Kutusow's Schuld, der mit den Russen erst am 24. April von Kalisch her an der Elbe anlangte, so daß die Corps von Bülow und Wittgenstein drei Wochen lang am Vorrücken aufgehalten waren. Inzwischen aber hatte Wittgenstein die Befreiung des so lange her von den Franzosen hart bedrückten Hamburg's, welche von einem Volksaufstande begommen wurde, durch den Kosakenobersten Tettenborn vollends bewerkstelligt und eben so durch den russischen Obersten Birkendorf die Stadt Lübeck befreit und durch die glückliche Besitznahme der ganzen Niederelbe den Muth der Nation geboten.

Da im Nordwesten Deutschlands die Russen mit zu geringen Streitkräften standen, so wollte der Vicekönig Eugen von Magdeburg aus einen Angriff auf Berlin machen, aber York und Bülow schlugen ihn bei Möckern zurück. Als kurz darnach Kutusow in Bunzlau starb, erhielt Wittgenstein den Oberbefehl über die preussischen und russischen Heere, und nun beschloßen die Verbündeten, den Kaiser Napoleon in den Ebenen von Leipzig zu einer Schlacht zu nöthigen. Allein ihr Angriff und Verlust bei Lützen (zwischen Groß- und Kleingörschen am 2. Mai) bewog sie, über die Elbe nach der Lausitz zurückzuweichen und Sachsen ihrem Gegner zu überlassen.

In dieser Schlacht war Napoleon seinen Gegnern um 23,000 Mann überlegen. Indeß hatte ihn der ihm zuge dachte Flankenstoß schwer getroffen, wenn nicht Wittgenstein die Zeit mit Einzelangriffen verloren hätte. Mit Ingrim fußte sich der alte Blücher, der nach 19stündiger Anstrengung, obgleich verwundet, nicht vom Pferd genommen war, in den gebotenen Rückzug. Unter den Schwerverwundeten befand sich der treffliche Scharnhorst, der nachher wegen Mißachtung seiner Wunde in unermüdlichem Diensteifer zu Prag starb.

Nachdem die Preußen und Russen unterhalb Dresden glücklich über die Elbe gekommen waren, besetzte Napoleon sogleich Dresden und bedrohte von da aus Berlin. Dieses wurde aber durch den in Stralsund lan-

henden Kronprinzen von Schweden und durch die Schlachtstellung der Verbündeten bei Baugen (in der Mitte der nach Berlin und Schlesien führenden Straßen) gedeckt. Entschlossen daher, die Macht seiner Feinde zu brechen, ließ es Napoleon (den 20. und 21. Mai) zur Schlacht bei Baugen kommen, die er nur mit schweren Opfern gewann, ohne einen vollen Sieg zu erringen, da sich die Verbündeten in Ordnung nach Schlesien zurückzogen.

Den Verlust der Schlacht bei Baugen mißt man der Einmischung eines höhern, der Kriegskunst nicht erfahrenen Willens in den Heerbefehl Wittgensteins bei. Besonders wurde es versäumt, den Kaiser Napoleon schon Tags zuvor anzugreifen, ehe der Marschall Ney mit 70,000 Mann zu ihm gestoßen war: denn nach dieser Vereinigung war Napoleon's Heer 160,000 Mann stark, während die Verbündeten nur 80,000 beisammen hatten. Am ersten Tag mußte man Baugen aufgeben, am zweiten Tag wurde man bei Wurßen geschlagen. Nach der Schlacht legte Wittgenstein sein Ober-Commando nieder, das nun Barclay de Tolly bekam.

Weil nun Napoleon fühlte, daß er es nicht bloß mit den Rabinetten, sondern auch mit dem Geiste der Völker zu thun habe, so gieng er am 4. Juni einen durch Oesterreich vermittelten Waffenstillstand ein, der zuletzt bis zum 10. August verlängert wurde.

Anfangs waren die deutschen Vaterlandsfreunde über den Waffenstillstand, der zu einem unrühmlichen Frieden zu führen schien, voll tiefen Schmerzes, während Napoleon schon den Frieden und dadurch die Wiederbefestigung seiner Macht in den Händen zu haben glaubte. Allein der Kummer deutscher Herzen sollte sich zuletzt doch noch in den Triumph der deutschen Waffen verwandeln.

Acht Tage vor dem Eintritt des Waffenstillstands war Hamburg wieder in die Hände der Franzosen gefallen und mußte für seinen Abfall 43 Mill. Fr. Strafe zahlen und sich die argen Mißhandlungen Davoust's und Vandamme's gefallen lassen. — Die Lüchow'sche Schaar wurde nach dem Eintritt des Waffenstillstandes widerrechtlich überfallen und verlor 300 seiner edlen Schwarzen. Seitdem wurde sie an die Nieberlbe beordert und absichtlich vom Vordergrund des Freiheitskampfes zurückgehalten.

Während dieses Waffenstillstandes suchten sich beide Theile möglichst zu verstärken. Zwar versuchte Oesterreich einen Frieden zu vermitteln, wurde aber von Napoleon zurückgewiesen und dadurch bewogen, von seinem neutralen Standpunkt abzugehen. Denn als sich England (jedoch nur für den ungeheuren Preis der preußischen Nordseeküste!) für Preußen und Rußland erklärte, trat nunmehr auch Oesterreich durch die Bemühungen preußischer Patrioten zu einer kühneren Politik ermuthigt, unter Metternich's Leitung auf die Seite der Verbündeten und erließ am 12. August seine Kriegserklärung an Napoleon. Also an Streitkräften überboten, sah sich nach abgelaufenem Waffenstillstande Napoleon bei Dresden, daß er zum Mittelpunkte seiner Operationen nahm, von den drei mächtigen Heeren der Verbündeten umstellt.

Die Gesamtzahl der letztern betrug über 800,000 Mann, die Macht Napoleon's 593,000 Mann. Die Macht der Verbündeten mußte sich aber weit herum vertheilen, so daß gegen die französische Hauptarmee in Sachsen nur etwa 430,000 Mann zu verwenden waren. Den Oberbefehl über die drei Heere der vier verbündeten Nationen hatte der österreichische Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg mit dem speciellen Befehl über die sog. böhmische oder Hauptarmee, welche

250,000 Mann betrug: in ihrer Nähe befanden sich Friedrich Wilhelm und Alexander. Der greise, aber noch jugendkräftige Blücher, dessen Vertrauen auf die Wiederherstellung Preußens nie gewankt hatte, befehligte mit seinem von Sneydenau geleiteten Stabe die sog. schlesische Armee, welche 100,000 Mann stark war. Die dritte, die sog. Nordarmee von 80,000 Mann, stand unter dem Befehl des Kronprinzen von Schweden (Bernadotte), unter welchem Bülow die Preußen commandirte. Die Einheit der Monarchen, ihre Übermacht an Reiterei und Geschütz und der Enthusiasmus des preussischen Volkes legten das Gewicht auf die Seite der Verbündeten, wiewohl ihnen ein mehrfach sich widersprechender Einfluß der Politik und Kriegsführung von Nachtheil war. — Auf französischer Seite war die Einheit des Willens, das Kriegsgenie Napoleons und der Vortheil der centralen Stellung, dagegen große Entmuthigung des Heeres und merkwürdiger Kriessüberdruß unter den Generalen, die ihre einzige Hoffnung auf den Glückstern ihres Kaisers und auf etwaige Fehler der Verbündeten setzten.

Am 10. August brach das schwarzenbergische Hauptheer aus Böhmen hervor und nahm seine Richtung auf Leipzig, um Napoleon von Dresden wegzuziehen. Während dieser, um den Schwarzenberg von seinem Zuge abzulenken, eine Bewegung nach Böhmen machte, erschien Schwarzenberg vor Dresden, zögerte aber mit dem Angriff auf diese Stadt, so daß Napoleon Zeit zur Wiederkehr nach Dresden bekam. Anstatt nun, nach verfehltem Moment, sich zurückzuziehen, machte Schwarzenberg am 26. August einen Angriff auf die Verschanzungen Napoleons, drang zwar in die Vorstädte ein, wurde aber durch einen doppelten Ausfall zurückgedrängt und verlor, da er die Nacht nicht zu einem gesicherten Rückzug benützte, am andern Tag die Schlacht bei Dresden.

Napoleon's Triumph darüber wurde aber anderwärts fast zu gleicher Zeit durch drei bedeutende Siege der Verbündeten gedämpft. Denn schon drei Tage zuvor (am 23. August) hatte Bülow mit den Preußen des Nordheers in der Schlacht bei Großbeeren (zwei Meilen vor Berlin) den Marschall Dudinot geschlagen; — am 26. August (also am gleichen Tage des Angriffs auf Dresden) besiegte Blücher mit dem schlesischen Heere den Marschall Macdonald in der Schlacht an der Katzbach (zwischen Jauer und Liegnitz) und rettete dadurch Schlesien. Am 30. Aug. errangen sodann der General Kleist mit Preußen und General Ostermann mit Russen auf den Höhen von Nollendorf den Sieg bei Kulm über den Marschall Vandamme, der selbst mit 10,000 Mann gefangen wurde.

Die Schlacht an der Katzbach (einem Gebirgsfluß mit dem Nebenfluß Neiße) begründete Blücher's Feldherrnruhm. Als die andringenden Franzosen über den vom Regen angeschwollenen Fluß drangen und ihn dem größten Theile nach schon überschritten und einen Berggrund zu ersteigen angefangen hatten, rief Blücher: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber! nun vorwärts!“ und nun gieng unaufhaltsam auf den Feind. Weil wegen des Regens viele Flinten nicht losgingen, so drehten die Soldaten eines brandenburgischen Bataillons die Gewehre um und erschlugen den größten Theil eines französischen Bataillons buchstäblich mit dem Kolben. Als darauf die französische Reiterei vorbrach und der Sieg sich auf ihre Seite wenden wollte, da zog Blücher seinen Säbel und stürmte an der Spitze eines Geschwaders mit dem Ruf: „Vorwärts! Hurrah!“ in den Feind, und siehe, bald waren die Franzosen den steilen Rand hinab gegen die wüthende Neiße geworfen wo sie entweder ertranken oder erschlagen oder gefangen wurden. Blücher eroberte 103 Kanonen und nahm 3 Generale mit 18,000 Mann gefangen, und überließ be-

deckten 12,000 todt oder verwundete Franzosen das Schlachtfeld. Seit diesem Siege fiengen selbst die Russen an, vor Blücher Respekt zu bekommen und gaben ihm den Namen „General Vorwärts“. Sein König erhob ihn in der Folge wegen dieser That zum Fürsten von Walsstatt (nach dem Namen eines Dorfes, das dem Schlachtfeld von Ragbach nahe liegt.)

Da der Kronprinz von Schweden für sich in steter Unthätigkeit verharrte (weil er seine Schweden für die Besitzergreifung Norwegens sparen und sich — dem Kaiser Napoleon und Frankreich gegenüber — im Fall eines schlimmen Ausganges den Rücken sichern wollte), so ließ Napoleon denselben durch Ney, seinen tapfersten Marschall, mit 75,000 Mann angreifen, und schon war der linke Flügel des Nordheeres zurückgedrängt, als Bülow, der die Gefahr erkannte, mit 50,000 Preußen dem Marschall Ney in die Flanke fiel und ihn durch den Sieg bei Dönnewitz (an der Straße von Wittenberg nach Züterbogk) in die Flucht schlug.

Als der Sieg errungen war, kam der Kronprinz herbei, verweigerte aber seine Reiterei zur Verfolgung und suchte den Ruhm Bülow's in einem unrichtigen Schlachtbericht zu schmälern. Bülow wurde aber von seinem Monarchen in den Grafenstand erhoben und mit dem Ehrennamen von Dönnewitz geschmückt.

Das Ergebniß dieser Siege war, daß Österreich (durch Metternich) im Treplicher Vertrag vom 3. September die Sache der Verbündeten zu der seinigen machte, und daß die drei Monarchen in geheimen Artikeln vom 9. Sept. einander den Bestand ihrer Staaten (des preußischen und österreichischen nach dem Umfang von 1806) gewährleisteten und die die Auflösung des Rheinbundes beschloßen.

§. 287. Napoleon hatte nun bereits 120,000 Mann eingekauft, und war nur noch halb so stark, als die Verbündeten. Anstatt nun auf einen ungehinderten Rückzug bedacht zu sein, verweilte er noch vier Wochen in Dresden, und suchte bald das böhmische (schwarzenbergische), bald das schlesische (blücher'sche) Heer zu einer Hauptchlacht zu verlocken und, selbst wider die Ansicht seiner Generale, die Elbe zu halten, wobei ihm die fortdauernde Unthätigkeit des Kronprinzen von Schweden zu Statten kam.

Als jedoch Schwarzenberg sein Heer durch die russische Reserve unter Bennigsen verstärkt sah, machte er am 26. Sept. seinen längst beabsichtigten Linksabmarsch über das Erzgebirg nach Sachsen, während Bennigsen auf Dresden losging und Blücher bei seinem Rechtsabmarsch durch York's Sieg bei Wartenburg den Übergang über die Elbe erzwang und sich mit der nun gleichfalls über die Elbe rückenden Nordarmee vereinigte.

Bei Wartenburg macht die Elbe einen Bogen und bildet eine durch Dämme geschützte Halbinsel, welche Marschall Ney durch den General Bertrand hatte besetzen lassen. Den Angriff auf diese feindliche Stellung leitete General York, der am 3. October unter dem größten Feuer der französischen Batterien über die Elbe gieng und die Halbinsel eroberte, worauf Blücher am andern Tag mit seiner ganzen Armee den Übergang bewerkstelligte.

Durch diese vereinten Bewegungen der verbündeten Heere sah sich Napoleon gezwungen, Dresden als Stützpunkt aufzugeben und, nach Zurücklassung eines Besatzungscorps von 30,000 Mann unter St. Cyr,

1813

elbe=abwärts zu ziehen. Nachdem er vier Tage in Düben (8 Stunden von Wittenberg) rathlos zugebracht hatte, faßte er am 13. October den Entschluß, alle seine Armeecorps bei Leipzig zu concentriren. Da gebot Schwarzenberg allen verbündeten Heeren, den Kaiser Napoleon Schritt für Schritt von allen Seiten einzuschließen, und schon am 14. Oct. traf die Reiterei der schwarzenbergischen Vorhut mit Murat's Reitercorps bei Liebertwolkwitz zusammen und trug den Sieg über dasselbe davon. Der 15. October verlief auf beiden Seiten mit Vortehrungen zur Schlacht, welche sich sodann am 16. und (nach eintägiger Ruhe) am 18. October als die **Völkerschlacht bei Leipzig** mit ewig denkwürdigen Zügen in die Tafeln der Geschichte eingrub, indem sie Deutschlands Befreiung vom französischen Fremdjoch entschied und die deutschen Völkerstämme wieder zu einem Brudervolke vereinigte.

Das Schlachtfeld, eine mehrere Meilen weit bei Leipzig sich hinstretchende baumlose Ebene auf der rechten Uferseite der Elster und Pleiße, ist durch die Partha, einen kleinen Fluß, der, um Taucha herumbeugend, unterhalb Leipzig in die Pleiße fällt, in zwei Theile getheilt, auf deren südlichem der Hauptkampf vorfiel. — Die Hauptmacht Napoleon's, die am 15. October 171,000 M., am 18. October noch 150,000 M. betrug, dehnte sich anfangs in einem Halbkreis von Paunsdorf nach Propsthaida bis an das Gehölz von Connewitz aus. Die ihn umkreisende Heeresmasse der Verbündeten war doppelt so groß. Das schlesische Heer unter Blücher stand bei dem Dorfe Großkugel dem Rey gegenüber; von dem böhmischen (schwarzenbergischen) Heere stand eine Abtheilung zwischen der Elster und Pleiße bei Pegau gegen Connewitz hin, eine zweite Abtheilung auf dem linken Ufer der Elster theils gegen den Paß von Lindenau, welchen Bertrand vertheidigte, um dem Kaiser die Rückzugsstraße nach Erfurt zu decken, theils auf dem rechten Ufer der Pleiße dem Napoleon gegenüber, der zu Propsthaida seinen Stand hatte. Das Nordheer stand erst um Halle.

Die Leipziger Schlacht war im Grunde eine Reihe von Schlachten und Gefechten, die sich zwei Tage hindurchzogen. Am ersten Tage fielen die Schlachten bei Wachau, bei Lindenau und Möckern vor: in den beiden erstgenannten Schlachten siegte Napoleon (bei Wachau durch Marschall Victor, bei Lindenau durch Marschall Bertrand), die letztere gewann Blücher (über den Marschall Marmont) und stellte dadurch das Gleichgewicht wieder her. Am Nachmittag des ersten Tages trat bei Guldengossa ein entscheidender Moment ein, indem Napoleon beschloß, das dort stehende Centrum der Verbündeten zu durchbrechen. König Murat ließ daher durch Latour-Maubourg mit 9000 Reitern einen wüthenden Angriff machen. Schon hatte dieser die russische und österreichische Reiterei zersprengt und stürmte auf den Hügel zu, wo die beiden Monarchen standen, so daß sie einen andern Standpunkt nehmen mußten, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen. Da setzte sich Fürst Schwarzenberg selbst an die Spitze des Leibfusenregiments und schlug mit ihm und noch hinzukommenden Dragonern den athemlos ankommenden Feind glücklich zurück. — In der Nacht vom 16. auf den 17. machte Napoleon durch den gefangenen General Meervelt Friedensvorschlüge, und wartete am 17., ohne die Schlacht zu erneuern, auf deren Annahme. Da diese aber nicht erfolgte, so ließ er vorsorglich den Bertrand nach Weissenfels aufbrechen, um dort den Übergang über die Saale zu sichern.

Am 18. October erfolgte die Hauptschlacht. Napoleon hatte seinen Standort auf einer Anhöhe bei einer Windmühle. Ein Geschützdonner aus mehr als 1000 Kanonen eröffnete die Schlacht, die auf verschiedenen Punkten entbrannte und in ihrem Verlauf sich auf Napoleons rechtem Flügel um Propsthaida, auf dem linken Flügel um Schönfeld concentrirte. Der Kronprinz von Schweden mit dem Nordheere rückte erst um 4 Uhr Nachmittags in die

Schlachtlinie ein. Napoleon wurde zwar auf beiden Flügeln zurückgedrängt, behauptete sich aber im Centrum bei Propstheida und seine junge Garde vertheidigte den Lindenauer Paß den ganzen Tag mit Erfolg, weil man versäumt hatte, Verstärkung dorthin zu schicken. Da jedoch mitten in der Schlacht die auf 4166 Mann zusammengegeschmolzenen Sachsen sammt einer württembergischen Reiterbrigade zu den Verbündeten übertraten und Napoleon sich nach dem Verluste der Stellung bei Schönfeld zur Herbeiführung eines glücklichen Ausganges zu geschwächt fühlte, so ertheilte er beim Einbruch der Nacht Rückzugsbefehle, welche in der Nacht ausgeführt wurden.

Nach ertheilten Anordnungen zum Rückzug ließ sich Napoleon auf dem Platze bei jener Windmühle, von wo aus er den Tag über meistens die Schlacht geleitet hatte, einen hölzernen Schemel bringen, auf dem er erschöpft in Schlummer fiel. Duster und stumm standen die Generale und Adjutanten am Wachtfeuer, dessen Schein auf sein blaßes Gesicht fiel. Doch schon nach einer Viertelstunde erwachte er wieder und warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise umher, faßte sich aber gleich, und fuhr fort, weitere Befehle zu ertheilen. Plötzlich schlug eine Granate in's Wachtfeuer und wühlte es auseinander. Als man es wieder anschürte, fuhr eine Kanonenkugel mitten in dasselbe hinein und löschte es vollends aus. Ruhig blieb Napoleon stehen und betrachtete sinnend die Kugel. Sodann brach er auf — es war 8 Uhr und ritt nach Leipzig hinein, wo er im Gasthaus zum — König von Preußen abstieg und tief in die Nacht hinein mit seinen Vertrauten arbeitete.

Die Monarchen aber, welche auf die Nachricht von dem errungenen Sieg auf dem Hügel, auf welchem sie die Schlacht beobachtet hatten, Gott im stillen Gebet gedankt hatten, veranlaßten auf jener Stelle noch eine Versammlung der Heerführer. Ein Theil war der Meinung, Napoleon werde die Schlacht am andern Tage erneuern und trug auf deßhalb zu treffende Anordnungen an. Alexander und Blücher, überzeugt, Napoleon denke nur auf Rückzug, rathen, ihm auf dem Rückzug in die Seite zu fallen, drangen aber nicht durch.

Nachdem Napoleon, von allen Seiten in die Enge getrieben, den Rückzug angetreten hatte, schritten die Verbündeten am Morgen des 19. Octobers zur Erstürmung Leipzigs, das von Macdonald und Poniatowsky so lange vertheidigt wurde, bis die Reiterei und die Garben abgezogen waren. Diese beiden Marschälle wichen nur nach dem angestrengtesten Kampfe, und wollten sich dann über die Elsterbrücke gleichfalls auf den Rückzug machen, als kurz vor ihrem Übergang jene Brücke durch eine voreilig angezündete Mine in die Luft sprang und beide sich vom Rückzuge abgeschnitten sahen. Um sich zu retten, drängte sich die Masse der Abgeschnittenen nach dem Flusse; aber nur Macdonald kam glücklich über denselben, der junge Polenheld Poniatowsky aber, von seinem scheuen Pferde fortgerissen, ertrank und mit ihm fanden Tausende theils in den Wellen, theils durch die Geschosse der Verfolgenden ihren Tod.

Unter dem letzten Donner des Geschüßes hielten die Monarchen ihren Einzug in Leipzig, das vorher der König von Sachsen hatte verlassen müssen, um als Gefangener unter Bedeckung nach Berlin gebracht zu werden. — So war denn Deutschlands Befreiung durch diese Völkerschlacht erkämpft. Alles Volk in ganz Deutschland gab sich der Siegesfreude hin und faßte Hoffnung auf eine große Zukunft. Aber schwer wog der Preis dieses Kampfes: denn der Verlust an Streitkräften betrug in diesen vier Tagen auf Seite der Verbündeten von Todten und Verwundeten 51,000 Mann. Napoleon hatte neben 15,000 Todten noch 20,000 Ge-

fangene verloren und 23,000 Verwundete in Leipzigs Lazarethen zurückgelassen.

Die Verbündeten standen absichtlich von einer energischen Verfolgung ab, und so konnte das fliehende Heer der Franzosen theils über Raumburg, theils — und zwar Napoleon selbst — über Freiburg entkommen, so daß er sechs Tage nach der Leipziger Schlacht Erfurt erreichte, von wo aus er seinen Weg über Hanau nahm. Dort stellte sich ihm zwar das vom Feldmarschall Wrede geführte Heer der Bayern entgegen, deren trefflicher König Max I sich schon am 12. Oct. (also noch vor der Leipziger Schlacht) durch den Vertrag von Ried an die Verbündeten angeschlossen und am 14. Oct. den Krieg erklärt hatte; allein Wrede konnte das weit stärkere Heer Napoleon's nicht aufhalten, der nach der Einnahme von Hanau über Mainz nach Paris eilte.

Wrede war mit 31,600 Mann Bayern und 25,000 Österreichern am 17. Oct. bei Donauwörth über die Donau und von da über Ausbach nach Würzburg gezogen und hatte zwischen dem 24. bis 25. Oct. diese Stadt, jedoch ohne die Festung genommen. Ein Befehl der Verbündeten rief ihn von da nach Hanau, um den von der Berra her nach dem Main und Rhein fliehenden Franzosen entgegenzutreten. Da ungewiß war, ob Napoleon den Weg nach dem Rhein über Weßlar oder über Hanau wählen würde, so entsendete Wrede verschiedene Corps theils nach Gelnhausen, theils nach Frankfurt, und behielt nur 40,000 Mann bei Hanau. Als daher Napoleon mit 65,000 Mann bei Hanau anlangte, so war Wrede dadurch im Nachtheil. Da es dem Kaiser nicht um eine eigentliche Schlacht zu thun war, so galt es für ihn, auf Einem Punkte durchzubrechen. Dieß gelang ihm mit Hülfe des heftigsten Geschützfeuers und ungestümmen Reitersturms. Zwar befahl Wrede einen erneuerten Angriff mit 60 Geschützen zu machen, erhielt aber zur Antwort, daß der bayrisch-österreichischen Artillerie die Munition ausgegangen sei: daher blieb ihm nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Um ein abermaliges Vordringen Wrede's zu verhindern, ließ Napoleon die Stadt nehmen und brach nach Frankfurt auf. Wrede nahm zwar den Franzosen in einem Sturm die Stadt wieder ab und verfolgte sie bis an die Ringelbrücke, wurde aber durch eine Kugel schwer verwundet. — Von Frankfurt aus, wo noch ein Gefecht statt hatte, zog Napoleon über Höchst nach Mainz, von wo er im Frühjahr mit 300,000 Mann und 3000 Kanonen ausgezogen war, und wohin er jetzt nur mit noch 70,000 Mann und 200 Kanonen zurückkam. — Auch Jérôme war bereits aus Cassel nach Frankreich entflohen.

§. 288. **W**eil die Fortsetzung des Kriegs den Monarchen bedenklich schien, so ließen sie dem Napoleon den Frieden anbieten, wenn er sich mit der Rheingränze begnügen wollte. Napoleon gieng darauf ein; da er aber zu gleicher Zeit umfassende Rüstungen betrieb, so trauten ihm die Monarchen nicht und beschloßen, den Krieg bis zu seiner stärkern Demüthigung fortzusetzen. Es rückten daher die verbündeten Heere wieder vorwärts und in Kurzem war das ganze rechte Rheinufer befreit. Der Rheinbund, das Königreich Westfalen und die Großherzogthümer Frankfurt und Berg lösten sich auf: Württemberg und die noch übrigen Rheinbundfürsten traten der Sache der Verbündeten bei. Die vertriebenen deutschen Fürsten kehrten in ihre Länder zurück und auch Preußen nahm seine verlorenen Länder wieder in Besitz. Sachsen, Frankfurt und Berg wurden einstweilen unter eine Centralverwaltungs-

behörde gestellt und aus den Contingenten der bisherigen Rheinbundländer acht Armeecorps, zusammen aus 290,000 Mann gebildet. (Die Organisation einer Volksbewaffnung, wie sie Preußen hatte und behielt, ließ sich nicht durchführen).

Mit der unbedingten Zurückgabe aller jener Ländtheile an ihre vorigen Besitzer wurden die Erwartungen vieler Patrioten in Betreff der Wiederherstellung eines deutschen Reiches nicht erfüllt. Denn ein größeres einheitliches Deutschland lag nicht in den Absichten Alexander's, weil dann Rußland weniger Einfluß auf dasselbe hätte üben können; anderseits erschien dem Fürsten Metternich, als dem Lenker der österreichischen Politik, der deutsch-nationale Aufschwung gefährlich. Darum wurde auch die schon seit dem Frühjahr eingesetzte und unter Stein's Leitung gestellte Centralverwaltungsbehörde für Deutschland in ihrer Wirksamkeit möglichst eingeschränkt, so daß ihr nur Sachen, Frankfurt, Berg, als gewissermaßen noch herrenlose Gebiete, unterstellt wurden.

Die meisten von den Franzosen besetzten Festungen ergaben sich; (doch Glogau, Magdeburg, Würzburg, Weisel und Mainz hielten sich bis zum Frieden.) Die Dänen wurden durch den Kronprinzen von Schweden zum Frieden von Kiel und zur Abtretung Norwegens an denselben gezwungen und begnügten sich mit Schwedisch-Pommern, während Preußen von ihnen die Insel Rügen gegen das Herzogthum Lauenburg eintauschte.

Da nach vielfachen Erwägungen beschlossen wurde, Napoleon in Frankreich selbst zu bekriegen, so rieth Blücher zu einem raschen Eindringen und Vorgehen auf Paris, ehe Napoleon Zeit gewonnen hätte, seine großen Rüstungen zu vollenden. Allein es wurde Schwarzenberg's Angriffsplan, Frankreich von verschiedenen Seiten her durch getrennte Heere langsam zu überziehen, vorgezogen, und so gedachte Napoleon, der bereits 220,000 Mann beisammen hatte, in seiner gewohnten Weise, die Feinde einzeln zu vernichten.

Der rechte Flügel der Verbündeten, von Bülow befehligt, drang schon im November in Holland ein, befreite es und gab es seinem rechtmäßigen Fürsten, Wilhelm von Oranien, zurück. Der linke Flügel, aus dem Hauptheere von 230,000 Mann bestehend und von Schwarzenberg befehligt, rückte durch die Schweiz bei Basel (am 20. und 21. Dec.) über den Rhein in das Burgundische ein, um dem aus Spanien vorrückenden Wellington, der unterdeß durch seinen Sieg bei Vittoria und durch die Schlacht an den Pyrenäen die Franzosen aus Spanien hinausgeschlagen hatte und schon auf französischem Boden stand, die Hand zu bieten.

Mit dem schlesischen Heere überschritt in der Neujahrsnacht d. J. 1814 Blücher den Mittelrhein (bei Coblenz, Caub und Mannheim), drang durch Lothringen und stieß am 29. Jan. bei Brienne auf Napoleon, vor dessen Übermacht er sich aber zurückziehen mußte; allein schon ein paar Tage darauf (am 1. Febr.) brachte er denselben bei La Rothière einen solchen Nachtheil bei, daß derselbe zurückwich und den Verbündeten die Champagne preisgab. Nach diesem Siege hielten Schwarzenberg und die beiden Monarchen eine Zusammenkunft mit Blücher in Brienne,

wobei letzterer auf einem raschen vereinigten Vordringen gegen Paris bestand. Allein er wurde überstimmt und für den Zug nach Paris eine abermalige Trennung der Hauptheere beschloffen, weil der Unterhalt für so große Truppenmassen auf Einem Terrain zu schwierig war. Diese Trennung konnte aber dem Kaiser Napoleon nur erwünscht sein. Er warf sich daher, ohne das auf Umwegen ziehende Corps Schwarzenbergs zu beachten, wieder auf das an der Marne abwärts ziehende Heer Blüchers, und da dieses unvorsichtiger Weise in vier getrennten Abtheilungen dahinzog, so wurde jede derselben von Napoleon einzeln geschlagen und Blücher selbst nur durch die aufopfernde Tapferkeit der Preußen unter Kleist und Ziethen gerettet.

Die erste Abtheilung wurde bei Champaubert von Napoleon selbst, die zweite bei Montmirail, die dritte (unter York) bei Chateau-Thierry, die vierte (unter Blücher) bei Baugampg geschlagen. Das schlesische Heer erlitt in diesen vier Treffen einen Verlust von 15,000 Mann. Doch brachten diese Niedertheile den Vortheil herbei, daß sie einen faulen und schlechten Frieden verhinderten: denn wäre man nach Blüchers Vorschlag ohne Aufenthalt nach Paris vorgedrungen, so hätte Napoleon vielleicht die ihm in Chatillon angebotenen Friedensbedingungen mit den Gränzen von 1792 angenommen und alle bisherigen Anstrengungen, Napoleon's Macht unschädlich zu machen, wären vergeblich gewesen.

Hierauf wandte sich Napoleon gegen Schwarzenberg, der mit Mühe auswich und sich über Troyes zurückzog, so daß die Monarchen, wegen durch Napoleons wieder erwachendes Glück, einen Waffenstillstand anboten, den aber Napoleon mit den Worten verwarf, er sei jetzt Mainz näher als Paris! Auch Blücher hatte von Schwarzenberg den Befehl erhalten, sich zurückzuziehen; da aber Blücher in Übereinstimmung mit seinem Könige sich nicht dazu hergab, so wurde beschloffen, wieder angriffsweise zu verfahren und auch Schwarzenberg erhielt die Weisung, sein Zurückweichen einzustellen. Als sodann Schwarzenberg einen Sieg bei Bar sur Aube über Dubinot und Macdonald errang, so erneuerten die drei Monarchen ihren Bund. Nachdem sich hierauf Blücher mit dem aus Holland heranziehenden Bülow vereinigt hatte, beschloß er, den Napoleon, der soeben mit 50,000 Mann die Stadt Craonne inne hatte, durch ein russisches Infanteriecorps zum Angriff zu reizen. In diesem Treffen bei Craonne, dem blutigsten im ganzen Feldzug jenes Jahres, hielt sich französisches Ungestüm und russische Ausdauer völlig die Wage; doch verloren die Franzosen das Doppelte an Todten und Verwundeten. Jetzt erst wurde Napoleon gewahr, daß er es nur mit einem Theile des schlesischen Heeres zu thun gehabt hatte, und daß der andere Theil, die Preußen, noch in der Aufstellung begriffen wären. Er zog daher noch in der Nacht seine Streitkräfte zusammen und griff am 9. März die Vereinigten in einem kühnen Überfall an. Es war die Schlacht bei Laon, welche am ersten Tage keine Entscheidung brachte, bis sie in der darauffolgenden Nacht sich durch York und Kleist in der Niederlage des rechten französischen Flügels für die Verbündeten entschied. — Napoleon blieb zwar am folgenden Tage in seiner Stellung, zog aber dann ab, und wendete sich wieder gegen Schwarzenberg. Dieser aber schlug

bei Arcis sur Aube den Angriff Napoleons zurück, der als er gewahrte, daß er das ganze Schwarzenbergische Heer vor sich habe, die Schlacht schnell abbrach und sich vor dem Untergang rettete.

Als der Kaiser Napoleon in dieser Schlacht bemerkte, daß sein Fußvolk wankte und über eine Brücke fliehen wollte, warf er sich den Flüchtlingen mit dem zornigen Ruf: „Wer will über die Brücke eher als ich?“ entgegen und brachte sie zu erneuertem Angriff. Kurz darauf platzte eine Granate vor seinen Füßen und hüllte ihn in eine Wolke von Staub und Rauch, so daß man ihn für verloren hielt. Er war wirklich mit dem Pferde gestürzt, erhob sich aber rasch wieder, setzte sich auf ein anderes und commandirte fort.

Hierauf faßte Napoleon den Gedanken, sich kühn hinter den Rücken der Verbündeten zu werfen, und wandte sich zum Schein dem Rhein zu, um dadurch seine Gegner dorthin zu locken. Er ahnte nicht, daß dieser Gedanke sein Verderben war. Denn da er dadurch die Straße nach Paris offen ließ, traten sogleich die Monarchen mit ihren Heerführern in einen Kriegsrath zusammen, worin beschlossen wurde, ihm den Rhein preiszugeben, dagegen alle Truppenkörper in der Gegend von Chalons zusammen zu ziehen, um einen gemeinsamen Schachzug zu thun. Der Kaiser Franz, der sich damals zu Bar sur Aube befand, ließ sich bestimmen, mit dem diplomatischen Corps zur Südarmee nach Dijon zu gehen, um mit derselben die Verbindung mit Italien offen zu erhalten. Und nun konnten desto ungehinderter die Männer der Kriegspartei die früher schon angeregte Idee eines unmittelbaren Zugs nach Paris ausgreifen, und da Kaiser Alexander er aus aufgefundenen Depeschen des Pariser Polizeichefs Savary an Napoleon und aus andern Nachrichten darthun konnte, daß man in Paris wegen der Fortsetzung des Kriegs in der gedrücktesten Stimmung und die Stadt so gut wie vertheidigungslos wäre, so ließ sich auch der König von Preußen für den Plan gewinnen, und Schwarzenberg erklärte, daß jetzt der strategische Moment gekommen sei, in welchem sich der Angriff auf Paris ausführen lasse.

Sogleich wurden nun die Befehle zum Vorrücken ertheilt: Schwarzenberg bezog mit dem böhmischen Heere zunächst ein Lager zu Fère Champenoise; Blücher, erfreut, daß sein Herzenswunsch endlich in Erfüllung gehen sollte, schlug mit dem schlesischen Heere einen andern Weg ein, um nachher einlenkend sich an das vorrückende böhmische Heer anzuschließen. Andere einzelne Corps wurden nach andern Seiten abgeordnet, um Napoleons Bewegungen im Rücken zu beobachten und die Verbindung mit der Südarmee offen zu erhalten.

Am 24. März zogen von Paris her zwei französische Corps, zusammen 25,000 Mann unter den Marschällen Marmont und Mortier, welche, ohne etwas von diesen Vorgängen zu wissen, von Napoleon beordert waren, sich mit ihm zu vereinigen. Sie wurden aber bei Fère Champenoise geschlagen und mußten sich nach einem Verlust von 5000 Todten und Verwundeten und 10,000 Gefangenen nach Paris zurückziehen.

Während das böhmische Heer noch im Übergang über die Marne begriffen war, zog das schlesische Heer unaufgehalten weiter und langte am 30. März vor Paris an. Die Bestürzung in dieser Stadt war groß:

Marie Luise und König Joseph, als zur Vertheidigung bestellter Statthalter, verließen Paris und zogen sich hinter die Loire nach Blois zurück; alle Großwürdenträger entflohen, bis auf den schlaun Talleyrand, der insgeheim seinen Vortheil bei den Verbündeten suchte, und nur Marmont und Mortier vertheidigten mit 15,000 Mann und den Polytechnikern — der erstere die Ostseite der Stadt auf einem Plateau (zwischen Vincennes und einem Canal), — der andere die Nordseite mit dem Montmartre.

Nach der Annäherung der beiden verbündeten Heere nahm Schwarzenberg eine Frontstellung auf der Ostseite, Blücher seine Stellung auf der Nordseite des Montmartre. Nach der Einschließung der Stadt begann der Angriff und noch am Abend desselben Tages capitulirte die Stadt.

Marmont auf seinem Plateau setzte zwar den äußersten Widerstand entgegen, wurde aber zurückgedrängt. Während der Sturm auf dieser Seite im Gang war, bestürmte Blücher den Montmartre, auf welchem König Joseph als Statthalter die Vertheidigung leiten sollte. Erschrocken aber über den massenhaften Andrang übergab er sie dem Marschall Mortier mit der Vollmacht zu unterhandeln und flüchtete sich ebenfalls nach Blois. — Als Marmont das Plateau nicht mehr halten konnte und Blüchers linker Flügel bereits in eine Vorstadt eindrang, und die wichtigsten Punkte bis an die Barrieren in den Händen der Verbündeten waren, suchte Marmont um einen Waffenstillstand nach und erhielt ihn behufs einer Capitulation. Schon hatte Blücher 84 Kanonen auf den Montmartre hinaufschaffen lassen, um die Stadt zu beschießen, als er zu seinem Verdrusse Kunde von der Capitulation bekam, bei welcher der Stadt die größte Schonung zugesagt war. In der Nacht kamen dann die beiden Monarchen mit den vornehmsten Diplomaten (Metternich, Nesselrode, Caslereagh) in Talleyrands Hause zusammen, wo die Grundsätze festgestellt wurden, nach denen man Frankreich den Frieden gewähren wollte.

Am andern Tag, den 31. März, hielten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm an der Spitze ihrer Heere ihren Siegeseinzug in die Hauptstadt Frankreichs, deren Bevölkerung sie sogar mit Jubel aufnahm, welcher schon mit einem Hochruf auf die Bourbonen untermischt war.

Noch an demselben Tage erklärten die Verbündeten in einem Manifest, daß Napoleon zu regieren aufgehört habe, und am andern Tage sprach sich der französische Senat für die Rückkehr der Bourbonen aus und bestellte bis zur Ankunft Ludwigs XVIII (des ältesten Bruders Ludwigs XVI) einstweilen eine provisorische Regierung von vier Mitgliedern mit Talleyrand an der Spitze.

Unterdeß war Napoleon, als er gewahr wurde, daß er mit seinem Zug an den Rhein in der Luft stehe, in Eilmärschen gegen Paris gezogen, um die Capitulation zu hintertreiben, kam aber zu spät und faßte nun den Plan, mit seinen Garden und andern zusammengezogenen Truppen, etwa 50,000 an der Zahl, Paris wieder zu erobern. Aber die Verbündeten hatten in dieser Voraussicht 100,000 Mann auf dem linken Rheinufer vereinigt, und als Napoleon dennoch zum Angriff schreiten wollte, bezeugten seine Generale keine Lust, sich für seine verlorene Sache zu opfern, ja ein Theil seines Heeres fiel von ihm ab. Er sah sich daher genöthigt, seine unbedingte Abdankung für sich und seine Nachkommen (in

Bezug auf Frankreich und Italien) niederzuschreiben und mit der italienischen Insel *Elba* als künftiger Herrschaft vorlieb zu nehmen, deren kleine Fläche der Riesengeist, der einer Welt geboten hatte, in wenigen Stunden durchweilen konnte.

Seine Gemahlin *Marie Luise* erhielt *Parma* mit *Piacenza* und *Gualfatta* als ein Großherzogthum; seine übrigen Verwandten durften mit dem Prinzentitel nicht nur alle ihre Güter behalten sondern erhielten noch 2½ Mill. Fr. Einkünfte; *Josephine* bekam eine Million besonders (sie starb aber noch in demselben Jahre); der *Vizekönig Eugen* bekam die Anwartschaft auf ein mediatisirtes Fürstenthum außerhalb Frankreich.

Frankreich aber kam wieder an die *Bourbonen* und erhielt durch *Ludwig XVIII.*, der am 4. Mai seinen feierlichen Einzug in *Paris* hielt, eine constitutionelle Verfassung und im *Frieden von Paris* (d. 30. Mai) die Gränzen von 1792.

Diese Gränzen wurden ihm noch durch die Grafschaften *Avignon* und *Benais* sin und mit 150 Q. M. in *Savoyen* und am *Oberrhein* vermehrt. — Daß dem „restaurirten Frankreich“ nicht nur Alles, was es vor der *Revolution* be-
 sessen, sondern auch das, womit es sich auf Kosten *Deutschlands* vergrößert hatte, gelassen wurde, und nicht einmal eine Entschädigung für die seit 20 Jahren in *Deutschland* erhobenen unermesslichen *Contributionen* geben mußte, hatte es der Kunst französischer *Diplomatie*, namentlich *Talleyrand's*, welcher auf manche Persönlichkeiten gleichwohl einzuwirken wußte, so wie der gegenseitigen Eifersucht der Verbündeten zu danken. Stand man doch auch von der Zurückforderung der geraubten Kunstschätze ab; ja die wunderthame Großmuth der Sieger machte sich sogar ansehnlich, die Schulden, welche ehemals auf den an Frankreich abgetretenen Provinzen gehaftet hatten, durch Ankauf des Capitalbetrags der Renten zu lösen! Auch auf dem in Aussicht gestellten europäischen Congreß, auf dem doch auch *Deutschlands* Angelegenheiten geregelt werden sollten, erhielt Frankreich Sitz und Stimme. Und so war vorauszusehen, daß es die außerdeutschen Mächte zu einer von den Deutschen gewünschten Reichseinheit nicht würden kommen lassen, zumal sich die meisten Rheinbundstaaten vorher von *Osterreich* und den andern Mächten ihre Souveränitäten hatten zusichern lassen. — Ehe die Monarchen mit ihren Feldherren und Staatsmännern die Rückkehr in ihre Staaten antraten, machten sie (mit Ausnahme des Kaisers *Franz*, der nach *Wien* zurückkehrte, um Anstalten für den Congreß zu treffen,) auf Einladung des Prinz-Regenten von *England* einen Besuch in *London* und empfingen dort die dankbare Huldigung des englischen Volks. Besonders war *Fürst Blücher*, der Heldengreis, Gegenstand vieler Ehren in den Straßen, wie in den Salons daselbst.

§. 289. Um Europa's und Deutschlands Angelegenheiten zu ordnen, wurde 1814 (a. 1. Nov.) der *Monarchen-Congreß zu Wien* eröffnet. Es war diese Versammlung von Kaisern, Königen, Fürsten und Staatsmännern die glänzendste, welche je, auch die Zeiten des ehemaligen römisch-deutschen Reiches nicht ausgenommen, in *Deutschland* gehalten worden war. Die hohen Häupter und sonstigen vornehmen Gäste mit ihren Gemahlinnen, bewegten sich in einem fortwährenden Zauberkreise von Feiern und Vergnügungen, die von der großartigsten Gastfreundschaft des Kaisers *Franz* und von der Erkenntlichkeit der andern Monarchen zeugten. (Auch hier, wie vorher in *Paris*, bildete Kaiser *Alexander* den Mittelpunkt der Huldigungen.)

Dazwischen und daneben beriethen sich die Minister und andere Diplomaten in verschiedenen, je nach den Berathungsgegenständen abgetrennten Sitzungen über die Art und Weise, wie die durch die französische

Revolution und napoleonische Herrschaft verschobenen Besitz- und Territorialverhältnisse in ein neues, den Umständen angemessenes Gleichgewicht könnten gesetzt werden. Daß nicht alle großen und kleinen Mächte mit ihren theils begründeten, theils unbegründeten Forderungen gleichmäßig befriedigt werden könnten, war vorauszusehen. Daß es aber dabei zu einem solchen Chaos von Verwicklungen und aufeinander stoßenden Interessen kommen werde, hatte man sich nicht gedacht.

Daher nahmen die Verhandlungen, die sich meist um Länderentschädigungen drehten, einen sehr langsamen Gang, der bei dem Widerstreit der Forderungen und Wünsche sogar mit Uneinigkeit zu endigen drohte. Da Kaiser Franz sich fest weigerte, die deutsche Kaiserkrone wieder anzunehmen, Rußland und England ein einheitliches deutsches Reich nicht in ihrem Vortheil liegend fanden, so kam diese dem deutschen Volke anfangs in Aussicht gestellte Idee gar nicht auf die Tagesordnung des Congresses, sondern es handelte sich nur darum, wie Deutschland in einen Bund unabhängiger Staaten umzuwandeln sei. Die Berathungen darüber sollten sich auf die föderative Form, also auf die Verhältnisse der Bundesglieder zu einander beziehen; das Verhältniß des deutschen Bundes zu den europäischen Staaten zog der Congress vor sein allgemeines Forum.

Als Glieder des deutschen Bundes wurden von vorne herein nur diejenigen Staaten und Landestheile, welche (mit Ausnahme Belgiens) zum deutschen Reiche gehört hatten, erklärt und unter diesen Staaten nur die souveränen anerkannt, unter welchen dann Oesterreich den Vorsitz bekam. Welche Staaten zu den souveränen gehören sollten, hieng bloß von der Bestimmung der größeren Staaten ab, die erst später die kleineren zu den Berathungen zuließen.

Die größten Schwierigkeiten bei den allgemeinen Congressverhandlungen boten Polen, Belgien und die Schweiz. Über den Besitz Polens entzweiten sich gleich anfangs die Hauptmächte so, daß es zwischen England, Frankreich und Oesterreich einerseits und Rußland anderseits fast zum Schwertziehen gekommen wäre. Denn Alexander forderte das ganze Herzogthum Warschau, und als Oesterreich und England in diesen Zuwachs russischer Macht nicht einwilligten, ließ Alexander durch seinen Bruder Constantin die Polen in die Waffen rufen, wogegen Oesterreich, England und Frankreich einen Vertrag zum bewaffneten Widerstand schloßen. Preußen stand anfangs auf russischer Seite, weil ihm Alexander dafür ganz Sachsen versprochen hatte: dagegen hatte Kaiser Franz dem Könige von Sachsen versprochen, ihm sein Land nicht ganz nehmen zu lassen.

Endlich verglichen sich die streitenden Theile zum meist auf Kosten — Preußens, das für die Hingabe von Ostfriesland an Hannover (also für den Verlust seines Antheils an der Nordsee), und für die Abtretung der Markgraffthümer Ansbach und Bayreuth an Bayern — sich mit der kleinern und ärmern Hälfte Sachsens, mit Posen und einem Zuwachs am Rhein begnügen mußte, während sich Oesterreich (für die Niederlande und Oberschwaben) mit Venedig und mit seinem ehemaligen Antheil an Galizien —, Rußland aber mit dem größten Theile des vorherigen

Großherzogthums W a r s c h a u (unter dem Titel eines Königreichs) vergrößern durfte.

Der Besitz von Belgien, das vor der Revolution österreichisch, also deutsch gewesen war, regte gleichfalls die Gemüther auf. Anstatt es an Deutschland zurückzugeben und dort Preußen für Ostfriesland zu entschädigen, bestund England auf der Vereinigung Belgiens mit Holland, um durch ein unnatürliches Königreich der Niederlande ein vermeintlich starres Bollwerk gegen Frankreich zu bilden. — Desgleichen gab die Schweiz und ihre Verhältnisse nach der Aufhebung der napoleonischen Mediationsacte Stoff zu langen Streitverhandlungen.

In der Schweiz blieben die Cantone Waadt und Nargau von Bern getrennt. Außer diesen Cantonen traten noch Tessin, Graubünden (ohne Veltlin, das an Oesterreich fiel), Wallis, Genf, Neuchâtel (letzteres jedoch unter preussischer Hoheit) in die Eidgenossenschaft ein, welcher die Föderativverfassung und eine beständige Neutralität (1815) garantirt wurde. Die 22 Schweizercantone sollten in der Taggung vertreten werden und in dieser die alten Cantone den Vorzug abwechselnd haben.

Bei allen diplomatischen Verhandlungen und Berathungen hatte Fürst Metternich einen wesentlichen Einfluß; den wichtigsten Theil der Geschäftsführung aber hatte der k. k. Geh. Rath Friedrich Gentz, der als Protokollführer der Congreßberatungen und als Mitglied vieler Commissionen und Ausschüsse einen europäischen Ruhm genoß.

§. 290. Noch war der Widerstreit dieser und vieler andern Interessen unter den Congreßgliedern in lebhaftem Gange, da mußte unerwartet eine neue Gefährdung der für gesichert gehaltenen Ruhe zur Einigung mahnen. Napoleon's kühne Flucht von Elba und seine Landung in Frankreich setzten wie Blitz und Schlag die diplomatischen Geister und Federn in Schrecken und alles bis dahin Errungene auf's Neue in Frage.

Unterrichtet nämlich durch seine geheimen Agenten von dem drohenden Zerfall der Coalition der Mächte, so wie von der in Frankreich herrschenden Unzufriedenheit der Bonapartisten mit den zurückgekehrten Bourbonen und Altköniglichen und von der Sehnsucht des französischen Heeres nach dem Ruhm des Kaiserreichs, gedachte sich Napoleon durch einen kühnen Handstreich wieder des Thrones zu bemächtigen. Von seinen Anhängern in Frankreich unterstützt und im Einverständniß mit Murat, der, um sich auf dem Thron von Neapel zu erhalten, gleich nach Napoleon's Sturz mit Oesterreich sich verbündet hatte, verließ Napoleon mit seinen 400 Garden heimlich die Insel Elba und landete in der Bucht zwischen Cannes und Antibes 1815 (am 1. März.)

Merkwürdiger Weise hatten die Mächte keine Gesandten bei Napoleon auf Elba, welche dort seine Schritte hätten beobachten können. Er hatte sich übrigens weder gegen seine bei ihm gebliebenen Generale und Soldaten, noch sonst gegen Jemand auf der Insel über seinen Entschluß ausgesprochen; erst kurze Zeit vor seiner Einschiffung theilte er ihn den Generalen Bertrand und Drouot mit. Die englischen Wachtschiffe waren zwar in der Nähe, da aber ihr Commandant sich gerade nach Livorno begeben hatte, so war die Überwachung nicht streng. Nachdem Napoleon auf dem Schiffsdeck die Seinen gemustert hatte, rief er: „Grenadiere, wir gehen nach Frankreich, nach Paris!“ und jubelnd erwiderten ihm die Soldaten mit dem altgewohnten Vive l'empereur!

Sogleich erließ er nach allen Seiten hin Proclamationen, worin er sich als „Befreier Frankreichs vom schimpflichen Joch der Bourbonen“ ankündigte und besonders die Soldaten aufforderte, sich unter ihrem alten Führer zu sammeln, dessen Adler schnell durch ganz Frankreich „von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen werde, um sich auf dem von Notre-dame niederzulassen.“ Von Cannes aus zog er mit täglich sich mehrendem Anhang über Grenoble und Lyon gegen Paris.

Die von dem französischen König Ludwig abgeschickten Truppen giengen unter Marschall Ney bei Lyon zu Napoleon über; der vom Heere verlassene Ludwig mußte sich, begleitet von seinen Ministern und von den Marschällen Berthier, Marmont, Macdonald, Victor, Dudinot und St. Cyr, (die sich alle von dem Wiederkehrenden nichts Gutes versahen) nach Gent flüchten, und Napoleon zog (wiewohl ohne Gepränge, weil ihm die Stimmung der Pariser als zweifelhaft geschildert worden war, bloß an seinem grauen Überrock und dreieckigen Hute kenntlich) am 20. März wieder in Paris ein, wo ihn die ihm zuschauenden Offiziere die Treppen der Tuilerien hinauftrugen. Schon von Lyon aus hatte er in einem Manifest dem ganzen Europa den Pariser Frieden zu halten gelobt, und von Paris aus suchte er besonders Rußland für sich zu gewinnen; allein schon am 13. März hatten die auf dem Congreß schnell zu einem neuen Bündniß geeinigten Hauptmächte die europäische Acht über den Friedensstörer ausgesprochen und einen allgemeinen Meereszug gegen ihn beschloßen; doch erklärten sie (auf Talleyrand's schlaun Betrieb), daß sie die Bestimmungen des ersten Pariser Friedens aufrecht erhalten wollten.

Während die Kriegsrüstungen gegen den Geächteten betrieben wurden, eilte man die rückständigen Congreßfragen vollends in's Reine zu bringen und den sämtlichen Beschlüssen durch Unterzeichnung die nöthige Gültigkeit zu geben. Am 26. März verließen Alexander und Friedrich Wilhelm den Congreß, und als die Bevollmächtigten am 8. Juni die deutsche Bundesverfassung (dieses Werk eiligen und ungereiften Compromisses s. Kap. 48) vollendet und unterzeichnet hatten, löste sich am 11. Juni 1815 der Congreß auf.

Bald hatte sich in Belgien unter Wellington ein englisch-niederländisches Heer, 100,000 Mann stark (meist Hannoveraner, Holländer, Braunschweiger und Nassauer) zusammengezogen, und ein preussisches Heer von 115,000 Mann unter Blücher nahm seine Stellung an der Maas. Es schien aber, als ob Napoleon nicht hier im Norden zuerst angreifen würde, weil sich inzwischen in Italien ein Kriegsvorpiel eröffnet hatte. Dort nämlich hatte König Murat von Neapel, gleich auf die Nachricht von Napoleons begeisterter Aufnahme in Frankreich, den Schild gegen Oesterreich erhoben und war schon bis an den Po heraufgerückt. Da aber wurde er von den Oesterreichern geschlagen und aus Neapel verjagt. (Späterhin, als er von Frankreich aus, wo ihn Napoleon zurückwies, auf eigne Hand einen abenteuerlichen Versuch zur Wiedererlangung seines Thrones machte und in Calabrien landen wollte, ward er von den Einwohnern gefangen und als Verbrecher erschossen.)

Indessen hatte Napoleon ein treffliches Heer von 150,000 Mann aufgebracht. Mit dem größern Theile davon wendete er sich nun rasch gegen die in Belgien noch unvereinigt stehenden Heere der Preußen und Engländer, und schlug am 16. Juni die Preußen (unter Blücher) bei Ligny zurück, während am gleichen Tage Ney bei Quatrebras unentschieden gegen die Engländer focht.

Die Schlacht bei Ligny hätte Blücher gegen Napoleons Übermacht nicht angenommen, wenn ihm nicht Wellington vorher hätte Hoffnung gemacht, zu einer bestimmten Stunde zu Hülfe zu kommen. Wellington zögerte aber mit dieser Hülfe, weil er, wie nun angenommen werden kann, selbst von Ney bedroht war, der diese Hülfe zu vereiteln von Napoleon gegen ihn abgesandt worden war. Dem Blücher wurde das Pferd unter dem Leibe getödtet und beim Sturz kam er unter dasselbe zu liegen, wurde aber von seinem Adjutanten, Grafen Roßitz, noch gerettet und kam glücklich in Wavre an, wohin bereits Gneisenau mit überlegtem Blick den Rückzug dirigirt hatte, in so fern nicht allzuweit davon die Engländer ihre Stellung hatten.

Marischall Ney hatte unterdessen mit 40,000 M. bei Quatrebras (einem hochgelegenen Wirthshause mit einem vierarmigen Wegweiser) eine englische Abtheilung angegriffen, worauf Wellington eiligt von Brüssel aufbrach um die Kampfanoordnungen zu treffen. Ihm voraus eilte der alte, tapfere Herzog von Braunschweig-Öls mit seinen Schwarzen und fand beim Ansturm auf ein französisches Reitercorps durch eine Kugel seinen Tod. Als Wellington am folgenden Morgen die Nachricht von dem Ausgang der Schlacht bei Ligny erfuhr, machte er eine Rückbewegung und zog noch anderwärts stehende Corps in seinem Lager bei Mont St. Jean zusammen. Dagegen sandte Napoleon von Ligny aus den General Grouchy mit 36,000 M. zur Beobachtung und Abhaltung Blüchers bei Wavre ab, und vereinigte sich mit Ney, um mit 75,000 Mann gegen Wellington vorzudringen, der mit 67,000 Mann auf den vorhin genannten Anhöhen von St. Jean, vor dem Walde bei Soignies in Kampfbereitschaft stand. Und nun erfolgte die Weltgeschichte entscheidende **Schlacht bei Waterloo** am 18. Juni 1815, wie die Engländer sie nach einem dortigen Dorfe, oder bei Belle Alliance, wie die Preußen sie nach einem dortigen Vorwerke, oder bei Mont St. Jean, wie die Franzosen sie nennen.

Napoleon's Schlachtordnung wird als großartig und imposant geschildert: sie gewährte diesem Schlachtenmeister alle Mittel, einen Angriff von jedem Punkt aus unmittelbar und kräftig zu verstärken und mit hinreichenden Massen einer Offensivc entgegenzutreten!" — Um Mitternacht machte er, ungeachtet eines starken Regens, mit Soult die Kunde bei den Vorposten und überzeugte sich, daß Wellington wirklich zu einer Schlacht entschlossen sei. Er glaubte aber, es mit den Engländern allein zu thun zu haben, indem er die Preußen theils vernichtet, theils durch Grouchy aufgehalten wählte. Wellington hatte jedoch Tags zuvor bei Blücher anfragen lassen, ob er ihn mit zwei Corps unterstützen wolle, und Blücher hatte geantwortet: „Nicht bloß mit zweien, sondern mit meiner ganzen Armee!" — Den Sturm begann Napoleon erst um 11 Uhr Vorm. auf die von den Engländern besetzten Anhöhen. Der Kampf war harnächtig. Wellington leitete von seinem Standpunkt aus fest und besonnen die Schlacht und ritt selbst im dichtesten Regengüssen durch die Reihen, um mit kurzen Worten die Seinen zu ermuntern. Stunde um Stunde verging und noch zeigten sich keine Preußen; doch Wellington verrieth keine Ungebulb.

Blücher war schon am frühesten Morgen, da es noch regnete, von Wavre aufgebrochen, wo er nur ein schwaches Corps stehen ließ, um vor Grouchy seinen Abzug zu verbergen. Aber der vom Regen aufgeweichte Boden, auf dem die Geschütze nur mit der äußersten Anstrengung fortgeschafft werden konnten, hielt seinen 8 Stunden weiten Marsch unglaublich auf. Bei jeder Stodung rief er seinen Soldaten sein ermunterndes „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ zu. und wenn sie über den Regen ungeduldig wurden, sagte er: „Kinder, scheltet mir nicht über den Regen: das ist ja unser alter Allirter von der Katzbach her! Da können wir dem König wieder Pulver sparen!“ Und als die Soldaten bei allzuschwierigen Stellen meinten, es gehe unmöglich, rief er: „Es heisst wohl, es geht nicht, — es muß wohl gehen! Kinder, wir müssen vorwärts! Ich hab's ja meinem Freunde Wellington versprochen, und ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll!“

Es war schon Nachmittags 4 Uhr, als Napoleon einen Versuch machte, mit verdoppelter Hestigkeit das Centrum der Engländer zu durchbrechen. Wellington setzte dem Ansturm die größte Kaltblütigkeit entgegen, aber sein Heer schmolz mehr und mehr zusammen. Schon wich ein Theil; das englische Geschütz wurde matter und Wellington dachte schon an den Rückzug. Es war 7 Uhr: da im Augenblick der Entscheidung langten die Preußen beim Vorwerk Belle Alliance an, und Wellington rief: „Da kommt der alte Blücher, ganz wie er ist!“ Und nun wurde ein vereinter Angriff auf Napoleon's alte Garde gemacht, die sich lange tapfer hielt, aber zuletzt wich und mit ihrer Niederlage auch die des ganzen französischen Heeres nach sich zog.

Die Standhaftigkeit Wellington's und das entscheidende Eingreifen Blücher's führte zu einem Sieg, welcher mit Einem Male der sogenannten Herrschaft der hundert Tage ein Ende machte. Das französische Heer flog in gänzlicher Auflösung, und bei der von Gneisenau mit Bülow's Corps ausgeführten Verfolgung erbeuteten die Preußen Napoleon's Reisewagen, den derselbe nebst Mantel, Hut und Regen verlassen hatte, um zu Pferd zu fliehen.

Nach Paris zurückgekommen, machte Napoleon Versuche, sich noch zu halten; allein da die Kammer ihn mit Abiezung bedrohte, so entsagte er am 22. Juni seinen Ansprüchen auf Frankreich zu Gunsten seines Sohnes. Darauf bestellte die Kammer aus ihrer Mitte eine provisorische Regierung, welche eine Deputation nach Hagenau, wo bereits die Monarchen mit einem russischen und einem österreichischen Heere aus Deutschland angelangt waren, und eine andere Deputation den anrückenden Preußen entgegen sandte, um sich die Anerkennung Napoleons II zu erbitten, die ihnen aber von beiden Seiten verweigert wurde.

Vergebens erbot sich Napoleon, der als Privatmann seinen Aufenthalt in Malmaison hatte nehmen müssen, der provisorischen Regierung als General zu dienen: sie bestand darauf, daß er Frankreich verlassen und nach Amerika gehen solle. Als daher die Preußen immer näher rückten, eilte er am 29. Juni nach Rochefort, um sich nach Amerika einzuschiffen, wurde aber von den dort kreuzenden englischen Schiffen an der Flucht verhindert und entschloß sich daher, auf englische Großmuth und Gastlichkeit bauend, freiwillig das Schiff Bellerophon zu besteigen und sich dem Schutze der Regierung Englands anzuvertrauen.

Von dieser aber wurde er, nach eingeholtem Beschluß der Verbündeten, als Europa's Gefangener nach der Insel **St. Helena** (mitten im atlantischen Ocean) geführt, wo das für ihn ungesunde Klima, die Ungebuld

über die ihn beengende Haft und der Mangel an gewohnter Thätigkeit den kräftigen Körper —, der Gram aber über seinen Sturz und der Ärger über die strenge Überwachung, die er vom englischen Gouverneur Hudson Lowe erfuhr, den stolzen Geist dieses ehemals Mächtigsten unter den Mächtigen der Erde schwer beugte, bis er nach sechsjähriger Seelenpein am 5. Mai 1821 sein Leben verhauchte.

Kurz nach Napoleon's Abgang (am 7. Juli) hielten die Sieger mit dem preussischen und englischen Besatzungsheere — am 8. Ludwig XVIII und seine Anhänger —, am 9. Juli die drei verbündeten Monarchen zum andernmal ihren Einzug in Frankreichs Hauptstadt, und **im zweiten Pariser Frieden**, der erst am 20. Nov. unterzeichnet wurde, **ward Frankreich auf die Gränzen von 1790 beschränkt**, mußte alle in andern Ländern geraubten Schätze der Wissenschaft und Kunst herausgegeben, 700 Millionen Franken Kriegsschädigung zahlen und bis zu deren Abtragung ein Bundesheer von 150,000 Mann in seinen Gränzländern und Gränzfestungen aufnehmen und sie auf fünf Jahre verpflegen und besolden. Das Königthum der Bourbonen unter Ludwig XVIII wurde wiederhergestellt und die Familie Bonaparte bei Todesstrafe aus Frankreich verbannt.

Die deutschen Vaterlandsfreunde hatten erwartet, daß man dießmal nicht so glimpflich mit Frankreich verfahren und ihm wenigstens die Rückgabe Lothringens und des einst den Deutschen so schmächtig geraubten Elsasses auferlegen werde. Allein die Monarchen, unter ihnen besonders Alexander, dem daran lag, Frankreich stark zu erhalten, hielten sich im Allgemeinen an ihren, im ersten Pariser Frieden befolgten Grundsatz und trennten von Frankreich auf der deutschen Seite nur die Festungen Philippville, Marienburg und Bouillon, welche an die Niederlande fielen, Saarlouis und Saarbrück, welche an Preußen —, und Landau, welches bis an die Lauter an Bayern gegeben wurde. Auch wurde die Schleifung der Festung Sünningen zur Bedingung gemacht. (Auf der italienischen Seite wurde der savoyische Antheil, den man im ersten Pariser Frieden bei Frankreich belassen hatte, an Savoyen zurückgegeben, obgleich dieses schon Genua dafür bekommen hatte.) — Von den 700 Mill. Kriegsschädigungskosten, die in bestimmten Fristen gezahlt werden sollten, wurde ein Dritttheil für Festungsbauten (an den französischen Gränzen) bestimmt; 300 Mill. bekamen Oesterreich, Preußen und Rußland zu gleichen Theilen, 100 Mill. die kleineren Staaten der Allianz, und 25 Mill. wurden außerdem an England und Preußen für ihre neuesten Anstrengungen zuerkannt.

Bei der Rückgabe der geraubten Kunstschätze an die verschiedenen Staaten erhielt auch der Papst die Schätze des Vaticans wieder und gab, erfreut darüber, einen Theil der im 30jährigen Kriege aus Heidelberg nach Rom geschleppten altdeutschen Handschriften zurück.

Kap. 48. Die Stiftung des deutschen Bundes.

§. 291. Einen Tag nach der zweiten Einnahme von Paris waren (den 9. Juni) auch die Wiener Congressverhandlungen geschlossen worden, von denen **die deutsche Bundesacte** vom 8. Juni 1815 (späterhin durch die Schlußacte von 1819 ergänzt) einen Theil ausmacht. Was die Staaten Deutschlands betrifft, so ordneten sich ihre Verhältnisse und Angelegenheiten folgendermaßen:

1. Elfaß und Lothringen, die Schweiz und die Niederlande werden nicht mehr zu Deutschland gerechnet;
2. **Österreich** erhielt die jetzigen Königreiche Syrien und Dalmatien, das lombardisch-venetianische Königreich, ferner Tyrol, Vorarlberg, Salzburg, das Inn- und Sausruckviertel und seinen ehemaligen Antheil an Galizien;
3. **Preußen** erhielt für seine ehemaligen polnischen Länder die kleinere Hälfte von Sachsen, und außerdem noch von Polen das jetzige Großherzogthum Posen nebst Danzig, dann Schwedisch-Pommern sammt Rügen (für Lauenburg), ferner das ehemalige Großherzogthum Berg und Jülich, das Großherzogthum Niederrhein mit Bezirken an der Saar, das Herzogthum Westfalen, so wie Neuchâtel mit Valengin und einige andere Orte und Landstriche, und zählte nun im Ganzen 10,600,000 Einwohner;
4. **Hannover** erhielt Nisriesland nebst andern kleinen Bezirken und wurde zum Königreich erhoben;
5. **Bayern** erhielt noch Würzburg, Eichstätt, Ansbach und Bayreuth, so wie die Pfalz am linken Rhein;
6. **Sachsen** wurde fast um die Hälfte verkleinert und behielt nur 1,200,000 Einwohner;
7. **Hessen-Cassel** erhielt Fulda;
8. **Weimar, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz** wurden zu Großherzogthümern erhoben. Auch Luxemburg, das zu Nederland gerechnet wurde, erhielt diesen Titel.

Die übrigen deutschen Staaten erhielten ebenfalls angemessene Entschädigungen und zum Theil Vergrößerungen.

Außerdem wurde Holland und Belgien mit Inbegriff des ehemaligen burgundischen Kreises zu einem neuen Königreich unter dem Namen **Königreich der Niederlande** gemacht und dem Hause Oranien zuge-theilt.

Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck wurden als freie Städte anerkannt.

Die Schweiz erhielt drei neue Cantone und die Anerkennung neutraler Unabhängigkeit.

§. 292. Alle deutsche Staaten, welche entweder ganz aus Ländern Deutschlands bestehen oder zu Deutschland gehörige Länder besitzen, vereinigten sich in dem unauflösliehen **deutschen Bund** zur Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands und der Unverletzlichkeit der einzelnen Bundesstaaten.

Die Glieder des Bundes sind folgende souveräne Staaten, nach der Ordnung ihres Beitritts:

1. Das Kaiserthum Österreich, 2.—6. die Königreiche Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, 7. das Großherzogthum Baden, 8. das Kurfürstenthum Hessen-Cassel, 9. das Großherzogthum Hessen-Darmstadt, 10. Dänemark wegen des Herzogthums Holstein, 11. Nederland wegen des Großherzogthums Luxemburg, 12. das Herzogthum Braunschweig, 13. das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, 14. das

Herzogthum Nassau, 15. das Großherzogthum Sachsen-Weimar, 16—19. die Herzogthümer Sachsen-Gotha *), Coburg, Meiningen, Wildburghausen, 20. das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, 21. das Großherzogthum Holstein-Oldenburg, 22.—24. die Herzogthümer Anhalt-Deßau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, 25—34. die Fürstenthümer Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Hohenzollern-Hechingen, Lichtenstein, Hohenzollern-Sigmaringen, Waldeck, Reuß, ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold 35—38. die freien Städte Lübeck, Frankfurt, Bremen, Hamburg, 39. die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt.

Die Hauptgrundzüge dieses deutschen Staatenbundes waren folgende: Alle Bundesglieder haben gleiche Rechte, sie gewähren sich gegenseitigen Schutz gegen äußere Feinde; sie dürfen einzeln Bündnisse schließen, aber nicht zum Nachtheil der Andern oder des Ganzen; Streitigkeiten untereinander müssen friedlich durch ein Austrägalgericht geschlichtet werden; die Angelegenheiten des Bundes werden durch die Versammlung der an die Instructionen ihrer einzelnen Regierungen gebundenen Bundestagsgesandten unter österreichischer Vorherrschaft gemeinschaftlich berathen und besorgt; für zu treffende Anordnungen und Gesetze, die unmittelbar aus der Bundesacte fließen, gilt Stimmeneinhelligkeit, für neue organische Einrichtungen aber Stimmeneinheit. Die Bundesversammlung stellt den Bund in seiner Gesamtheit dar; der deutsche Staatenbund ist gegen das Ausland eine Gesamtmacht; der Staatenbund stellt ein Heer von 300,000 Mann und hat Mainz, Luxemburg und Landau zu Bundesfestungen; der beständige Sitz der Bundesversammlung ist Frankfurt am Main.

Die Stimmen am Bundestag, der sich in einem weitem und einem engeren Rath darstellt, wurden in der Art vertheilt, daß von den elf größeren Staaten (Österreich, Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, Württemberg, Baden, Kurheßen, Darmstadt, Dänemark wegen Holstein, Niederland wegen Luxemburg) jeder eine Stimme, alle übrigen zusammen 6 Stimmen bekamen, was im Ganzen 17 Stimmen gab. — Bei den wichtigsten Berathungen über sogenannte „organische“ Bundesgesetze, wurden jedem der sechs ersten unter den größeren Staaten vier, jedem der vier folgenden Staaten drei, jedem der drei folgenden zwei, jedem der übrigen nur 1 Stimme gegeben. — Bei dem Abstimmen sollte in den genannten Fällen Stimmeneinhelligkeit erforderlich sein. Die hemmenden Folgen dieses großen Mißverhältnisses in den Stimmen, insbesondere aber die Nachtheile des Erfordernisses der Stimmeneinhelligkeit stellten sich später auf eine augenfällige Weise heraus. — Sämmtlichen Staaten wurden ständische Verfassungen zugesagt, worin nachher die mediatisirten Fürsten die Stellung als Standesherrn bekamen. — Außer einer Ständeverfassung wurde den Bundesgliedern Pressefreiheit, freie Rheinschiffahrt jusqu'à la mer, Freizügigkeit und confessionelle Gleichberechtigung zugesichert.

Obgleich das endliche Zustandekommen dieser Bundesverfassung in dem damaligen Zustande drohender Auflösung und politischer Unreife als ein in mancher Hinsicht glückliches Ergebnis angesehen werden konnte, so zeigte es sich doch bald, daß dadurch die Wünsche und Interessen des deutschen Volkes — welches von aller Mitwirkung ausgeschlossen blieb — keineswegs befriedigt waren; wie denn auch schon damals weitersehende patriotische Staatsmänner sich dahin aussprachen: „daß eine deutsche Verfassung nicht nur für das Verhältniß der Höfe, sondern für die Befriedigung der Nation Sorge tragen müsse, die durchdrungen sei von dem Gefühle, es hänge ihre Sicherheit,

*) Das aber nach dem Erlöschen seines Fürstenthums 1825 unter die andern sächsischen Häuser der Ernestinischen Linie vertheilt wurde.

Wohlfahrt und das Fortblühen vaterländischer Bildung größtentheils von ihrer Vereinigung in einen festen Staatskörper ab und es könne die treffliche Mannichfaltigkeit der Stämme nur dann wohlthätig wirken, wenn sich dieselbe in einer allgemeinen Verbindung der Nation wieder ausgleiche.“

- §. 293. Wohl erkennend, was im tiefsten Grunde Fürsten und Völkern eine so allgemeine Erniedrigung bereitet hatte und was dieselben instänktig davor bewahren könne, stifteten die drei Monarchen Alexander von Rußland, Friedrich Wilhelm III von Preußen und Franz II von Österreich
- 1815 a. 26. Sept. den **heiligen Bund** mit dem Zwecke, sich im Sinne des Evangeliums brüderlichen Beistand leisten und ihre Völker in Liebe, Gerechtigkeit und Frieden regieren zu wollen. Diesem Bunde, der die Anerkennung der christlichen Grundsätze in ihrer Anwendung auf die Politik enthält, traten, mit Ausnahme von Frankreich, England, dem Kirchenstaat und Nordamerika, alle übrigen christlichen Staaten bei. Als sodann im Jahre
- 1818 der Monarchencongreß zu Aachen auf Bitten Frankreichs in die Räumung dieses Landes von den Heeren der Verbündeten willigte, erhielt auch Frankreich auf sein Ansuchen den Zutritt zu dem heiligen Bunde.

Die Fürsten, welche die Idee dieses Bundes faßten, meinten es bei der Schließung desselben redlich, indem sie nach der napoleonischen Ara ungerechter Vergewaltigung eine Ara des gerechten Waltens über die Völker heraufzuführen zu können hofften; nur konnte eine solche Allianz, als bloß auf dem subjectiven Willen vorübergehender Persönlichkeiten gegründet, keine objective, unverlegliche Garantie bieten. Daher ist die Idee dieses Bundes auch nicht zur vollen Ausführung gelangt und wird in der Form der Politik auch nie dazu gelangen, weil das an das Tiefinnerste jedes Menschen gewiesene Evangelium mit der Politik seine Aufgabe nicht ohne die Gefahr, selbst Schaden zu leiden, theilen kann. Daß ein Christ auf dem Throne die Verpflichtung hat, seine Schritte in der Politik nach den Grundsätzen der christlichen Moral zu richten, dazu treibt ihn schon sein Glaube, und auch vor der h. Allianz gab es manchen Fürsten, der, so viel an ihm lag, freiwillig bestrbt war, im Sinne des Evangeliums zu regieren und in diesem Sinne mit andern Staaten zu verkehren.

Kap. 49. Zu den innern Zuständen Deutschlands seit der Mitte des 18. Jahrhunderts.

§. 294. **Deutschlands politische Verfassung.** Deutschlands Staatseinheit im vorigen Jahrhundert war nur ein Schein ohne Wesen; das deutsche Reich als Monarchie war längst zu einer Unwahrheit geworden, und nur die Form hielt es noch zusammen. Die Besorgniß der Reichsfürsten, bei der Rückkehr einer wesentlichen Einheit (durch Unterwerfung unter ein persönliches Oberhaupt) die errungene Landeshoheit wieder einzubüßen, ließ kein Streben zum Ganzen und Allgemeinen zu, trieb vielmehr Alle trennend auseinander, so daß man mit Recht gesagt hat: „der Schein der Einheit hinderte die Einigkeit“, so wie auch klar ist, daß der Mangel an Einigkeit die volksthümliche (nationale) Entwicklung hinderte.

Ein Schein kann sich aber nicht immer halten: seine Herrschaft endet mit dem Eintritt der Wahrheit. Daher war es kein Wunder, daß das Reich beim ersten kräftigen Stoß, den es durch die französische Revolution erhielt, zusammenfiel. Seine Auflösung war nothwendiger Übergang aus dem Schein in die Wahrheit.

Die nun selbständigen Theile, von keiner oberherrlichen Reichsgewalt mehr bedroht, fühlten das Bedürfnis freier Vereinigung und die längst vermiste Einheit konnte sich freilich am natürlichsten in einer Bundeseinheit darstellen, bei welcher neben der freien Untergehung unter den allgemein bindenden Gesamtwillen eines Staatenbundes ein jeder Einzelstaat möglichst freien Raum zur Selbstentwicklung und zum Fortschreiten in Allem findet, was seinen Bedürfnissen eigenthümlich und angemessen ist. — Daß jedoch das unter dem Einfluß der Fremdmächte zu Stande gekommene Werk das deutsche Volk nicht völlig befriedigte und die in der neuen Organisation der obersten Verwaltungsbehörde Deutschlands liegenden Fehler nicht verborgen blieben, wird sich im folgenden Kapitel zeigen.

§. 295. **Deutsche Sitten.** Da das Unwesen an vielen deutschen Höfen des 18. Jahrhunderts (§. 258.) so lange fortbauerte, und so wenige Führer und Lenker mit einem selbstverläugnenden Beispiel zum Bessern vorangingen, so konnte sich nur von Unten auf das Bessere allmählich Bahn machen. Zwar konnte die sich wieder hebende Wissenschaft und die dadurch sich verbreitende Bildung an sich nicht auf die rechte Heilsquelle hinweisen, deckte aber den Fürsten und Völkern viele ihrer Ueberehen auf, und der schreckliche Läuterungsprozeß der französischen Revolution diente in der Hand Gottes dazu, Europa, und insbesondere Deutschland, auf die Nothwendigkeit einer sittlichen Wiedergeburt hinzuweisen, welche der wiedererwachende christliche Glaube in der allein heilbringenden Weise bewirken sollte.

§. 296. **Christenthum und Kirche.** Während im Anfang des 18. Jahrhunderts das in der protestantischen Kirche erstarrte Glaubensleben durch die Nachwirkung von Spener's und Franke's Geist (§. 259) einige Erfrischung erhielt, hat durch die Angriffe englischer und französischer Philosophen auf das Christenthum die Verbreitung des Unglaubens begonnen; und gerade, ehe noch seine zerjerkende Wirkung sich auch in Deutschland zeigte, fügte es sich, daß aus den, im Trude der äußersten Verfolgung lebenden mährisch-böhmischen Brüdern (§. 176 a. C.) durch die Bemühung des Grafen Nic. Ludwig von Zinzendorf (geb. 1700, gest. 1760) die „Erneuerte evangelische Brüderunität“ (1722) hervorging, welcher er dadurch, daß er sich mit ihr an die Augsbургische Confession angeschlossen, die Rechte einer bishöflichen Kirchengemeinschaft erwarb. Sie gab sich eine eigne kirchlich-politische Verfassung mit einer auf genauer Kenntniß der einzelnen Glieder beruhenden Disciplin, und hat seit Zinzendorf's Tod in der von ihrer Generalsynode ernannten Unitäts-Altestenconferenz zu Berthelsdorf (in der Oberlausitz) ihre Bundesdirection. Sie verbreitete sich von Herrnhut aus durch Errichtung neuer, mit ihr verbundener Gemeinden und Ansiedlungen in verschiedenen Gegenden Deutschlands, wie auch außer demselben in mehreren andern Ländern von Europa, Amerika und Südafrika. Von den Gefühlsverirrungen, denen sie sich eine Zeit lang hingab, brachte ihr Bischoff Spangenberg sie wieder zurück, indem er zugleich auch eine genauere Fassung des Lehrbegriffs anstrebte, wegen dessen theilweiser Unbestimmtheit sie von lutherischen Theologen, besonders von Bengel, stark angefochten worden war. Nichts desto weniger hat sich die „Brüdergemeinde“ durch Belebung eines liebevolligen Glaubens, insbesondere durch aufopfernde Thätigkeit im Missionsdienst, in jenen Zeiten des einbrechenden Unglaubens als ein die völlige Fäulniß abwehrendes Salz erwiesen.

Denn seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts tastete auch in Deutschland ein sich vom Christenthum mehr und mehr ablösendes, einem rein sinnlichen Naturalismus huldigendes Wissen den Grund alles Glaubens an. Und als in der eingetretenen Periode der Freigeisterei alles Überfinnliche geläugnet, und jedes religiöse Gefühl nicht nur, sondern auch jede tiefere sittliche Regung frech verspottet ward; da entging weder das protestantische, noch das katholische Christenthum den zerstörenden Streichen der Aufklärerei. Bald wurde der Unglaube und die Gleichgültigkeit gegen das Christenthum allgemein

herrschend, so daß mit dem kirchlichen Bewußtsein auch das christliche Bewußtsein, und umgekehrt, fast ganz verschwand.

Die erste Schuld an diesem Abfall vom christlichen Bekenntniß trug übrigens der vor dem Eintritt der Freigeisterei vorhandene gewesene Unglaube der todtten Orthodogien, welcher in pharisäischer Weise mit den Lippen bekannnte und mit dem Herzen ferne vom Mittelpunkt des Glaubens war. Dieser orthodogische Unglaube schien dem freisinnigen Unglauben eine gewisse Berechtigung zu geben, indem er es für einen Fortschritt ansehen mußte, dasjenige nicht mehr mit den Lippen zu bekennen, wovon das Herz nichts mehr wußte, und in der Wahrheit zu stehen meinte, weil er mit Wahrhaftigkeit den innersten Unglauben seines Herzens offen aussprach. Dieser freigeistliche Unglaube durchlief nun mit dem ganzen unverholenen, alle Bande der Zucht wegwerfenden Trieb des „natürlichen“ Menschen alle Stadien der Gottentfremdung und schritt in der französischen Revolution bis zum Atheismus oder der völligen Gottesläugnung fort. Da giengen auch dem Blinden die Augen auf, bis zu welchem Abgrund des Verderbens es führe, wenn man den Grund des Christenthums aufgäbe, und so trat ein Zustand der Besinnung ein, welche bei den Protestanten und Katholiken zur Umkehr einlenkte.

I. Im **Protestantismus** entstanden bei der Mehrzahl zunächst verschiedene Vermittlungsversuche, die sich es zur Aufgabe machten, die Offenbarungslehren mit der natürlichen Vernunft in Einklang zu bringen. Diejenigen, welche sich auf diese Weise des Christenthums anzunehmen versuchten, stellten sich in unserem Jahrhundert in zwei Parteien dar, von denen die eine, die rationalistische, von der heiligen Schrift nur das annehmen will, was der Vernunft des natürlichen Menschen nicht zu widersprechen scheint; die andere aber, die supranaturalistische, bei ihren weiter gehenden Speculationen auf einen über der Natur, also auch über der menschlichen Vernunft hinausliegenden Wahrheitsgrund zurückgeht.

Gegenüber diesen, den Forschungsgeist zwar anregenden, aber den Zweifel in verschiedenen Graden mit einschließenden Vermittlungsversuchen, und durch sie nur zu desto größerer Thätigkeit angetrieben, — giengen ununterbrochen die Bemühungen derer, welche die heilige Schrift ohne Abbruch zur Richtschnur ihres Denkens und Handelns nehmen, und theils durch das Wort der Forschung, theils durch die That selbstverläugnender Aufopferung das positive Christenthum vertheidigen. — Die vielen im protestantischen Europa bestehenden Anstalten zur Belehrung der Heiden, die Tausende von Vereinen zur Verbreitung der Bibel in bis jetzt mehr als 60 Millionen Exemplaren und in mehr als 160 Sprachen, die vielen bereits auf viele hundert sich belaufenden Rettungsanstalten für verwahrlosete Kinder, die Kleinkinderbewahranstalten, die Kinderheilanstalten, die Diaconissen-Anstalten, die Brüderhäuser, die Anstalten zur Besserung entlassener Sträflinge und andere ähnliche Anstalten und Werke thätiger Liebe, die besonders seit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in Deutschland aufkamen, sind ursprünglich Früchte des auf dem unbedingten Schriftglauben stehenden evangelischen Christenthums. (Die Bestrebungen desselben, zunächst in christlichen Ländern das Evangelium wieder mehr und mehr lebendig zu machen und dadurch zugleich der Kirche zu dienen, werden in der neuesten Zeit mit dem Namen „Innere Mission“ zusammengefaßt, zum Unterschied von der auf dem gleichen Grund ruhenden „äußeren Mission“, welche das Evangelium den Heiden zu bringen beabsichtigt.)

In kirchlicher Beziehung behaupten die zwei protestantischen HauptconfeSSIONen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — einander gegenüber — noch ihre Selbstständigkeit, verloren sie aber, dem Staate gegenüber, mehr und mehr, indem die Kirchenangelegenheiten in den meisten deutschen Ländern allmählich auf die gewöhnlichen Staatsbehörden übergiengen, bis (namentlich in Preußen von 1808 an) beide Kirchen ihre Verfassung (§. 259) verloren und sich

in die Staatsverfassung auflösten, somit also der Territorialismus völlig siegte, ohne aus diesem Siege einen Segen zu haben.

Als daher die obenbezeichnete Periode des allgemeinen Unglaubens auch die Theilnahme für die Kirche und somit auch das confessionelle Bewußtsein aufs Äußerste geschwächt hatte, nachher aber die allgemeine Kriegsnoth und der Fremddruck das Bedürfniß des Glaubens zuerst wieder in den gebildeten Ständen weckte, und sich dieses vorzüglich bei Gelegenheit des dritten Reformationssjubiläums 1817 auf das lebhafteste aussprach, so daß die meisten Gemüther, über den confessionellen Unterschied hinwegsehend (weil er den Meisten aus dem Bewußtsein entchwunden war), zur gegenseitigen Annäherung sich getrieben fühlten: da konnte in mehreren Ländern, wie in Preußen, Hessen, Baden, der Pfalz, Württemberg, Nassau, eine zum Theil vom Kirchenregiment angeregte und durchgeführte Union zu Stande kommen, aus welcher man die vollere Entwicklung und Auferbauung der evangelisch-protestantischen Kirche erwartete. — In den übrigen Theilen Deutschlands hat sich jedoch fortwährend die lutherische und reformirte Confession noch geiondert gehalten.

Mit dem zunehmenden Wiederaufleben des Glaubens und insbesondere des kirchlichen Bewußtseins entspann sich jedoch ein Kampf über Union und Nicht-Union, der viele der Unionen und Nicht-Unionen mit der Frage nach den Bedingungen beschäftigte, unter denen die rechte Union Statt finden und eine neue kirchliche Organisation zu Stande gebracht werden könne. Denn mehr und mehr wurde erkannt, daß die rechte Union, im Geist und in der Wahrheit, bei der nichts in der Schwelge gehalten wird, noch kommen müsse, daß sie aber nur „der Vorbereitung durch den still wirkenden Geist Gottes“ bedürfe, damit sie keine gemachte, sondern eine gewordene und darum feste und bleibende sei. — Allmählich fing innerhalb der bestehenden Unionskreise das größtentheils darin verloren gegangene Confessionsbewußtsein an, sich zu regen und im Kampf mit der Bekenntnislosigkeit, die dem Unglauben die förderlichte Handhabe bietet, sich mächtig zu stärken. Soll es aber nicht zu Hader und Verfolgung führen, so bedarf es großer Weisheit und Liebe gegen die Andersdenkenden.

II. Was den Katholicismus betrifft, so brachten seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die oben bezeichneten Angriffe der Aufklärung die katholische Kirchenlehre und die Hierarchie in das größte Bedränge. — Zwar hatte schon Benedict XIV, der 1740 den päpstlichen Stuhl bestieg, sich bemüht, ihn durch mancherlei Verzichtleistungen in den verschiedenen Ländern festzustellen. Allein diese Bemühungen, der sinkenden Macht der Kirche aufzuhelfen, reichten nicht aus, — um so weniger, als seit 1773 der Jesuitenorden (§. 224, §. 244 und 259) seine offene Wirksamkeit einstellen mußte. Denn da dieser selbst von den weltlichen katholischen Mächten der Einmischung in die Staatsangelegenheiten, der Habsucht und verderblicher sittlicher Grundsätze angeklagt wurde, so fühlte sich der Papst Clemens XIV (Ganganelli), durch den Andrang zunächst des portugiesischen Hofes, sodann der bourbonischen Höfe von Frankreich, Spanien, Neapel, Parma und Vercenza, bewogen, den von den weltlichen Regierungen so gefürchteten Jesuitenorden durch die Bulle Dominus ac Redemptor noster (am 14. Juli 1773) ganz aufzuheben, und als Grund dazu „die Erhaltung der Ruhe der Staaten und der Eintracht in der Kirche“, so wie die Wahrnehmung anzugeben, „daß er nicht mehr den Nutzen brächte, zu dem er gestiftet worden.“

Der unaufhaltsam fortschreitende Zerstörungsgeist der Freigeisterei vermehrte die Noth, und selbst Protestanten haben den Katholicismus kaum je so hart bekämpft, als es viele Glieder der katholischen Kirche gethan haben: — obgleich auch hier Verfechter auftraten, von denen die unbedingten die Kirchenlehre in ihrer Unverletzlichkeit zu erhalten, die vermittelnden sie zu reformiren sich bemühten.

Als hierauf Kaiser Joseph durch sein Toleranzedict, so wie auch durch beträchtliche Verminderung der Klöster die hierarchische Thätigkeit des römischen Klerus wesentlich hemmte; vollends als das französische Directorium den Papst

Pius VI aus Rom fortzuschleppen und im Exile sterben ließ, und zuletzt Napoleon dem folgenden Papste Pius VII sein weltliches Gebiet nahm und ihn selbst in Gefangenschaft hielt: so schien Vielen die Hierarchie im Untergange begriffen zu sein.

Da jedoch nach Napoleon's Sturz der Kirchenstaat — unter Mitwirkung protestantischer Mächte — wieder hergestellt wurde, und Pius VII 1815 die Wiederherstellung des Jesuitenordens im Kirchenstaate wieder aussprach, auch andere ältere kirchliche Einrichtungen wieder hervorrief, und die Fürsten neue Concordate mit dem päpstlichen Stuhle schloßen: so stärkte sich die kirchliche Macht wieder und ist seitdem fortwährend in ihrer Wiederbeseitigung, ja seit dem Jahre 1836 durch Wiederbelebung des Glaubenseifers ihrer Glieder in einem schnellen Wachstum ihres Einflusses, selbst auf lange ihr abgünstig gewesenem Boden, begriffen, bis in dieser neuesten Zeit dieser Einfluß mehr und mehr auf das geistliche Gebiet, und in Folge der Errichtung des Königreichs Italien die weltliche Macht des Papstes auf Rom und seine Umgebung (das sog. patrimonium Petri) — beschränkt wurde.

§. 297. **Deutsche Wissenschaft.** Für die deutsche Wissenschaft, welche im Reformationszeitalter einen so kräftigen und selbständigen Aufschwung genommen hatte, die aber nachher durch die zerstörenden Religionskriege und den auf sie folgenden Zustand der Entfrachtung und Ermattung wieder herabgesunken und so lange darnieder gelegen war (§. 260) — begann erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts an, besonders durch die verbesserte Einrichtung schon bestandener, so wie durch die Gründung neuer, bald sehr besuchter Universitäten, z. B. von Göttingen (1734), eine bessere und allgemeinere Entwicklung, wiewohl sich die damalige Wissenschaft nach mehreren Seiten hin auch dazu hergab, die von Frankreich her eindringende falsche Aufklärung zu fördern.

Die frivole Richtung dieser Aufklärung bekämpfte nachher die deutsche Philosophie, welche durch Kant's Vernunftskritik eine gänzliche Umgestaltung, und durch Fichte's Wissenschaftslehre, so wie durch die jenen beiden entgegengegesetzte Naturphilosophie Schelling's eine weitere Fortbildung erhielt, aber nichts desto weniger bei ihren Versuchen, an die Stelle der christlichen Religion eine neue die Menschheit ergebende Wahrheit zu setzen, den Abfall vom Christenthum erweiterte, indem sie an die Stelle Gottes das Ich setzte, das in allen diesen Systemen sich selbstherrlich zu machen und der unbedingte, autoritätslose Gesetzgeber seiner Selbst zu sein strebte. — Auf dem Gebiete der Philologie und Alterthumskunde haben Gekner, Ernesti, Winkelmann, Heyne, Boß, insbesondere F. A. Wolff (der auch noch in's neue Jahrhundert herüberraagt) ein gründlicheres und geschmackvolleres Studium des klassischen Alterthums befördert, durch welches sodann das Gebiet der Geschichtsforschung und Staatslehre erweitert wurde, in welcher Möser, Schröckh, Schlözer, Spittler, Johann v. Müller in geistvollerer Behandlung bei reinerem Style vorangingen, Geeren und Niebuhr aber mit ihren tieferen Forschungen dem 19. Jahrhundert angehören. — Die Naturwissenschaft ward durch Blumenbach und den Mineralogen Werner bereichert; — die Mathematik erhielt durch Leibniz und Euler Ausdehnung und methodische Vereinfachung; — die Rechtskunde endlich durch Pufendorf, Conring, Thomajus, Pütter, Moser eine wissenschaftliche Behandlung.

Die großen Namen, auf welche die Deutschen des jetzigen Jahrhunderts in allen Theilen der Wissenschaft hinweisen können, überragen zumeist die gleichartigen Denker und Forscher anderer Nationen; in der Mathematik und in der Naturforschung ringen sie mit den Franzosen und Engländern um den Preis.

Was die Ausbreitung des Wissens in den verschiedenen Ständen betrifft, so ist sie in keinem Lande so allgemein, wie in Deutschland. Zu ihrer allgemeinen Anerkennung und lebhafteren Verbreitung tragen auch die großen Vereine nicht wenig bei, welche nach dem Vorgange des Naturforschervereins sich in mehreren Zweigen des Wissens gebildet haben und den Ort ihrer Zusammenkunft jährlich wechseln. — Ubrigens wird allenthalben wahre Aufklärung nur da sich

zeigen, wo die Wissenschaft ihre innerliche Weihe vom lebendigen Christenthum empfängt. Vom christlichen Lebensgrunde losgerissen und auf die Weisheit des autonomen Ich gewiesen, führt die wissenschaftliche Bildung auf einen falschen Weg, auf dem sie in letzter Consequenz zum Bekämpfen alles Bestehenden und dadurch zum Umsturz in Kirche und Staat gelangt.

§. 298. **Deutsche Kunst.** Die Kunst, die im 17. Jahrhundert in allen ihren Zweigen durch Nachahmung französischer Unnatur (§. 260) so tief gesunken war, hob sich seit dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts allmählich wieder empor. Die deutsche Poesie trat endlich aus ihren groben Verirrungen, worin sie zu einer Wildniß geworden war, heraus und verwandelte sich mit Hilfe der Kritik in den blühenden Kunstgarten der Neuzeit. Nach einer Übergangs- und Vorbereitungsperiode, welche mit dem Namen Bodmer, Haller, Hagedorn, Gellert und Weiße zu bezeichnen ist, beginnt die Reihe der „deutschen Klassiker“: zunächst **Klopstock, Lessing, Wieland**, dann — nach zwischen eingetretener und verlaufener Sturm- und Drangperiode — **Herder, Schiller, Göthe**. Diesen Trägern einer selbstständigen Nationalbildung verdankt die neuere Zeit einen höchst bedeutenden Theil ihrer Bildung; doch ist nicht zu leugnen, daß der aus der übertriebenen Bewunderung jener Dichtergeister und Werke (von welchen letztern übrigens einzelne auch sittliches Gift enthalten) entstandene „Cultus des Genius“, weil er sich an die Stelle der Religion zu setzen vermaß, den größten Theil der gebildeten Welt abhielt, zu der reinigenden und befestigenden Wahrheit des Evangeliums zu kommen.

An jene oben herausgehobenen sechs Häupter lassen sich verschiedene Dichterguppen anreihen, indem die darin enthaltenen Dichter an dem einen oder dem andern jener Geister oder auch nur an einer oder der andern Seite derselben sich entzündet und entwickelt haben. So schloßen sich an die verschiedenen Seiten Klopstock's verschiedene Gruppen an: zuerst Gleim, Kleist, Uz und der ältere Jacobi; dann Kretschmann, Denis, Gerstenberg, Schubert, Gessner, Matthijson, Salis; sodann die gegen Wieland's undeutsche und sinnliche Muse ankämpfenden Dichter des Hainbundes: Bürger, Hölty, die beiden Stolberg, Voß, Claudius; — Lessing's Nachahmer waren Nicolai, Jffland, Kozebue; Einwirkungen von Wieland erkennt man in Blumauer, Heinse, Thümmel; — für sich stehen die Humoristen Pöppel, Lichtenberg, Jean Paul.

An Herder, Göthe, Schiller, vor allen an Göthe, lehnte sich die ganze Dichtervelt der Neuzeit, die seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts auch nach einigen Seiten hin (gleichwie früher in der Sturm- und Drangperiode) manche durch die erregte Zeit bedingte Auswüchse an Baume der Poesie, aber auch einige neue frische Zweige hervorgetrieben hat. So hat die Poesie durch die **Romanistik**, d. i. durch die Verbindung der Formen der älteren romantischen Poesie mit dem deutschen Geist, ein eigenthümliches Feld gewonnen, dessen geistreiche Bebauer bei ihrem Streben, die Kunst zum Lebensgrund und Lebensziel zu machen, anfangs in schädliche Verirrungen geriethen, bis nachher mehrere derselben einlenkten und jedenfalls das Verdienst haben, die Platitude und Gemeinheit der falschen Aufklärung scharf bekämpft, die Bedeutung der deutschen Volksthümlichkeit nachgewiesen und deren verkümmerte Rechte in der Literatur und im Leben (gegenüber der antikisirenden Richtung) geltend gemacht und die Kunst- und Literaturgeschichte als Wissenschaft begründet zu haben. Das letztere Verdienst hat Friedrich Schlegel. Außer ihm gehören dieser Richtung an: Aug. Wilh. Schlegel, Ludwig Tieck (welche beide den Shakespeare verstehen lehrten), Novalis (Friedrich von Hardenberg), Achim von Arnim, Clemens Brentano, Fouqué, J. Görres, Chamisso u. a.

Eine andere Schule, welche vorzugsweise die vaterländische Richtung einschlug, und durch den einfachen Reiz der Naturtreue das Gemüth anspricht, ist die ichmäßige, deren Häupter Ludwig Uhland und Gustav Schwab sind, und welcher noch die Namen Justinus Kerner, R. Mayr, Mörike, Alb. Knapp (dieser besonders durch seine geistlichen Lieder) angehören. — Zu den Vaterlandsdichtern, die das Befreiungsjahr 1813 erzeugte, gehören C. M. Arndt, Theodor Körner, May v. Schenkendorf. Auch Friedrich Rückert ging von dieser Richtung

aus, wendete sich aber nachher vorzugsweise orientalischen Stoffen und Formen zu und bewährte die höchste Meisterschaft in der Sprache. In der Meisterschaft der dichterischen Form, des Versbaues und Versmaasses ist M. v. Platen unübertroffen. — Die Dichter der neuesten Zeit gehören in einen spätern Abschnitt.

Was die andern Künste betrifft, so nahm ihre Entwicklung im 18. Jahrhundert einen ungleichen Gang. Während die deutsche Malerei nicht aus ihrer eklektischen Richtung hinaustrat und nur Mengs, Hackert und Angelica Kaufmann nennenswerth sind, entwickelte sich die deutsche Musik durch Sebastian Bach, Händel, Gluck, Haydn und Mozart auf eine selbstständige und musterbürtige Weise. — Im 19. Jahrhundert brach die gesamte bildende Kunst, zunächst auf dem Wege eines erneuten und tiefer eindringenden Studiums der Antike, die Stufe einer höheren Entwicklung mit geläutertem und gereinigtem Styl. Hierin ging bei den Deutschen in der Malerei Carstens, in der Baukunst Schinkel, in der Bildhauerkunst Dannecker voran. — Der antikehenden Richtung gegenüber wies auch hier die romantische Schule auf die Blüthenperiode der altdutschen Kunst hin und nach manchen Auswüchsen entwickelte sich ein eigenenthümlicher, viele annuhernder deutscher Styl. — Zum Hauptstüz der bildenden Kunst hat sich in neueren Zeiten vorzüglich München erhoben, wo sich unter dem Schirm und mit der Unterstützung König Ludwig's in der Malerei, Baukunst, Bildhauerei, Bildgießerei, Glasmalerei, im Steindruck u. c. gefeierte Künstlernamen, aus denen vorzüglich Cornelius und Schwanthaler hervorrangen, geltend gemacht haben, denen sich dort, so wie in Berlin W. Schadow und in andern Theilen Deutschlands noch andere beigesellen, besonders aus der Düsseldorfer Schule. Die Kunstvereine, welche zur Ausstellung der Kunstwerke und deren Verkauf Gelegenheit geben, tragen zur Beförderung der Kunst ein Bedeutendes bei. — In verschiednen Werken hat die neuere Kunst auch wieder eine christliche Richtung zu nehmen begonnen, wie das namentlich in den neueren Kirchen zu München, bei der innern Wiederherstellung des Doms zu Speyer u. a. m. der Fall ist.

§. 299. **Deutscher Landbau, Gewerbfleiß und Handel.** Seit man anfangs, den Landbau von übermäßigen Lasten zu befreien, und seit der Adel mit besserer Bewirthschaftung seiner Güter voranging, hob sich die Landwirthschaft zusehends, und empsing durch Gerich tung von landwirthschaftlichen Schulen und Vereinen wesentliche Verbesserungen. — Für den Gewerbfleiß waren Friedrich's des Großen und Joseph's des Zweiten Maßregeln von den besten Folgen (§. 262). Der Krieg Nordamerika's mit England und die französische Revolution gaben dem deutschen, namentlich dem norddeutschen Handel viel Beschäftigung. — Den größten Aufschwung nahm die deutsche Industrie, vorzüglich das Fabrikwesen, durch Napoleon's Continentsystem. Die Landwirthschaft hatte davon nur einseitigen Gewinn, da die Getreideausfuhr in überseeische Länder fast ganz darniederlag. — Nach Aufhebung der Continentsperre wurde der deutsche Gewerbfleiß durch Überschwemmung mit englischen Waaren sehr beeinträchtigt, so daß sich die deutschen Staaten durch strenge Abhaltungs- und Abperungsmaßregeln zu sichern suchten, wodurch die Industrie und der Handel in den übrigen deutschen Staaten nur noch mehr herunterkam. Die gegenseitigen Handelsperren im Innern von Deutschland hemmten allen freien Verkehr und lähmten zuletzt alle Unternehmungen.

Erst durch die Errichtung des deutschen Zollvereins (1832), der alle Sperren und Schranken unter den ihm zugehörigen Staaten aufhob, begann wieder Leben in Handel und Verkehr zu kommen. — Einen weitern Schwung gab dem Handel die vermehrte Erleichterung der Verbindungswege, insbesondere die Einrichtung der Schnellposten, die freie Schifffahrt auf den deutschen Strömen u. c.; — ferner die von dem Nordamerikaner Robert Fulton 1807 erfundene und durch die Engländer ausgebildete Dampfschifffahrt, welche bereits beide Hemisphären verbindet und auch auf vielen deutschen Flüssen, besonders auf dem Rhein, die rasge Anwendung gefunden hat: endlich die Erfindung der Dampfwägen und Eisenbahnen, in deren rascher und großartiger Anwendung Deutschland allen andern Staaten des europäischen Continents (außer Belgien) den Vorsprung abgenommen hat.

Würde der deutsche Zollverein, zu einer großen gemeinsamen Zoll-einigung heranzwachsend, sich im Norden und Süden bis an das Meer ausdehnen und eine deutsche Marine seinen Handel schützen können, so würde Deutschland, nach menschlicher Voraussicht, eine bedeutende Macht und Höhe materieller Wohlfahrt erlangen. — Aller materielle Betrieb aber, soll er die sittliche Kraft eines Volkes nicht gefährden, muß in dem regen und freien Betrieb geistiger Güter sein wohlthätiges Gegengewicht finden, und beide Thätigkeiten, sollen sie nicht zum Fluch, sondern zum Segen ausschlagen, müssen sich als im Dienste eines höhern Herrn betrachten, welcher dereinst über die treue Verwendung seiner Güter und Gaben strenge Rechenschaft fordern wird.

Erfreulich sind daher die raschen Fortschritte des menschlichen Erfindungsgeistes, wenn sie zugleich als Mittel zur Förderung des Gottesreiches auf Erden erkannt und verwandt werden, dessen Bürger selbst beim Überfluß an irdischen Gütern in Selbstverläugnung dieselben „besitzen, als besäßen sie sie nicht“, noch ihrer mißbrauchen, vielmehr durch ihren rechten Gebrauch sich und Andern zugleich den reichsten Lebensgenuß bereiten, dem nie ein Lebensüberdruß auf der Ferse nachfolgt. Wo aber nur egoistisches „Genießen“ das Lösungswort des Tages ist, da ist der Kultus der Materie, der, weil er erfinderisch in der Herbeischaffung und Schöpfung von Dingen ist, die nur Sinnenlust in sich bergen, das Leben „mit falschen Gütern bevölkert“, und so ein neues Heidenthum gebiert, dessen ungezügelter Barbarei sich vergebens mit den schönsten Namen umhüllt, während sie mit ihrer Lügenhülle die Greuel und Scheuel des Todes und Moders bedeckt. Ist einmal ein Volk durch Entäußerung der ewigen Wahrheit und aller mit ihr zusammenhängenden höhern Gütern des Lebens, — der Genußsucht und somit dem Dienste des „goldenen Kalbes“ verfallen, dann ist auch die Wüste nicht ferne, in welcher sein Abfall vom lebendigen Gott mit dem Zerfallen seines Leibes gestraft wird. Wie nahe diese Gefahr dem deutschen Volke noch rücken sollte und wie tief es Gott in den Abgrund des Verderbens schauen lassen wollte, damit es davor erschrecke und sich künftig besser an den wahren Hort des Heils halten lerne, ist aus der folgenden neuesten Periode seiner Geschichte zu entnehmen.

Kap. 50. Deutschlands Wiederordnung seiner innern Angelegenheiten seit der Stiftung des deutschen Bundes bis zum Jahr 1840.

§. 300. Troh der wiedergewonnenen Selbständigkeit und Sicherheit, wendete sich Deutschland im Allgemeinen der Wiederordnung seiner häuslichen und staatlichen Verhältnisse zu und überließ sich der Hoffnung, daß allmählich Alles, was in den neuen Bundesstatuten in Aussicht gestellt war, sich erfüllen und das darin Mangelhafte sich verbessern lassen werde. Aber das deutsche Volk als solches, welches in der Wiederherstellung einer kräftigen Reichseinheit, die Bürgerschaft einer bessern Zukunft sah, fand sich durch die neue Gestaltung der Dinge vornehmlich darum nicht befriedigt, weil durch sie der deutschen Nation nach Außen keine politisch genügende und hinreichende ehrenvolle Stellung in der europäischen Völkerfamilie angewiesen, nach Innen keine entsprechende Repräsentation der Gesamtinteressen, wie beides verheißen und erwartet wurde, zugestanden, und ein zu großer Theil der Sorge für die Gesamtwohlfahrt dem unbestimmten guten Willen der 38 einzelnen Regierungen überlassen war, zumal auf manche derselben das Ausland mehr und mehr einen verderblichen Einfluß erlangte. Und allerdings hatte dieses Werk des europäischen Congresses neben guten Keimen für eine künftige bessere Entwicklung auch manche Lücken und Gebrechen, die zum Theil gleich erkannt

wurden, zum Theil späterhin in höchst nachtheiligen Folgen zu Tage treten sollten.

Schon die Gebietsvertheilungen enthielten keine künftiger Nachtheile. Namentlich sah sich Preußen verkürzt, weil es durch die erhaltenen Entschädigungen nicht einmal die Größe und Wohlbelegenheit von 1806 erreichte, in militärischer und commercieller Hinsicht keine günstige Abrundung bekam, und ihm durch Entziehung des altpreussischen Ostfrieslands die unmittelbare Berührung mit der See verkümmert wurde. — In dem neugeschaffenen Königreich der Niederlande, als einer Verbindung der alten vereinigten Staaten der Niederlande mit Holland, sah man eine Schöpfung für die englischen Interessen und in der Verlassung eines Theils von Luxemburg beim Bunde eine bloße Scheinentschädigung für den großen Verlust Deutschlands auf dieser Seite. — Am wenigsten aber befriedigte die Bundesverfassung diejenigen, welche sich die Wiederherstellung des Kaiserthums geträumt hatten, zumal man selbst in Preußen sich mit dem Gedanken, die deutsche Kaiserkrone wieder auf habsburgischem Haupte zu sehen, vertraut gemacht hatte. Allein die kühlere Betrachtung des österreichischen und preussischen Cabinets erkannte von vorne herein die Unmöglichkeit der Ausführung. Dagegen schlugen diese zwei Hauptmächte Deutschlands ein von ihnen beiden geführtes Directorium vor als oberste Vollziehungsbehörde neben einem engeren Fürstenrath und einem weitem, aus Fürsten und Abgeordneten der Bundesstaaten zusammengesetzten Gesetzgebungs- und Berathungskörper. Dabei sollte Deutschland in Kreise getheilt und mit Kreisobersten, als Intervollziehungsbehörden, versehen werden; ein Bundesgericht sollte die innern Streitigkeiten schlichten und kein Bundesglied für sich allein mit fremden Mächten Bündnisse schließen oder Krieg führen können. — Diesem Vorschlage aber traten die größern Staaten des ehemaligen Rheinbundes entgegen und wurden dabei von den auswärtigen Mächten unterstützt, und da auch Österreich nicht fest darauf bestand, so wurde jene Idee aufgegeben und selbst das Bundesgericht, auf dem Preußen am längsten bestand, kam nicht zu Stande.

Obgleich der Bund als ein „völkerrechtlicher Verein“ gestiftet wurde, so enthielt er doch auch mehrere Artikel, die das Innere der verbündeten Staaten betrafen. Insbesondere setzte der Artikel 13 fest, daß in allen deutschen Staaten eine landständische Verfassung eingeführt werden sollte. Noch einige andere Artikel enthielten Anfänge eines allgemeinen deutschen Staatsbürgerrechts. Daß diese nachher nicht oder nur sehr unvollständig entwickelt wurden, vorzüglich aber, daß statt einer starken Executivbehörde neben einer gesetzgebenden Behörde nur ein „Mittelband zwischen beiden“ aufgestellt wurde, sollte sich für die Folge in Deutschlands Verhältnissen nach Innen und Außen bitter bestrafen.

Da sich nun in vielen durch die Freiheitskriege aufgeregten Gemüthern das Mißgefühle, sich in ihren Einheits- und Freiheitshoffnungen getäuscht zu sehen, zu einer so großen Unzufriedenheit steigerte, daß sich in der Universitätsjugend Vereine bildeten, denen — mehr oder weniger — politische Zwecke zu Grunde lagen, welche sich besonders auf dem von der Burschenschaft ausgehenden Wartburgsfeste (18. Oct. 1817) kund thaten: — so trat vornehmlich in Preußen die strengste Überwachung dieser bedenklichen Richtung ein. Als sich vollends in Koblenz's Ermordung der Ausbruch eines Fanatismus zeigte, der, obgleich Sand's That vereinzelt stand, doch auf eine weitverbreitete revolutionäre Stimmung zu deuten schien, so setzten die Beschlüsse des Ministercongresses zu Karlsbad (1819) und deren überraschend schnelle und strenge Ausführung durch die vom deut-

schen Bund niedergelegte Mainzer Untersuchungscommission den demagogischen Umrrieben ein Ziel.

Die Karlsbader Beschlüsse enthielten insbesondere die Aufhebung der bis dahin gewährten Pressfreiheit und die Einführung der Censur für Schriften unter 20 Druckbogen, die Aufhebung der Burschenschaften und Turnanstalten, und die Überwachung der Universitäten sammt der Beaufsichtigung der academischen Vorträge der Lehrenden durch eigens aufgestellte Commissäre. Die Verfolgungen betrafen alle Diejenigen, welche im Verdacht der Demagogie standen, und selbst Ludwig Zahn, der Vater der Turnkunst, und Ernst Moritz Arndt, Professor an der Universität Bonn, welche beide früherhin durch Wort, Schrift und Beispiel so viel zur Erhebung des deutschen Volkes gegen die Fremdherrschaft beigetragen hatten, wurden nun ihrer Ämter entsetzt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt.

Während man mit Absperrung gegen das übrige Deutschland und polizeilicher Überwachung in Oesterreich, mit politischen Verfolgungen aber in Preußen am weitesten gieng, schienen sich an denselben die süddeutschen Regierungen nur auf den Antrieb der Großmächte zu betheiligen. Denn unter dem Vorgang Bayerns hatten, dem 13. Artikel der Bundesacte gemäß, jene Staaten angefangen, sich Constitutionen zu geben, welche Ähnlichkeit mit der französischen Charte von 1814 hatten und die meisten der damaligen „Freisinnigen“ dieser Bundestheile zufrieden stellten, obgleich dabei nicht immer die eigenthümliche, reale Natur der Staaten, denen man diese zum Theil nur auf theoretischen Abstractionen ruhenden Verfassungen anpaßte, berücksichtigt waren. War doch selbst die französische Charte, derman die deutschen Constitutionen nachbildete, ein ungeschickter Auszug aus der englischen Verfassung, die für jenes Inselreich unübertrefflich, weil auf geschichtlichem Boden ureigenthümlich erwachsen, aber für Continentalstaaten unpassend ist.

Bayern erhielt durch seinen König Maximilian I. Joseph am 26. Mai 1818 eine neue Constitution mit zwei Kammern, welche die ohnedieß große Popularität dieses guten Königs sehr erhöhte. — **Württemberg** hatte schon am 15. März 1815 von seinem vormals so willkürlich regierenden König Friedrich I. eine ständische Verfassung, jedoch mit nur Einer Kammer, erhalten; allein die Stände wollten von diesem „liberalen Geschenke moderner Staatsweisheit“ nichts wissen, sondern verlangten ihr „gutes altes Recht“. Während des heftigen Streites darüber starb der König, und sein Sohn und Nachfolger Wilhelm I. der als Kronprinz schon die Hoffnung des gedrückten Landes war, vereinbarte mit den wieder zusammengerufenen alten Ständen eine neue Constitution mit zwei Kammern, welche den 27. September 1819 zu Stande kam. — **Baden**, dessen ganzer, durch die Kinderlosigkeit des Großherzogs Karl bedrohter Landesbestand dadurch aufrecht erhalten wurde, daß der deutsche Bund die aus der morganatischen Ehe des 1811 verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich erzeugten beiden Garfen von Hochberg für successionsfähig erklärte, erhielt am 22. August 1818 eine Constitution, in welcher die zweite Kammer mit fast allen Rechten einer Volksrepräsentation ausgestattet wurde, so daß in der Folge die Weiterbildung der badischen Verfassung im Sinne der Fortschrittspartei gerade dieses Land zum Brennpunkt des politischen Meinungskampfes in Deutschland machte. — **Rassau** hatte schon am 2. September 1814 eine Verfassung erhalten. — **Oessen-Darmstadt** erhielt am 28. März 1819, **Hannover** im gleichen Jahre eine dem Namen nach neue, von der altständischen aber wenig verschiedene Verfassung. — **Oesterreich** gieng in seinen deutschen Provinzen nur auf die alten Postulaten-tage zurück und ließ bloß den Tyrolern etwas mehr von ihren alten Freiheiten.

Aber die auf diesen Landtagen sich kundgebende Erregtheit der Gemüther und die dazwischen gemachte Entdeckung der erwähnten demagogischen Um-

triebe hielt noch viele Staaten ab, den Constitutionalismus mit seiner Theilung der Gewalten, seinen zwei Kammern und seinem Wahlgesetz auf breiter Grundlage bei sich Eingang zu lassen. Dagegen stellten manche Staaten ihre abgeschafften altd e u t s c h e n L a n d s t ä n d e wieder her, wie K u r h e s s e n, einige norddeutsche Staaten und P r e u ß e n, das seit 1823 in seinen älteren Theilen Provincialstände einföhrte und die in den neuermorbenen Landestheilen geltenden Provincialstände zu beleben suchte; oder sie setzten, wie S a c h s e n, ihre nie ausdröcklich aufgehobenen Landstände wieder in Gang.

Obwohl nun in dieser Periode in Folge der conservativen Haltung der Kabinette — denen es gelang, sich auf den Congressen zu Laibach (1822) und zu Verona (1823) zur Unterdröckung der liberalen Aufstände in Neapel und Spanien zu verständigigen — die freiere politische Entwicklung gehemmt war, während zu gleicher Zeit Wohlstand und Bildung einen erfreulichen Aufschwöng nahmen, so fand doch das Bedürfnöß constitutioneller Freiheit immer allgemeiner in Deutschland Anerkennung und föhrte zu dem Bestreben, nunmehr auf geöeslichem Wege dasjenige zu erringen, was durch geheime Verbindungen und gewaltsamen Umsturz nicht zu erlangen gewesen war.

Bei der großen Verschiedenheit der Landestheile, aus denen P r e u ß e n durch die Congressacte zusammengesetzt ist, und bei der großen Mannigfaltigkeit der fröhern Rechte und Institutionen in denselben, verursachte die Entwurfung einer allgemeinen Constitution so große Schwierigkeiten, daß der bedachte König zur Einföhrung einer solchen Gesamtverfassung erst noch eine ruhigere Zeit abwarten wollte, als die damalige war, in welcher eben in West- und Süddeutschland ein ungewöhnlicher Geist der Opposition sich regte und in Spanien und Italien unerwartet revolutionäre Gährungs ausbrachen.

Zudem war damals die Regierung Friedrich Wilhelms III. noch durch ein starkes, in sich einiges Beamtenthum gestökt, das noch durch keine Parteien gespalten war und jene Ruhe gewährte, welche das Land nach vorausgegangener Erschöpfung bedurfte. Auch hatten von den Beamten sehr viele die Zeit der Vaterlandsnoth und Vaterlandserhebung thätig und opferbereit mit durchlebt und sich daraus noch einen vaterländischen Gemeinöinn bewahrt, welcher Gerechtigkeit mit Milde verband, so daß, ungeachtet das öffentliche Leben wieder mehr zurücktrat, doch Wohlstand, Bildung und Zufriedenheit des Volkes sich ölich wuchs. Dazu kam, daß der König, welcher selbst stets Leid und Freude, Noth und Erquickung mit seinem Volke getheilt hatte, mit diesem innerlich und eng verbunden war und mit seinem gerechten, gemäßigten und öchlichen Sinne noch allen Preußen als wahrer Landesvater erschien.

§. 301. Schon glaubte der deutsche Bund durch die Niederhaltung aller das gegebene Maaß überschreitenden Freiheitsbestrebungen die Ruhe seiner Glieder gesichert zu haben, als in dem stets unbefriedigten Frankreich 1830 die **Julirevolution** durch Karl's X. unbesonnene Verletzung der Charte zum Ausbruch kam, durch welche die dort herrschende Dynastie die Krone verlor und mit Ludwig Philipp die (von einem Bruder Ludwig's XIV. stammende) Familie O r l e a n s auf den Thron gelangte. Da sich nun in Folge dieser Umwälzung wie mit einem Schlag noch in andern europäischen Ländern der Geist gewaltsamer Umstürzung entfesselte, so blieb auch Deutschland nicht unberöhrt. Aus den in einigen Bundesstaaten

ausbrechenden Unruhen giengen für dieselben wesentliche Veränderungen hervor, indem Braunschweig nach der Vertreibung seines willkürlichen Herzogs Karl in dessen Bruder Wilhelm einen andern Regenten, Sachsen und Hessen-Cassel eine Mitregentschaft, und zwar dort in König Anton's Neffen Friedrich August, hier in des Kurfürsten Wilhelm's II. Sohne Friedrich Wilhelm, und Hannover einen Vicekönig in der Person des Herzogs von Cambridge bekam, alle vier Staaten aber das constitutionelle System annahmen. In Bayern, Württemberg und Baden ließ sich dadurch der Constitutionalismus zu bedenklichen Ausschreitungen hinreißen. Preußen und Oesterreich blieben von jenen Erschütterungen unberührt, waren aber sowohl wegen der schwachen Bundesexecutive, als auch durch die Verwickelungen der europäischen Politik verhindert, den gefallenen oder erschütterten Bundesregierungen zu Hülfe zu kommen.

Daß die Folgen der Julirevolution dem preußischen Staate nichts anhaben, kam daher, weil man dort die Hoffnung hegte und nährte, durch vorhergehende Ausbildung der Provinziallandstände eine sichere Grundlage für den verheißenen künftigen allgemeinlandständischen Verfassungsbau zu bekommen. Die Vorbereitungen zu diesem Bau bestanden hauptsächlich in Einrichtungen, welche, wie z. B. die Landwehrverfassung, die erneuerte Städteordnung, die Ablösung grundherrlicher Lasten, die Beiziehung des Adels zur Besteuerung, hohe Ausbildung des Unterrichtswesens 2c., auf die Hebung der Kraft und Intelligenz des Volkes abzielten. Die dadurch rege erhaltene Hoffnung auf Erweiterung der Volksfreiheiten, verbunden mit der seit der Unterdrückung der Demagogie eingetretenen Rückkehr zu milderer Regierungsweise — ließen es dem „für König und Vaterland“ stets regen preußischen Nationalgefühl nicht zu, sich unwalzenden Gelüsten hinzugeben, da nach allem Obigen nicht zu verkennen war, daß Preußens ganzer Entwicklungsstand und Regierungs-Modus schon an sich ein freieres Gepräge hatte. — In Oesterreich hatte die Regierung theils durch die Sorge für die materielle Wohlfahrt, theils durch die strengste Abschließung mittels Censur und Polizei den Ansteckungsstoff fern zu halten gesucht. Wie sich diese völlige Abschließung rächte, sollte später zu bitterer Erfahrung führen.

Jene gewaltsamen Ausbrüche verhehrt geleiteter Volkskraft riefen natürlich wieder die Gegenwirkung von oben hervor, deren Organ der deutsche Bund war, welcher im Einverständnisse mit den europäischen Otmächten durch die Wiener Conferenz einschritt, aber sich dabei keiner bessern, als der hergebrachten Mittel zu bedienen mußte.

Die Beschränkungen, durch welche die Wiener Conferenz den Überstürzungen und Ausschreitungen des Constitutionalismus zu begegnen suchte, bestanden zunächst in verstärkter Aufsicht über die Presse, über politische Vereine, über die nach der Schweiz und Frankreich wandernden und von daher zurückkehrenden und mit Revolutionsideen erfüllten deutschen Handwerker 2c. Außerdem bestimmten die Wiener Conferenzbeschlüsse, daß die Ständekammern die regelmäßige Steuerbewilligung an keine Bedingung knüpfen und den Regierungen die Mittel zur Erfüllung ihrer Bundespflichten, so wie den verfassungsmäßigen Regierungsverordnungen ihre Anerkennung nicht sollten verweigern dürfen. — Zur Entscheidung über Streitigkeiten zwischen Regierungen und ihren Ständen wurde daher ein Bundes-Schiedsgericht eingesetzt, aus dessen 34 Mitgliedern jeder der beiden streitenden Theile drei Schiedsrichter wählen darf, worauf diesen sechs Richtern von Bundes wegen ein Obmann beigegeben wird.

Weil nun durch diese Beschlüsse auch der Liberalismus in den süddeutschen Staaten aus seiner seit der Julirevolution noch weiter vorgerückten Stel-

lung wieder zurückgedrängt wurde, so entwickelte sich nun aus einer Fraction desselben eine revolutionär-radical e Partei, deren extreme, auf die Existenz der deutschen Regierungen und ihres Bundes gerichtete Absichten auf dem Hambacher Feste (1832) und in dem Frankfurter Attentat (1833) zu Tage traten, — zweien Symptomen, die jedenfalls auf tiefverborgene Schäden hindeuteten, zu deren Heilung aber weder die Tepliger Besprechungen, noch weitere Wiener Conferenzen das rechte Mittel fanden. Indes schien die gewandte Politik des Juliuskönigs in Niederhaltung der seinen Thron bedrohenden französischen Revolutionspartei, verbunden mit den Bemühungen der übrigen europäischen Großmächte, die äußerlich hergestellte allgemeine Ruhe auf lange Zeit hinaus zu verbürgen.

§. 302. Obgleich der deutsche Bundestag in dieser langen Friedenszeit außer der angedeuteten polizeilichen Thätigkeit nicht viele andere, die Wohlfahrt, Macht und Ehre Deutschlands fördernde Lebenszeichen von sich gab; so giengen doch wenigstens in den einzelnen Staaten — aus der Erkenntniß, daß zur Einigung nur gegenseitige selbstverleugnende Gerechtigkeit in Förderung und Gewährung dessen führe, was Regierenden und Regierten zum Bestehen nothwendig ist — eine Reihe wohlthätiger Einrichtungen hervor, welche theils die Verbesserung der Staatsverwaltung, der Gerichtsverfassung, des Heerwesens u., theils die Wiederherstellung der christlichen Kirche und des durch sie bedingten Bildungswesens bezweckten.

Je eifriger aber jeder einzelne Staat Hand an die Vervollkommnung seiner innern Wohlfahrt legte, desto tiefer fühlten die, durch den Bundesvertrag nur äußerlich verbundenen Theile des großen deutschen Vaterlandes, daß ohne kräftige Repräsentation der Gesamtinteressen und ohne nähere Einigung der seit langem so unbrüderlich getrennt gewesenen Völkerstämme keine wahre Kraft, so wenig nach Innen wie nach Außen, gewonnen werden könne.

Aus diesem Gefühle, das zunächst an der Hemmung des innern Handelsverkehrs durch die, jeden einzelnen Bundesstaat umschließenden Zollschranken sich bewußt wurde, gieng von Bayern und Württemberg
 1829 das erste Beispiel einer Zollvereinigung hervor. Und als hierauf Preußen die Aufhebung aller, die freie Handelsbewegung der deutschen Staaten untereinander hemmenden Zollsperrn in Vorschlag brachte, und durch seine Vermittlung unter beharrlichem Zusammenwirken vieler Fürsten, Staatsmänner und Stände und dem meist hoffnungsfrohen Zurufe der Bevölkerungen
 1835 der größere deutsche Zollverein bereits eine Volkszahl von 25 Mill. auf 8000 Q.-M. umfaßte und einen kräftigeren Aufschwung der „materiellen Interessen“ erzeugte: da stärkte sich zugleich das deutsche Nationalgefühl wieder mehr, und das daraus kommende Verußtein wachsender Stärke nach Außen gieng an, sich in einer überraschenden Allgemeinheit zu regen. Dieß zeigte sich zunächst darin, daß, als der unruhige Nachbar zur Linken, in der Hoffnung auf noch vorhandene „Sympathie“ für ihn, wieder unverholen sein altes Gelüste
 1840 nach der Rheingränze äußerte, Deutschland ihm wie aus Einem Wunde

eine Antwort gab, die ihn, wenn dieß möglich wäre, völlig hätte enttäuschen können, zumal dem gemeinsamen Wort auch gleich eine gemeinsame, vom deutschen Bund vorgenommene Handlung durch den Aufbau zweier neuen Bundesfestungen, *K a s t a t t* und *U l m*, zur Deckung der entblößten Westgränze Deutschlands entsprach.

§. 303. Die Verwicklungen, welche von Frankreich her den Weltfrieden wieder bedroht hatten, lösten sich durch die Anstrengungen der Großmächte wieder; aber der Einheitsgedanke, der sich in Deutschland an Frankreichs Herausforderung entzündet hatte, wuchs mehr und mehr zu einer Flamme heran und nahm von nun an unter den Idealen des Liberalismus die erste Stelle ein, während der Ultraradicalismus mit seinen französisch-republikanischen Tendenzen darüber spottete, die Anhänger des historischen Rechts aber nicht sowohl äußerliche Einheit, die ohne Revolution nicht möglich war, als vielmehr innigere Einigung und festere organische Gliederung des deutschen Bundeskörpers als einzig zu erreichendes Strebeziel erkannten.

Aber die Schwierigkeit, den constitutionellen Entwicklungsprozeß der Einzelstaaten mit der Nothwendigkeit und Bedingung eines Alle umfassenden Staatenbundes und mit der Sicherung des monarchischen Princips in gleichgewichtliche Verbindung zu setzen, war bei den verschiedenseitigen Ultratendenzen äußerst groß, und unterhielt ein fortwährendes athemlojes Ringen zwischen Regierungen und Landständen, zumal der seit 1837 hervorgetretene hannoversche Verfassungsstreit und die gleichzeitig auf kirchlichem Gebiete durch die Gefangennehmung zweier Erzbischöffe entstandenen Kölner Wirren der politischen Gährung weiteren Nahrungstoff zuführten.

Der hannoversche Verfassungsstreit erhob sich nach eingetretener Ablösung Hannovers vom englischen Staatsverband dadurch, daß der neue König von Hannover, Ernst August, der Oheim der Königin Victoria. (welche in Hannover, wo das salische Gesetz gilt, nicht die Nachfolge bekommen konnte) die liberale Landesverfassung Hannovers, welche ohne seine agnatische Zustimmung zu Stande gekommen, nicht anerkannte und auf den Grund der Verfassung von 1819 eine neue, das Königthum weniger beschränkende Verfassung aus eigener Macht einführte (octroirte). Der Kampf, den die hannoverschen Stände dagegen führten, wurde endlich von dem Bundestag mit geringer Majorität zu Gunsten des Königs entschieden, worauf die ständische Annahme der neuen Verfassung nach einigen Modificationen derselben 1840 erfolgte.

Unter den Kölner Wirren versteht man den Kirchenstreit der zwischen der preussischen Regierung und dem römischen Episcopat in Preußen dadurch entstand, daß die Weigerung des Erzbischoffs von Köln, Freiherrn Clemens Droste von Vischering und des seinem Beispiele folgende Weigerung des Erzbischoffs von Gnesen und Posen, Martin von Dunin, den gemischten Ehen ohne das Versprechen der katholischen Kindererziehung die kirchliche Einsegnung zu ertheilen, zur Gefangennehmung jener beiden Kirchenfürsten, und diese folgen schwere Staatshandlung zu einer scharfen Spannung zwischen Katholiken und Protestanten in ganz Deutschland führte. — Zwar lenkte schon Friedrich Wilhelm III durch die Freigebung (jedoch nicht Wiedereinsetzung) des Erzbischoffs von Köln wieder ein, und an dieselbe schien sich die weitere Lösung des Kirchenconflicts knüpfen zu können; allein diese herbeizuführen, war diesem Könige nicht mehr beschieden: denn am 7. Juni 1840 erfolgte der Tod des edlen Königs Friedrich Wilhelm's III, dessen Namen mit Deutschlands ehrenreichster Periode so genau verflochten ist.

Kap. 51. Deutschland vom Verheißungsjahre 1840 an bis zum Revolutionsjahre 1848.

§. 304. Die am 27. Juni 1840 erfolgte Thronbesteigung **Friedrich Wilhelm's IV.**, der schon als Kronprinz die Hoffnung des Volkes war, bezeichnete für Preußen den Anfang einer neuen Entwicklungsperiode. Er machte vor Allem der kirchlichen Spannung dadurch eine Ende, daß er die gänzliche Aufhebung der Gefangenschaft der beiden Erzbischöffe anordnete, so wie späterhin den unter der vorigen Regierung aus der unirten Landeskirche ausgetretenen (separirten) Lutheranern einen eigenen Kirchenrath (in Breslau) gestattete, selbst aber in christlicher Beziehung durch sein bei der Annahme der Volkshuldigung gesprochenes Bibelwort: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“ zu erkennen gab, daß er das Evangelium zur Richtschnur seines Lebens und Regierens nehmen werde. In politischer Beziehung suchte er die Gemüther dadurch zu beruhigen, daß er die politisch Verfolgten amnestirte, die ausgeschiedenen Minister v. Boyen, W. v. Humboldt und v. Beyme in den Staatsrath berief, auch den ehrwürdigen Arndt reactivirte und Jahn der vollen Freiheit zurückgab, daß er die Censur und Preßbeschränkung milderte, die Befugnisse der Provinzialstände erweiterte und Wissenschaft und Bildung in großartigster Weise förderte.

So traten einige Jahre ruhiger Erwartung ein und auch im übrigen Deutschland herrschte in dieser Zeit äußerliche Ruhe, — wie denn mancher constitutionelle Fürst seine Stände zu mäßigen bemüht war, vorzüglich in Bayern König Ludwig (der schon als Kronprinz und nachher als Regent wegen seiner deutschen Gesinnung und großen, aufopfernden Kunstliebe die Anhänglichkeit seines Volkes genoß), bewies, daß er, wie sehr er auch freie Meinungen hören konnte, versuchten Überschreitungen seiner Kammern eine feste Haltung entgegenzusetzen wußte.

Dennoch wucherten auf dem politischen Felde die Auswüchse des Radicalismus und der Demokratie, genährt durch den Mißbrauch des Vereinsrechts und der Presse — ungeachtet moderirender Bemühungen redlicher Constitutionellen — immer weitergehend fort, zumal sich auf sittlich-religiösem Gebiete in der Literatur, wie im Leben mehr und mehr widerchristliche und socialistische Tendenzen geltend machten und immer tiefer in die Massen einwirkten, um sie für eine kommende Umwälzung reif zu machen.

Die auf Zerstörung alles positiven Grundes in der Religion ausgehenden sogenannten Freigemeinden konnten daher, als im Innersten mit der Demokratie verwandt, von Seiten eines Staates, der sich noch als ein christlicher fühlte, keine Förderung erwarten. — Die aus Anlaß der Ausstellung des h. Rocks in Trier entstandene Lossagung Ronge's und Czersky's von der katholischen Kirche führte zu dem von ihnen gestifteten sogenannten Deutschkatholicismus, der aber nur bei denjenigen Katholiken und Protestanten, denen der Offenbarungsglaube völlig abhanden gekommen war, leichten Eingang fand, und sich selber noch dadurch, daß er sich bald in eine revolutionäre Propaganda verwandelte, seine frühe Grube grub. — Um so mehr war die gläubige Richtung in der Kirche bemüht, wenn auch unter dem Druck

des Hohns und Spotts von Seiten des herrschenden sogenannten „Lichtfreunds thums“, die der christlichen Kirche anvertrauten Güter vor der Zerstörung des widerchristlichen Zeitgeistes zu retten und bei eigenem ernstern Streben nach dem lebendigen, in der Liebe thätigen Glauben die Treue gegen Gottes Gesetze zu beweisen.

Mehr und mehr hatten besonders die vom Westen her nach Deutschland eingebrachten Lehren des Socialismus und Communismus das sittliche Gefühl der Masse abgestumpft und politischen Agitationen immer leichteres Spiel gemacht. Schon zeigten sich wieder Versuche, das Bestehende mit roher Gewalt anzugreifen und herrschende Übelstände, wahre, wie vermeintliche, durch künstlich erregte Tumulte (in Sachsen, in preussisch-Polen, in Krafau, in österreichisch-Galicien) kurzweg abzustellen.

Daher hielt es nun Preußen an der Zeit, einem gewaltsamen Vorgehen der Fortschrittspartei durch einen freieren auf andern Grund gelegten Verfassungsbau vorzubeugen; und so wie der König schon vorher auf die Forderung der Mündlichkeit und Öffentlichkeit der Gerichte (als einer im Grunde altgermanischen Institution) eingegangen war, so gab er durch das königliche Patent vom 3. Februar des Jahres 1847 zur Einberufung eines aus den acht Provinzialständen hervorgegangenen „Vereinigten Landtags“ den in seinen Staaten vorhandenen geistigen Kräften einen größern Bewegungsraum berechtigter Freiheit, und stellte einen noch weitem wenigstens in Aussicht.

Dieses neue, im Geiste des Königs selbst entsprungene Verfassungswerk hatte nicht, wie die Theorie des Constitutionalismus die Kopfsahl und die Steuerklassen zur Grundlage, sondern gab dem Staatsganzen die provinciale Einteilung und den Provinzen eine ständische Organisation. Und so schien es, als ob Preußen durch allmähliche Vermehrung und Befestigung der Bürgschaften einer vernünftigen Freiheit den drohenden Revolutionsgeist zunächst im eigenen Lande, dann mittelbar durch seinen gewichtigen Einfluß auch in den andern deutschen Ländern wieder auf geordnete Bahn zu lenken vermöchte, und daß sonach in nicht allzuferner Zeit eine vollkommenere innerliche Einigung aller Glieder des deutschen Staatenbundes und durch dieselbe eine würdevollere Stellung der deutschen Nation das Endergebniß sein werde.

Allein das Ideal des Königs, welches, bei allen Mängeln und Unzulänglichkeiten doch einer Verbesserung und allmählichen Anpassung an die gegebenen Verhältnisse fähig gewesen wäre, scheiterte an der in seinen Ständen, besonders im Bürgerstande, immer lauter werdenden Forderung einer Volksrepräsentation, und so erfolgte der Schluß des Landtags zu geringer Befriedigung für beide Theile. Dennoch bewiesen die versammelten Provinzialstände im Ganzen eine würdige Haltung, und daher trug sich die Regierung und die gemäßigte Seite des Landtags mit Hoffnungen für allmähliche Verständigung, ohne zu ahnen, was in der nahen Zukunft für eine weltgerichtliche Erschütterung auch über Deutschland hereinbrechen sollte.

§. 305. Denn nachdem schon in der Schweiz, dem damaligen Herde aller radicalen und demokratischen Umtriebe, durch den Zusammenstoß der dorti-

gen kirchlichen und politischen Gegensätze ein Vorspiel des allgemeinen Umsturzes vorausgegangen war (wobei die Klösteraufhebung im Aargau, der Freischaarenputsch, der Sonderbundskrieg und die nach Besiegung der Conservativen möglich gewordene Durchsetzung einer neuen Bundesverfassung, endlich in Folge davon die Losreißung des Cantons Neuchâtel von der preussischen Hoheit die wesentlichsten Momente sind). — Da brach die jüngste, von Italien und Frankreich anhebende, Revolution aus. Hervorgehend in diesen nie ruhenden Ländern aus den politischen Kämpfen gegen Kabinettsregierung, Beamtenherrschaft und Jesuitismus, gegen Scheinconstitutionalismus, Bestechung und Wort- und Schriftunterdrückung, und genährt von den Wühlereien des Communismus und Socialismus, des Republikanismus und Nationalismus, war die Revolution von solcher Tragweite, daß sie, gleich einem gewaltigen Erdbeben in weiten Schwingungen die meisten europäischen Lande durchschütterte, Throne und Reiche umstürzte oder zum Wanken brachte und mit vielem Morphen und Faulen auch viel Hohes und Heiliges in den Staub warf. Dieselbe Sturmfluth politischer Agitationen, welche in Frankreich am 24. Februar den Juliusthron umstürzte und an dessen Stelle eine improvisirte Republik ablagerte, wälzte ihre zum Theil vom Schlamme des Socialismus und Communismus geschwärmten, zum Theil vom Republicanismus und Nationalismus blutroth gefärbten Wellen auch über Deutschland hin, unterwühlte den von seinen Demagogen dafür zubereiteten Boden bis zum untersten Grund und brach sich erst an den „ehernen Mauern“ des russischen Reichs.

1848

Die deutsche Eiche, zum Theil entwurzelt, zum Theil ihrer Äste und Krone beraubt, wankte; die festesten Burgen und Siegel alter Rechte wurden zerbrochen, die stärksten Dämme und Wehren heiliger Sitte eingerissen und der bodenlose Abgrund der Anarchie that sich auf. Auch der deutsche Staatenbund ward aus seinen Fugen gerissen und seinen Hauptmächten von slavischem, dänischem, magyarischem und italienischem Nationalismus Hohn und Troß geboten, ja Oesterreich bis an den Rand des Untergangs gebracht.

Der erste Anstoß zur Märzrevolution in Deutschland gieng von der die öffentliche Meinung Deutschlands leitenden liberalen Kammeropposition in Baden aus, deren Hauptglieder zunächst zwar keinen Gewaltumsturz predigten, aber eine radicale, socialistische Partei neben sich heranreifen ließen, welche mit den Revolutionärs in Frankreich und in der Schweiz im genauesten Verkehr stand. Zehn Tage nach der Februarrevolution in Paris, welche dort das Bürgerkönigthum vernichtete, erscholl in der badischen Kammer der Ruf nach Volksvertretung am Bundestag (den die Fortschrittspartei längst mit Spott und Hohn behandelt hatte), und widerhallte in fast allen deutschen Hauptstädten. — Von den Kammern gedrängt, stellten sodann in allen constitutionellen Staaten die Regierungen liberale Ministerien auf, die Alles das gewährten, was man nachher mit dem Namen Märzerrungenschaften bezeichnete, namentlich ungehemmte Pressfreiheit, freies Ver-

einsreht, Volksbewaffnung, Öffentlichkeit und Mündlichkeit, Aufhebung aller feudalen Lasten etc. Selbst Oesterreich und Preußen, jenes durch einen furchtbaren Aufstand in Wien, dieses durch einen gleichen, von fremden Elementen genährten Aufstand in Berlin gelähmt, konnten sich der stürmischen Forderung nach Volksvertretung (in eigenen Nationalversammlungen) nicht entziehen. So kam es auch, daß am 1. März der Bundestag den Bundesstaaten die Absendung von Vertrauensmännern nach Frankfurt a. M. zur Entwerfung einer neuen Bundesverfassung aufgab.

Auf den Trümmern des Abbruchs traten allenthalben vielerlei Bauleute und Handlanger zusammen, und verhiessen einen neuen Bau zu gründen. Aber so viele ihrer an der Spitze der verschiedensten deutschen Regierungen lenkend stunden und im raschen Wechsel bei diesem Bauberathungsgechächte einander ablösten, und so groß außerdem noch die Zahl der Räthe in Kammern, Volksversammlungen und Clubs war, so wenig wollte sich ein fester Bauplan, noch weniger ein rechter Anfang zum Bau selber ergeben.

Zunächst erfolgte die Eröffnung des Vorparlaments (in Frankfurt a. M.), welches zwar die Partei Hecker's mit ihrem Programm einer Republik zurückwies, aber den Grundsatz der Volkssouveränität aufstellte, und nicht nur die Zuziehung der eigentlichen preussischen Provinz, sondern auch des mit Holstein gegen Dänemarks Einverleibungsgelüste aufgestandenen Schleswigs zum beabsichtigten deutschen Staatenbund aussprach, und die Constituierung eines deutschen Reichsparlaments einleitete. — Der aus dem Vorparlament hervorgegangene Fünfziger-Ausschuß betrieb nun in Verbindung mit dem märzlichgestimmten Bundestag die Einberufung des Reichsparlaments oder der deutschen Nationalversammlung.

Selbst die nun am 18. Mai des verhängnißvollen Revolutionsjahres 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. zusammengetretene große **deutsche Nationalversammlung**, — obwohl sie aus 600 größtentheils gelehrten und scharfsinnigen, — für Volkswohl meist uneigennützig eifernden, zum Theil idealistisch begeisterten Männern bestand, — konnte es doch nur zu „Grundrechten auf dem Papier“ bringen, die noch dazu in den wenigsten Einzelstaaten angenommen wurden.

In seiner Eigenmächtigkeit verichmächte dieser Volksrath die Vereinbarung mit den Fürsten, stellte sich in Folge des „kühnen Griffs“ seines Präsidenten auf den Boden der Volkssouveränität und wählte nach Abschaffung des Bundestags einen Reichsverweser in der Person des Erzherzogs Johann, der indeß dieses Amt nur auf den Grund der Zustimmung sämmtlicher deutscher Regierungen annahm. Nachdem er sich mit einem Reichsministerium umgeben hatte, ließ er sich von den deutschen Heeren huldigen, konnte aber weder Preußen noch Oesterreich dahin bringen, ihren Heeren diese Huldigung zu gestatten. Auch Bayern ließ sie nur bedingt zu.

Sehr bald hatte sich im Frankfurter Parlament eine große Parteiverschiedenheit herausgestellt. Die äußerste Linke der Minder-

heit, gestützt auf den Pöbel der Gallerieen und Straßen, auf politische Vereine und Volksversammlungen vieler Länder, hatte die Aufrichtung einer Republik zum Ziel. In der Mehrheit des Parlaments überwog die sogenannte klein-deutsche Partei mit dem Präsidenten Heinrich von Gagern an der Spitze: sie bezweckte die Einheit Deutschlands, jedoch mit Ausschluß Österreichs, und hielt an der constitutionellen Monarchie fest, während die groß-deutsche Partei Österreich mit eingeschlossen wissen wollte.

Da die klein-deutsche Partei in Preußens Kraft die Bürgschaft der deutschen Freiheit sah, so hielt sie absichtlich mit der Aufstellung der Verfassung noch so lange zurück, bis das in den noch fortwährenden schleswig-holsteinischen Kampf verwickelte Preußen in der Noth der Selbsterhaltung den vom Frankfurter Parlament genehmigten Waffenstillstand von Malmö schloß, durch den das preußische Heer freie Hand bekam.

Die Preußen hatten nämlich unter General Wrangel das Danewerk (den von der Ostsee bis zur Nordsee reichenden Wall und Graben am nördlichen Ufer der Eider) erstürmt, die Dänen aus Schleswig vertrieben und Jütland zu erobern begonnen, als England und Schweden mit einer Blokade der preußischen Häfen und Rußland mit einem Einmarsch in's Preussische drohte. Daher mußte Preußen, obgleich so eben noch Wrangel die Dänen bei Düppel geschlagen hatte, seine Truppen aus Dänemark zurückziehen.

Dieser Waffenstillstand aber gab der Demokratenpartei des Frankfurter Parlaments, welche überall durch Anstiftung von Aufständen und terroristischen Demonstrationen auf einen allgemeinen Umsturz hinarbeitete, den Vorwand zur Veranstaltung der großen Volksversammlung auf der Pöngstwieze (bei Frankfurt), welche das Parlament zu sprengen und einen Convent an dessen Stelle zu setzen beschloß. Doch der deßhalb angefangene Barrikadenkampf in Frankfurt wurde von heftigen und preußischen Truppen niedergeschlagen, und die greuliche Ermordung des Generals v. Kuerswald und Fürsten Lichnowsky durch den fanatisirten Pöbel forderte vollends den Fluch über das finstere Werk der Demokratie heraus. Es erholte sich die lange betäubt daniedergelegene Fürstenmacht und gewann, unterstützt von den conservativen Elementen, wieder die Oberhand.

In Wien waren unterdeß auf dem österreichischen Reichstag auch zwei Parteien hervorgetreten, eine constitutionelle, die auf die Einheit und Kräftigung des Kaiserstaats ausging, und eine radicale, welche die Zertrennung der Monarchie in Nationalitäten bezweckte. Daher hatte dieser Reichstag hauptsächlich mit der Slavenbewegung in Böhmen, mit dem durch Kossuth betriebenen Abfall Ungarns, so wie in Italien mit dem Aufstand in Lombardo-Venetien und mit dem diesen unterstützenden und in der Lombardei einfallenden Sardenkönige (den jedoch der greise Held Radetzky bei Custozza mit Schimpf zurückschlug) einen schweren Kampf um seine Existenz zu bestehen. — Endlich raffte sich Österreich auf und schlug den von der Aula und von demokratischen Clubs mit Hülfe des Pöbels organisirten und von Kossuth's Magyarenthum unterstützten Wiener Aufstand in der Erstürmung Wiens durch den Fürsten Windisch-Grätz danieder, und machte durch Erklärung des Standrechts der heillosen Anarchie ein Ende.

Auch in Berlin war es inzwischen zu einer demokratischen Bewegung gekommen, die am 18. März zu einem Straßenkampf zwischen dem Volk und

dem Militär führte, welcher für die schwankende Regierung so unheilvoll ausfiel, daß sie in die Bewegung mit fortgerissen wurde, anstatt sie zu beherrschen. Schon vor derselben hatte der König selbst in einer Erklärung versprochen, daß Preußen eine auf breiter Grundlage der Urwahlen ruhende Constitution, und Deutschland den Bundesstaat mit dem Parlament bekommen sollte. Zu dem Ende wurde nun der Vereinigte Landtag einberufen, der aber nichts mehr zu thun fand, als das Wahlgesez zu sanctioniren, nach welchem die „preussische Nationalversammlung“ zusammentreten sollte, um mit der Krone eine neue Verfassung zu vereinbaren. So hob sich also der Vereinigte Landtag sammt seinem Princip gleichsam von selber auf, ohne daß jedoch seine Aufhebung gerade förmlich ausgesprochen worden wäre. Der zur Vereinbarung der Verfassung einberufenen Nationalversammlung in Berlin legte sodann das Ministerium Camphausen einen Constitutionsentwurf vor, der aber von der radicalen Richtung der Versammlung verworfen und durch einen andern ersetzt wurde, in welchem das neue revolutionäre Recht zur Entwicklung kommen sollte. Der gemäßigtere Theil der Versammlung war dem Terrorismus der Demokraten und den schmählichsten Verhöhnungen des Pöbels ausgesetzt, so daß selbst Minister insultirt und mißliebigen Abgeordneten Stricke unter das Gesicht gehalten wurden, wenn sie nicht im Sinne der Demokraten stimmten würden. Doch die Nachricht von jener Besiegung des Wiener Aufstandes und von jenem Sieg über die Barrikadenkämpfer in Frankfurt, so wie die in Berlin nun erwachende allgemeine Indignation über den oberwähnten Pöbeleceß benützte sodann der König von Preußen zur Verurtheilung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel, das nun auch dort der Anarchie entgegentrat. Es verlegte zunächst die Ständeversammlung nach Brandenburg, und als sie nichts zu Stande brachte, löste er dieselbe auf, und gab, anstatt auf den Vereinigten Landtag, der nicht förmlich aufgehoben worden war, zurück und von da verbessernd und reformirend weiterzugehen, aus eigener Macht eine neue Staatsverfassung, welche von den auf den 25. Februar 1849 einberufenen Kammern revivirt werden sollte. Sie war aber von dem Entwurf der Nationalversammlung nicht sehr wesentlich verschieden und auch die Revision derselben blieb stecken. Daher octroyirte der König am 30. Mai 1850 ein neues Wahlsystem für die zweite Kammer, wobei die frühere Gleichberechtigung aller Urwähler wegfiel und diese nach drei Steuerklassen eingetheilt wurden. Da aber auch diese neue Verfassung nicht in dem geschichtlich gegebenen preussischen Staatsrecht wurzelt und den verschiedenartigen Bedürfnissen dieses Staates nicht entspricht, so mußte man sich in Preußen früher oder später auf neue Conflictte gefaßt machen.

Auch Oesterreich hatte nach Überwindung der Anarchie sich wieder neu gestaltet, indem es am 7. März 1849 den Reichstag von Kremier aufhob und die von demselben, auf den Grund der Volkssouverainetät aufgestellte, aber noch nicht eingeführte Constitution vom 4. März 1851 beseitigte, dagegen einen Reichsrath für die Gesamtmonarchie einsetzte, wobei jedes Kronland eine neuorganisirte Landesverfassung mit einer ständischen Einrichtung erhielt. Zugleich wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, die Ablösung der Feudallasten nach gesetzlichen Bestimmungen vorgenommen, zwischen den Kronländern jede Zollschranke aufgehoben und der Grundsatz der Gleichbesteuerung für alle Staatsbürger aufgestellt.

§. 306. Das oberwähnte Unterliegen der Demokratie in Oesterreich, welches in erneuerter Stärke sich in Betreff aller seiner Provinzen als einen Gesammtstaat erklärte, und das sich-Wiederfinden Preußens, welches durch jene sog. „rettende That“ seiner Lenker sich den Umstrickungen der Demokratie entwand, hatte eine bedeutende Rückwirkung auf die Haltung des Frankfurter Parlaments. Die kleindeutsche Partei lehnte sich nun entschiedener an Preußen an, während die große deutsche den österreichischen Kaiserstaat (durch die von jener ausgesprochene Ausschließung seiner

nicht-deutschen Provinzen) aus dem Umfang eines einheitlichen Deutschlands nicht hinausdrängen lassen wollte.

Die kleindeutsche Partei siegte, indem nach vielen Parlamentskämpfen endlich die deutsche Reichsverfassung in ihrem Sinne zu Stande kam und die Wahl des Königs von Preußen zum Reichsoberhaupt durchgeführt wurde.

Alein nun rief die neue österreichische, von dem Fürsten Schwarzenberg geleitete Regierung alle Österreicher aus dem Frankfurter Parlamente zurück; der Reichsverweser reichte seine Entlassung ein; Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg erklärten sich gegen jenen Parlamentsbeschluß und der König von Preußen sprach seine entschiedene Ablehnung der Wahl aus. Dennoch bestand das Parlament auf der von ihm beschlossenen Reichsverfassung, obgleich es nicht die geringste Macht zur Durchführung derselben hatte.

Der Demokratie aber diente diese Reichsverfassung zum Vorwand für ihre republikanisch-revolutionären Bestrebungen, die sich in verschiedenen deutschen Staaten und Städten durch Aufstände kund gaben. Als hierauf auch Preußen, Bayern, Hannover und Sachsen ihre Abgeordneten aus Frankfurt zurückriefen, bekamen die Demokraten in der Paulskirche das Übergewicht und unterstützten sogar durch ihre Beschlüsse und Ausfendlinge die aufständischen Bewegungen in Baden und in der bayrischen Pfalz.

Da sich nun ein Theil des verführten Volks, vor dem Abgrund der Anarchie zurückschaudernd und mit Schaden klug geworden, mehr und mehr von den Vorspiegelungen eigensüchtiger Volksbeglucker abwandte, und da auch im Parlamente die noch übrigen gemäßigten und besonnenen Glieder ihren Austritt nahmen, so verlegte der zurückbleibende, einzig auf das Revolutionsprincip sich stützende Kumpf, welcher sich vor den zur Unterdrückung des badiſchen Aufstandes sich zusammenziehenden Heeren in Frankfurt nicht mehr sicher hielt, den Parlamentsſitz nach Stuttgart, wo er aber, nach Einiezung einer ohnmächtigen Reichsregentschaft, durch die württembergische Regierung zur Auflösung gezwungen wurde.

Ein so klägliches Ende nahm die anfangs so viel versprechende deutsche Nationalversammlung, und von den Hoffnungen, die sie in Bezug auf Einheit, Macht und Größe Deutschlands in der Mehrheit des deutschen Volks erweckt hatte, gieng nicht eine in Erfüllung. Sie hatte dieses Unternehmen auf eigenmächtigem Wege begonnen, hielt zulezt Fleiſch für ihren Arm und ärntete daraus das Verderben.

Preußen aber schlug nun mit der Kraft seines kriegerischen Arms die Revolution aufstände in seinem Lande sowohl, als in den Nachbarstaaten, besonders in Sachsen, wo sich der König —, und in Baden, wo sich der Großherzog hatte flüchten müssen, dazwischen in der Pfalz, wohin die bayrischen Truppen von jenseits, der Entfernung wegen, nicht gleich reichen konnten, rasch danieder, und gab dadurch auch einigen andern Staaten, welche theils schon am Rande der Revolution standen,

theils mehr oder weniger durch allzugroße Nachgiebigkeit gegen die Demokratie geschwächt waren, Gelegenheit, sich leichter emporzuraffen.

Österreich war unterdessen noch in der Bekämpfung seiner ungarischen Revolution begriffen, wobei es anfänglich im Vortheil war, bis es durch die darauffolgenden Siege der vom Dictator Kossuth geleiteten Insurrection in so hartes Gedränge kam, daß es sich fast nur durch die Hülfe des russischen Kaisers, der 100,000 Mann über die Karpathen in Ungarn einrücken ließ, vom Untergang gerettet sah. Ungarn verlor nach eingetretener Reaction mit seiner ehemaligen Verfassung alle seine Vorrechte, tauschte aber dafür, als integrierendes Glied des neuen österreichischen Gesamtstaats, ein besseres Loos ein, als ihm sein egoistisches Magnatenthum von jeher bereitet hatte.

Auch den gleichzeitig erneuerten Angriff Sardiniens auf die Lombardei schlug Österreich durch den glänzenden Sieg des greisen Radetzky bei Novara am 23. März 1849 wieder zurück, und benahm durch die Einnahme Venedigs der Revolution in Oberitalien ihren letzten Halt, worauf sich Österreich, gleichsam von alter Schuld geläutert und in verjüngter Kraft dastehend, durch Vollendung seiner Centralisation die Möglichkeit verschaffte, unter seinem jungen „ritterlichen“ Kaiser Franz Joseph, zu dessen Gunsten sein Oheim Ferdinand I in den Erschütterungen des Jahres 1848 entsagt hatte, zu einer größern geistigen und materiellen Machtentfaltung zu gelangen, als dieß je vorher der Fall war.

§. 307. Als nun in dieser Weise unter dem Zusammenschluß aller conservativen Kräfte allenthalben die Anarchie besiegt war, wußte man nicht sogleich, was mit diesem Siege zu beginnen sei, weil die deutschen Einzelstaaten über ihr künftiges Verhältniß zu einander zu keinem einigenden Beschluß kommen konnten. Denn während den Einen der alte Bund völlig aufgelöst schien, behaupteten die Anderen, daß seine Bänder nur gelockert seien und bloß einer festern Schlingung und innigern Verknüpfung bedürften, um einen dauerhaften Bestand zu gewähren.

Den Versuch nun, auf dem neugeschaffenen, übrigens vom größten Gestrüppe möglichst gereinigten Rechtsboden einen Neubau aufzurichten, machte Preußen, indem es zur Befriedigung des Verlangens nach deutscher Einheit an die Stelle des deutschen Staatenbundes einen Bundesstaat mit Volksvertretung zu setzen suchte. Deswegen schloß es mit einer Anzahl deutscher Staaten, insbesondere mit Hannover und Sachsen, das sogenannte Dreikönigsbündniß und lud auch die übrigen deutschen Staaten zum Beitritt ein.

Allein Sachsen und Hannover traten bald wieder von dem Bündnisse ab, und als nun Preußen mit den ihm treu gebliebenen kleineren Staaten auf dem Erfurter Parlament zu dem erwähnten Zweck eine Union zu Stande zu bringen suchte, trat Österreich, das sich dadurch von Deutschland ausgeschlossen sah, mit Bayern, das gleich anfangs von der preussischen Union eine Theilung Deutschlands besorgt und darum vom Dreikönigsbündnisse sich fern gehalten hatte, so wie mit Sachsen und

Württemberg in ein Gegenbündniß zum Zweck der Wiedergewinnung des alten Rechtsbodens, auf dem sich der alte Staatenbund nur in verbesserter Form wieder erheben sollte. Während daher die Glieder der preussischen Union sich in Berlin versammelten, eröffnete Oesterreich mit seinen Anhängern in Frankfurt am 1. Sept. 1850 den Bundestag wieder und forderte Preußen auf, denselben zu beistehen. Dieses aber blieb in seiner angenommenen Stellung.

Der Widerstreit der Ansichten verlegte beide Großmächte in eine solche gegenseitige Spannung, daß ein selbstmörderischer Bruderkrieg am Ausbruch und Deutschland in der augenblicklichsten Gefahr war, durch sich selbst sowohl, als durch die unausbleibliche Einmischung fremder Mächte der Kampfplatz der entgegengesetztesten, sich auf Tod und Leben bekämpfenden Principien zu werden.

Da, als schon die Brüderheere kampfergüstet im Hessenlande einander gegenüberstanden, erfolgte die Versöhnung der beiden Großmächte, deren Ergebnis die Olmüzer Punctationen und, nach deren Annahme von allen andern deutschen Staaten, die Dresdener freien Conferenzen waren, welche auf der alten, zwar erschütterten, aber nicht vernichteten Grundlage des Bundes eine verbesserte Einrichtung seines obersten Verwaltungsorgans vorzunehmen den Zweck hatten. Das Ergebnis derselben war die Befestigung des Olmüzer Friedenswerks und die am 15. Mai erfolgte Rückkehr aller deutschen Staaten zum Bundestag, der, eine Reform seiner Selbst in Aussicht stellend, vor Allem die vom Frankfurter Parlament gemachten sog. „deutschen Grundrechte“ und was davon in die Geseze der Einzelstaaten übergegangen war, für ungültig erklärte und auf Stillung der hie und da noch vorhandenen Wogungen der Gemüther bedacht war. Die verheißene Reform des Bundes blieb aus und so konnte er auch nach seiner Wiederaufrichtung zu keiner recht positiven Wirkung gelangen, und schien mehr bloß darauf angewiesen, zu verhüten, daß Deutschland nicht ganz auseinander falle!

Durch diese Wendung der deutschen Angelegenheiten nahm auch die Sache der Schleswig-Holsteiner ein Ende, freilich ein wenig tröstliches. Der Krieg mit den Dänen war nämlich nach Ablauf des Malmöer Waffenstillstandes im Frühling 1809 erneuert und vom deutschen Parlament aus durch Reichstruppen unterhalten worden. Schon hatten deutsche Strandbatterien bei Eckernförde den Dänen ein Linienschiff in Brand gesteckt und eine Fregatte weggenommen, die Bayern und Sachsen insbesondere die Duppeler Schanzen erstürmt und Schleswig-Holsteiner und Preußen die Dänen bei Rolding geschlagen; — da schritt wieder die englisch-russisch-schwedische Diplomatie ein: die Preußen mußten abermals einen Waffenstillstand eingehen und schloßen am 2. Juli Frieden. Darnach rückten die Dänen in Schleswig ein und besiegten die Schleswig-Holsteiner bei Jbstädt, worauf ein neues Londoner Protokoll die Einheit der dänischen Monarchie garantirte.

Als die Schleswig-Holsteiner doch den Kampf fortsetzten, verhalf ein österreichisches Heer den Dänen zur Wiedereinnahme von Rendsburg, und stellte am 8. Februar 1851 die dänische Regierung in Holstein wieder her. Ein weiteres Londoner Protokoll ordnete sodann für die dänische Gesamtmonarchie die Thronfolge, und erkannte, nach Ausschluß der auf Schleswig-Holsteinischer Seite gestandenen holstein-augustenburgischen Linie, dem Prinzen Chri-

ftian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg die Thronanwartschaft zu. — Die deutsche Flotte aber, die, so klein sie war, doch „die Dänen aus der Elbe gejagt hatte“ wurde — an den Meistbietenden verkauft!!

Kap. 52. Blick auf die jüngste politische Lage Deutschlands.

§. 308. Die wiederhergestellte Eintracht im deutschen Vaterlande äußerte sich zunächst durch einen zwischen dessen Hauptmächten Oesterreich und Preußen auf zwölf Jahre geschlossenen Zoll- und Handelsvertrag vom 19. April 1853, der eine künftige Zolleinigung anbahnen sollte, ferner durch eine Erneuerung des deutschen Zollvereins und durch den Beitritt Hannovers zu demselben in erfreulicher Weise. Doch sollte diese Eintracht bald wieder auf eine schwere Probe gesetzt werden, welche abermals, wie in der Geschichte der Deutschen schon oft, durch den westlichen Nachbar veranlaßt wurde.

Die neue Republik in Frankreich, welche nach der Zertrümmerung des Julithrons aus einer Ubertölpelung der kraft- und characterlosen Bourgeoisie in Paris durch das feste Proletariat entstanden war, wurde anfangs von einem dirigirenden Ministerrath (darunter der Dichter Lamartine) repräsentirt, der seine Noth hatte, die sogenannten Nothen niederzuhalten, welche vornehmlich auf Abschaffung des Privateigenthums und Einführung der Gütergemeinschaft ausgiengen. Endlich, als schon durch die unsinnigste Summenverschwendung, mit der man die hohle Weisheit Louis Blanc's „von der Organisation der Arbeit“, das Arbeiter-Proletariat in sogenannten Nationalwerkstätten zufrieden zu stellen suchte, ein Staatsbankerott drohte, trat eine verfassunggebende Nationalversammlung zusammen, die sich für eine demokratische Republik entschied.

Dagegen erhoben sich jene Anhänger einer socialen Republik in einem furchtbaren Barrikaden-Aufbruch, der erst nach vier Tagen durch die Energie Cavaignac's und durch die Tapferkeit des Heeres, wiewohl mit schweren Opfern, niedergeschlagen wurde. (5000 Todte deckten den Kampfplatz und 14,000 Mann wurden gefangen, von denen dann 4000 deportirt wurden.)

Die Furcht vor der Wiederkehr einer solchen schrecklichen Gefahr bestimmte die Nationalversammlung, den seit der Wiedereinführung der Republik aus dem Exil zurückgekehrten und von acht Departements zum Nationalabgeordneten gewählten Louis Napoleon Bonaparte, der sich längst als der Erbe der Ansprüche seines Oheims Napoleon's I betrachtete und in einer eigenen Schrift behauptet hatte, Frankreich könne nur durch die Napoleoniden wiedergeboren werden, unter die Candidaten der Präsidentschaft aufzunehmen, die ihm bei der allgemeinen Volksabstimmung mit $5\frac{1}{2}$ Mill. Stimmen zugetheilt wurde.

Sein entschlossenes Auftreten gegen zwei wiederholte Aufstände der Nothen, sein Benehmen auf einer Reise durch die Provinzen und seine den Ministern gegenüber behauptete Selbständigkeit verschaffte ihm im Allge-

- meinen großes Vertrauen. Als daher die Legitimisten und Orleanisten seinem Plane einer Verfassungsrevision und der Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts entgegen waren, führte er mit einem neuen bonapartistischen Ministerium durch Sprengung der an die Stelle der
- 1849 den Staatsstreich vom 2. December aus, der ihm die Präsidentschaft der Republik mit dictatorischer Gewalt auf zehn Jahre und dadurch die Brücke zum Kaiserthum verschaffte. Dieses kam sodann nach seiner Reise in die Südprovinzen, auf der er das Kaiserthum als gleichbedeutend mit dem Frieden (*l'empire c'est la paix*) darstellte, durch Volksabstimmung zu Stande, so daß er am 2. December
- 1850 als **Napoleon III.** Kaiser der Franzosen proclamirt wurde. Und da sogleich auch England (unter Palmerston's Leitung) ihn anerkannte, so folgten die übrigen europäischen Staaten, die in ihm einen Schild gegen die rothe Republik sahen, diesem Beispiele, zumal er noch besonders erklärte, mit Europa in Frieden leben zu wollen. Nur Rußlands Kaiser Nicolaus gewährte ihm gewissermaßen nur eine halbe Anerkennung, indem er ihm anstatt des unter den übrigen europäischen Monarchen üblichen Titels *mon frère* nur den Titel *mon ami* zukommen ließ.

§. 309. So schien auch im Westen Europa's der Weltfriede gesichert, wiewohl in dem Ursprung und Princip des neuen französischen Kaiserthums viele deutsche Vaterlandsfreunde keine Gewähr, vielmehr die größte Gefahr sahen, als plötzlich der längst gefürchtete Zusammenstoß der beiden Hauptmächte des Westens mit der Hauptmacht des Ostens in dem **orientalischen Kriege** die Gefahr eines allgemeinen Weltkriegs in die größte Nähe rückte.

Ein Streit zwischen den Lateinern und Griechen über die heiligen Stätten in Palästina und Napoleon's III. Vorgreifen darin; sodann des Kaisers Nicolaus geheime Vorschläge an England zur einstigen Theilung der Türkei und die Veröffentlichung derselben von Seiten Englands; darnach die Aufforderung des Czars an die Türkei zu einer Verbürgung alter vertragsmäßiger Rechte der griechischen Christen im türkischen Reiche und die von England und Frankreich unterstützte Weigerung der Pforte, zuletzt die darauf folgende pfandweise Besetzung der Donaufürstenthümer durch ein russisches Heer — waren zusammengekommen die Ursachen, welche im Jahre 1853 zu einem offenen Krieg der beiden mit der Türkei verbundenen Westmächte gegen Rußland führten, dessen Macht sie auf hundert Jahre zurückzuwerfen gedachten.

Dieser Krieg, zu welchem die Beschützung der Unabhängigkeit des Sultans und der gefährdeten europäischen Civilisation den Vorwand leihen mußte, wurde zu Wasser und zu Land auf europäischem und asiatischem Gebiete mit der höchsten Anstrengung der beiderseitigen Kräfte geführt und bewog in seinem Verlauf auch Oesterreich bis auf einen gewissen Grad zur Parteinahme, indem es im Februar 1854 durch Aufstellung

eines Heeres von Krafau bis Orsowa die Russen allmählich zur Räumung der Donaufürstenthümer nöthigte, da auch Preußen, seine bisherige Neutralität verlassend, sich zu rüsten begann, um den Österreichern den Rücken zu decken, falls die Russen den Balkan überschreiten sollten. Hierauf besetzte Österreich im Einverständniß mit der Pforte und den Westmächten selbst die Donaufürstenthümer bis zum Austrag des Streits, stellte 300,000 Mann an seinen galicischen und siebenbürgischen Gränzen auf, und gab den von den Westmächten dem russischen Kaiser gestellten vier Garantiepunkten seine Zustimmung. Da Preußen es ausschlug, sich an den letztern zu betheiligen, so wurde es von da an nicht mehr zu den bisher von den Mächten gepflogenen Conferenzen zugezogen.

Da dem russischen Kolosß weder am Pruth, noch im schwarzen Meere, noch in der Ostsee beizukommen war, so erfolgte auf Napoleon's Eingebung (im September) der plötzliche Angriff auf die Halbinsel Krim in der Meinung, Sebastopol, das Hauptbollwerk der russischen Macht im schwarzen Meere, durch einen Handstreich nehmen zu können. Weil aber weder die Siege der Franzosen und Engländer an der Alma und bei Inkjerman, noch die begonnene Belagerung Sebastopol's, zu der man gezwungen war, zum Ziel der Schwächung Rußlands führten, so vermochten die Westmächte Österreich zu dem „Decembervortrag“, worin es sich anheischig machte, nicht nur die Donaufürstenthümer zu vertheidigen, sondern auch keine Verbindlichkeit irgend einer Art mit Rußland einzugehen, die Westmächte aber sich verpflichteten, nur in Gemeinschaft unter sich und mit Österreich Verhandlungen mit Rußland führen zu wollen.

Diesem Vertrage beizutreten, schlug Preußen, aller Drohungen und Verhöhnungen der westmächtlichen Presse ungeachtet, standhaft aus, fest entschlossen, keinen Schritt mehr aus seiner Neutralität herauszuthun, damit nicht Deutschland in ein Chaos unheilvollster Verwirrungen hineingerissen und sein Boden wieder zum Tummelplatz fremder Heere gemacht würde.

Durch diese Haltung Preußens ließ sich nun auch Österreich bestimmen, wenigstens über den Decembervortrag nicht weiter hinauszugehen, sondern fuhr in seiner Vermittlerthätigkeit fort, so daß sich Kaiser Nicolaus an den von den streitenden Mächten in Wien eröffneten Conferenzen betheiligte und durch die Annahme von dreien jener vier Garantiepunkte seine Friedensbereitwilligkeit zeigte. Allein England bestund auf der unverkürzten Annahme auch des vierten Punktes, nach welchem Rußland auf sein bisheriges Übergewicht im schwarzen Meere verzichten sollte. Da aber der Czar dieß mit der Ehre Rußlands unverträglich hielt, so nahm der Kampf vor Sebastopols Mauern seinen blutigen Fortgang.

Da trat Allen unerwartet am 2. März 1855 der Tod des Kaisers Nicolaus ein und erregte bei den Westmächten die Hoffnung, man werde jetzt in Rußland zur Nachgiebigkeit einlenken. Als aber der neue Czar Alexander II die Politik seines Vaters aufrecht erhielt, so lösten die

Westmächte den Wiener Congreß auf und verdoppelten ihre Anstrengungen für einen bessern Kriegserfolg, den Napoleon zur Befriedigung der französischen Nationallehre und zur Sicherung seiner heimischen und europäischen Stellung bedurfte. Aber auch Rußland bewies in der Vertheidigung von Sebastopol und seiner Ostseestellung gegen die tapfern und kriegsgewandten Angreifer eine bewundernswürdige Widerstandskraft und Aufopferungsfähigkeit.

Erst als ein russisches Entsatzheer an der Tschernaja besiegt und im endlich unternommenen Hauptsturm sich der neue General Belissier durch die Eroberung des Malakoffthurmes in den Besitz der Südseite der Sebastopoler Befestigungen gesetzt hatte, ließ Napoleon, mit diesem Ruhm seines Heeres und mit dem dadurch in Europa gewonnenen moralischen Übergewichte befriedigt, es zu, daß Oesterreich erneute Friedensvermittlungsvorschläge aufstellte, die dem Kaiser Alexander als Ultimatum vorgelegt wurden. Die Annahme derselben war aber zweifelhaft, da unterdeß die Russen unter General Murawiew die asiatisch-türkische Festung Kars erobert hatten.

Doch Alexander, das wahre Beste für die Zukunft seines Reiches bedenkend und den dringenden Rath des neutralen Preußens beachtend, nahm, zum Erstaunen aller Welt, das Ultimatum in allen seinen Punkten an und beschickte den Friedenscongreß in Paris, zu dessen Schlußsitzungen auch noch Preußen eingeladen wurde.

So erfolgte der von der Festigkeit, Mäßigung und Selbstbeherrschung der Monarchen herbeigeführte europäische Friede vom 30. März 1856, welcher für die nächste Zukunft in den europäischen Staaten wenigstens das Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Interessen geweckt, und insbesondere in Bezug auf Deutschland die Wahrheit an's Licht gestellt hat, daß ohne sein Wollen und Mitwirken weder der Westen sich dem Osten, noch der Osten dem Westen aufdrängen kann, daß aber die Stärke seiner Macht sich desto wirksamer erweist, je größer die Einigkeit der Glieder seines Staatenbundes ist.

Genau betrachtet war die Verständigung, welche zwischen den Westmächten und Rußland im Pariser Frieden von 1856 herbeigeführt worden war, vornehmlich auf Deutschlands Kosten zu Stande gekommen. Schon während des Krimkriegs war es, wie die Reden des piemontesischen Ministers Cavour andeuteten, auf Oesterreich abgesehen, nach dessen Lähmung die Reihe an das übrige Deutschland kommen sollte, wo die innern Zustände den Künften des Auslands so viele schwache Seiten boten, die auch den dritten Napoleon locken konnten, den Grundsatz des ersten: „L'un après l'autre!“ auf das selbe anzuwenden.

So z. B. waren in Bayern das Ministerium und die Kammern über Reformen im Gerichts- und Polizeiwesen im Streit; — in Württemberg und in Baden brachte die Concordatangelegenheit einen Zwist der Stände mit dem Klerus hervor; — in Kurhessen wurde die Verfassung von 1831 mit Hilfe des deutschen Bundestags für unausführbar erklärt und eine neue octroyirt; — in Hannover schaffte der König die Verfassung von 1848 ohne Mitwirkung der Stände ab, die deshalb unzufrieden waren; — in Sachsen, wo der tödtliche Fall des Königs Friedrich August den Sohn desselben, den wissenschaftlich gebildeten Johann

den Thron bestieg, blieb die religiöse Frage noch unentschieden. — In Sachsen-Coburg-Gotha schwebte noch der Streit zwischen den beiden vereinigten Herzogthümern, und die mit dem Namen Gothaismus belegte politische Richtung (die sogenannte klein-deutsche) fieng an, sich im sogenannten Nationalverein zu verkörpern. — In Schleswig-Holstein fuhr die dänische Regierung fort, die alten Rechte Schleswigs durch eine für ein dänisches Gesamtreich entworfene Verfassung zu verlegen, und weder der Einspruch Preußens und Oesterreichs, noch der des Bundestags konnte die Lage Schleswigs verbessern.

Zwischen Preußen und Rußland war noch vom Krimkriege her eine Spannung zurückgeblieben, und eben so hatte zwischen Preußen und Oesterreich dieser Krieg dem alten Antagonismus neue Nahrung gegeben; der Bundestag aber konnte vermöge seiner mangelhaften Einrichtung keine Ausgleichung herbeiführen.

Preußens Versuche der laxen Observanz in Ehecheidungssachen entgegenzutreten und den Volksunterricht auf das Maaß des Erreichbaren zu setzen, stieß auf eine heftige Opposition.

Die Losreißung Neuenburgs von der preußischen Oberhoheit, welche von dem in der Schweiz vorherrschenden Radicalismus begünstigt wurde, wollte zwar König Friedrich Wilhelm IV mit den Waffen verhindern, aber Oesterreich wollte aus Besorgniß vor einem möglicherweise daraus entstehenden allgemeinen Krieg die Sache vor den deutschen Bund gebracht wissen. Dadurch sah sich Preußen genöthigt, die Vermittlung L. Napoleon's anzunehmen, und als die Schweiz über die von Frankreich vorgeschlagene Entschädigung markten wollte, verzichtete Friedrich Wilhelm IV hochherzig auf jede Entschädigung.

Diese Neuenburger Verwicklung und das von Oesterreich dabei beobachtete Verfahren verschlimmerte den einige Zeit her eingetretenen Krankheitszustand des Königs dermaßen, daß er am 24. Oct. 1857 seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm von Preußen, zu seinem Stellvertreter in der Regierung auf drei Monate ernannte. Diese Stellvertretung gieng bei fortbauender Krankheit des Königs nach mehrmaliger Verlängerung am 24. Oct. 1858 in eine Regentschaft und nach dem Tode Friedrich Wilhelm's IV 1861 in die Erbfolge über.

Erst von da an trat auch eine Veränderung im Regierungssystem ein, indem der Prinzregent das streng-conservative Ministerium Wanteuffel-Westphalen mit einem mehr liberalen Regierungssystem des Ministeriums Hohenzollern-Sigmaringen vertauschte, und erklärte, daß er keine Überstürzung des Liberalismus dulden, daß er zwar die katholische Kirche in ihren Rechten schützen, in der Wissenschaft aber die größte Freiheit gewähren und das Militär in gebührendem Stande erhalten wolle.

Das neue Ministerium hatte den größten Theil des Abgeordnetenhauses für sich, den größten Theil des Herrenhauses aber gegen sich, welches letztere den Grundbesitz gegen die Eingriffe des Liberalismus geschützt wissen wollte.

In Oesterreich war nach dem Krimkrieg Alles wieder zurückgetreten. Anstatt aber den Mängeln seines Regierungs- und Verwaltungswesens abzuheben und sich dadurch dem übrigen Deutschland mehr zu nähern, hielt man es für das Wichtigste, das Concordat durch ein österreichisches Nationalconcil ins Leben zu führen. Während sich darüber in den meisten Gemüthern ein größerer Zwiespalt erhob, verursachten in Italien sowohl als in Ungarn die

zunehmenden, von der ausländischen Revolutionspropaganda unterhaltenen Unruhen die Sorgen der Regierung.

So wohlwollend und rücksichtsvoll Oesterreich seine italienischen Provinzen behandelte, so war dort doch das von Piemont und Frankreich aus angefangene Dichten und Trachten nach politischer Freiheit und Unabhängigkeit so überwiegend geworden, daß die Lombarden nichts von dem, was Oesterreich für sie that, anerkannten und eine revolutionäre Gesinnung mehr und mehr an den Tag trat.

Schon lange her war von Piemont aus, insbesondere durch Cavour's rücksichtslos auf sein Ziel losgehende machiavellistische Staatskunst sowohl in den österreichischen Gebieten, als auch im Kirchenstaate der Keim der Unzufriedenheit genährt worden: denn Cavour's ausgegebene Losung war die nationale Einheit Italiens, worin der kleine Staat Piemont die Herrschaft bekommen sollte.

Da sich auch in Ungarn durch Agitationen der ausländischen Revolutionspartei Unruhen zeigten, so suchte Kaiser Franz Joseph auf einer Rundreise in beiden Ländern die wankende Treue der Bevölkerungen zu gewinnen, und obgleich er in Italien allen Verschwörern Amnestie verkündigen ließ, so nahmen doch die völkerrechtswidrigen Angriffe Piemonts so zu, daß Oesterreich 1857 den diplomatischen Verkehr mit Piemont einstellte.

In Italien gab es neben der piemontesischen Umsturzpartei, welche für den König Victor Emmanuel nach der *unità italiana* strebte, noch die heftigere Partei der Mazzinisten, welche diese Devise für eine Republik in Anspruch nimmt. Obgleich nun schon von dem König Karl Albert, dem Vorgänger des *Régalarthuomo* der prahlende Satz war aufgestellt worden: *Italia fara da se* d. h. Italien wird schon selbst, ohne Hülfe Anderer, die nationale Einheit zu Stande bringen, so rechnete doch die ganze Umsturzpartei vorzüglich auf L. Napoleon's Beistand, und da dieser in seiner Jugend sich in der Romagna den Carbonari's verpflichtet hatte, so ließen ihn die Mazzinisten öffentlich an seinen Eid erinnern: obwohl sie wußten, daß er zu einer republikanischen Einheit die Hand nicht bieten würde, hofften sie doch eben so gewiß, wie die Cavouristen und die übrigen Italianissimi, ihn als Werkzeug zu ihrem Zwecke benützen zu können, und beide Parteien unterließen kein Mittel, den Haß der Italiener gegen Oesterreich auf's höchste zu schüren.

Das gleiche Spiel wurde gegen die Regierung des Kirchenstaates begonnen und die dort vorhandenen Mängel mit gleicher Ubertreibung zum Grund der Angriffe genommen. Auch die bourbonistische Regierung in Neapel war schon länger her der Gegenstand verätorischer Angriffe der unter dem Einfluß der Revolutionspropaganda stehenden italienischen, französischen und besonders englischen Presse, welche auf alle Weise darauf ausging, das Regierungssystem Ferdinand's II als die schrecklichste Tyrannei darzustellen. England namentlich suchte darnach, sich in Süditalien und besonders auf Sicilien den Haupteinfluß zu verschaffen.

So war ganz Italien von oben bis unten durch Verschwörungen aller Art in eine fieberhafte Unruhe versetzt.

Während L. Napoleon sich im Innern Frankreichs seine Stellung durch eine scharfe Centralisation, die zwar allerdings aus der Geschichte Frankreichs, aus dessen Bodenverhältnissen und dem Nationalcharakter hervorgegangen, aber auch durch den Willen des Staatsoberhaupt's noch verstärkt und ausgebildet worden war; ferner durch Unterdrückungen jeder Art von Selbstverwaltung in freier Vereinsform, in den Gemeinden oder im Staate, — ferner durch die äußerste Beschränkung der Presse und durch

Abhaltung der politischen Preßzeugnisse des Auslands —, nach Außen aber durch seine Verbindung mit England und Rußland (insbesondere durch seine Zusammenkunft mit der Königin Victoria in Cherbourg und mit Kaiser Alexander II. in Stuttgart) zu sichern trachtete, — wurde er plötzlich durch Orsini's Attentat auf sein Leben in erschreckender Weise an seine frühere Verbindung mit den italienischen Fortschrittsmännern erinnert und zur Weirwirkung für die Freiheit Italiens gedrängt.

Nachdem er für den Fall seines Todes eine Regentschaft bestellt und zur Sicherheit seiner Person und seines Regiments ein strenges Verbannungsgeſetz erlassen und Frankreich in fünf Marschallate (zur Niederhaltung jeder gefährlichen Bewegung) getheilt hatte, nahm er die italienische Sache in die Hand, und der Neujahrsgruß (v. 1859) an den österreichischen Gesandten zu Paris, wozu die Thronrede Victor Emmanuels in Betreff eines in Italien angeblich allenthalben sich erhebenden „Schmerzschrei“ den ersten Commentar gab, war das Signal, daß es mit dem kürzlich begonnenen Weltfrieden wieder am Ende sei!

Hierauf that ein — in der Vermählung des Prinzen Napoleon (Jerôme's Sohns) mit Clotilde, der Tochter Victor Emmanuels, zu Tage tretender Familienpact der Napoleonischen Dynastie mit dem piemontesischen Hause und zugleich eine von L. Napoleon inspirirte Schrift dem erstaunten Europa kund, daß ganz Italien seine Unabhängigkeit erhalten und zu einem Staatenbunde unter dem Vorſitze des — Papstes gemacht werden müsse.

Rußland schlug nun zwar zur Entscheidung der italienischen Frage einen Congreß der Großmächte vor, aber Oesterreich wollte sich einen solchen Congreß nur gefallen lassen, wenn man dabei auf dem Grund der Verträge von 1815 stehen bliebe. Allein darauf giengen die andern Mächte nicht ein, und so sollte der — Krieg entscheiden.

Um nun aber Deutschland von einer Theilnahme an diesem Kriege ferne zu halten und so leichter mit Oesterreich in Italien fertig zu werden, suchte Kaiser Napoleon die Besorgnisse der Deutschen vor einem französischen Angriff auf die Rheingränze durch die Versicherung freundlicher Gesinnung zu zerstreuen und empfahl die Localisirung des Kriegs auf Italien.

So unterblieb ein Congreß, und alle Verhandlungen darüber hatten nur dazu gedient, Frankreich und Piemont Zeit zur Vervollständigung ihrer Kriegsrüstungen zu verschaffen. Um den Krieg abzuwehren, machte Oesterreich vergebliche Versuche: es fand keine Bundesgenossen und nur in Süddeutschland aufrichtig gute Wünsche. Zwar hatte es seine Heere in Italien und an seiner russischen Gränze verstärkt; da ihm aber die Unterhaltung dieser Heere bei seinem zerrütteten Finanzzustand durch das absichtliche Hinhalten der unterhandelnden Mächte zur unerträglichen Last wurde und weder England, noch Preußen zur positiven Hülfe zu gewinnen waren: so stellte es an Piemont ein Ultimatum, binnen drei Tagen zu ent Waffen. Da jedoch dasselbe zurückgewiesen wurde, so war die letzte Aussicht auf Frieden verschwunden.

Denn schon während Österreich auf die Beantwortung des Ultimatum wartete, hatte ein Theil der französischen Armee die Alpen (den Mont Cenis und den Mont Genèvre), ja die piemontesische Gränze überschritten, und der andere Theil derselben war zu Schiffe in Genua gelandet. Und jetzt erst begannen die Österreicher, nachdem sie über die festgesetzte Frist zugewartet hatten, die piemontesische Gränze zu überschreiten.

Da entblödete sich Piemont nicht, das Vorgehen Österreichs für eine Friedensstörung zu erklären, und auch Rußland sprach seinen Tadel und Preußen sein Bedauern darüber aus, ja das englische Ministerium nannte diesen Nothwehrschritt Österreichs sogar eine — verbrecherische Handlung!

Nur in Deutschland erkannten die Meisten, selbst Viele von denjenigen, welchen Österreichs damaliges Regierungssystem keine Sympathie einflößte, in dem Verfahren der Großmächte eine Gefahr für das eigene Vaterland, und vor Allen regte sich in Süddeutschland ein lebhaftes Mitgefühl für das also umstrickte Österreich: denn die Lehren der Geschichte gaben die Wahrheit an die Hand, daß am Roder Rhein vertheidigt werden müsse, und daß nach dem Untergange Österreichs die Reihe an das übrige Deutschland kommen werde.

Indeß zu einer Hülfe kam es bei der großen Getheiltheit der Interessen und bei den sich diametral entgegengesetzten Ansichten der Presse nicht. Preußen, in seiner allerdings beengten Stellung zwischen den andern Großmächten, wich nicht von seinem System der freien Hand; die Mittelmächte aber konnten alle in nicht in den Riß treten, so lebhaft in einigen derselben der echt deutsche Sinn selbst bei den Kammern sich regte.

In Bayern, wo die Sympathie für Österreich am lebhaftesten war, erhob sich die zweite Kammer gegen die Vernachlässigung des Heerwesens; um den fortwährenden Kampf der Stände mit dem Ministerium Pfordten über die neue Gerichtsorganisation zu beenden, berief König Max II am 28. März 1859 ein neues Ministerium mit der Erklärung: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke!“ — Übrigens schritt man auch von Bundes wegen zur Ausrüstung der Heere und Festungen. — Weil aber durch alles dieß die Erregung in Deutschland gegen Frankreich wuchs, so übernahm es Rußland dieselbe durch eine drohende Erklärung an den deutschen Bund (mit Berufung auf den §. 46 der Wiener Schlusssacte) herabzustimmen. Doch wies das sächsische Ministerium (v. Deust) diesen Eingriff in die Unabhängigkeit Deutschlands durch ein ernstes Wort zurück. — Aber auch England erklärte, daß es, wenn der deutsche Bund für Österreich eintreten werde, den deutschen Schiffen und Küsten gegen französische Angriffe keine Hülfe gewähren werde.

Nun erließ Kaiser Napoleon ein Manifest, worin er Österreich beschuldigte, durch jenen Einfall in Piemont die Verträge verlegt und die Dinge auf eine solche Spitze getrieben zu haben, die es nöthig mache, daß Frankreich bis zu den Alpen herrsche und Italien frei bis zur Adria sei; Frankreich wolle in diesem Kriege keine Eroberung machen, sondern nur Italien sich selber geben und fremden Druck daraus entfernen.

Schon hatte Österreich den Tessin überschritten, als England durch Vermittelungsvorschläge die österreichischen Heere aufzuhalten suchte und dieses wirklich — sich aufhalten ließ. Übrigens waren auch die Streitkräfte Österreichs zu gering an Zahl, um das Vordringen der Franzosen und

Piemontesen zu verhindern, welche zusammengenommen um 100,000 Mann stärker waren. Dazu war die österreichische Oberleitung nicht im Stande, ihren rechten Flügel gehörig zu decken: er wurde von Garibaldi und seinem Alpenjägercorps angegriffen und dieser nur mit Mühe über den Comersee zurückgedrängt.

Zwar erschien nun ein neues österreichisches Armeecorps über Bayern und Tyrol her; dennoch ließ es die Mangelhaftigkeit der Heerespflege zu keinem rechten Zusammenwirken kommen, — und so gelang es den nach einander eingetroffenen französischen Corps, sich zu concentriren und mit Übermacht die Österreicher in der Schlacht bei Magenta (den 4. Juli) zum Weichen zu bringen. Der Verlust dieser Schlacht hatte den Rückzug auf die Minciolinie und nach der Räumung von Pavia und Piacenza den Verlust der Lombardei zur Folge.

Dann sogleich rückte Napoleon mit Victor Emmanuel in Mailand ein und wiederholte in einem neuen Manifest die Versicherungen des ersten Manifests. Die imperialistische Presse aber versäumte nicht zu rühmen, daß Frankreich allein es sei, welches für eine Idee zu kämpfen sich opfere.

Weil nun aber Österreich allzueilig seine Besatzungen auch aus Bologna, Ferrara und Ancona zurückzog, so war dadurch auch Mittelitalien der dort nun allenthalben hervortretenden Revolution preisgegeben. In Florenz, wo der französische Gesandte selbst insgeheim den Aufstand vorbereitet hatte, mußte der Großherzog Leopold II seinen Staat verlassen, worauf sich Victor Emmanuel vorläufig zum Protector von Toscana erklärte und auch das Protectorat von Bologna annahm. — Aus Parma entfloh die Herzogin Luise; aus Modena rettete sich der Herzog Franz V mit seinen Truppen auf das österreichische Gebiet.

Inzwischen hatte Kaiser Franz Joseph selbst den Heerbefehl in Italien übernommen, und beschloß, von der Minciolinie aus die Franzosen durch einen concentrirten Angriff zu überraschen. Allein so tapfer und heldenmüthig die Österreicher stritten, so wurden sie doch in der Schlacht bei Solferino (den 24. Juni) durch die überlegene Artillerie des Feindes besiegt.

Als der letzte Widerstandspunkt der Österreicher verloren war, brach plötzlich über die Streitenden ein furchtbares Donner- und Hagelwetter aus, unter dessen Schutz das Centrum und der rechte Flügel der Österreicher unverfolgt den Rückzug nach dem bergenden Festungsviereck ausführen konnte. Vor dem Beginn des Rückzugs hatte der österreichische Feldmarschall Benedek den Piemontesen die Erstürmung der Anhöhe von St. Martino sechs mal vereitelt und erst, als das Hauptheer den Rückzug antrat, sah sich Benedek auf den zweimal ihm zugesandten Befehl seines Kaisers genöthigt, mit thränenden Augen die Anhöhen den Piemontesen zu überlassen.

Bereits nach der Schlacht bei Magenta hatte der Prinzregent von Preußen Befehl zur Rüstung von drei Armeecorps gegeben, und als in England das Ministerium Derby-Disraeli dem Ministerium Palmerston-Russel wick, das den französisch-piemontesischen Plan eifrig unterstützte, dadurch aber die deutschen Bundesgränzen in Gefahr kamen, setzte er auch die übrigen preußischen Armeecorps in Kriegsbereitschaft. Dieser Umstand

und die Nachricht von der kriegerischen Stimmung in Süddeutschland, so wie das Eintreffen neuer österreichischer Streitkräfte im Venetianischen zur äußersten Vertheidigung des Festungsvierecks brachte den Kaiser Napoleon, der auf einen gleichzeitigen Krieg am Rhein und am Po nicht vorbereitet war, wider Jedermanns Erwarten auf den Gedanken, dem Kriege ein Ziel zu stecken. Er bot daher einen Waffenstillstand und hielt mit dem Kaiser Franz Joseph eine Zusammenkunft in Villafranca (den 10. Juli), wobei Friedenspräliminarien zu Stande kamen, auf deren Grund der Frieden selbst — und zwar in Zürich — abgeschlossen werden sollte.

Die Präliminarien bestanden in folgenden Hauptpunkten: Österreich sollte die Lombardei an Frankreich, und dieses sie an Piemont abtreten; Italien solle ein Föderativstaat, Venetien unter österreichischer Herrschaft ein Glied desselben werden, aber von Österreich Reformen erhalten; — die erblichen Fürsten von Toscana und Modena dürften wieder in diese ihre Staaten zurückkehren, wenn anders das Volk sie freiwillig zurückrufe; — der Papst solle in dem neuen Bundesstaate den Vorsitz haben und im Kirchenstaate Reformen einführen.

Der Züricher Frieden kam nun zwar am 10. Nov. 1859 zum Abschluß; weil jedoch seine Bedingungen von der Übereinstimmung der Großmächte auf einem Congreß abhängig gemacht wurden, dieser aber nicht zu Stande kam, so hatten von da an die fortgesetzten Agitationen und Wühlereien der Cavouristen sowohl als auch der revolutionären Propaganda überhaupt einen neuen, erweiterten Spielraum.

Mit Hilfe spiegelstecherischer Plebiscite wurden Toscana, Modena, Parma und die päpstliche Legation Bologna für Piemont annectirt. Und um sich den gewonnenen Einfluß auf Italien zu erhalten, verstärkte Kaiser Napoleon die französische Besatzung in Rom, ließ den Papst seines Schutzes versichern und sich von Victor Emmanuel Savoyen (die Wiege der piemontesischen Dynastie) und Nizza abtreten, wodurch freilich das erwähnte Prahl-Wort der französischen Presse, Frankreich allein unterziehe sich dem Kampfe für eine Idee, zu Schanden wurde.

Durch welche Mittel sodann die Politik Cavour's den Umsturz des Königreichs beider Sicilien bewirkte, welches der junge König Franz II im Kampfe mit dem Verrath — ungeachtet der Tapferkeit der ihm Treugebliebenen — vergeblich zu retten suchte, und nach der heldenmüthigsten Vertheidigung von Gaëta (wobei sich die Königin Marie, aus dem wittelsbachischen Stamme, durch furchtlose Pflege der Kranken, Verwundeten und Sterben den die Bewunderung von ganz Europa errang) den Piemontesen überlassen mußte; — desgleichen wie Victor Emmanuel durch seinen Einfall in den Kirchenstaat, durch den zweideutigen Sieg bei Castelfidardo über die Päpstlichen und durch die Einnahme von Ancona das Königreich Italien dem Namen nach zwar aufrichtete, in Wahrheit aber noch nicht vervollständigt und noch weniger als gesichert betrachten kann, so lange Österreich Venetien festhält, Neapel mit Sicilien aber durch unaufhörliche Aufstände meist im bourbonischen Sinne seine unwiderstehliche Abneigung gegen piemontesische Herrschaft bekundet, und Rom durch französische Besatzung dem Papste erhalten und der Plan zum Umsturz der

weltlichen Herrschaft desselben von Napoleon nicht genehmigt wird, — das Alles ist noch im frischesten Gedächtniß der Gegenwart.

Eben so kann hier nur noch mit den leisesten Contourstrichen angedeutet werden, was seitdem in Deutschland theils durch die ungleiche Haltung der Regierungen und durch die verschiedenen Strebungen der Stände, theils durch die Agitationen der von einem großen Theile der Presse und vielen Vereinen unterstützten demokratischen Partei für schwer zu lösende Verwickelungen hervorgetreten sind. Ist auch das Bedürfniß einer Neugestaltung eines Nationalorgans von Fürsten und Völkern in Deutschland anerkannt, so dürfte doch deren Verwirklichung nicht ohne ein gewaltiges Ringen der verschiedenen Parteien faum zu hoffen sein. Welche mächtige Wandlung hat Osterreich durch seinen Übergang aus einem absoluten Regierungssystem in eine, aus der Vertretung der Interessen unter Festhaltung des Grundjages der Reichseinheit hervorgegangene Constitution erfahren, obwohl die volle Durchführung derselben durch den Widerstand der nach Selbständigkeit strebenden Ungarn noch theilweise gehemmt ist! — Wer sieht nicht mit Besorgniß auf den Kampf, der sich in Preußen seit der Krönung König Wilhelm's zwischen dem Ministerium und dem Abgeordnetenhaus erhoben hat? Wie ernst und fest die Mittelstaaten ihre Selbständigkeit zu erhalten suchen; wie mannigfache Vorschläge zur Einigung der Bundesglieder für weitere Ausbildung des Bundes behufs größerer Übereinstimmung im Innern und kräftigerer Action nach Außen schon aufgetaucht sind; mit welcher Spannung daher der deutsche Vaterlandsfreund der Lösung des schwierigen Problems entgegenfieht und wie Vieles dabei von der einträchtigen Haltung der beiden deutschen Großmächte abhängt, bedarf keines Beweises, da die Elemente der Neubildung allenthalben noch in der Gährung begriffen und durch die neu hinzugetretene, alle europäischen Staaten mehr oder weniger in Unruhe versetzende polnische Frage in noch trübere, fast an das Chaotische gränzende Verwirrung gesetzt worden sind.

Uneinigkeit und Entfremdung der Theile vom volkseinheitlichen Ganzen hatte die einst so mächtige deutsche Nation ihrer Würde, Kraft und Stärke beraubt; nur Eintracht und festes Halten aller zusammengehörigen Theile am Ganzen kann ihr eine in Wahrheit allgemeine geachtete, weil zugleich auf wahre Stärke gegründete Bedeutung in der europäischen Völkergemeinschaft wieder gewinnen. Und so wie im Grunde der Abfall von den göttlichen Grundlagen alles Staats- und Volkslebens — der Gerechtigkeit und sittlichen Ordnung — zu den selbstgemachten Götzen fremden und eigenen willkürlichen Gedünkens jene Erniedrigung, Auflösung und Ohnmacht herbeigeführt hatte, so wird nur ein treues Stehen zu dem wieder aufgerichteten Panier des zu allen Zeiten Sieg und Segen bringenden Kreuzes Christi, welches allein jene Grundlagen zu erhalten und zu verstärken vermag, die Möglichkeit verschaffen, das durch national-politische Einigung wieder Errungene dauernd zu wahren und zu schützen, und so der Sittigung- und Bildung-vermittelnden Aufgabe zu genügen, welche die Vorziehung Gottes vorzugsweise dem deutschen Volke anvertraut hat.

Kap. 53. Blick auf den Bildungsstand Deutschlands im letzten Vierteljahrhundert.

§. 310. **Christenthum und Weltbildung im Allgemeinen.** Auch in dieser angegebenen Periode gieng der innere Anstoß zu den äußern Bewegungen im Staats- und Volksleben vorzugsweise aus der weitem Entwicklung jenes Geistes hervor, der schon in der vorigen Periode die Triebfeder bedenklicher Lebenserscheinungen auf politischem und kirchlichem Gebiete war. Nachdem die Herrschaft des Rationalismus, der im Bunde mit dem Liberalismus den neu erwachten kirchlichen Glauben und den politischen Conservatismus mit Spott und Hohn verfolgte, durch den erstarkenden Geist positiver Wahrheit mehr und mehr zu wanken anfieng, übernahm die Linke der hegel'schen Philosophie den Vorkampf des Unglaubens gegen den Glauben, indem sie, aus der Lehre ihres Meisters die äußersten Folgerungen ziehend, den Menscheng Geist vollends auf den Thron Gottes setzte, und mit allen Künsten sophistischer Dialektik den Boden des Christenthums und der in ihm wurzelnden Sittlichkeit unterwühlte, so daß auch die Stützen des Rechts und des Staates immer mehr ihren Halt verloren.

Aus dieser Schule und ihrer Verbindung mit der anderweitigen Entartung der Zeit gieng dann ein Geschlecht hervor, das unter dem Namen Jung-Deutschland sich mit wachsender Kühnheit und vernichtender Schärfe gegen die bestehende Ordnung in Staat und Kirche, ja zuletzt gegen alle Religion und Autorität kehrte.

§. 311. **Ästhetische und volksthümliche Literatur.** Die Ausartung der deutschen Philosophie trat zunächst auf schöngeistigem Gebiete in die Kreise des Volkes hinein, und flößte da dem deutschen Character das verderbliche Gift ihrer Lehren ein, indem sie einen systematischen Cultus der Sinnlichkeit in dem Grundsatz der Fleisches-Rehabilitation aufstellte, und das Christenthum mit den Waffen des Witzes dem Spotte preisgab, um durch Vernichtung desselben die darauf gebauten sittlichen und staatlichen Ordnungen aufzulösen und den Staat und die Kirche durch den Socialismus auf neue Grundlagen menschlicher Gemeinschaft und Bildung zu stellen.

Kein Wunder, wenn der Geist dieses alles Familienleben zerrüttenden Fleisches-Emancipationsystems (wiewohl seinen Leitern nach einiger Zeit durch die scharfe Kritik des noch gesünderen Theils der Nation das Handwerk gelegt wurde), in Verbindung mit den demokratisch-socialen Lehren französischer Irrgeister — das Herz und den Kopf (besonders der mittlern und untern Schichten) des deutschen Volkes unnebelte, so daß dieses um so leichter zu dem allgemeinen Abfall vom Mittelpunkt aller Wahrheit in jenem religiös-sittlichen und politischen Banterott kam, der im Jahre 1848 auch im deutschen Vaterlande ausbrach.

Auch in der volksthümlichen Literatur suchten sich die niederreißenden Bestrebungen des demokratischen Socialismus geltend zu machen: doch traten ihm einzelne Volkschriftsteller besseren Sinnes entgegen, und in mehreren derselben z. B. Der (Glaubrecht) Jer. Gotthelf, Caspari, Redtenbacher, Maria Natbuius u. c. gab sich das entschiedene Talent und Streben kund, das Volk deutsch-national und christlich-sittlich emporzuheben.

Auf dem Felde der eigentlichen Poesie traten Dichter auf, die wie Rif. Lenz, v. Zedlitz, Anast. Grün, Em. Geibel, v. Reubitz u. A. zwar an Schöpferkraft und Gedankenreichthum den Dichterheroen der vorangehenden classischen Periode nachstehen, aber bei bedeutender Bildung in der Form eine große Gewandtheit und Leichtigkeit, Reinheit und Glätte bekunden. Der Gesinnung und Lebensrichtung nach stehen sie aber unter sich in zum Theil sehr großem Gegensatz. Nicht wenige darunter haben übrigens muthig einen Damm gegen die, alles Heilige in Religion und Sitte, in Staat und Kirche zerstörende Fluth eines gottvergessenen, den Tages-

gögen der Selbstsucht dienenden Geschlechts mit aufzuwerfen versucht. Mehrere Dichter mit bloß revolutionären Tendenzen sind nach dem Eintritt der politischen Reaction verschollen. — Am Baum der Christlichen und selbst der specifisch-geistlichen Dichtung hat der wiedererstarke Geist des Glaubens mehrere schöne Blüten getrieben.

§. 312. **Stand der Philosophie.** Da die deutsche Philosophie besonders in ihrer pantheistischen Richtung durch die Längnung eines lebendigerpersönlichen Gottes, namentlich in ihrem naturrechtlichen und staatsrechtlichen Theile, so viel zur Schmach-Epoche des Staatseinsturzes beigetragen hatte, und sich zum Wiederaufbau der niedergerissenen alten Ordnungen Gottes unfähig erwies, so lag ihr Ansehen so tief danieder, daß ihre Sörsäle fast leer standen, und es daher, um der Wahrheit selbst willen, wünschenswerth wurde, daß auch sie eine Wiedergeburt erleben möchte, bei der sie, ausgehend vom lebendigerpersönlichen Gott des Christenthums, die sittliche und bürgerliche Ordnung könne stützen helfen. Versuche einer Wendung zu diesem bessern Ziele sind bereits gemacht, und selbst Schelling hat noch im letzten Stadium seines Lebens durch Aufnahme des christlichen Offenbarungsprincips die verlassene göttliche Wahrheitspur zu betreten unternommen.

§. 313. **Die Theologie der Neuzeit.** Unter dem Schirme der kirchlichen Union hatte sich wieder eine nach dem Mittelpunkt des Glaubens strebende theologische Wissenschaft gebildet, die sich jedoch in verschiedenen Richtungen, theils im lutherischen, theils im reformirten, theils im unionistischen Sinne durch ihre verschiedenen zeitschriftlichen Organe geltend zu machen suchte, während auf practischem Gebiete theils im Ante, theils in vollsthümlich-ascetischer Schrift- und Werththätigkeit dieselben Richtungen ihre Vertreter hatten. — Daneben gieng eine ausschließende confessionelle, hauptsächlich lutherische Theologie ihren unverrückten, aber neubelebten Gang, auf dem sie sich streng von aller Berührung mit der Union fern hält.

Allein die redlichsten Bemühungen auf kirchlich-unionistischem sowohl, als auf speciell-confessionellem Felde reichten nicht hin, den fortgehenden Abfall der Menge vom Glauben aufzuhalten, zumal selbst die meisten Regierungen noch die rationalistischen und pantheistischen Richtungen begünstigten.

Als aber das Revolutionsfieber den um Gottes Wort betrogenen Volksgeist ergriff, und den Staat zu einem Irrenhaus und die Kirche zu einer Mördergrube zu machen drohte, da lernten viele Regierende und Regierte sich demüthigen und eirsehen, wie viel sie durch Mißgriffe und Versäumnisse gesündigt hatten und wie noth jedem Theile nach Oben und nach Unten, nach Links und nach Rechts die ernsteste Buße thue. Viele Fürsten und Staatsmänner, Geistliche und Lehrer erkannten, daß die vom göttlichen Grunde losgerissene Menschenweisheit nur eine Scheinbildung und Scheinglückseligkeit gewähren könne, welche beim ersten Stoß losgelassener Abgrundkräfte zusammenbricht und zertrümmert. Und so kehrten Viele, auch im Volke, zur verlassenen Wahrheit des Evangeliums zurück, und allenthalben in den Kreisen dieser Erkenntniß äußerte sich eine erhöhte Thätigkeit in Vermehrung und Verstärkung der zur Belebung des religiösfittlichen Sinnes nöthigen Mittel und Kräfte, wie sie theils von einzelnen Kirchenbehörden aufgeboden werden, theils von dem, eine Conföderation der evangelischen Confessionen bezweckenden Kirchentag und von dem, mit ihm verbundenen Congreß für innere Mission, sowie von der fortgesetzten Thätigkeit der äußern Mission aufgeboden wurden (§. 296).

Nichts desto weniger nimmt daneben im großen Ganzen die Ausbildung der Herrschaft des Unglaubens seinen schwer aufzuhaltenden Fortgang, und treibt das Werk der Zersekung aller positiven Elemente des Staatenglücks in den mannichfaltigsten Formen und Verhüllungen fort, zumal der die Massen von Tag zu Tag mehr beherrschende Mammonsdiensl der materiellen Interessen (§. 299) und eine

zum Theil dem rohesten Materialismus huldigenden Naturbetrachtungsweise dem alten, nie ruhenden Geiste der Verneinung die Hand bietet, so daß sich wieder einer jener wissenschaftlichen Kämpfe vorbereitet, welche gewöhnlich den socialen Kämpfen voranz, und dann mit ihnen Hand in Hand gehen, um allem Bestehenden in Religion und Sitte, Staat und Kirche den Untergang zu bereiten. Da gilt es, wachen und nüchtern sein, und einerseits durch die ernsteste Pflege gründlicher Wissenschaft, anderseits durch ein festes Zusammenstehen in der Kraft und Einigkeit des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung den bösen Boland und sein Heer bekämpfen, um über ihn mit der Hilfe Gottes, welcher Keinen, der Ihm vertraut, also auch keinen Deutschen, der fest an Ihm hält, verläßt, den Sieg davon zu tragen.

Stammtafel der Merowinger.

Eaf. I.

Merobäus.

Chilperich † 481. verm. mit Basina.

Chlodwig I † 511.

Dietrich I
 in Reg.
 † 534.

Chlodemir
 in Orleans
 † 524.

Childebert I
 in Paris
 † 558.

Dietbert I
 † 548.

Dietbald
 † 531.

Günther
 † 531.

Dietbald I
 † 555.

Charibert
 in Paris.
 † 558.

Guntram
 in Burgund † 593.

Siegbert I
 in Reg.
 † 575.

verm. mit Brunhilde.

Childebert II † 596.

Dietrich II
 † 612.

Merwig.

Siegbert II
 † 613.

Chilperich I
 in Soissons † 584,
 verm. in 3. Ehe mit Fredegunde.

Merwig,
 zweiter Gemahl
 der Brunhilde.

Chlothar II,
 Herr d. verein. Reichs
 † 628.

Dagobert I
 Herr d. verein. Reichs
 † 638.

Charibert II
 † 631.

Chlodwig II † 656.

Siegbert III.

Chlothar III † 670.

Siegbert II † 673.

Dietrich III † 691.

Dagobert II.

Chilperich II.

Childebert III † 752.

Dagobert III.

Dietrich IV † 737.

Stammtafel der Karolinger.

Eifel II.

Pippin von Landen und sein Bruder Arnulf, Bischof v. Metz.

Begg, vermählt an Ansgisel.

Pippin v. Heristall † 714.

Karl Martell † 741.

Karlmann † 736. Pippin der Kleine † 768. Griffo † 753.

Karl der Große † 814.

Karlmann † 771.

Karl † 811. Pippin † 814.

Ludwig der Fromme † 840.

Bernhard, König v. Italien
† 817.Kais. Lothar I
† 855.Ludwig der Deutsche
Kais. Karl der Kahle.
† 876.Gisela, vermählt an Eberhard
v. Strauß.Kais. Ludwig II
† 875.Lothar II
† 865.Karlmann. Ludwig
† 880. † 882.Ludwig Karl d. Dicke
† 879.Berengar I, Ludwig,
Kön. v. Italien. verm.
an Werner. an Otto.
den Erl.verm. m. Waldrade
Bertha, verm. an
Albert v. Tuscien.Kais. Arnulf (v. Kärnthen)
† 899.Ludwig III, Karlmann,
Karl d.
Einsfältige
† 929.Gisela, verm.
an Adalbert
v. Forea. Konrad v.
Franken. Heinrich I,
Kais.
† 936.Zernengard,
verm. an Doso, Kön. v. Burgund.
† 911.Ludwig das Kind
† 911.Ludwig IV der Ueberseeische.
Robert v. d. Normandie.Berengar II,
Kön. v. Ital.
† 967.Konrad I,
Kais.
† 919.Ludwig III v. Provence
oder Niederburgund. Verm. an
Billa, verm. an
Beranger II v. Forea,
König v. Italien.Lothar. Karl v. Lothringen
† 991.Adalbert.
verm. m. einer
Tocht. d. Kais.
Arnulf.)

Karl Konstantin.

Ludwig V der Fromme † 987.

Stammtafel der Welfen und Hohenstaufen.

Tafel III.

Die Welfen. Welf II.

Otto v. Nordheim. Kunigunde, verm. an Welf III. 1130 v. Eise. + 1055.

Heinrich der Fette. Welf IV von Bayern.

Richard, verm. an Kaiser Lothar v. Sachsen. Heinrich d. Schwarze v. Bayern, verm. an Wulfhilde, Erbtochter d. Herzogs Magnus v. Sachsen. Welf V.

Gertrude, verm. an Heinrich d. Stolzen (+ 1138). Welf VI, + 1191.

Heinrich der Löwe + 1195.

Heinrich, Kaiser Otto IV. Welf VII. + 1197.

verm. an Agnes v. d. Pfalz. (verm. m. Beatrix Otto d. Kind, v. Hohenstaufen.) erster Herz v. Braunschweig u. Lüneburg.

Agnes verm. an Otto v. Bayern. Kaiser Friedrich II + 1250, verm. mit Johann v. Braunschweig. v. Lüneb.

Heinrich + 1242. Kaiser Konrad IV + 1254. König v. Sarbinien. Konradin, enthauptet 1268.

Die Hohenstaufen.

Friedrich v. Hohenstaufen, Herzog v. Schwaben, + 1105. vermählt mit Agnes, Tochter Kaiser Heinrich's IV.

Heinrich, verm. an Friedrich, Herzog v. Schwaben, + 1147. Kaiser Konrad III, Herzog d. Franken + 1152.

Friedrich Barbarossa Konrad, Pfalzgraf, + 1195.

vermählt mit Konrad Agnes, verm. an Heinrich v. Burgund. Konrad + 1186. d. S. v. Braunschweig + 1150.

Heinrich Friedrich v. Lothenburg + 1167. Friedrich, Otto Konrad, Kaiser Philipp + 1208, verm. Herzog v. Schwaben, + 1191. + 1199. mit Agnes v. Bayern.

Beatrice, verm. mit Kaiser Otto IV. Euse, Alfonso X v. Castilien.

Margaretha + 1270, verm. an Albrecht d. Entarteten v. Thüringen.

Friedrich Diemant mit d. gebissenen Wange.

38*

Fortsetzung der Stammtafel des habsburgischen Hauses.

Tafel VI.

Kais. Maximilian I. verm. mit Maria v. Burgund.	
Philipp v. Österreich + 1506, verm. mit Johanna v. Spanien.	Margaretha v. Österreich + 1530, Statthalterin der Niederlande
Kais. Karl V + 1558.	Kais. Ferdinand I + 1564, verm. mit Anna v. Ungarn.
Philipp II v. Spanien + 1596.	Maria. verm. an Ludwig II v. Ungarn (der bei Mohacz fiel 1526)
Kais. Rudolf II + 1612.	Kais. Maximilian II + 1576. Ferdinand + 1595. Karl + 1590 (in Steyer, Kärnth. u. Krain).
Kais. Matthias + 1619.	Marimilian Mordeit Kais. Ferdinand II + 1637. Leopold (Deutschnmeister) + 1621. (Wischoff) + 1632.
Kais. Ernst + 1595.	Marimilian Mordeit Kais. Ferdinand III, verm. mit Jabella Maria, Tocht. Phil. III v. Spanien.
Kais. Rudolf II + 1612.	Ferdinand (IV) Kais. Leopold I + 1705, verm. mit + 1654. Marg. Theres v. Spanien.
Kais. Ernst + 1595.	Maria Antonia, Kais. Joseph I + 1711.
Kais. Rudolf II + 1612.	Kurf. Maximilian Emanuel verm. m. Franz Stephan v. Toscana, ausd. Hause Lothringen.
Kais. Ernst + 1595.	Kais. Joseph II + 1790. Kais. Leopold II + 1792.
Kais. Ernst + 1595.	Kais. Franz II + 1835, (als Erbkaif v. Oesterr.
Kais. Ernst + 1595.	Franz IV v. Modena.
Kais. Ernst + 1595.	Franz I seit 1804) Franz V. Erb.
Kais. Ernst + 1595.	Maria Luise, verm. an Napoleon I. Kais. Ferd. I Franz Karl. Karl Ludm.
Kais. Ernst + 1595.	(entsagte 1848)
Kais. Ernst + 1595.	Napoleon II, König von Rom, Herz. v. Reichstadt, + 1832.
Kais. Ernst + 1595.	Kais. Franz Joseph + 1848.
Kais. Ernst + 1595.	Ferd. Max.

Sammtafel des Hauses Wittelsbach in Bayern.

Tafel VII.

Otto I (III) von Wittelsbach, Herzog in Bayern † 1183.

Ludwig I, Pfalzgraf und Kurfürst, † 1231.

Otto II (IV) der Erlauchte † 1253.

Ludwig II der Strenge in Oberbayern u. Rheinpfalz † 1294.

Rudolf I in der Pfalz † 1319.
(der Stammtier)

Ludwig (IV), Kaiser, † 1347.

Geinrich XIII in Niederbayern † 1290.

Stephan.

Rudolf I
† 1327.
Rudolf II
† 1353.
Rupert I
† 1390.
(der Rothe).

Ludwig in Brandenburg u. Ober.
† 1361.

Stephan mit d. Kasse
in Landesh. u. Münch.
† 1376.

Ludwig
d. Römer Straub Holf.
† 1365.
Otto V † 1311.

Wibb. I in

Albert I in Otto VII, Kurf.
v. Brandenburg.
† 1379.

Geinrich XIV † 1339. Otto IV
† 1335.

Joßann I † 1340.

Rupert III, Kaiser,
† 1410.

Joßann
† 1443. Zweibr. † 1459.

Stephan
† 1443. Zweibr. † 1459.

Otto in
Mosbach.
† 1459.

Stephan II in
Zugosf. † 1413.

Friedrich in
Landesh. † 1392. Münch † 1397.

Joß. II in

Wibb. II, Albert II, Joßann
† 1399. † 1427.

Geinrich d. Gebartete
† 1447.

Ernst I Wibb. III
† 1435. † 1436.

Reiche † 1450. † 1438.

Ludw. d. Reiche. Albert III d. Fromme.
† 1479.

Ludw. d. Reiche. Albert III d. Fromme.
† 1479.

Ludwig d. Schwärze
zu Zweibr.
† 1489.

Friedrich I
† 1440. d. Siegreiche † 1448. u. Spoh. † 1480.
(der Hundsrücker.)

Ludwig IV
† 1440. d. Siegreiche † 1448. u. Spoh. † 1480.
(der Hundsrücker.)

Georg d. Reiche Albert IV d. Weise
† 1503. † 1508.

Zeittafel

oder

Zusammenstellung der Hauptbegebenheiten der deutschen
Geschichte nach einer dreifachen Abstufung.

Erster Zeitraum.

v. Chr.

113 Sieg der Cimbern und Teutonen über die Römer (bei Noreja).

102 Marius schlägt die Teutonen bei Aquä Sertia.

101 Marius schlägt die Cimbern auf der raudischen Ebene.

58 Cäsar besiegt den Ariovist.

50 wird das linke Rheinufer römisch.

15 wird das rechte Donauufer römisch.

12—9 des Drusus Feldzüge in Deutschland.

n. Chr.

4 die Eroberung West-Deutschlands durch Tiberius.

9 Armin's Sieg im Teutoburger Wald.

14—16 des Germanicus Feldzüge in Deutschland.

166—180 der markomannische Krieg.

200—300 die deutschen Völkerbündnisse.

375 Beginn der Völkerwanderung.

395 Theilung des römischen Reichs.

410 Alarich erobert Rom.

412 Stiftung des westgothischen Reichs.

429 Stiftung des vandalischen Reichs.

449 Stiftung der angelsächsischen Königreiche.

451 die Hunnenschlacht auf den catalaunischen Feldern.

476 Odoaker entthront den letzten römischen Kaiser.

Zweiter Zeitraum.

486 Gründung des fränkischen Reichs.

493 Gründung des ostgothischen Reichs.

568 Gründung des lombardischen Reichs.

687 Pipin von Heristal Majordomus.

732 Karl Martels Sieg über die Araber. — Bonifacius.

752 Pipin der Kleine, König der Franken.

771 Karl der Große Alleinherr der Franken.

772—803 Karl's Kriege mit den Sachsen.

800 Karl der Große römischer Kaiser.

814 Ludwig der Fromme.

843 der Vertrag zu Verdun: Deutschland ein selbstständiges
Reich.

Dritter Zeitraum.

Die Karolinger in Deutschland. 843—911.

843 Ludwig der Deutsche.

882 Karl der Dicke.

887 Arnulf.

899 Ludwig das Kind.

Die sächsischen Kaiser. 911—1024.

911 Konrad I.

919 Heinrich I der Vogler.

933 Heinrich schlägt die Ungarn bei Merseburg.

936 Otto der Große, römisch-deutscher Kaiser.

955 Otto der Große schlägt die Ungarn auf dem Lechfeld.

973 Otto II.

983 Otto III.

1002 Heinrich II der Heilige.

Die salisch-fränkischen Kaiser. 1024—1138.

1024 Konrad II.

1033 kommt Burgund an das deutsche Reich.

1039 Heinrich III.

1056 Heinrich IV.

1077 Heinrich IV zu Canossa. Gregor VII.

1099 Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer.

1106 Heinrich V.

1125 Lothar der Sachse.

Vierter Zeitraum.

Die hohenstaufischen Kaiser. 1138—1256.

1138 Konrad III.

1152 Friedrich I Barbarossa.

1160 Zerstörung Mailands.

1176 Friedrich's Niederlage bei Legnano.

1180 kommt Bayern an Otto von Wittelsbach.

1190 Heinrich VI.

1197 Philipp von Schwaben und Otto VI.

1215 Kaiser Friedrich II.

1241 Stiftung der Hanse.

1250 Konrad IV.

Fünfter Zeitraum.

Kaiser aus verschiedenen Häusern.

1256—1273 das Interregnum.

1273 Rudolf von Habsburg.

1291 Adolf von Nassau.

1298 Albrecht I von Österreich.

1308 der Schweizer Freiheitsbund.

- 1308 Heinrich VII von Luxemburg.
- 1314 Ludwig der Bayer.
- 1315 die Schlacht bei Morgarten.
- 1322 die Schlacht bei Ampfing.
- 1338 der erste Kurverein zur Aufrechthaltung der deutschen Nationalwürde.
- 1347 Karl IV von Luxemburg.
- 1348 Stiftung der Universität Prag.

1356 die goldene Bulle.

- 1378 Wenzel.
- 1386 Schlacht bei Sempach.
- 1388 der große Städtekrieg.
- 1400 Ruprecht von der Pfalz.
- 1410 Sigismund.

1414 das Concilium zu Constanz.

- 1415 Fuß verbrannt.
- 1420—1436 der Hussitenkrieg.

1440 Erfindung der Buchdruckerkunst.

- 1438 Albrecht II.
- 1441 Friedrich III.
- 1453 Einnahme Konstantinopels durch die Türken.
- 1477 Niederlage Karls des Kühnen bei Nancy.
- 1493 Maximilian I.

1495 der ewige Landfrieden.**Sechster Zeitraum.****1517 Anfang der Reformation in Deutschland.**

- 1519 Reformation in der Schweiz.
- 1520 Karl V.

1521 Luther auf dem Reichstag zu Worms.

- 1525 der Bauernkrieg.
- 1525 Preußen ein weltliches Herzogthum.
- 1526 das Torgauer Bündniß.
- 1529 die Protestanten auf dem Speyrer Reichstag.

1530 die Augsburger Confession.

- 1531 der schmalkaldische Bund.
- 1532 der Nürnberger Religionsfriede.
- 1536 Calvin in Genf.

1545—1563 das Concilium zu Trient.**1465 der schmalkaldische Krieg.**

- 1547 Schlacht bei Mühlberg.
- 1548 das Augsburger Interim.
- 1552 der Passauer Vertrag.

1555 der Augsburger Religionsfriede.

- 1556 Ferdinand I.
- 1564 Maximilian II.
- 1576 Rudolf II.

- 1608 die protestantische Union.
- 1609 die katholische Liga.
- 1612 Matthias.
- 1618 Anfang des 30jährigen Kriegs.**
 - 1619 Ferdinand II.
 - 1620 die Schlacht am weißen Berge.
 - 1623 Bayern erhält die pfälzische Kurwürde.
 - 1620 Schlacht bei Lutter am Barenberg.
 - 1629 das Restitutionsedict.
 - 1630 Gustav Adolf's Landung.
- 1631 Gustav Adolf's Sieg bei Leipzig.**
- 1632 Gustav Adolf's Tod bei Lützen.**
 - 1634 Niederlage d. Schweden bei Nördlingen; Wallenstein's Tod.
 - 1637 Ferdinand III.
- 1648 der westfälische Frieden.**

Siebenter Zeitraum.

- 1657 Leopold I.
- 1675 Schlacht bei Fehrbellin.
- 1679 Rymweger Friede. Verlust der spanischen Niederlande und der Franche-comté.
- 1681 Straßburg von Frankreich geraubt.
- 1683 Wien von den Türken belagert und von Sobiesky entsetzt.
- 1697 Friede zu Ryswik. Verlust des Elsasses.
- 1701 der spanische Erbfolgekrieg.**
 - 1705 Joseph I.
 - 1711 Karl VI.
 - 1711 Friede zu Raftatt. Oesterreichs Verlust der spanischen Erbfolge.
- 1740 Friedrich der Große. Maria Theresia.**
 - 1740—1742 Erster schlesischer Krieg.
 - 1740—1748 der österreichische Erbfolgekrieg.
 - 1742 Karl VII.
 - 1744—1745 Zweiter schlesischer Krieg.
 - 1745 Franz I.
- 1756 Anfang des siebenjährigen Kriegs.**
 - 1763 der Hubertsburger Friede.
 - 1765 Joseph II.
 - 1777 Bayern kommt an die pfälzische Linie.
- 1789 Ausbruch der französischen Revolution.**
 - 1790 Leopold II.
 - 1792 Franz II.
 - 1801 der Friede zu Lunéville. Verlust des linken Rheinufers.
- 1806 Auflösung des heil. römischen Reichs deutscher Nation.**

Achter Zeitraum.

- 1806 die Schlacht bei Jena.
- 1807 der Friede von Tilsit; Preußens Verlust.
- 1809 der Friede von Wien; Oesterreichs Verlust in Italien.
- 1810 Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht.
- 1812 der russische Feldzug.
- 1813 die Völkerschlacht bei Leipzig.** Deutschlands Befreiung.
- 1815 der zweite Pariser Friede.
- 1815 Stiftung des deutschen Staatenbundes.**
 - 1820 die deutsche Schlußacte.
- 1830 die Julirevolution in Frankreich** und ihre Wirkung in Deutschland.
 - 1835 der deutsche Zollverein.
- 1848 die Märzrevolution in Deutschland.** Abschaffung des Bundestags durch die deutsche Nationalversammlung.
 - 1849 Auflösung der deutschen National-Versammlung und Dämpfung der Aufstände.
- 1850 Rückkehr zum Bundestag.**
- 1853 der orientalische Krieg.**
 - 1856 der Friede von Paris.
- 1859 der italienische Krieg.** Der Züricher Frieden. Gründung des Königreichs Italien.

Bei demselben Verleger ist erschienen:

Die Geschichte der Welt vor und nach Christus,

mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker.

Für das allgemeine Bildungsbedürfnis dargestellt

von Dr. Heinrich Dittmar.

Bd. I. II. Geschichte der alten Welt. 5 fl. 20 fr. od. 3 Thlr. 6 Ngr.

III. IV. des Mittelalters. 6 fl. od. 3 Thlr. 18 Ngr.

V. VI. der neueren und neuesten Zeit. 6 fl. 40 fr. od. 4 Thlr.

Diese eben so gründliche als verständliche und anziehende Darstellung der Weltgeschichte, ist den Freunden geschichtlicher Lectüre durch zahlreiche competente Beurtheilungen aufs wärmste empfohlen worden (z. B. in der Allgem. Ztg., dem Literaturblatt, dem Repertorium der Lit., der Rhein. Monatsschrift, den Studien und Kritiken, herausg. von Ullmann und Umbreit, der evang. Kirchenztg., dem Pädag. Jahresbericht u. a. m.) und wird insbesondere auch Lehrern und Schülern zum Nachlesen beim Gebrauch dieser deutschen Geschichte gleich willkommen sein. — Zur Charakteristik derselben, diene folgendes Urtheil.

Die imposante Einseitigkeit des empfehlenden Urtheils in allen pädagogischen und anderen Zeitschriften verschiedenster Art gründet sich nicht nur auf die glückliche Auswahl, auf die sachgemäße Einteilung und zweckmäßige Gruppierung des reichen Inhalts — obgleich auch diese ihren Werth haben, sondern vielmehr auf den ernst wissenschaftlichen und doch zugleich milden und klaren Geist, auf die aus gründlichen Studien und sicherer Beherrschung des Materials entsprungene Tiefe und Wahrheit der Geschichtsauffassung, auf die sachlich treffende und zugleich schöne, belebende fesselnde Darstellung und auf die Reichhaltigkeit der stets im Auge behaltenen histor. Momente des gesammten Völkerlebens, seine materiellen, seine höheren und seine höchsten Interessen, die sämmtlich auf das einzig richtige Centrum bezogen und wie in ihrem Werthe an sich, so in Bezug auf ihre Förderung oder Hemmung des mächtigsten Aufschwungs der Völker gründlich und vielseitig beleuchtet werden.

Es ist dem Verfasser somit gelungen, in dieser neuen Ausgabe die in unseren Tagen doppelt werthvollen Eigenschaften einer nützlichen beschreibenden, wie einer angenehm unterhaltenenden, Geist und Herz veredelnden Lectüre zu vereinigen. Daher sei dieses Buch wiederholt auf das Lebhafteste den weitesten Kreisen der Leser unseres Volks und seiner Lehrer empfohlen!

Ferner: Namen- und Sachregister zu H. Dittmar's Geschichte der Welt.
1 fl. 12 fr. od. 20 Ngr.

Die Weltgeschichte

in einem leicht überschaulichen, in sich zusammenhängenden Umriss für den
Schul- und Selbstunterricht

von

Dr. Heinrich Dittmar.

Achte Auflage. fl. 1. 40 fr. od. Thlr. 1.

Geb. mit 6 Kupfern Thlr. 1. 10 Ngr.

Leitfaden der Weltgeschichte

für untere Gymnasialklassen oder lateinische Schulen, Real- und Bürgerschulen, Pädagogen und andere Anstalten

von

Dr. Heinrich Dittmar.

Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage.

54 fr. oder 16 Ngr.

H. Dittmar, Geschichte der römischen Welt. geb. 2⁴/₅ fl. oder 1³/₅ Thlr.

„ Geschichte der griechischen Welt. geb. 2⁴/₅ fl. oder 1³/₅ Thlr.

Atlas, historischer, nach Angabe von H. Dittmar, revid., neu bearb. und ergänzt von D. Völter. 3 fl. oder 1⁴/₅ Thlr.

I. Abtheilung: Atlas der alten Welt. 1¹/₅ fl. oder ²/₅ Thlr.

II. Abtheilung: Atlas der mittleren und neueren Geschichte.
1⁴/₅ fl. oder 1 Thlr. 4 Ngr.

Die Weltgeschichte im Ueberblick vom Christlichen Standpunkte.

von C. Gyth, Professor in Schöndal.

geb. 1 fl. 4 fr. od. 20 Ngr.

Entwicklungsgeschichte d. Menschheit,

besonders in ethischer Beziehung

von F. Ehrenfeuchter, Prof. in Göttingen.

1 fl. 45 fr. od. 1 Thlr.

Jeder, dem es darum zu thun ist, von dem universellen Plan und Zusammenhang der Weltgeschichte, — von den Ideen und Gesetzen, welche die verschiedenen Zeitalter beherrschen, und von dem höheren Ziele derselben eine klare Anschauung zu gewinnen, wird diese beiden geistvollen Schriften nicht ohne manche Bereicherung und Erweiterung seiner Ansichten aus der Hand legen.







FL
25.10
165

DD
89
D57
1863

Dittmar, Heinrich
Die deutsche Geschichte
5. verb. und verm. Aufl.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 09 18 05 12 002 3